Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. VI. Serie.

Heft 121—144.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1892.

HC30
S29
Ser.2
v.6

GENERAL

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
121.	**Diercks, Dr. Gustav,** Helgoland	1— 34
122.	**Meyer, Dr. Christian,** Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance	35— 68
123	**Hagmann, Prof. Dr.,** Die kulturhistorische Bedeutung Voltaires	69—106
124.	**Töpfer, Prof. Dr.,** Die Naturkräfte im Dienste des Menschen	107—138
125.	**Mielke, Dr. Hellmuth,** Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen	139—190
126.	**List, Dr. Karl,** Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild.	191—226
127.	**Löwy, Prof. Emanuel,** Lysipp und seine Stellung in der griechischen Plastik. Mit 17 Abbildungen	227—262
128.	**Achelis, Dr.,** Adolf Bastian	263—300
129.	**Schultheiß, Dr. phil. Guntram,** Das deutsche Nationalbewußtsein in der Geschichte	301—352
130.	**Mueller, Prof. Lucian,** Ueber die Volksdichtung der Römer	353—380
131.	**Goetz, Dr. Wilhelm,** Das nordische Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts, sonderlich im Hinblick auf das Schweizerhaus	381— 412
132.	**Bender, Hedwig,** Märtyrer des freien Denkens aus alter und neuerer Zeit	413—452
133	**Meyer, Prof. Hermann,** Die thierische Eigenwärme und deren Erhaltung	453—484
134.	**Trentlein, Prof. P.,** Geschichtliche Entwickelung des Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens in Deutschland	485—530
135.	**Meyer, Prof. Dr. Richard,** Das Färben und Bedrucken der Gewebe	531—550
136.	**Ballhorn, Rektor a. D.,** Der Zeus-Typus in seiner Ausgestaltung durch Phidias	551—594
137.	**Wlislocki, Dr. Heinrich von,** Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen	595—634
138.	**Reineck, Carl,** Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen. Mit einem Titelbilde in Lichtdruck	635—676

11915

Heft		Seite
139.	**Tarnuzzer, Dr. Chr.,** Falb und die Erdbeben	677—708
140.	**Kraepelin, Prof. Dr. K.,** Die Brutpflege der Thiere	709—734
141.	**Rettich, Dr. Heinrich,** Prisenrecht und Flußschiffahrt. Eine völkerrechtliche Studie	735—768
142.	**Rudio, Prof. Dr. F.,** Ueber den Antheil der mathematischen Wissenschaft an der Kultur der Renaissance	769—802
143.	**Metzger, Emil, Ingenieur,** Europäische Ansiedler in Niederländisch Ost-Indien	803—826
144.	**Zechlin, Dr., Direktor,** Amos Komenius	827—868

Helgoland.

Von

Dr. Guſtav Diercks
in Gr. Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Die von zahllosen Mythen und Sagen umwobene „Perle der Nordsee", der Gegenstand langer Kämpfe und vieler Unterhandlungen zwischen den Stämmen, Völkern und Mächten, denen im Laufe der Jahrtausende an dem Besitz dieses winzigen meerumrauschten Felsens gelegen war, ist endlich auf Grund des kürzlich zwischen England und Deutschland geschlossenen Abkommens von ersterem an letzteres abgetreten worden. Damit wird ein Wunsch erfüllt, den das deutsche Volk und seine Regierungen gehegt haben, seitdem der Einheitsgedanke verwirklicht, seitdem Deutschland eine Großmacht geworden ist und eine Flotte geschaffen hat, die die Küsten schützen, die Rechte der Deutschen auch zur See und in überseeischen Ländern vertheidigen soll.

Helgoland, das wenig mehr als einen halben Quadratkilometer mißt, hat durch seine günstige Lage, durch seine eigenartige Erscheinung, durch seine merkwürdigen Verhältnisse von jeher das Interesse aller derer in Anspruch genommen, die in seine Nähe gekommen sind und die benachbarten Küstenländer bewohnt haben. Aber es hat zugleich auch durch seine geheimnißvolle Vergangenheit und seine merkwürdigen geologischen Verhältnisse der Phantasie, der Fabelsucht und Mythendichtung früherer Generationen so reiche Nahrung gegeben, daß es heute zum Theil unmöglich ist, die geschichtliche Wahrheit von der Dichtung der alten Chronisten zu trennen. So übt das kleine

Stückchen Land denn nicht nur eine außerordentliche Anziehungskraft auf die besonders zum Romantizismus neigenden deutschen Touristen und Badegäste aus, sondern ist auch für den Naturforscher, den Historiker und Kulturhistoriker, ja selbst für den Politiker und den Juristen ein mit seiner Winzigkeit in gar keinem Verhältniß stehender ungemein interessanter und beinahe unerschöpflicher Studiengegenstand. Trotzdem beispielsweise das kleine Eiland der europäischen Welt seit einem Jahrtausend scheinbar ganz genau bekannt gewesen ist; trotzdem wir eine Fülle von Karten von der Insel haben, Karten, deren Angaben keinen Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit aufkommen zu lassen scheinen, so ist merkwürdigerweise diese Insel doch gerade für die Geologen und Geographen ein Räthsel und bietet ihnen zahlreiche Probleme, deren versuchte Lösungen sich zum Theil selbst heute noch diametral gegenüberstehen und einander ausschließen. Ebenso sehen sich die Geschichts- und Kulturgeschichtsforscher vor einer ungemein schwierigen Aufgabe, wenn sie einen klaren Ueberblick über die Geschichte der Insel zu erhalten wünschen. Die Verfassungen und die Rechtsverhältnisse, unter denen die Bewohner der Insel bisher gelebt haben, sind nicht minder unklar und so verwickelt, daß die scharfsinnigsten Juristen sich vergebens bemüht haben, sich in dem Chaos von Gesetzen zurechtzufinden, die der Theorie gemäß für Helgoland in Kraft stehen.

Diese Schwierigkeiten sind in der That so groß, daß wenn der Zufall uns nicht noch in Zukunft irgend welche vollständig zuverlässige Nachrichten über die frühere Größe und die Geschichte der Insel zugänglich macht, eine sichere Lösung aller auf Helgoland bezüglichen Streitfragen schwerlich jemals zu erzielen sein dürfte. Eine solche kann nach Maßgabe der vorhandenen Materialien auch in den folgenden Ausführungen nicht erstrebt werden, die nur den Zweck haben, dem Interesse entgegenzukommen, das an der nunmehr deutschen Insel bei allen Deutschen besteht, und

die hauptsächlich bestimmt sind, ein gedrängtes Bild der drei früheren Perioden der natürlichen, der politischen und der Kulturgeschichte der Insel zu geben.

Die Nachrichten, welche wir über die Geographie und die Bevölkerung der Küstengebiete des nördlichen Deutschland haben, reichen allerdings weit in das römische und griechische Alterthum zurück, sie sind aber zu dürftig und unbestimmt, um der Interpretation nicht den breitesten Spielraum zu gewähren. Welche Inseln die Karthager mit den Kassitoriden, Pytheas mit den Bernsteininseln, Ptolemäus mit den drei Sachseninseln gemeint haben, können wir nur vermuthen, nicht aber sicher feststellen. Für Helgoland lassen uns die ältesten Mittheilungen ganz im Stich, und erst Tacitus hat mit der in seiner Germania gegebenen Beschreibung jener Insel, die den Sitz des Herthakultus bildete, den mittelalterlichen und den neueren Geschichtsforschern Anlaß zu ungemein gelehrten Untersuchungen über die Frage gegeben, ob diese Herthainsel nicht mit dem rothen Felseneiland der Nordsee identisch sein könnte. Dieser Streit ist unentschieden geblieben, obgleich zahlreiche Argumente dafür sprechen, daß der „keusche Hain" der Hertha viel mehr auf Rügen oder anderen Inseln der Ostsee als auf denen der Nordsee zu suchen ist. Aber die phantasievollen Chronisten, und in diesem Falle noch mehr die Geographen und Kartographen des Mittelalters, haben das Ihrige dazu beigetragen, die Entscheidung in dieser Streitfrage zu erschweren, indem sie Helgolaud, um es den Berichten des Tacitus anzupassen, eine hundert und mehr Male größere Gestalt verliehen haben als es heute hat. Sie haben damit aber noch mehr Unheil angerichtet, indem sie die Streitfrage über die frühere Größe Helgolands, über seinen Zusammenhang mit dem Festlande und der cimbrischen Halbinsel aufgeworfen haben; zugleich sind damit im Anschluß an die zweifellose Thatsache, daß die Felseninsel stetig kleiner wird, die übertriebensten Besorgnisse hinsichtlich ihres

Verſchwindens von der Seeoberfläche erzeugt worden. Jene wenigen Worte des Tacitus über die Herthainſel, mit der Helgoland ſicherlich nicht das Geringſte zu thun hat, haben ſomit für die moderne Wiſſenſchaft dieſelbe Wirkung gehabt, die der kleine Kieſelſtein hat, der in ein ſtilles Waſſer geworfen wird: Die Inſel iſt der Mittelpunkt einer beinahe alle Wiſſenſchaften beſchäftigenden Unterſuchung und Litteratur geworden ohne daß dieſe jedoch im allgemeinen abſchließende und befriedigende Reſultate ergeben hätten.

Daß die Bodenverhältniſſe der frieſiſchen und ſchleswigholſteiniſchen Küſte ſich in hiſtoriſcher Zeit verändert haben, dafür liefern nicht nur die Berichte der Alten, ſondern zahlreiche andre Mittheilungen und in beſchränktem Maße ſogar die Beobachtungen der letzten Generationen den Beweis. Plinius ſpricht von 23 Inſeln, die der frieſiſchen Küſte vorgelagert waren, während wir heute nur neun kennen, von denen mehrere im Laufe des letzten Jahrhunderts noch um ein beträchtliches zuſammengeſchrumpft ſind und nur dank den koſtſpieligen Deichen und andren Schutzarbeiten vor dem Untergange bewahrt werden. Auch Sylt, Föhr und die andern Inſeln an der holſteiniſchen Küſte ſind Veränderungen unterworfen und nehmen die Aufmerkſamkeit ihrer Bewohner und der Behörden auf die Erhaltung der Schutzvorrichtungen gegen die Sturmfluthen und andere ſchädigende äußere Einwirkungen in hohem Grade in Anſpruch. Wie verheerend und umgeſtaltend die großen Sturmfluthen des verfloſſenen Jahrtauſends in der Südoſtecke der Nordſee und ihren angrenzenden Küſtenſtrichen gewirkt haben, können wir aus den geſchichtlichen Aufzeichnungen darüber mit ziemlich großer Sicherheit erſehen, wenngleich dabei manche Uebertreibungen mit untergelaufen ſein mögen. So ſollen 1216 beinahe 10 000 Menſchen auf Nordſtrand, Eyderſtedt und Dithmarſen umgekommen ſein, in einem andern Falle ſogar 400000. Im 13. und

14. Jahrhundert ſcheinen überhaupt ſehr viele große Sturmfluthen die Nordſeegebiete heimgeſucht zu haben, denen denn auch die bedeutendſten Veränderungen zugeſchrieben werden, wie die Lostrennung der Inſeln Sylt und Forn vom Feſtlande im Jahre 1362.

Die an dieſen Küſten entlang ziehenden ſtarken Strömungen können im Laufe der Zeit im Verein mit Stürmen und Sturmfluthen allerdings beträchtliche Veränderungen des Seebodens wie der in ihrem Bereich liegenden Inſeln und Geſtade erzielt haben. Auch die aus irgend welchen Gründen erfolgten Abweichungen der Meeresſtrömungen von ihrer gewöhnlichen Richtung mögen auf die Umgeſtaltung der Ländermaſſen eingewirkt haben. Wie wandelbar gerade der Boden dieſes Theiles der Nordſee iſt, dafür haben wir nun dieſer Tage einen neuen kleinen Beweis erhalten. Die Fiſcher von Hamburg, Glückſtadt und Cuxhaven glaubten in den letzten Wochen eine Abflachung des vor der Elbmündung gelegenen Theiles der Nordſee bemerkt zu haben, und dieſe Beobachtung haben theilweiſe nun die Ingenieure beſtätigt, welche das Kabel von Cuxhaven nach Helgoland auszubeſſern berufen waren. In den letzten Monaten iſt aber keine Sturmfluth zu verzeichnen geweſen, der man etwa dieſe an ſich zwar unbedeutende, aber immerhin wahrnehmbare Veränderung des Meeresbodens zuſchreiben könnte.

Daß in Anbetracht derartiger Erfahrungsthatſachen, wie ſie die Bewohner der Nordſeeküſten zu allen Zeiten haben beobachten können, die auf die einſtige räumliche Ausdehnung Helgolands bezüglichen Fabeln haben geſchaffen werden können, iſt leicht begreiflich. Daß es aber Fabeln waren, wenn frühere Chroniſten behaupteten, Helgoland ſei einſt mit der frieſiſchen Küſte verbunden, von Dithmarſen und Eyderſtedt nur ſo weit entfernt geweſen, daß eine Fähre zwiſchen dieſen Orten den Verkehr vermittelte, oder gar von der ſchleswig-holſteiniſchen Küſte nur durch einen ſo ſchmalen Kanal getrennt geweſen, daß ein darüber

gelegtes Brett als Brücke diente — verſteht ſich für die geſchichtliche Zeit von ſelbſt.

Hieran ſchließt ſich nun die Frage, ob die Inſel in hiſtoriſcher Zeit wirklich um ſo viel kleiner geworden iſt, als es nach der von dem königl. Däniſchen Mathematikus Johannes Meyer um 1650 hergeſtellten vergleichenden Karte von 800, 1300 und 1640 der Fall ſein müßte. Dieſe von Dr. Kaspar Dankwerth ſeiner Beſchreibung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein vom Jahre 1694 hinzugefügte Karte läßt die Inſel im Jahre 800 als ein großes Land mit vielen Häfen, Flüſſen, Wäldern, Tempeln, Burgen und Ortſchaften erſcheinen, deren Exiſtenz aus älteren Schriften erhellte. Gründliche Forſcher, namentlich Geologen, haben die Möglichkeit der auf dieſer Karte gezeigten Ausdehnung mit aller Beſtimmtheit in Abrede geſtellt, und zwar haben ſie ſich hauptſächlich darauf geſtützt, daß das heutige Helgoland, der rothe thonartige Keuperfels, ganz verſchieden iſt von den vielen Felſenriffen, welche als Ueberreſte des vermeintlichen früheren Landes die Inſel umgeben; daß der eigentliche Inſelkörper ſomit infolge einer vulkaniſchen Bewegung die ſehr viel jüngeren darüber gelagerten Kalk- und Kreidemaſſen durchbrochen hat. Die letztern ſind bei ſeite geſchoben worden und haben die Brünne gebildet, die Riffe nämlich, welche die Inſel umgeben, an denen das Meer ſeine Gewalt bricht und die auch die Annäherung an Helgoland ſo ſehr gefahrvoll machen. Daß der Inſelfelſen an Umfang eingebüßt hat, wird natürlich auch von Wiebel nicht geleugnet, deſſen geologiſche Forſchungen über Helgoland bis heute noch maßgebend ſind, nur beſchränkt er denſelben bis auf diejenigen Riffe, welche, im Norden und Weſten gelegen, das gleiche Geſtein aufweiſen, aus dem die Inſel beſteht.

Das ſchließt nun freilich nicht aus, daß auch die Umgebung der rothen Felsmaſſe früher in mehr oder minder großer Ausdehnung über den Meeresſpiegel hinausgeragt habe. Die

im Osten in ungefährer Entfernung von 1200 m vom helgoländer Unterlande gelegene Düne ist vielmehr der Beweis dafür, daß dies thatsächlich der Fall gewesen ist, denn die Düne ist bis zum Jahre 1711 nachweislich mit der Insel verbunden gewesen und der Ueberrest einer früher sehr ansehnlichen Sandinsel, deren Kern ein Kreidefelsen von mehr als 20 m Höhe bildete, die „Wittklipp", die weiße Klippe, deren alle älteren Beschreibungen von Helgoland ausdrücklich Erwähnung thun. Diese weiße Klippe wurde von Helgoländern, nachdem in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Haupteinnahmequelle derselben, der Heringsfang, plötzlich, vermuthlich wegen einer Veränderung der Meeresströmung, versiegt war, als Steinbruch benutzt und schließlich vollständig abgetragen. Die Düne verlor damit ihren Schutz und ihren Stützpunkt und wurde, nachdem am 1. November 1711 die Ueberreste der Wittklipp durch eine Sturmfluth beseitigt worden, durch eine weitere vom 31. Dezember 1720 von der Insel Helgoland getrennt. Zwar versuchte man in den folgenden Jahren die Verbindung wiederherzustellen, und bei Ebbe soll man die Landzunge noch bis 1730 haben überschreiten können, die Macht des Wassers war aber stärker, als die schwache Kraft der Menschen, die Meereswogen wuschen dieses Bindeglied vollständig fort. Die ununterbrochenen Klippenzüge, welche in der Längsrichtung der Düne nach Nordwesten die Fortsetzung derselben um das Dreifache ihrer Länge bis zu den äußersten Spitzen der Seehundsklippen markiren, haben möglicherweise in früherer Zeit die Grundlage für die an Größe Helgoland vielleicht übertreffende Zwillingsinsel gebildet. Zwischen diesen Klippenzügen und der Nordostseite der Insel liegt der einstige Nordhafen, der auch für tiefgehende Kriegsschiffe Raum bietet, während sich der Südhafen südlich von der früheren, die Insel und die Düne verbindenden Landzunge, zwischen der Ostseite von Helgoland und der Südspitze der Düne, dem Ade-Brunnen,

erſtreckt. Die Einfahrt in dieſen Hafen wird durch die Danskermann- und einige andre vereinzelte Klippen ſehr erſchwert. Hinter dieſem weitreichenden Gürtel von Klippen, Untiefen und Sandbänken fällt der Meeresgrund beinahe unvermittelt zu beträchtlicher Tiefe ab. Damit iſt aber zugleich auch die äußerſte Ausdehnung angegeben, welche die Inſel in geſchichtlicher Zeit gehabt haben kann, und wir könnten ihr danach allenfalls das Doppelte ihrer heutigen Größe, nicht aber das Hundertfache der Meyerſchen Karte von 800 zuſchreiben. Doch ſelbſt der Annahme der Möglichkeit ihrer Ausdehnung bis an die Danskermannklippe und den Fellebrunnen ſteht viel entgegen. Es ſei nur der eine Umſtand erwähnt, daß man in dem kleinen, am Fuße der öſtlichen ſchmalen Seite des Felſens theils angeſchwemmten, theils mühſam dem Meere abgerungenen Unterlande, das jetzt etwa 900 Meter im Umfang mißt, in beträchtlicher Entfernung von dem heutigen Strande und nahe an der Treppe, welche zum Oberlande führt, ſteinerne Palliſaden aufgefunden hat, die nur dem Zwecke gedient haben können, die Meereswogen abzuhalten. Es erhellt hieraus, daß dieſes Vorland früher ſehr viel kleiner geweſen iſt als jetzt, daß jeder Fuß Land dem Meere abgewonnen werden mußte, ſtatt daß dasſelbe vom Lande große Stücke abriß.

Was die Gefahr baldigen Verſchwindens der Inſel anbetrifft, ſo iſt dieſelbe nicht annähernd ſo groß, wie ſie meiſt geſchildert wird. Die Wetterſeite des gegenwärtig noch auf 3978 Meter Umfang berechneten Oberlandes, zu dem eine Treppe von 190 Stufen und ſeit 1885 auch ein Aufzug hinaufführt, iſt die nach Südweſten gerichtete, und ſie hat natürlich die meiſte Einbuße erlitten. Der Anblick, den ſie dem Beſchauer bietet, der ſie auf einer Rundfahrt um die Inſel vom Meere aus betrachtet, iſt denn auch ungleich anziehender als der der Nordoſtſeite. Das Geſtein iſt hier tief geſpalten und zerklüftet,

das Waſſer hat hier große Grotten ausgehöhlt, Felſenthore geſchaffen und wieder zerſtört, während die nordöſtliche Wand im Vergleich dazu beinahe glatt erſcheint, und doch iſt auch auf dieſer das bloßliegende Geſtein vollſtändig verwittert, und ſie verliert beinahe ebenſoviel als die Südweſtſeite. Allerdings ſind die zerſetzenden Urſachen nicht auf beiden Seiten die gleichen. Auf der ſüdweſtlichen übt hauptſächlich das Meer ſeine zerſtörende Kraft auf den Felſen aus und wäſcht allmählich die leichter löslichen Beſtandtheile ab; auf der Nordoſtſeite dagegen, die durch die Brünne der vorgelagerten Felſenriffe gegen die Wellen ungleich mehr geſchützt iſt, ſind es überwiegend die atmoſphäriſchen Einflüſſe, die das Geſtein zerſetzen, und zwar um ſo nachdrücklicher, als der Felſen ſich auch von Südweſten nach Nordoſten abdacht, ſo daß das den Boden benetzende Regenwaſſer auch nach dieſer Seite abfließt. Wäre die letztere in ihrem heutigen Zuſtande nur einige Jahrzehnte in gleicher Weiſe dem Anſturm der Wellen ausgeſetzt wie die andere Seite, ſo würde die Exiſtenz der Inſel allerdings in hohem Grade bedroht ſein. Wie morſch überhaupt das Geſtein der Inſel iſt, davon kann man ſich leicht überzeugen. Ein ſchwacher Schlag mit einem Hammer genügt oft, um größere Blöcke, die am Strande liegen, vollſtändig zu zertrümmern. Auch der Umſtand, daß die zerriebenen Steine unter einfacher Behandlung mit Waſſer zur Herſtellung von Terrakotten verwandt werden, ſpricht nicht gerade für ſeine Feſtigkeit.

Am meiſten bedroht iſt die Nordſpitze der Inſel, ſie verliert auch verhältnißmäßig am meiſten von ihrem Geſtein und weiſt an einigen Stellen auf beiden Seiten ſo tiefe Einſchnitte auf, daß ein Durchbruch hier früher oder ſpäter zu erwarten iſt. Dieſer Theil iſt auch ſtark untergraben.

Immerhin berechnet der jetzige Badearzt Dr. Lindemann auf Grund ſeiner genauen Meſſungen und Vergleiche mit denen

Wiebels, daß die Inſel, wenn nicht unvorhergeſehene Umſtände eintreten, die ihren Verfall beſchleunigen, mindeſtens 600 bis 700 Jahre den Wellen Widerſtand bieten kann.

Es iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß dieſem Verfall durch Menſchenkraft Einhalt gethan werden könnte, ſowohl auf der Inſel wie auf der Düne. Wenn ſelbſt eine ſo primitive Schutzwehr, wie ſie die Helgoländer mit ihrer ſchwachen Kraft an der Nordoſtſeite des Unterlandes 1864—66 geſchaffen haben, bis heute mit vollem Erfolg ſtandgehalten hat, ſo darf man wohl annehmen, daß die moderne Ingenieurwiſſenſchaft und Waſſerbaukunſt noch ganz andere Reſultate erzielen könnten.

Wenn die frühere größere räumliche Ausdehnung Helgolands geleugnet wird, ſo fällt damit auch die Möglichkeit der Identität dieſer Inſel mit der Herthainſel des Tacitus. Das Plateau der Inſel hat nur eine dünne Humusſchicht, und bei allen daſelbſt vorgenommenen Feldarbeiten, Tiefbauten und Unterſuchungen ſind keine Baumſtümpfe, Wurzelmaſſen oder andre Anzeichen einer ehemaligen Bewaldung aufgefunden worden. Bei den ewigen ſtarken Luftſtrömungen und Stürmen hätte ein Hain von alten Buchen oder Eichen dort nur im Schutze großer Mauern entſtehen können. Wir finden auch jetzt auf dem Oberlande größere Bäume nur im Schutze der eng aneinander gebauten Häuſer, alte, kräftig entwickelte Ulmen jedoch nur im Unterland, und zwar an der Treppe, die nach oben führt, alſo dicht an der Steinwand, ferner in der Bindfadenallee und an einigen andern Stellen, die den Winden wenig oder gar nicht ausgeſetzt ſind.

Der Herthakult aber war nach dem, was wir darüber wiſſen, an das Vorhandenſein alter Bäume, Quellen und Waldſeen gebunden, von denen auf Helgoland jedoch nicht die Rede ſein konnte, wenn man nicht den Untergang der bewaldeten Theile vorausſetzen will. Aber auch die Unterſuchungen des

Seebodens in der Nachbarſchaft der Inſel haben keine Spuren von dem Vorhandenſein untergegangener Wälder aufgewieſen.

Die erſten wirklich zuverläſſigen Nachrichten über die Inſel, nämlich die Adams von Bremen von ca. 1072 ſchildern dieſelbe als baumlos, wiſſen nichts von früherer Bewaldung, gedenken auch mit keiner Silbe des einſtigen Herthakults.

Der Name der Inſel hat bisher allen Verſuchen ſeiner Erklärung und Deutung Trotz geboten, und wie bei denen vieler andrer alter Ortſchaften ſind ſelbſt Mythen und Sagen geſchaffen worden, um denſelben zu erklären.

Der älteſte Name, unter dem Helgoland in der Litteratur des Mittelalters erſcheint, iſt Fosites oder Foſetesland, wenigſtens hat man guten Grund, die von Alkuin und von Biſchof Altfried ſo bezeichnete, „auf der Grenze zwiſchen den Frieſen und Dänen gelegene Inſel" für Helgoland zu halten. Dieſen Namen erhielt ſie, weil ſie der Sitz des heidniſchen Foſitekultus war, den die mittelalterlichen Erklärer natürlich mit dem Herthakult in Beziehung zu bringen, ja ſogar zu identifiziren ſuchten, indem ſie Foſite in Foſte, Foſeta, Foſta und ſchließlich in den Namen der römiſchen Veſta umgeſtalteten, die der nordiſchen Hertha entſprechen ſollte. Man kümmerte ſich dabei wenig darum, daß Foſite, den Jakob Grimm für den Forſeti der Edda hielt, und der von allen frieſiſchen Stämmen offenbar hoch verehrt wurde, ohne Zweifel eine männliche, Hertha dagegen eine weibliche Gottheit war. Foſite iſt nebenbei auch zum Enkel der Hertha gemacht worden, hauptſächlich wohl zu dem Zwecke, die Theſe aufſtellen zu können, daß der Kultus der Hertha im Laufe der Zeit auf ihren göttlichen Nachkommen übertragen worden iſt. Was wir über dieſen Kultus erfahren, läßt denſelben allerdings dem der Hertha ähnlich erſcheinen. Da iſt von einer Quelle die Rede, aus der nur ſtillſchweigend Waſſer geſchöpft werden durfte. Die heiligen Thiere, überhaupt alles, was zu dem Heiligthum gehörte, durfte nicht berührt werden.

Adam von Bremen, deſſen Beſchreibung von Helgoland keinen Zweifel darüber läßt, daß er dieſe Inſel im Auge hat, weil ſie der heutigen Erſcheinung derſelben beinahe ganz entſpricht, iſt der Hauptgewährsmann dafür, daß ſie mit dem Foſetisland identiſch iſt, denn er ſagt dies ausdrücklich, nennt die Inſel aber „Farria“ und ſtellt den Erklärern damit eine neue ſchwierige Aufgabe. Einige haben ſich zu helfen geſucht, indem ſie, nach Vorausſetzung eines Schreibfehlers, die Satzkonſtruktion verändert und Farria nicht auf Helgoland bezogen haben, weil dieſer Name ſonſt niemals wieder für die Inſel angewandt worden iſt. Andre haben dieſes Wort ſelbſt zu erklären verſucht und ſind dabei zu einer „Fährinſel“, zu einer „Schafinſel“, „Tanginſel“, „Schiffsinſel“ und andern noch weniger wahrſcheinlichen Ueberſetzungen gelangt.

Adam von Bremen theilt aber ferner mit, nach der Einführung des Chriſtenthums habe die Inſel den Namen Heiligland erhalten. Dieſe Schreibweiſe des Namens erſcheint dann neben mehr als einem Dutzend andrer als Helligenland, Helgenland, Hildigland, Hilgarland, Helgeland, Halegland, Halaglun ꝛc., bei mehreren älteren Schriftſtellern auch ſchon als Helgoland, während Heinrich von Ranzau in ſeiner Beſchreibung des cimbriſchen Cherſones im 16. Jahrhundert dieſe germaniſchen Namen lateiniſch mit insula sacra wiedergiebt.

Damit war und iſt den Sprachforſchern eine weitere große Aufgabe geſtellt worden. Erhielt die Inſel ihren Namen von einer männlichen oder weiblichen Perſönlichkeit, z. B. Helgo oder Hildgard, oder wurde ſie heiliges Land genannt?

Die Sage war ſchnell bei der Hand und berichtete von einem däniſchen König Helgo, der im 6. Jahrhundert in ſächſiſche Lande einfiel und ſich um die dortige Königin Oluſa bewarb, von ihr ſchnöde zurückgewieſen wurde, ſich dann ſchwer rächte und ſich mit ihr verband. Dieſes ſächſiſche Land ſoll

nun die Inſel Helgoland geweſen ſein und letztere dieſen Namen von dem König erhalten haben, der nach andern Sagen dann überhaupt dort geherrſcht hat.

Warum die Inſel andrerſeits den Namen der heiligen erhalten haben ſollte, iſt auch nicht leicht einzuſehen. In erſter Linie dachte man wieder an den Hertha-, dann an den Foſete-kultus, die dem Eiland bei den frieſiſchen Stämmen wohl das Beiwort heilig verſchafft haben können. Die Bekehrung der Einwohner der Inſel zum Chriſtenthum war dagegen wohl kein hinreichender Grund, ſie für heilig zu erklären, obgleich ſpätere Chroniſten ſie mit zahlreichen Kirchen und Klöſtern bedeckten und in neun Kirchſprengel eintheilten.

Mehr gerechtfertigt war der Name jedenfalls dadurch, daß ſie nicht nur bedrängten Schiffern eine Zuflucht bot, ſondern auch manchen Königen der Nachbarländer als ſolche gedient hat, überhaupt ſelbſt bis in die bewegten Zeiten der Mitte unſeres Jahrhunderts als eine Art Freiſtatt galt. Aber auch der von vielen alten Beſchreibern ausdrücklich erwähnte Umſtand, daß ſie einen Süßwaſſerquell beſaß, konnte, und vielleicht mit beſſerem Recht als irgend ein anderer, Veranlaſſung ſein, die Inſel für heilig zu erklären. Was für einen Werth eine Süßwaſſerquelle mitten im Meere hat, das werden die alten cimbriſchen, frieſiſchen, ſächſiſchen und normanniſchen Fiſcher und Schiffer wohl noch mehr zu würdigen gewußt haben, als die Seefahrer ſpäterer Zeiten und der Gegenwart.

Die Inſel hatte aber auch neben dem Namen der „heiligen“ den der „heiligen Urſula und ihrer 11000 Jungfrauen“. Wie ſie zu dieſer Ehre gekommen iſt, wiſſen die Chroniſten freilich ſehr einfach zu erklären, indem ſie verſichern, die engliſche Prinzeſſin ſei mit ihrer Mädchenſchar, deren Fußſpuren noch den Gläubigen ſpäter Zeiten auf der Inſel gezeigt wurden, auf ihrer Romfahrt nach Helgoland gekommen, aber allerdings ſo ſchlecht behandelt

worden, daß ſie bald wieder abgezogen ſei. Zur Strafe für das gottloſe Verhalten der Helgoländer habe Gott dann einen großen Theil ihrer Inſel vernichtet und viele Gegenſtände in Stein verwandelt. So erzählt der 1630 geſtorbene Pfarrer von Büſum, Neokorus, daß er noch „ein Endelin vom Waßlichte, welches tho Stene geworden, im Vorwharing“ habe. Da die Heiligengeſchichte die legendäre Geſtalt der heiligen Urſula in die Zeit der Hunnen verſetzt und ſie wie ihre 11 000 Jungfrauen von dieſen vor Köln vernichtet werden läßt, ſo erhellt hieraus, daß die Chroniſten ſich erſt ſehr ſpät des Beſuches dieſes großen Heeres von weiblichen Heiligen auf Helgoland erinnert haben.

Dankwerth und viele Andere haben den Namen auch von der Lage der Inſel und ihrer einſtigen vermeintlichen Zuſammengehörigkeit mit dem Feſtlande herleiten wollen, indem ſie ihn auf denſelben Wortſtamm wie die Halligen zurückgeführt haben. Dankwerth ſagt: „Halligland, das iſt ein Meer- oder Seeland, weil es in der See belegen, denn ſo werden heut noch bei uns Haliger diejenigen Waſſerländer benannt, ſo unbedeicht liegen.“

Beiläufig erwähnt ſei ſchließlich noch, daß auch ein Theil von Norwegen in alten Zeiten mit Helge- oder Haldgaland bezeichnet, die Norweger aber gelegentlich Söhne der Helgoländer genannt wurden.

Die Bevölkerung der Inſel iſt überwiegend frieſiſch, hat ſich aber offenbar nicht entfernt ſo rein und unvermiſcht erhalten, wie ſie ſelbſt von ſich behauptet. Ein einheitlicher Typus iſt heute kaum zu bemerken, die Haarfarbe variirt zwiſchen Hellblond und dem tiefſten Schwarzbraun, die Farbe der Augen zwiſchen Blau, Grau, Braun in allen Schattirungen. Die hieraus erhellende Miſchung dürfte allerdings in älteren Zeiten erfolgt ſein, da in den der Gegenwart näher liegenden erwieſenermaßen ſtreng auf Erhaltung der Stammesreinheit gehalten, die eheliche Verbindung der Helgoländer und beſonders der Helgoländerinnen mit Fremden

als ein Verbrechen gegen das kleine Vaterland und die Landsleute betrachtet wurde. So durfte denn auch ein Fremder, der einer Helgoländerin die Ehe verſprochen hatte, die Inſel nicht verlaſſen, ſondern wurde in den Stammverband aufgenommen; anderſeits durfte kein Ausländer Bürgerrecht erlangen, wenn und ſo lange er nicht mit einer Helgoländerin verheirathet war.

Wie überall ſind in neueſter Zeit allerdings auch auf Helgoland, beſonders ſeitdem es ein vielbeſuchter Badeort geworden iſt, die alten Sitten, Gebräuche, Trachten verſchwunden und mit ihnen die alten Geſetze in Vergeſſenheit gerathen. Das ſtarke numeriſche Ueberwiegen des weiblichen Geſchlechts über das männliche hat überdies dazu beigetragen, daß manche Helgoländerin an der Seite eines fremden Gatten oder im Dienſt einer vornehmen Dame die Inſel verläßt.

Wie verſchwägert die 1881 auf 2001 Perſonen, nämlich 1084 weibliche, 917 männliche, bezifferte Geſamtbevölkerung der eingebornen Helgoländer iſt, erhellt wohl am deutlichſten aus einem Blick in das diesjährige Adreßbuch. Dasſelbe enthält im ganzen 552 Namen, und zwar vertheilt auf 134 verſchiedene Familiennamen. Es erſcheint aber der Name Aenckens 22, Bartz 11, Bock 11, Bother 15, Dreyer 11, Franz 10, Friedrichs 32, Haas 11, Hamckens 10, Hornsmann 13, Kröger 11, Krüß 18, Lorenzen 12, Michels 11, Nickels 9, Ohlſen 11, Ohlrichs 9, Ralfs 9, Reimers 11, Rickmers 28 mal. Dieſe 21 verſchiedenen Namen vertheilen ſich auf 290 Familien, d. h. bei weitem die größere Hälfte der ganzen Bevölkerung, während die kleinere Hälfte, 262 Familien, 113 verſchiedene Namen aufweiſt.

Trotz dieſer eigenthümlichen Verhältniſſe iſt die Helgoländer Bevölkerung im ganzen eine recht kräftige. Das Mittelmaß wird ſelten überſchritten, und zwar nur bei den Männern; die Frauen ſind vielmehr durchweg klein, ſchmächtig, von ſehr zarter

Geſtalt, ſehen vielfach bleichſüchtig und krank aus, was dem Umſtande der im allgemeinen ſehr frühen Verheirathung und dem ihrer ſchweren Arbeit zuzuſchreiben iſt; ſie ſind jedoch trotzdem im allgemeinen ſehr zäher, widerſtandsfähiger Natur und erreichen ein hohes Alter. Die Männer beſchäftigen ſich ausſchließlich mit Fiſchfang und Schiffahrt; die Frauen dagegen beſorgen nicht nur die Hausarbeit, ſondern auch die des Feldes, die Zubereitung der Fiſche zum Verſand und zum Trocknen, die Ausbeſſerung der Netze und dienten in früherer Zeit auch dazu, die ſchweren Laſten der Fiſche, der Lebensmittel und Waren auf das Oberland zu tragen.

Ueber den Charakter gehen die Meinungen der Fremden ſehr auseinander. Im allgemeinen iſt er dem der übrigen Frieſen gleich, nur daß er ſich auf dieſem Inſellande urſprünglicher und reiner erhalten hat als auf dem Feſtlande. Der Helgoländer erſcheint rauh und unfreundlich, iſt aber treu und zuverläſſig, gegen den Fremden allerdings wortkarg und mißtrauiſch. Er gilt als verſchmitzt ſelbſtſüchtig und habgierig; ſeine dürftigen Erwerbsquellen, ſein ſpärlicher Verdienſt zwingen ihn jedoch, überall ſeinen Vortheil ſo weit wahrzunehmen, als es ſich mit dem Geſetz verträgt. Diebſtahl gilt als ein höchſt verächtliches, gemeines Verbrechen und ſoll unter den Inſulanern ſehr ſelten vorkommen; ein Gefängniß hat auf der Inſel in neueſter Zeit nie exiſtirt. Stolz auf ſeinen cimbriſchen oder altfrieſiſchen Urſprung, von unbegrenztem Freiheitsdrang beſeelt, will er von Rangunterſchieden, von einem Dienſtverhältniß nichts wiſſen. Dienſtboten ſollen daher zu Anfang der Periode, in der der Fremdenverkehr ſehr ſtark wurde, vom Feſtlande hinübergeholt ſein, jetzt indeſſen ſcheinen die Mädchen der ärmſten Klaſſen der Bevölkerung es doch für vortheilhaft genug zu erachten, ſich in den Penſionshäuſern zur Bedienung der Badegäſte zu vermiethen.

Zur See iſt der Helgoländer von einem an Tollkühnheit

grenzenden Muth; er ſcheut keine Gefahr, ſelbſt wenn ſie beinahe ſicheren Tod droht; auf dem feſten Lande dagegen gilt er als vorſichtig, da der Begriff feig, der in dieſem Falle von oberflächlichen Beurtheilern oft vorſchnell auf ihn angewandt wird, wahrlich nicht für ihn paßt. Das Meer, und nicht das Land, iſt ſein Lebenselement, und wenn er nur in dieſem alle ſeine Fähigkeiten zu voller Entwickelung bringt, ſo iſt das ganz natürlich. Wie alle Fiſcher und Schiffer liebt er ſtarke Getränke und leiſtet in ihrem Genuß Bedeutendes, ohne dabei jedoch wie der Südländer händelſüchtig und gefährlich zu werden; ſein natürliches Phlegma tritt auch im Rauſch zu Tage.

Sein Lokalpatriotismus iſt unbegrenzt; der Helgoländer hängt mit inniger Liebe an ſeinem kleinen Vaterland und kehrt immer wieder dorthin zurück, wenn er ſelbſt im Auslande ein beſſeres Los haben könnte. Dagegen wird ihm vorgeworfen, daß er für ſeine Herren keine Liebe hegt. Es hängt dies mit der Geſchichte ſeiner Inſel und mit dem obenerwähnten Freiheitsſinn zuſammen. Die Helgoländer haben ſich, ſelbſt in den Zeiten ihrer Abhängigkeit, doch immer ſelbſt regiert, und die fremden Beſitzer der Inſel haben die Eigenart der Bewohner derſelben auch immer reſpektirt und an ihrer republikaniſchen Selbſtverwaltung ſelten gerührt. Die fremden Regierungen haben andrerſeits für die Inſel ſelbſt immer ſehr wenig gethan, dieſe nur für ihre Sonderzwecke benutzt, hauptſächlich als Stützpunkt für ihre Unternehmungen zur See, für ihre Kriege, als Zufluchtsſtätte im Unglück, als Stapelplatz für ihre Waren.

Den klugen, ſcharfbeobachtenden Helgoländern iſt das Alles nicht entgangen, und es iſt nicht zu verwundern, daß ſie für die Dänen, die Schleswiger, die Hanſeaten, die Engländer niemals Liebe gewonnen, an ihren Schickſalen nie Antheil genommen haben. Sie verlangen nur, ihre alten Rechte und Freiheiten unangetaſtet zu erhalten, im übrigen iſt es ihnen völlig gleich-

gültig, zu welchem Lande ſie gezählt werden. Mit Indifferentismus ſehen ſie denn auch jetzt den Beſitzwechſel ſich vollziehen, dem ihre Inſel und ſie ſelbſt ohne ihr Zuthun unterworfen werden. Von der deutſchen Regierung wird es abhängen, ob ſie ſich die Liebe und Anhänglichkeit der ſelbſtbewußten Helgoländer erwerben kann und wird.

Die Mädchen und Frauen neigen zum Frohſinn, ſind gutherzig und hülfsbereit, ordnungsliebend, fleißig und ſparſam.

Die Sprache der Helgoländer wird von dieſen ſelbſt als „hollunder“ bezeichnet, und iſt von Ausländern meiſt für eine Miſchung von Däniſch, Deutſch, Plattdeutſch und Engliſch gehalten worden. Obgleich aus allen dieſen Sprachen wohl einzelne Worte in das hollunder aufgenommen ſein mögen, ſo iſt ſie als ganzes doch kein Miſchprodukt, ſondern die direkte Nachkommin des Altfrieſiſchen, das ſich auf dieſer rings vom Meer umgebenen Inſel beinahe unverändert erhalten hat. Für die Schrift wird es ſelten benutzt, für dieſe dient das Hochdeutſch, das ziemlich rein geſprochen wird und deſſen jeder Helgoländer mächtig iſt, während das Engliſche nur Denen bekannt iſt, welche als Matroſen oder in andrer Thätigkeit lange unter Engländern gelebt haben. Die herrſchende Münze iſt in dieſem Jahrhundert die hamburgiſche, ſeit 1891 die deutſche geweſen.

Die älteſte Geſchichte der Inſel iſt völlig ſagenhaft; die erſten zuverläſſigen Nachrichten finden ſich in den Lebensbeſchreibungen der chriſtlichen Miſſionäre und Biſchöfe, welche in frieſiſchen Landen den heidniſchen Glauben auszurotten ſuchten und dieſe Aufgabe auch auf Helgoland zu erfüllen bemüht waren. Daß dieſe Inſel damals, wie die ſehr lückenhaften und ungenauen Angaben der Chroniſten jener und ſpäterer Zeit vermuthen laſſen, der Herrſcherſitz der frieſiſchen Könige geweſen, iſt mehr als unwahrſcheinlich. Mit einiger Sicherheit kann man nur annehmen, daß König Radbod, deſſen Tod in das Jahr 718 fällt,

dort längere Zeit anweſend geweſen iſt, wenngleich die Schlöſſer und Burgen, welche als ſeine hauptſächlichſten Reſidenzen bezeichnet und auf den älteſten Karten nach Helgoland verlegt werden, wohl ſchwerlich dort exiſtirt haben.

Die erſten Bekehrungsverſuche wurden auf Helgoland von den Sendboten des Erzbiſchofs Wilfrid von York Wigbert und Willibrord gegen Ende des 7. Jahrhunderts angeſtellt. Es gelang denſelben auch, einen Theil der Helgoländer zu taufen und die Heiligthümer des Foſete zu zerſtören, König Radbod, der ſich vor Pipin von Heriſtall nach einer 692 erlittenen Niederlage nach Helgoland zurückgezogen hatte, weigerte ſich jedoch, die Taufe an ſich vollziehen zu laſſen, als er auf Befragen hörte, daß ſeine Vorfahren in der Hölle wären, er mit ihnen ſomit nach ſeinem Tode nicht zuſammen ſein könnte. Die vollſtändige Bekehrung der Helgoländer zum Chriſtenthum wurde erſt um 785 von dem Biſchof von Münſter Liudger bewirkt. Für die nächſten Jahrhunderte verſchwindet die Inſel vollſtändig aus dem hiſtoriſchen Geſichtskreis, bis der 1072 verſtorbene Adam von Bremen in ſeiner historia ecclesiastica die erſte wirklich zuverläſſige Beſchreibung von Helgoland giebt, die bei ihrer Wichtigkeit für die Kenntniß der Inſel in jener Zeit hier in der Ueberſetzung folgen mag:

„Der Erzbiſchof," nämlich Adalbert von Hamburg 1043 bis 1072, „ordinirte für Fünen den Eilbert, welcher, von Seeräubern gejagt, die Inſel Farria, die in weiter Entfernung von der Mündung der Elbe im Meere verborgen liegt, zuerſt wieder aufgefunden und durch Errichtung eines Kloſters daſelbſt bewohnbar gemacht haben ſoll. Dieſe Inſel liegt dem Lande Hadeln gegenüber. Ihre Länge beträgt kaum 8, ihre Breite 4 Milliarien, und ihre Einwohner benutzen Streu und Schiffstrümmer zur Feuerung. Es geht die Sage, daß Seeräuber, wenn ſie auch nur die geringfügigſte Beute von dort mit-

genommen haben, entweder bald durch Schiffbruch umgekommen oder von irgend Jemand erſchlagen worden ſeien; keiner ſei unbeſchadet heimgekehrt. Deshalb pflegen die Seeräuber den dort lebenden Eremiten mit großer Ehrfurcht Zehnten von ihrer Beute darzubieten. Dieſe Inſel iſt nämlich ſehr fruchtbar an Feldfrüchten, ſehr reich an Geflügel und nährt Weidevieh; ſie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von den rauheſten Felſen eingeſchloſſen, hat nur einen einzigen Zugang, wo auch ſüßes Waſſer iſt, ein allen Schiffern, beſonders aber den Seeräubern ehrwürdiger Ort. Daher hat ſie denn auch den Namen Heiligland erhalten. Wir wiſſen, daß ſie, im Grenzbezirk der Dänen und Frieſen gelegen, im Leben des Heiligen Willibrord Foſetisland benannt iſt. Es giebt auch noch andere Inſeln gegen Friesland und Dänemark hin, aber keine von ihnen iſt ſo merkwürdig.

Die Weſtſee .... berührt gegen Mittag die Frieſen mit demjenigen Theile der Sachſen, welche zu unſerm hamburger Sprengel gehören. (In dieſem Meere liegt die kleine Inſel Heiligland, von welcher oben die Rede geweſen iſt.)“

Mit den hier erwähnten Seeräubern ſind zunächſt wahrſcheinlich die Normannen gemeint, denen damals Helgoland entweder gehört hat oder die dasſelbe als Stützpunkt für ihre kühnen Seefahrten benutzten. Aber auch in den nächſten Jahrhunderten, aus denen wieder keine Nachrichten vorliegen, wird Helgoland wohl hauptſächlich von Seeraub gelebt haben; jedenfalls finden wir zu Ende des 14. Jahrhunderts dort die Vitalienbrüder oder Lekendiler (Gleichtheiler) und unter ihnen Klaus Störtebeker vor, der mit ſeinen Freunden die Hanſeaten gehörig brandſchatzte, ihre Schiffe plünderte, dafür dann freilich 1402 von den Hamburgern hingerichtet wurde. Alle Schiffahrt treibenden Völker des nördlichen Deutſchlands ſcheinen gegen die verwegenen Seeräuber Krieg geführt zu haben; 1356 hatte ſich dann Dänemark der

Inſel Helgoland bemächtigt und daſelbſt eine Burg zum Schutze der jene gefährliche Gegend befahrenden Kauffahrer errichtet. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde die Inſel vorübergehend an Hamburg verpfändet, und von jener Zeit an beginnen die Streitigkeiten zwiſchen Dänemark, den Hanſeaten und den Herzögen von Schleswig-Holſtein um ihren Beſitz. Die Letzteren hatten ein Anrecht darauf erhalten durch die Schenkung, die König Chriſtian I. von Dänemark mit Helgoland 1470 an die Domkirche von Schleswig „zu ewigem Beſitz" gemacht hatte. Dieſes Beſitzrecht ging bald auf die Herzöge von Schleswig über, die auf Helgoland um 1495 Zollhäuſer bauten. Hiergegen proteſtirten hauptſächlich die Bremer, indem ſie behaupteten, Helgoland ſei frei wie das Meer, in dem es gelegen iſt, die Bremer hätten dort ſeit unvordenklichen Zeiten ihre Faktoreien. Herzog Friedrich erklärte dagegen, ſeine Vorfahren hätten die Inſel ſeit 755 Jahren beſeſſen, und es ſei unſtreitig und von allen Geographen erwieſen, daß Helgoland für ewige Zeiten zum Herzogthum Schleswig gehöre; er ließ das bremiſche Zollhaus verbrennen und ein eigenes errichten. Die Bremer zögerten nicht, ſich dafür zu rächen, verbrannten ihrerſeits 1497 wieder die herzoglichen Zollhäuſer und ſonſtigen Gebäude, nahmen die Geſchütze weg und ſetzten ſich wieder auf der Inſel feſt. Im nächſten Jahre aber erſchien Jarth Nielſen mit ſchleswigſchen Truppen und ſchlug die Hanſeaten aus dem Felde.

1517 machte der unter dem Namen der „lange Peter" bekannte Seeräuber Helgoland zu ſeinem Hauptquartier und beunruhigte von dort aus die Befahrer der Nordſee. Die Helgoländer erlitten bald darauf eine ſchwere Einbuße, denn während 1530 noch 3000 Menſchen auf der Inſel vom Heringsfang gelebt haben ſollen, hörten die Heringszüge plötzlich ganz auf — weil, wie die Sage berichtet, der alte Beſchützer der Fiſcherei, das geſchnitzte Bild des heiligen „Tiets", bei einer dem Heringsfang vorauf-

gehenden Prozeſſion durchgeprügelt worden war; und weil bei andrer Gelegenheit ein altes Weib die Heringe, welche durchaus ſelbſt die Treppe nach dem Oberlande hatten erklimmen wollen, mit Ruthen geſtrichen hatte. Beide Vergehen nahmen die Heringe, welche ſeit alten Zeiten in das Wappen von Helgoland aufgenommen worden waren, ſo übel, daß ſie nie wieder dorthin zurückkehrten.

Um dieſelbe Zeit, 1539 nämlich, wurde Helgoland mit Genehmigung des Herzogs von Schleswig von dem König von Dänemark mit Truppen beſetzt, mit einer Batterie verſehen und ſonſt befeſtigt, um als Schutz gegen den Pfalzgrafen Friedrich zu dienen, der die Dänen mit Krieg überzogen hatte. 20 Jahre ſpäter verfolgten dann die Dithmarſen einen Verbrecher, der ſich nach Helgoland geflüchtet hatte, dorthin und erſchlugen ihn in der Kirche, wo er Schutz geſucht hatte. Herzog Adolf von Schleswig benutzte dieſen Anlaß, um im Verein mit dem däniſchen König über die Dithmarſen herzufallen und ihr Land zu erobern.

Da die Helgoländer, ſeitdem ſie mit dem Ausbleiben der Heringe ihren Lebensunterhalt verloren hatten, im Seeraub, namentlich aber in der ziemlich rückſichtsloſen Handhabung ihres „Strandrechts“ einen Erſatz ſuchten und dadurch die benachbarten großen Handelsplätze ſehr ſchädigten und zu Reklamationen gegen die Herzöge von Schleswig zwangen, die an den „Einnahmen“ der Helgoländer auch in bedeutendem Maße partizipirten, ſo ſahen ſich die Herzöge doch ſchließlich gezwungen, im Jahre 1584 das Strandrecht der Helgoländer etwas einzuſchränken. Sie mußten Letzteren allerdings dafür bald darauf weitere bürgerliche Freiheiten gewähren, ſo daß die Inſelbewohner, obgleich immer unter ſchleswigſcher Oberhoheit ſtehend, doch beinahe ganz unabhängig lebten. 1615 ſcheint dann die Peſt auf Helgoland furchtbar gewüthet zu haben, denn die Bevölkerungsziffer ſinkt in dieſem Jahre auf 200 herab. 1670

wurde den Hamburgern gestattet, an Stelle der Laterne, die bis dahin des Nachts angezündet worden war, um den Schiffern als Merkmal zu dienen, eine „Feuerblüse", einen Leuchtthurm zu errichten, dessen Fundamente heute noch vorhanden sind.

1684 bemächtigten sich die Dänen Helgolands, gaben dasselbe jedoch schon im Frieden von Altona an den Herzog von Gottorp zurück, nahmen es aber 1714 nach kurzem Bombardement von neuem, um es dann bis zum Jahre 1807 zu behalten. Am 5. September dieses Jahres erschien eine englische Flotte vor der Insel und besetzte dieselbe ohne ernstlichen Widerstand des dänischen Gouverneurs. Während der von Napoleon zur Schädigung der Engländer angeordneten Kontinentalsperre nahm Helgoland nun einen riesigen Aufschwung, denn es wurde zum Stapelplatz für alle Waren, welche zwischen England und Nordeuropa ausgetauscht wurden, und seine Bewohner betrieben einen außerordentlich einträglichen Schleichhandel.

Erst durch den Kieler Vertrag ging 1814 Helgoland förmlich in den Besitz Englands über, das 1810 daselbst den neuen Leuchtthurm bauen ließ und im Laufe dieses Jahrhunderts die Insel mit sehr vielen der Schiffahrt dienenden Einrichtungen versehen hat. Eigentlichen Nutzen hatten die Engländer von diesem Besitz nur im Jahre 1855, in dem sie die in Deutschland für den Krimkrieg geworbenen 4000 Rekruten heimlich nach Helgoland überführen und dort ausbilden ließen.

1868 hoben sie zwar die alte Helgoländer Verfassung und Verwaltung ganz auf, verliehen ihren Gouverneuren völlig unumschränkte Gewalt, doch diente diese Maßregel eigentlich nur dazu, die Helgoländer gegen sich selbst zu schützen, denn die Zwistigkeiten der aus Eingebornen bestehenden Behörden untereinander drohten Unruhen zu erzeugen und die Interessen der zu einem beliebten Badeorte gewordenen Insel empfindlich zu schädigen. Mit der verfügten Neuerung wurde die Freiheit und

Unabhängigkeit der Helgoländer jedoch so wenig eingeschränkt, daß letztere vielmehr seitdem kaum etwas von einer fremden Regierung merkten.

Die Lage Helgolands inmitten des Meeres, die Abgeschiedenheit der Insel von dem Leben und Treiben des Festlandes sind die Erklärungen dafür, daß sich auf diesem baumlosen kleinen Felseneiland viele Einrichtungen, Sitten und Gebräuche alter Zeiten und früherer Kulturen bis in unsere Zeit erhalten haben und das Interesse aller Derjenigen fesseln, die gewohnt sind, die Kulturerscheinungen der Gegenwart in ihrem ursächlichen Zusammenhange mit denen früherer Perioden zu betrachten.

Von einer eigentlichen Kulturgeschichte kann für Helgoland nicht die Rede sein, denn die Lücken sind hier noch größer, als in der politischen und natürlichen Geschichte der Insel. Wir sind auf die dürftigen Einzelheiten angewiesen, die uns die früheren Chronisten beiläufig über das Leben der Helgoländer mittheilen, und auf das, was vertrauenswürdige Reiseschriftsteller des verflossenen Jahrhunderts über die Sitten der Insulaner mittheilen.

Aus vorhistorischer Zeit sind keine Ueberreste erhalten, denn wenn auch in einigen der auf dem Oberlande vorhanden gewesenen Grabhügel Urnen, Knochen und andre Dinge gefunden sein sollen, so hat doch offenbar Niemand auf dieselben geachtet. Ein auf dem Moderberg, der Südspitze des Oberlandes, 1845 geöffnetes Grab hat außer einem zwischen zwei Gipsplatten vorgefundenen Skelett nichts Besonderes ergeben. Man glaubte in diesem Grabe das des Königs Radbod erblicken zu dürfen; diese Annahme ist aber durch die neuesten Geschichtsforschungen hinfällig geworden, denen zufolge der genannte König auf dem Festlande gestorben sein soll.

Einige alterthümliche Münzen dürften aus den Gräbern

des alten jetzt längst untergegangenen Kirchhofs herrühren. So bleiben denn nur die „Sapskuhlen", drei jetzt verschüttete Cisternen des Oberlandes, als Zeugen der Thätigkeit der alten cimbrischen oder friesischen Bewohner übrig und bestätigen, was wir auch sonst überall auf der Insel bemerken, daß das Regenwasser sorgfältig gesammelt wurde, um zum Trinken und Kochen zu dienen. Diese Cisternen erschüttern auch die von den ältesten Chronisten aufgestellte Behauptung, daß die Insel das Heiligthum der Hertha gewesen ist und eine Süßwasserquelle gehabt hat. Allerdings erwähnt auch Adam von Bremen das Vorhandensein derselben und begründet damit die Benennung der Insel als Heiligenland. Alle in neuerer Zeit vorgefundenen Quellen enthalten jedoch Brackwasser, nur für die Düne haben sich die Traditionen von Süßwasserquellen immer erhalten. Der Salzgehalt mehrerer im Unterlande vorhandener Quellen ist freilich nicht groß, und es ist nicht ausgeschlossen, daß es früher unter andern Bodenverhältnissen noch geringer gewesen ist, so daß das Wasser derselben getrunken werden konnte.

Von alten Bauten sind keine Spuren vorhanden; die neueren bekunden, wie die andrer friesischer Ortschaften, das Bestreben der äußersten räumlichen Beschränkung und der entsprechenden Ausnutzung des vorhandenen Raumes. Zugleich zeugen selbst die ärmlichsten Hütten von der Ordnungsliebe, der Reinlichkeit und der Wirthschaftlichkeit ihrer Bewohner. Eine den ältesten Straßen des Oberlandes anhaftende Eigenthümlichkeit ist die, daß die Thüren der Häuser nur nach Süden angebracht sind, derart, daß diese Straßen also nur auf einer Seite Eingänge in die Häuser haben. Diese Erscheinung wird auf eine entsprechende Gewohnheit der Normannen zurückgeführt, sie dürfte indessen wohl eher in klimatischen und atmosphärischen Ursachen ihren Grund haben. Daß die ältesten Häuser nur einstöckig, daß die Straßen sehr eng sind und im Oberlande

wie im Unterlande hauptſächlich in der Richtung von Oſt nach Weſt laufen, iſt ebenfalls auf natürliche Urſachen, auf die ſtete ſtarke Luftſtrömung und die Richtung der vorherrſchenden Winde zurückzuführen.

Die Liebe der Helgoländer für Blumen, namentlich für Roſen, die in dem ſehr gleichmäßigen Seeklima der Inſel prachtvoll gedeihen, äußert ſich in der Anlage der kleinen Gärtchen, die in den älteren Theilen des Oberlandes bei allen Häuſern zu finden ſind.

Daß die Thätigkeit der männlichen Bevölkerung Helgolands ſeit den früheſten Zeiten auf Fiſchfang und Seefahrt gerichtet geweſen ſein muß, verſteht ſich beinahe von ſelbſt. Adam von Bremen beſtätigt allerdings die Nachricht, daß die Helgoländer auch Ackerbau und Viehzucht getrieben haben. Dies kann, ſoweit unſre Kenntniß von der Bodenbeſchaffenheit der Inſel reicht, nur auf dem räumlich ſehr beſchränkten, heute 1792 Meter Länge, 660 Meter Breite meſſenden Oberlande geſchehen ſein. Vom Jahre 1764 wird berichtet, daß jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerſte geerntet wurden, und die vielen kleinen Mühlſteine beweiſen, daß das Getreide auch auf der Inſel ſelbſt in größeren Häuſern für den privaten Gebrauch gemahlen worden iſt. Heute iſt der Getreidebau faſt ganz dem Gemüſebau, beſonders dem der Kartoffeln, gewichen.

Was die Viehzucht anbetrifft, ſo erhellt, daß dieſelbe bis 1649 ziemlich eifrig betrieben wurde und ſich namentlich auch auf Rindvieh erſtreckte. Letzteres konnte ſpäter aber nicht mehr ernährt werden, und in früheren Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts wurden für die Badeſaiſon eine oder zwei Kühe vom Feſtlande herübergeholt. Die Viehzucht beſchränkt ſich heute ganz auf etwa 200 Schafe, die, auf dem Oberlande an eiſernen Pflöcken angebunden, während des Sommers im Freien hauſen. Wenn in älteren Beſchreibungen von Geflügelreichthum die Rede iſt,

ſo iſt dies wahrſcheinlich ſo zu verſtehen, wie es uns heute der Augenſchein lehrt. Das zerklüftete, grottenreiche Geſtein der Inſel bietet einer großen Anzahl von Seevögeln eine bequeme Brutſtätte, und dieſe Vögel werden hauptſächlich für gewerbliche Zwecke in Maſſen geſchoſſen. Außerdem aber dient die Inſel als Ruhepunkt für die Zugvögel, die im Herbſt und Frühjahr dort in großen Mengen gefangen werden. Auch der Helgoländer, wie ſo viele andere Leuchtthürme, zieht viele Vögel an, die in ihrem Fluge gegen das hellglänzende Licht an den ſtarken Glasſcheiben meiſt ihren Tod finden. Geflügelzucht im eigentlichen Sinne dieſes Wortes iſt auf Helgoland nicht zu finden; ſie würde ſich, als zu koſtſpielig, nicht rentiren.

Die Haupteinnahmequelle bildete jedenfalls zu allen Zeiten der Fiſchfang, und zwar der auf Schellfiſch und Dorſch, und im 14. und 15. Jahrhundert der auf Heringe. Und die waghalſigen Helgoländer ſcheuten hierbei nicht vor weiten Fahrten zurück, iſt es doch bekannt, daß ſie zeitenweiſe ſogar mit ihren kleinen Schniggs und Schiffen auf den Walfiſchfang auszogen. Als die Heringe dann von der Inſel fernblieben, wurde im Dienſte der Seeräuber, wohl auch auf eigene Rechnung, der Seeraub in großem Maßſtabe betrieben. Die zahlloſen, die Nachbarſchaft der in ſo ungemein günſtiger Lage gelegenen Inſel gefährdenden Klippen brachten bei jedem ſtärkeren Sturm fremde Kauffahrer in ihrer Nähe zum Scheitern, und unaufhörlich wurden an den Helgoländer Straud Waren geſchwemmt, die der damaligen Rechtsauffaſſung gemäß einfach als Eigenthum der Inſulaner betrachtet wurden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurden indeſſen hierüber ſtrengere Beſtimmungen getroffen, und die hierdurch von neuem geſchädigten Helgoländer mußten nach neue Einnahmen ſuchen. So wurde der Hummerfang eifriger betrieben, der ſchon 1615 einer genauen Angabe zufolge die beträchtliche Summe von 36900 Stück ergeben hatte. Die Wittklipp wurde

als Kalkbruch ausgebeutet. Hauptſächlich aber wurde auch das Lotſenweſen ausgebildet, und mit ſolchem Erfolg, daß die Helgoländer bald von der Weſer- bis zur Eidermündung und darüber hinaus den Lotſendienſt ganz ausſchließlich in ihren Händen hatten. Da aber gelegentlich ſchwere Anklagen gegen ſie erhoben wurden, ſo kamen die betheiligten Staaten dahin überein, daß die Berechtigung, als Lotſe zu fungiren, von einem bezüglichen Examen abhängig gemacht werden ſollte. Für die Elblotſen wurde dieſe Beſtimmung 1685 zum erſtenmal in Kraft geſetzt, für die Weſerlotſen dagegen erſt 1789

Bemerkenswerth war, daß bei der Ausübung des Lotſendienſtes in jedem gegebenen Fall die für denſelben erforderlichen Perſonen durch das Los beſtimmt wurden. Dieſe Art der Entſcheidung war überhaupt bei den Helgoländern immer und bei allen nur erdenklichen Gelegenheiten die übliche; ſie weiſt wie ſo manche andere Erſcheinungen auf das germaniſche Alterthum zurück.

Die Helgoländer konnten ſich jedoch bei dem wachſenden Schiffsverkehr das Privilegium des Lotſendienſtes nicht auf die Dauer erhalten; 1711 war außerdem die Wittklippe bereits abgetragen; und wieder trat nun an die Inſulaner die Noth heran. Da kam zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Kontinentalſperre und mit ihr ein ungeahnter Aufſchwung. Tauſende von Schiffen brachten ihre Waren dorthin, und viele Helgoländer wurden durch den Schleichhandel, den ſie nun trieben, in kurzer Zeit zu reichen Leuten. Aber auch dieſes Glück dauerte nicht lange, und um ſo empfindlicher machte ſich der Rückſchlag fühlbar. Um 1820 ſahen die Helgoländer ſich beinahe ganz ausſchließlich auf den Fiſchfang hingewieſen, den jedoch auch alle andren, die Nordſeeküſten bewohnenden Fiſcher betrieben, und der bei der wachſenden Konkurrenz immer geringeren Ertrag lieferte. Angeſichts des bevorſtehenden furchtbaren Nothſtandes entſchloſſen ſich

viele Helgoländer in ihrer Verzweiflung zur Auswanderung, beſonders nach Nordamerika. Da kam der Schiffbauer Jakob Andreſen Siemens 1823 auf den Gedanken, eine Badeanſtalt auf Helgoland einzurichten. Drei Jahre vergingen, ehe er einige Männer fand, welche die kleine Summe daran wagen wollten, die hierzu erforderlich war, und welche dann mit ihm eine Aktiengeſellſchaft mit einem Grundkapital von etwa 2000 hamburger Mark bildeten, und 1826 die vier erſten Badekarren auf der Düne aufſtelten. Aber ſchon nach zehn Jahren konnten an 40% Dividende an die Aktionäre vertheilt werden. Die 1830 ertheilte Konzeſſion zur Errichtung einer Spielbank trug nicht wenig dazu bei, den Fremdenverkehr raſch zu erhöhen, und es begann für Helgoland eine neue Periode des Wohlſtandes. 1871 wurde die Spielbank zwar aufgehoben, aber der Beſuch ſteigerte ſich trotzdem, da die Gleichmäßigkeit des Klimas, die Reinheit und der Ozongehalt der Luft, die Heilwirkung des helgoländer Seebades zahlloſe Kranke zuführten.

Jetzt waltet allerdings die Beſorgniß vor, daß die Düne, d. h. der Badeſtrand durch eine Sturmfluth unverſehens vernichtet und Helgoland damit dem Verfall preisgegeben werden könnte, und je eher die deutſche Regierung nun etwas thun wird, um die Düne zu befeſtigen und ihre Exiſtenz zu ſichern, deſto eher werden die Helgoländer ihr freundliche Geſinnungen entgegenbringen.

Die Grundlagen der Verfaſſung und des Rechts der Helgoländer bildeten die altfrieſiſchen demokratiſchen Traditionen, zu denen im Laufe der Zeit dann noch die Geſetze und Verordnungen der Völker kamen, welche über Helgoland geherrſcht haben. Daraus iſt denn nun ein Gemiſch entſtanden, in dem ſich Niemand zurechtfinden kann, wenn es einmal nothwendig iſt — was allerdings äußerſt ſelten der Fall — das geſchriebene Geſetz zu konſultiren. Es iſt alsdann thatſächlich vorgekommen, daß eine Rechtsſache einfach niedergeſchlagen werden mußte, weil

die oberſten Appellhöfe ſich in dem Chaos nicht zurechtfinden, angeſichts der zu Recht beſtehenden, einander oft ganz entgegengeſetzten Beſtimmungen keinen Urtheilsſpruch fällen konnten.

Für gewöhnlich iſt das Rechtsverfahren, das früher in Anwendung war und jetzt noch iſt, ſo einfach, daß es keiner Juriſten und keiner Geſetzbücher bedurfte. Die Vollſtreckung der Urtheile unterblieb überdies oft genug, weil Niemand da war, der ſie erzwingen konnte. Der Verſuch, für ſolche Fälle Polizei einzuführen, ſchlug ganz fehl; denn als bei einer derartigen Gelegenheit einmal ein Konſtabler von London verſchrieben wurde und ankam, war er außer ſtande, den hierüber empörten ſtarrköpfigen Helgoländern gegenüber, die ihn verſpotteten, ſeine Autorität geltend zu machen, und der Gouverneur mußte ihn ſo ſchnell als möglich zurückſchicken.

Die Verwaltung ruhte in der Hand von ſechs Rathsherren, acht Quartiermeiſtern und ſechszehn Aelteſten, von denen die beiden erſten Kategorien auf acht Jahre, die letzte auf Lebenszeit gewählt wurden. Dieſe Körperſchaften, deren Berathungen die oberſten fremdländiſchen Beamten, die Vögte und Gouverneure beiwohnen ſollten, dies aber gewöhnlich nicht thaten, entſchieden in den meiſten Fällen völlig ſouverän; in wichtigeren Angelegenheiten bedurften ihre Beſchlüſſe allerdings der Beſtätigung der Vögte und Gouverneure. Dies war jedoch nur Formſache, denn die Macht der Vögte und Gouverneure war immer äußerſt gering, und die Grundſätze der engliſchen Regierung namentlich waren, die Selbſtverwaltung der Helgoländer in keiner Weiſe zu beſchränken.

Die Koſten der Verwaltung wurden unter den Engländern durch eine geringfügige Abgabe, die den Helgoländern auferlegt war, und durch eine Staatsunterſtützung gedeckt. Eine eigentliche Staatsſteuer wurde nicht erhoben.

Von den alten Gebräuchen iſt wenig mehr übrig geblieben unter dem Einfluß der Berührung der Helgoländer mit der

heutigen Kultur. Es hat ſich eigentlich nur noch der allerdings ſehr hübſche Gebrauch erhalten, der die kirchliche Taufhandlung ſo anziehend macht. Das Kind wird gewöhnlich durch ein junges Mädchen in die Kirche gebracht, und zwar gefolgt von einer Schar feſtlich geſchmückter Kinder, die in kleinen Bechern und Gläſern das Waſſer zum Becken bringen, in dem der junge Erdenbürger getauft wird.

Die einfachen Vorſchriften für die Schließung der Ehe auf Helgoland ſind Veranlaſſung geweſen, daß viele junge deutſche Paare nach jener Inſel gegangen ſind, um ſich daſelbſt trauen zu laſſen. Es iſt dabei jedoch in ſehr vielen Fällen außer acht geblieben, daß für die Eheſchließung daſelbſt dieſelben Papiere und Legitimationen verlangt werden, als in Deutſchland, und daß lediglich die lange Wartezeit des Aufgebots vermieden wurde. Es iſt daher ſehr oft vorgekommen, daß die Eheſchließung nicht vollzogen wurde, weil die Papiere des Brautpaares nicht in Ordnung waren.

Die alten Trachten ſind auch beinahe ganz verſchwunden; nur bei alten Frauen findet man noch den rothen, mit gelben Streifen am unteren Ende verſehenen Oberrock, den ſogenannten Peik, über den zum Schutze die ihn großentheils bedeckende ſchwarze Schürze gebunden wurde. Der helgoländer Hut iſt dem Kopftuch oder dem modernen Frauenhut gewichen, und ebenſo die andern geſchmackvollen und kleidſamen Kopfbedeckungen, die früher getragen wurden.

Die Zukunft dieſer Inſel, die des Intereſſanten ſo ungemein viel bietet, iſt nun dem Deutſchen Reiche anvertraut; die Nationalfarben, das Grün der Felder des Oberlandes, das Roth der Felswand, das Weiß der Sanddüne, weichen jetzt den deutſchen Reichsfarben; möge das kleine Eiland unter dieſen zu der Bedeutung gelangen, die man für dasſelbe erhofft.

Eine deutſche Stadt

im Zeitalter des Humanismus und der Renaiſſance.

Von

Dr. Chriſtian Meyer
in Breslau.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Als eine der dankbarſten Aufgaben erſcheint es mir, die großen kulturgeſchichtlichen Umwandlungsprozeſſe an dem Beiſpiele eines hierzu vorzüglich geeigneten engſten Kreiſes zu verfolgen. Ich habe als einen ſolchen Umwandlungsprozeß den Uebergang des Mittelalters zur Neuzeit, als Beiſpiel zur Deutlichmachung desſelben die Stadt Augsburg gewählt. Aus dem Zeitalter der Renaiſſance hat unſere geſamte moderne Kultur ihren Ausgangspunkt genommen. Andererſeits dürfte es nur wenige Städte geben, die wie Augsburg alle die bewegenden Ideen der Neuzeit, die großen Erfindungen und Entdeckungen, den Humanismus, die Bezwingung und Verjüngung ausgelebter germaniſcher Einſeitigkeit durch den Romanismus und die Antike, die Reformation, wie in einem Brennpunkte ſammeln, feſthalten und im Kleinen charaktervoll verkörpern. Der verſtorbene Archivar Herberger hat ein lehrreiches Büchlein geſchrieben: „Augsburg und ſeine frühere Induſtrie“, worin er unter anderem ungekannte Verdienſte Augsburgs um die wichtigſten Thatſachen der Gewerbegeſchichte nach neuen Quellen ans Licht zu ziehen ſucht. Hiernach ſoll dieſer Stadt vorweg gar die Ehre der drei deutſchen Kapitalerfindungen, des Schießpulvers, des Buchdrucks und des Linnenpapiers, gebühren. Denn nicht der fabelhafte Mönch Berthold Schwarz hat nach Herberger das Pulver erfunden, ſondern der Augsburger Jude Typſiles im Jahre 1353, während ſchon 1407

ein Augsburger Pfarrer, Meiſter Johannes, mit Holzſtempeln druckte und die Linnenpapierurkunden Augsburgs die älteſten in Deutſchland und Europa ſind, indem ſie ſchon mit dem Jahre 1320 beginnen. So geht Herberger Schritt für Schritt durch alle möglichen Kunſtfertigkeiten, ſo daß wir am Schluſſe der Lektüre überzeugt ſind, im ſpäteren Mittelalter und in der Renaiſſance ſei faſt jeder Fortſchritt in dieſen Dingen aus Augsburg gekommen.

Mag ſich nun auch der verdienſtvolle Verfaſſer in manchen Punkten von ſeinem Lokalpatriotismus über die Grenze des ſtreng Nachweisbaren haben fortreißen laſſen — ſo viel ſteht feſt, daß Augsburg am Ausgang des Mittelalters eine der blühendſten, gewerbthätigſten und reichſten Städte Deutſchlands war. Das echt republikaniſche Stadtregiment hielt die ſchöne Mitte zwiſchen Geſchlechter- und Zünfteherrſchaft. Freie Reichsſtadt war Augsburg ſchon ſeit Konradins Zeit, unter dem es um vieles Geld die Oberhoheit der ſchwäbiſchen Herzöge abgelöſt hatte. Und auch gegen den Kaiſer ſtand es ziemlich unabhängig da, wenngleich das Maleſiz- und Halsgericht noch bis 1447 bei deſſen Vögten war. Jahrhundertelange Kämpfe mit den Biſchöfen und den benachbarten Herzögen von Bayern hatten die Kraft und das Selbſtbewußtſein der Bürger zu ſeltener Höhe entwickelt. Unausgeſetzte Zwiſtigkeiten mußten namentlich mit der Geiſtlichkeit vorkommen. Zwei ſelbſtändige Mächte waren von den nämlichen Mauern umſchloſſen; der Biſchof ging nicht mit den Intereſſen der Stadt, ſondern verfolgte beſondere Zwecke, die jenen Intereſſen oft ſchnurgerade entgegenliefen. Hierzu kamen die großen Einnahmen und die noch größere Habſucht des Klerus, das müßige Wohlleben, welches zu der angeſtrengten Thätigkeit der Bürger in ſtarkem Gegenſatze ſtand. Dieſer innere Unfriede hatte einen beſonders hohen Grad zu Anfang des 15. Jahrhunderts erreicht, zur Zeit der kirchlichen Spaltung, welche das

Konzil von Koſtnitz hervorrief. Wie Gegenpäpſte, gab es auch in Augsburg Gegenbiſchöfe, und Klerus wie Bürgerſchaft waren in zwei Parteien geſchieden. Solche Verhältniſſe ließen natürlich die Zuchtloſigkeit den äußerſten Grad erreichen; das verruchte Leben der Geiſtlichen ſteigerte ſich immer mehr; ihrer wahren Beſtimmung vergaßen ſie vollkommen; die Domherren lagen ſich gegenſeitig in den Haaren und ließen ſich wiederholt zur offenen Gewalt hinreißen, ſo daß ſie in ihre Konſiſtorien nicht im leinenen Chorrock gingen, ſondern einen Panzer unter den Kleidern trugen und ſtatt der Gebetbücher und Paternoſter Dolche und Schwerter an der Seite hatten.

Als im Jahre 1490 die Geiſtlichkeit wieder einmal nach allerlei Händeln ungerechterweiſe den Bann verhängt und die Stadt verlaſſen hatte, aber weil der Bann nicht mehr die alte Wirkung that, wieder zurückkehren wollte, ließ ſie den ſchwäbiſchen Bund um ſicheres Geleit bitten. Vom Augsburger Rath aber erfolgte auf die Verwendung des Bundes der koſtbare Beſcheid: „es ſei nicht in ſeinem Vermögen, ſolche heiligen Leute bei ihrer großen Frechheit vor einem Jeden zu beſchützen“.

Die alte Macht und Stellung, deren Hauptſtütze doch die öffentliche Meinung war, hatte bereits die heftigſte Erſchütterung erfahren. Schon kommen in der Faſtnacht 1503 Aufzüge vor, welche die gottesdienſtlichen Gebräuche öffentlich verſpotteten. Hier freilich wird nicht nur Kirchenbuße, ſondern auch Gefängniß von der weltlichen Obrigkeit verhängt. Dieſe hält auch ſonſt mit großer Strenge auf Beobachtung der äußeren religiöſen Gebräuche. Auch die Opferwilligkeit gegen die Kirche bleibt auf gleicher Höhe ſtehen. Religiöſer Sinn lebt im ganzen Volk und ſchlägt in den hellſten Flammen der Inbrunſt und Begeiſterung auf, wenn wirklich einmal das religiöſe Bedürfniß befriedigt wird. Als Capiſtrano, der berühmte Bußprediger, bei ſeinem Zuge Augsburg berührt, ſchlägt ſein Wort mächtig

ein. Ihren Putz, ihre Würfel und Spielkarten warfen die Leute auf den Scheiterhaufen, den er anzündet. Und als Bischof Friedrich von Zollern, um der mit großem Unfleiß betriebenen Predigt des Evangeliums wieder aufzuhelfen, 1487 seinen Freund und Lehrer Johann Geiler von Kaisersberg aus Straßburg berufft, ist die Wirkung eine gewaltige. Dieser Mann gehörte freilich auch der freieren religiösen Richtung an, ja bildete den Mittelpunkt derselben im ganzen südlichen Deutschland. Er wußte Eindruck zu machen auf den gemeinen Mann, weil er in Wort und Auffassung ganz volksthümlich war. Auch gegen die Laster der Geistlichen nahm er kein Blatt vor den Mund; er predigte frei, unverhohlen und rund heraus. Vier Monate lang predigte er in Augsburg, und als ihn dann die Straßburger nicht mehr entbehren mochten, wollte man ihn kaum ziehen lassen. Sein Beispiel fand Nacheiferung, seine freiere Richtung in der Stadt selbst Bekenner. In demselben Jahre schrieb dort der Priester Wolfgang Aitinger gegen die Trägheit in Verrichtung des Gottesdienstes, wie gegen den unehrbaren Wandel des Klerus. Johann Faber, Prior bei den Dominikanern, und Veit Bild, ein ausgezeichneter Mönch im St. Ulrichskloster, gehörten ebenfalls zur fortgeschrittenen theologischen Partei.

Der mächtige religiöse Drang des Volkes, welcher so selten durch die Kirche Befriedigung findet, mußte sich natürlich der Opposition gegen die Kirche bald schwächer, bald entschiedener zuneigen. Schon Wicliffe's Lehre hatte seit dem Schlusse des 14. Jahrhunderts viele Anhänger in Augsburg. Mochten sie auch noch so still, ehrbar und eingezogen leben, die Ketzermeister verfolgten sie auf das heftigste und überlieferten sie dem Feuertode. Auch die Lehre des Huß fand viele Bekenner, die niemals gänzlich auszurotten waren.

Als endlich Luther auftrat, gewann die Reformation ganz allgemein Boden, nicht nur beim gemeinen Mann, sondern gerade

bei Denen, die vorzugsweiſe für verſtändig und gelehrt galten, bei den Rathsverwandten und in den höchſten Kreiſen der Stadt, ja ſelbſt unter den Geiſtlichen und Domherren. Sie war vorbereitet genug, denn diejenige Richtung, welche neben der reformatoriſchen ſtand und im Bunde mit ihr den Kampf gegen das alte Syſtem unternahm, die humaniſtiſche, hatte hier ſo entſchieden wie an wenigen Orten des Reiches Fuß gefaßt. Augsburg war freilich nicht der Sitz einer Univerſität, auch ein Gymnaſium wurde erſt viel ſpäter gegründet, aber zahlreiche Privatmänner gaben ſich dort den klaſſiſchen Studien hin und förderten ſie auf jede Weiſe. Unter dieſen haben zwei in den höchſten Aemtern des ſtädtiſchen Gemeinweſens gewirkt und auch weiterhin in den Geſchäften des Reiches Anerkennung und Einfluß ſich erworben. Der ältere, Konrad Peutinger (1465—1547), war als die bedeutendſte juriſtiſche Kapazität früher ſchon in dem öffentlichen Dienſt verwendet, unter dem beſcheidenen Titel eines Stadtſchreibers lange die Seele des Regiments, in allen auswärtigen Beziehungen Augsburgs erprobter und gewandter Anwalt, infolge ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften kaiſerlicher Rath und vertrauter Freund Maximilians I., der ihn bei ſeinen häufigen Beſuchen der geliebten Auguſta allen Andern vorzog und kaum einen wichtigen Beſchluß faßte, ohne ſein mündliches oder ſchriftliches Gutachten eingeholt zu haben. Gleich anderen höher ſtrebenden Jünglingen jener Zeit hatte er ſeine Studien in Italien gemacht und war dort zu ſo ausgezeichneten Männern, wie Pico della Mirandula, in ein freundſchaftliches Verhältniß getreten. Von den Ideen des Humanismus und dem reformatoriſchen Umſchwung in der Welt der Gedanken wurde er mächtig ergriffen. Nach ſeiner Rückkehr, auch unter dem Drange der Geſchäfte mit den klaſſiſchen Alten fortwährend eifrigſt beſchäftigt, fand er ſich zu den Vorkämpfern der freien unbefangenen Richtung hingezogen, die für eine beſſere Geſtaltung der Dinge in der

Wiſſenſchaft, in der Kirche, auf dem Gebiete des ſtaatlichen Lebens in die Schranke traten. Ulrich von Hutten nahm er, da er das zweite Mal aus Italien zurückkam, in ſein, den Pflegern der Wiſſenſchaft und Kunſt allzeit offenſtehendes Haus auf, ſchilderte inmitten einer glänzenden Umgebung vor Maximilian mit warmer Theilnahme ſeine ungewöhnliche Begabung, die Mühſal ſeiner Wanderungen und ſetzte es durch, daß ihn das Reichsoberhaupt ſofort zum Dichter krönte, wozu Peutingers anmuthsvolle Tochter Konſtanze den Lorbeerkranz flocht, die Schweſter jener frühreifen und früh geſtorbenen Juliana, die dreizehn Jahre vorher als vierjähriges Kind denſelben Kaiſer bei ſeinem Einzug in die Stadt mit einer lateiniſchen Anrede begrüßt und, als Maximilian ſie liebkoſend aufgefordert, ſich etwas zu erbitten, um eine „ſchöne Docken“ gebeten hatte. Luther war mehreremale ſein Tiſchgenoſſe, als er vor Kajetan ſich verantwortete, und ſtets ſeines Schutzes theilhaftig. Mit welcher Entrüſtung aber ſein deutſches Herz durch die damals ſchon hervortretenden franzöſiſchen Gelüſte nach dem linken Rheinufer und den Verrath erfüllt wurde, der im Solde des Auslandes den vollen Beſtand und die Kraft des Reiches gefährdete, geht aus ſeinen gedruckten und weitverbreiteten Tiſchreden hervor. Und wie hiernach ſeine Wirkſamkeit über den engen Kreis der Vaterſtadt hinaus ſich erſtreckte, ſo weckte er in dieſer insbeſondere nicht nur den Sinn für die humaniſtiſche Bildung, ſondern war auch auf die Mittel bedacht, die ihr eine nachhaltige Dauer ſichern ſollten. Ein ganz beſonderes Augenmerk richtete er auf die Reſte des Alterthums, die bis dahin unbeachtet in Stein und Erz innerhalb der Stadt und in ihrer Umgegend aus der Zeit der Römerherrſchaft ſich erhalten hatten. Was davon beweglich war und ſich erwerben ließ, wurde in ſeinem Haus, Hofraum und Garten vor der Zerſtörung geborgen.

Nächſt Peutinger iſt es Markus Welſer, welcher nicht über-

gangen werden darf, wenn man von der Renaiſſance des deutſchen Geiſtes ſpricht. Gleich dem erſtgenannten ſtand auch dieſer auf der Höhe äußerer Würden, indem er ſich viele Jahre lang an der Spitze der Stadt als einer ihrer verdienſtvollſten Stadtpfleger auszeichnete. Die Zeit, in die ſein Leben fiel, die zweite Hälfte des 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts, war eine andere geworden. Die jugendfriſche humaniſtiſche Begeiſterung hatte ſich in den erſten Kämpfen um die kirchlichen Güter abgekühlt. Es machte ſich jetzt die konfeſſionelle Scheidewand in den perſönlichen Beziehungen der Männer bemerkbar, die früher als eine engverbundene geiſtige Macht in einem Lager vereinigt waren. Welſer war es vor allem darum zu thun, die reale Seite des antiken Lebens zu erkennen und die Ausbeute dieſer Erkenntniß der modernen Kultur zuzuwenden. Der Beweis hierfür liegt in den Erzeugniſſen ſeines gelehrten Fleißes, namentlich in den größeren Werken über die älteſte Geſchichte Bayerns und Augsburgs, deren fabelhaftes Dunkel er durch das Licht aufzuhellen ſuchte, das eine nüchterne Prüfung der Quellen verbreitete. Seinen Bemühungen iſt es zu danken, daß reiche pekuniäre Beiträge aus den höheren Kreiſen der Geſellſchaft die Koſten zur Errichtung einer eigenen Druckerei deckten, die in den Jahren 1595—1614 eine Fülle von Erſtlingsausgaben aus der alten Litteratur zu Tage förderte. Dieſe Ausgaben wetteifern in den gefälligen Formen der Typen, wie durch die Güte und weiße Farbe des Papiers mit den beſten holländiſchen und italieniſchen Drucken. Selbſt den Schluß ſeines Lebens krönte der ruhmreiche Stadtpfleger mit einem Akte wiſſenſchaftlicher Fürſorge: ſeine ganze Bibliothek, auch mit ihrem ſeltenen muſikaliſchen und artiſtiſchen Inhalt, ging nach ſeiner letztwilligen Verfügung in das Eigenthum der Stadt zu dem Zwecke höherer Bildung über. Es fand ſich damals noch ein regeres Intereſſe und eine tiefere Empfänglichkeit für die idealen Güter des Lebens.

War es auch im großen und ganzen eine Zeit des Verfalls, in der ſich die bedenklichſten Zeichen der Abkehr von dem Gewinn der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts kundgaben, ſo konnte man ſich doch der Erbſchaft aus derſelben nicht auf einmal entſchlagen, zumal da der Nachwuchs in den Inſtituten unterrichtet wurde, die in den alten Bahnen ſich bewegten. Seit ein paar Menſchenaltern traf es ſich aber, daß die Schule bei St. Anna in Hieronymus Wolf und David Höſchel ihre tüchtigſten und geachtetſten Lehrkräfte hatte. Dieſes Gymnaſium verdankt ſeine Entſtehung gleichfalls der Reformation. Unter den Auſpizien derſelben fand ſchon in den zwanziger Jahren der höhere Unterricht im Karmeliterkloſter zu St. Anna ſeine erſte Stätte. 1523 übergaben die Mönche ihr Kloſter der Stadt, und der Magiſtrat gründete im Jahre 1531 eine Lateinſchule, zu welcher er als erſten Schulmeiſter mit 60 fl. Gehalt den gelehrten Gerhard Geldenhauer aus Nymwegen berief. Den rechten Aufſchwung nahm die Anſtalt jedoch erſt mit der im Jahre 1557 erfolgten Berufung des Fuggerſchen Bibliothekars Hieronymus Wolf, der ſich bereits als ausgezeichneter Kenner der griechiſchen Sprache einen Ruf erworben hatte. Es begann jetzt ihre Blüthezeit, in der ſie, von dem Vertrauen des Publikums gehoben, auf Pfleglinge hinweiſen konnte, die vor Anderen durch Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich hervorthaten. Der von Wolf entworfene Lehrplan, im weſentlichen dem mehrbekannten Sturmſchen ähnlich, hat doch den Vorzug, daß er den Lehrſtoff in einer ſchärferen Abſtufung vertheilte und auch dem Unterricht in der Mathematik Rechnung trug. Offenbar ſchwebte Wolf ein höheres Ziel in ſeinem Beruf vor Augen, als man ſonſt und anderwärts anſtrebte, weil er mit dem Treiben der Univerſitäten unzufrieden war, die nach ſeiner Meinung von der edeln, freien philoſophiſchen Bildung nichts mehr wiſſen wollten und ſich zu traurigen Abrichtungsanſtalten für den gemeinen Fachbedarf erniedrigt hatten.

Neben dem Amte eines Rektors und Lehrers verwaltete Wolf mit gleicher Treue und Umsicht das Stadtbibliothekariat. Wie das Gymnasium, so verdankt auch die Bibliothek ihre Gründung der Reformation. Als durch die Verbreitung derselben die hiesigen Klöster von ihren Bewohnern verlassen worden waren, ließ der Magistrat aus ihren Bibliotheken die besseren Werke aussuchen und zu einer neuen städtischen Büchersammlung vorerst in dem Dominikanerkloster zusammenstellen. Die Besorgung der Bibliothekgeschäfte wurde dem jeweiligen Rektor von St. Anna übertragen und zugleich ein jährlicher Beitrag von 50 fl. aus dem städtischen Aerar zur Disposition gestellt, um damit neue Werke auf der Frankfurter Messe anzukaufen. Den ersten kostbaren Zuwachs erhielt die Bibliothek durch die Erwerbung einer großen Sammlung griechischer Handschriften, welche die Stadt durch ihren Geschäftsträger bei der Republik Venedig, Philipp Walter, von dem vertriebenen Bischof von Korcyra, Antonius Eparchus, um 800 Dukaten ankaufen ließ. Alle diese Handschriften samt vielen anderen später erworbenen litterarischen Schätzen, welche der Augsburger Bibliothek einen ausgezeichneten Ruf erworben hatten und ihre schönste Zierde gewesen waren, wanderten im Jahre 1806 nach München, da man dort der Meinung war, daß in Augsburg nur eine Büchersammlung für Geschäftsmänner, nicht aber für Liebhaber der Wissenschaft nöthig sei. Durch vielfache Ankäufe und Schenkungen waren die im Dominikanerkloster angewiesenen Räumlichkeiten allmählich zu eng geworden: der Magistrat räumte daher im Jahre 1562 der Stadtbibliothek das jetzige im St. Annahof gelegene Gebäude ein, das bis dahin dem Bischof Anton von Arras, dem Sohne des Kardinals Granvella, als Ballhaus gedient hatte.

Derselbe Geist, welcher die Blüthe humanistischer Bildung in Augsburg erzeugt hatte, weckte auch um dieselbe Zeit die

ſchaffenden Künſte zu neuem reichen Leben. Der dem ſchwäbiſchen Volksſtamm eigenthümliche Kunſtſinn, der durch den lebhaften Handelsverkehr nach den bedeutendſten Kunſtſtätten Italiens immer wieder neue Anregung gewann, hatte ſchon im 14. Jahrhundert ein reges Kunſtleben wachgerufen, das allerdings mehr dem Kunſthandwerk als der eigentlichen Kunſt zu gute gekommen war. Was ſich an monumentalen Werken aus der gothiſchen Periode erhalten hatte, konnte ſich kaum mit denjenigen anderer Städte meſſen. Augsburg hatte daher am Ausgang des Mittelalters in monumentalem künſtleriſchen Schmuck einiges nachzuholen. In einer bruchſteinloſen Gegend gelegen, war es mit ſeinen Bauten hinter anderen Städten zurückgeblieben, und erſt 1385 wurde das Rathhaus aus einem Holzbau in einen ziemlich unbedeutenden Steinbau verwandelt. Der Schwerpunkt der Kunſtgeſchichte Augsburgs ruht in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neueren Zeit. Je weiter es in das 15. Jahrhundert hinein und in das 16. Jahrhundert hinübergeht, deſto mehr tritt alles, was ſonſt Hauptinhalt der Chroniken bildete, gegen die Nachrichten über öffentliche Bauunternehmungen in den Hintergrund. Viel wird beſonders für gottesdienſtliche Zwecke gebaut, mit der Bürgerſchaft Handreichung und Steuer. Der Dom, St. Moriz und andere Kirchen werden erweitert oder in einzelnen Theilen bereichert, andere Kirchen und Klöſter, wie die zu St. Katharina und St. Anna, das Dominikanerkloſter, die Kreuzkirche, werden ganz neu gebaut, es beginnen die großartigen Arbeiten an St. Ulrich, namentlich der Neubau des Chores, zu dem Kaiſer Max ſelbſt den Grundſtein legt, und 1512 wird von den Fuggern ihre koſtbare Begräbnißkapelle von St. Anna errichtet, das erſte Denkmal modernen Stiles. Aber nicht bloß in kirchlichem, auch in bürgerlichem Intereſſe wird gebaut. Der Perlachthurm wird 1437 mit einem Bleidach und mit Wandmalereien geziert; 1450 endigt ein prächtiger

Ausbau des Rathhauſes, zu welchem die eingeriſſene Schule und der Friedhof der vertriebenen Juden größtentheils das Material liefern müſſen. 1456 wird dasſelbe Gebäude mit einem nach allen Seiten hin durchſichtigen Thürmlein verſehen und bald darauf außen mit luſtigen Gemälden geſchmückt. 1501 wird das große Zeughaus, 1505 das Kornhaus hinter St. Moriz, an deſſen Stelle das jetzige Zeughaus ſteht, gebaut. Zünfte und Geſchlechter richten ſich ihre Trinkſtuben her. Tanzhäuſer der Patrizier werden gebaut und, wenn ſie abbrennen, wieder erneuert; 1508 wird der erſte öffentliche Brunnen aus behauenen Steinen vom Baumeiſter Burkhart Engelberger angelegt.

Von keinen Bauunternehmungen iſt ſoviel die Rede, als von denen, welche Zwecken der Befeſtigung dienen; denn je mehr der Wohlſtand der Reichsſtadt wächſt, deſto ſtolzer muß ſie ihr Haupt erheben, deſto ſorgfältiger auf Schutz und Vertheidigung bedacht ſein. Baſteien werden angelegt, Thürme an den Thoren errichtet oder anſehnlich erhöht, die Mauern ausgedehnt und gebeſſert. Doch auch dem Verkehr werden, wo es an der Zeit iſt, Zugeſtändniſſe gemacht; ſchon 1454, wo es mit Ausnahme der huſſitiſchen Bewegung ganz ruhig iſt, läßt der Rath bei verſchiedenen Thoren die alten Zugbrücken durch gewölbte Steinbrücken erſetzen.

Gleich zu Anfang des 16. Jahrhunderts beginnen die Einflüſſe italieniſcher Renaiſſance in der Architektur der Stadt ſich geltend zu machen. Die öffentlichen Bauten ſind ſpäterhin von Holl im Stile der ſpäteren Renaiſſance umgebaut worden; ſie geben daher zur Beleuchtung der älteren Architektur kein Material an die Hand. Auch von Privatbauten iſt außer dem Fugger- und Welſerhaus und dem Maximilian-Muſeum wenig mehr vorhanden. Das Innere des Fuggerhauſes bewahrt noch Spuren urſprünglicher Pracht. Beſonders glänzend muß der erſte Hof

geweſen ſein. Der heutige architektoniſche Charakter der Stadt läßt nur lückenhaft die damalige Pracht erkennen. Als Michel de Montaigne 1580 die Stadt beſuchte, waren die impoſanten Bauten des Elias Holl noch nicht vorhanden; dennoch erklärt er Augsburg für die ſchönſte Stadt Deutſchlands. Die breite Anlage und die Sauberkeit der Straßen, die vielen prächtigen Springbrunnen fallen ihm auf, obwohl die jetzt vorhandenen Springbrunnen damals noch nicht ſtanden. Die Häuſer ſeien weit größer, höher und ſchöner als in irgend einer Stadt Frankreichs. Der Palaſt der Fugger ſei ganz mit Kupfer gedeckt und habe zwei Säle, der eine groß, hoch, mit Marmorfußboden, der andere niedriger, reich an antiken und modernen Medaillen. Es ſeien die reichſten Gemächer, die er je geſehen. Auch den Garten mit ſeinen Sommerpavillons und Vogelhäuſern, ſeinen Springbrunnen und Vexirwaſſern rühmt er höchlich.

Ebenſo reich und glänzend entfalteten ſich die nicht an die Naturverhältniſſe des Bodens gebundenen Künſte. Den höchſten Ruhm erlangte das Augsburg der Renaiſſance durch eine Reihe großer, in ſeinen Mauern geborner Maler. Schon im 15. Jahrhundert hatte die Malerei einen bedeutſamen Aufſchwung genommen, ohne daß ſich jedoch aus dieſer Periode anſehnlichere Denkmale erhalten haben; nur die zahlreich auftretenden Künſtlernamen, ſowie die Aufzählung ihrer Leiſtungen in den Baurechnungen der Stadt und in dem Malerzunftbuch laſſen auf eine hohe Blüthe der Malerei ſchließen. Kein Augsburger Künſtlername aber hat einen helleren Klang, als der der Holbein. Es war im Spätherbſt des Jahres 1448, als der Großvater Michael Holbein von dem benachbarten Dorfe Schönefeld nach Augsburg hereinzog und hier bis zum Jahre 1488 als Gerber ein kümmerliches Brot verdiente. Aus ſeiner Ehe mit Anna Holbein entſproſſen drei Töchter, von denen die

dritte, Margaretha, die Stammmutter der Familie Herwarth von Bittenfeld wurde, und zwei Söhne, Hans und Siegmund. Dieſe beiden widmeten ſich der Malerei: der erſtere iſt unter dem Namen Hans Holbein der ältere einer der tüchtigſten Meiſter der älteren deutſchen Kunſt geworden. Einen beſſeren Lehrmeiſter konnte der junge Hans ſich nicht wünſchen, und er hat ſich auch den Vater zum Vorbild genommen. Schon frühe mag der Knabe durch ſein unverkennbares Talent dem Vater zur größten Freude gereicht haben, beſonders wenn wir der Sage Glauben ſchenken dürfen, welche in drei Figuren auf der Baſilika des heiligen Paulus das eigene Bildniß des Künſtlers mit ſeinen beiden Söhnen erkennen will. Da ſteht Meiſter Holbein, ſo redlich, beſcheiden und treu, der Taufe des Apoſtels Paulus zuſehend, zu deſſen Verherrlichung er die Tafel gemalt, vor ihm die Söhne, auf deren kleineren, unſeren Hans, der kaum älter ſein kann, als vier Jahre, er mit ſolch inniger Vaterfreude hinweiſt, als wollte er uns ſagen, daß der gewiß einmal etwas recht Tüchtiges leiſten und ſeiner Familie Ehre machen werde in dieſer ihrer Kunſt.

Nächſt dem Vater iſt aber noch ein anderer Künſtler auf Holbeins Entwickelung von erheblichem Einfluß geweſen: Hans Burgkmair. Schon dieſen zog ein ganz anderer Geiſt an, als derjenige war, der bis dahin bei den Augsburger Malern gewirkt hatte. Seiner Heimath Augsburg lag die Straße nach dem Süden zu nahe; von ferne erblickte man hier die weißen Häupter der Alpen, zu denen hin die Kaufleute zogen und von wo ſie reich beladen zurückkehrten, aus Italien, woher alles Neue und Schöne kam. Auch Burgkmair lockte es zur Vollendung ſeiner Studien nach dieſem Wunderland. Als er im Jahre 1508 zurückkam, war der junge Holbein 13 Jahre, bei ſeiner frühen Entwickelung alt genug, um für Neues und Großes empfänglich zu ſein. Glänzende Vielſeitigkeit, ſichere

Kunſtfertigkeit, alles Große und Hinreißende der wiedergebornen Kunſt brachte Burgkmair aus Welſchland mit zurück. Aber nahm er auch von den Italienern alles, was er brauchte, ſo behielt er doch, unbeirrt wie wenige ſeiner Landsleute, die in dem verlockenden Süden geweilt, ſeine kernige deutſche Gediegenheit, wie ſie war, und ſomit konnte er für Holbein das paſſendſte Vorbild ſein. Unter ſolchen Einflüſſen wuchs der Knabe heran. Ein flüchtiger Blick auf das damalige Augsburg genügt, um uns die Thatſache zu erklären, wie es möglich war, daß innerhalb ſeiner Mauern der größte künſtleriſche Genius der germaniſchen Raſſe ſich zu ſeinem Weltberufe heranbilden konnte. Es waren größere Verhältniſſe, die, über ſpießbürgerliche Lokalintereſſen hinaus, einen weiteren Geſichtskreis geſtatteten. Hier war ein Boden, wie er ihn ſich nicht beſſer hätte wünſchen können. Die Heimkehr der Augsburger von ihrem großartigen Handelszuge nach Oſtindien gehörte zu den früheſten Nachrichten, die an das Ohr des Knaben ſchlugen. Das große Schießen von 1509, die verſchiedenen Reichstage, die der Kaiſer hier abhielt, zählten zu den erſten frohen und glänzenden Eindrücken ſeiner Jugend. Viel von dem, was in die Geſchicke des geſamten Reiches beſtimmend eingriff, hatte in Augsburg ſeinen Schauplatz oder wurde hier wenigſtens mit erlebt. Bedeutende Perſönlichkeiten, heimiſche wie fremde, wandelten hier. Es war eine rührige Bevölkerung, thätig und geſchickt in Handel und Gewerbe, mannhaft, wenn es die Wahrung des eigenen und Gemeinwohles, ſelbſt mit den Waffen, galt; dabei ſinnlich friſch und kräftig, der Freude und dem Lebensgenuß ohne Scheu und Rückhalt ſich hinzugeben gewohnt. Reich und glänzend ſtanden die Kirchen und Klöſter da, und doch waren die Bürger durch Kämpfe und Erfahrungen zu unabhängigeren religiöſen Geſinnungen gelangt. Ein weltlicher Geiſt, der ſie zu Söhnen der neuen Zeit machte, war hier mehr als an anderen Orten aus-

gebildet. Glanz und Bewegtheit mehrte der häufige Aufenthalt des Kaiſers und ſeines Hofes in der Reichsſtadt, welche dennoch, von allen Nachtheilen einer eigentlichen Reſidenz verſchont, immer eine freie Stadt in jedem Sinne blieb. Ergötzen für das Auge, Nahrung für die Einbildungskraft gab es überall; es war ein buntes, wechſelndes Treiben, das beſonders durch Augsburgs großartige, merkantile Stellung, welche es ſtets lebendig erhielt, ſtets mit der Ferne in Berührung brachte, in ſeinem Charakter beſtimmt ward. Augsburg war der Ort, aus welchem der Künſtler hervorgehen mußte, dem es allein von ſeinen deutſchen Zeitgenoſſen gelang, alle Feſſeln zu löſen, welcher allein kirchlichen Zwang und vaterländiſche Kleinlichkeit und Sprödigkeit abſtreifte, mit ſeinem erſten Schritte ſchon ſo frei, kühn und unbefangen wie keiner in das Leben hinaustrat und mit Luſt ſich fühlen konnte als ein neuer Menſch in einer neuen Welt. Es iſt überflüſſig, hier auf die Bedeutung Holbeins für die deutſche Kulturgeſchichte näher einzugehen. Gleich ſeinem großen Geiſtesbruder Dürer zerbrach er die Schranken der mittelalterlichen Malerei und eroberte, ohne der vaterländiſchen Tradition untreu zu werden, für ſeine Kunſt eine neue Welt des Naturſtudiums, der klaſſiſchen Formenanmuth und der freien modernen Gedankenfülle. Nur auf einen Punkt möchte ich noch aufmerkſam machen. Iſt Holbeins äußeres Leben gleich nicht ſo eng an ſeine Vaterſtadt Augsburg gefeſſelt, wie z. B. Dürers an Nürnberg, ſo war doch ſeine künſtleriſche Entfaltung eine ebenſo charakteriſtiſch altaugsburgiſche, als er zu den wahren Propheten der Renaiſſance im edelſten Sinne zählt. Der Kampf ums materielle Daſein hatte ihn und den Vater frühzeitig aus der Vaterſtadt in die Fremde getrieben. Dort raffte ihn im blühendſten Mannesalter die Seuche hin, und eine Fülle von Plänen und Hoffnungen ward mit ihm begraben.

Wenn ich eine Kunſtgeſchichte Augsburgs geben wollte,

müßte ich nunmehr eine Reihe bedeutender Meiſter nennen, welche, in die Fußtapfen der Holbein getreten, während des ganzen 16. Jahrhunderts die Augsburger Malerei auf hoher Blüthe hielten. Eine ſolche Aufzählung würde jedoch den Leſer um ſo mehr ermüden, als verhältnißmäßig nur wenig von den Schöpfungen derſelben auf unſere Zeit gekommen iſt. Nur bei einem Felde der Malerei der Renaiſſanceperiode möchte ich noch einen Augenblick verweilen, da dasſelbe nicht nur zu den charakteriſtiſchen Merkmalen unſerer Renaiſſance gerechnet, ſondern auch in einer Vollſtändigkeit wie nirgends anderswo bis auf unſere Tage erhalten geblieben iſt. Ich meine die Hausfresken. Keine deutſche Stadt hat darin Augsburg von ferne erreicht; es iſt das deutſche Verona geweſen. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird uns hier die Anwendung des Fresko bezeugt. Die Augsburger Hausfresken bekunden zuvörderſt eine merkwürdige kunſtgeſchichtliche Thatſache. Ausgezeichnete Meiſter verſuchten ſich in ihnen, vor allen Hans Burgkmair, Albrecht Altdorfer, Hans Rottenhammer, Mathias Kager, Johann Holzer, Jul. Pordenone, Antonio Ponzano. Sie malten aber faſt alle dieſe Fresken mit weit mehr Genie und Tüchtigkeit, als ihre übrigen Bilder, ſo daß man ſagen kann, ſie ſtellten ihre Meiſterſtücke auf die Gaſſe zum Schmucke ſchlichter Bürgerhäuſer. Namentlich gilt dies von den fünf Letztgenannten. Die Staffeleibilder Rottenhammers in der Münchener Pinakothek ſind kalt und manierirt, während ſeine Fresken in der Grottenau gewiß zu dem Edelſten und Anmuthigſten gehören, was je im Geiſte der venetianiſchen Schule von einem Deutſchen gemalt worden iſt. Und dieſe Perle der Augsburger Hausfresken befindet ſich in einem engen, dunkeln Gäßchen, wo kein Menſch venetianiſche Schule an den rauchigen alten Häuſern ſucht. Pordenone war ein arger Manieriſt und würde mit Recht ganz vergeſſen ſein, wenn er ſeine Augsburger Fresken nicht gemalt

hätte, ein koloſſales mythologiſch-allegoriſches Werk an einem Hauſe der Philippine-Welſer-Straße, ein Rokokoſtück voll der abenteuerlichſten Phantaſie, deſſen Sinn und Verſtand gewiß kein Sterblicher mehr enträthſeln kann, aber bei aller barocken Manier ſo übermüthig keck und mit ſo flottem, breitem Pinſel auf den Kalk geworfen, daß man vor Staunen über des Meiſters Muth und Vermeſſenheit und über manchen wahrhaft pompöſen Einzelzug erſt nachträglich dazu kommt, ſich über die Geſchmackloſigkeit des Ganzen zu ärgern. Aehnlich ergeht es mit Antonio Ponzano, einem ſonſt kaum genannten Meiſter. Seine Fresken in den jetzigen Räumen des Kunſtvereins galten lange für Werke Tizians. Erſt in neuerer Zeit hat man durch äußere Beweiſe dargethan, daß jene höchſt geiſtvollen und lieblichen Kompoſitionen, die gar mancher Kenner als Zeugniſſe der Anweſenheit des großen Venetianers in Augsburg gläubig bewunderte, nur von deſſen Schüler Ponzano herrühren.

Mathias Kager hat, als ein echter Bürgermeiſter der kunſtreichen Reichsſtadt, das Rathhaus, das Weberhaus, das Stadtgefängniß und zwei Stadtthürme mit ſeinen Fresken geſchmückt. So edel ſtiliſirte hiſtoriſche Kompoſitionen aus der jammervollen Periode des dreißigjährigen Krieges giebt es in Deutſchland wahrlich nicht viele. Es iſt dazu eine originelle Geſchichte, daß der Bürgermeiſter von Augsburg an den Häuſerwänden Fresko malte, während draußen ſchon der Donner des dreißigjährigen Krieges heranrollte.

Der Reichthum Augsburgs an ſolchen Hausfresken muß in der Glanzzeit der Renaiſſance ein enormer geweſen ſein: noch im Anfang unſeres Jahrhunderts ſollen die Straßen einem aufgeſchlagenen großen Bilderbuch geglichen haben, deſſen Blätter die mit Fresken bedeckten Häuſerwände waren. Man kann ſich daraus unſchwer einen Rückſchluß auf den Glanz und die Farbenpracht der Straßen im 16. Jahrhundert machen. Rechnet

man dazu die herrlichen Brunnen, die ſtattlichen Häuſerfronten, die großartige Anlage der Straßen, den Luxus und die Ueppigkeit, welche durch den auf den Märkten wogenden Weltverkehr ſtets neue Nahrung und Anregung erhielt, ſo kann man ſich ein ungefähres Bild der Stadt im Zeitalter der Renaiſſance machen. Von dem Glanze der Fugger ſchreibt um das Jahr 1531 Beatus Rhenanus: „Welch eine Pracht iſt nicht in Anton Fuggers Haus. Es iſt an den meiſten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterſtützt. Was ſoll ich von den weitläufigen und zierlichen Säulen und Zimmern ſagen, welche ſowohl wegen des vergoldeten Gebälkes als der übrigen Zieraten hervorleuchten? Es ſtößt daran eine dem heiligen Sebaſtian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem koſtbarſten Holz ſehr künſtlich gemacht ſind. Alles aber zieren vortreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fuggers Haus iſt gleichfalls köſtlich und hat auf allen Seiten die angenehmſte Ausſicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Luſthäuſer, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert ſind! Was für ein prächtiges Bad iſt in dieſem Theil des Hauſes! Mir gefielen die königlichen franzöſiſchen Gärten zu Blois und Tours nicht ſo gut. Nachdem wir ins Haus hinaufgegangen, beobachteten wir ſehr breite Stuben, weitläufige Säle und Zimmer, die mit Kaminen, aber auf ſehr zierliche Weiſe, verſehen waren. Alle Thüren gehen aufeinander bis in die Mitte des Hauſes, ſo daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier ſahen wir die trefflichſten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, ſo viele und große Denkmale des Alterthums, daß ich glaube, man wird in Italien ſelbſt nicht mehrere bei einem Manne finden. In einem Zimmer die ehernen und gegoſſenen Bilder und Münzen, in anderen die

ſteinernen, einige von koloſſaler Größe. Man erzählte uns, dieſe Denkmale des Alterthums ſeien faſt aus allen Theilen der Welt, vornehmlich aus Griechenland und Sizilien, mit großen Koſten zuſammengebracht.“ Auch Graf Wolrad von Waldeck, der 1580 auf dem Reichstag zu Augsburg war, weiß von dem Glanz der dortigen Patrizierhäuſer zu berichten. Von Anton Fuggers Haus ſagt er, es könnte eine königliche Wohnung ſein. Er rühmt die Kamine aus Marmor, die Vertäfelung der Wände aus verſchiedenen Holzarten, die vergoldeten Decken, die bunten Labyrinthe von eingelegter Arbeit auf den Fußböden. Beſonders ergötzlich iſt die Schilderung, welche faſt dreißig Jahre ſpäter Hans von Schweinichen von dem Hauſe eines Fugger entwirft. Das Bankett, zu welchem ſein Herr, Herzog Heinrich von Liegnitz, von dem reichen Kaufmann eingeladen war, erſchien dem Berichterſtatter von wahrhaft kaiſerlicher Pracht. „Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe ſah. Der Boden war von Marmor und ſo glatt, als wenn man auf dem Eiſe ginge. Es war ein Kredenztiſch aufgeſchlagen durch den ganzen Saal; der war mit lauter Trinkgeſchirren beſetzt und mit merkwürdigen, ſchönen venetianiſchen Gläſern. Nun gab Herr Fugger Seiner Fürſtlichen Gnaden einen Willkomm, ein künſtliches Schiff von venetianiſchem Glas. Wie ich es vom Schenktiſch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen aus, falle mitten im Saale auf den Rücken und gieße mir den Wein auf den Hals; das neue, roth damaſtiſche Kleid, welches ich an hatte, ging mir ganz zu Schanden, aber auch das ſchöne Schiff zerbrach in tauſend Stücke. Es geſchah jedoch ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegeſſen noch getrunken. Als ich ſpäter einen Rauſch bekam, ſtand ich feſter und fiel hernach kein einziges Mal auch im Tanze nicht. Der Herr Fugger führte ſodann Seine Fürſtl. Gnaden im Hauſe ſpazieren, einem gewaltig großen

Hauſe, ſo daß der römiſche Kaiſer auf dem Reichstag mit ſeinem ganzen Hof darin Raum gehabt hat."

Wie die Stadt, ſo ändert auch die Einwohnerſchaft ihre Phyſiognomie durch die Umwandlungen der Trachten, welche das ſicherſte Kennzeichen von Umwandlungen der Sitten ſind. Da ſcheint im Jahre 1496 den Bürgern der Anzug burgundiſcher Reiter zierlicher als der eigene zu ſein. Sie entlehnen von ihnen namentlich die weiten, gebogenen Schuhe ſtatt der geſchnäbelten. Gleichzeitig kommen die Sohlen oder Pantoffeln ſtatt der Holzſchuhe in Gebrauch. 1497 kommt eine neue Kleidung für die Bräute auf: den Schleier vertritt der Kranz auf bloßem Kopf mit niederhängenden Zöpfen. 1507 ändert ſich die Trauerkleidung; 1517 werden zuerſt die Barette getragen. In ganz Süddeutſchland wird allmählich die Augsburger Tracht getragen. 1503, ſagen die Chroniken, fingen die Bürger erſtmals an, das Haar auf dem Haupte kurz abzuſcheren, und da ſie zuvor die Bärte kurz geſtutzt getragen, jetzunder lang wachſen zu laſſen, während man früher, wie es an einer anderen Stelle heißt, es für ein ſicheres Anzeichen hielt, daß Derjenige, ſo einen langen Bart hätte und doch kein Kriegsmann wäre, entweder eines Bubenſtücks ſich bewußt oder doch nichts Gutes im Sinn haben müßte.

Eines Lobes voll ſind die zeitgenöſſiſchen Schriftſteller von der Anmuth und dem Liebreiz der Augsburgerinnen. Frank nennt ſie „ein leutſelig, freundlich, redſprächig und grüßbar Völklein, ein ſchön weiblich Bild, das wohl mit der Hofart kann, daß ich auch ein Sprüchlein davon gehört hab: Hofart iſt allenthalben Sünd', aber in Augsburg iſt es ein Wohlſtand, denn ſie konnten ſich ſo artlich drin ſchicken, daß ſie gleich an Hofart demüthig ſein und in großem Pracht und Reichthum an Pracht". Den gekrönten Dichter Salomon Frenzl aus Breslau haben ſie auch zu folgenden Verſen begeiſtert:

Wie ganz holdſelig und wie mild
Sich da erzeigt ein Frauenbild:
Scherzlich mit Worten und dabey
Redſprechig, wie ſie auch ſo frey
Ein jeden zu beſcheiden wiß
In Züchten doch und hoff ich dieß.
Wie Milch und Blut ihr Antlitz ſchön
Als Röslein unter Lilien ſtehen,
Ja wie ein zarter Marmelſtein,
Vermiſcht mit Purpur ſchön und rein.
Ihr Bäcklein zart, ihr Aeuglein klar
Gleicht den Karfunkeln, das iſt wahr
u. ſ. w.

Augsburg war durch den Handel groß und blühend geworden und dankte demſelben die Mittel zu ſeinem luxuriöſen Leben. Schon Aeneas Sylvius nimmt keinen Anſtand, ſie die reichſte Stadt der Welt zu nennen. Unter den eigenen Erzeugniſſen des Kunſtfleißes ſtanden die des Webſtuhls obenan, wie denn die Weberzunft als die erſte gleich nach den Kaufleuten kam. Ueber dritthalbtauſend Meiſter arbeiteten am Anfang des 16. Jahrhunderts hier und in den nächſten Orten, und jährlich paſſirten mehr denn 400 000 Stück Barchent die obrigkeitliche Schau auf dem hierfür eigens erbauten Weberhauſe. Eine alte Sage läßt dieſe Zunft ſchon 955 ſehr mächtig ſein, Siege über die Hunnen erfechten und als Kampfpreis einen erbeuteten Schild zum Wappen nehmen. Erweislich iſt, daß die Weber ſchon 1368 die einflußreichſte und größte Zunft bildeten. Vorzüglich durch Mitglieder dieſer Zunft wurde das altariſtokratiſche Element überwältigt und das demokratiſche zur Geltung gebracht. Ob es mit den glänzenden Erzählungen vom Bereichern der Fugger durch Webereien und den Handel mit Barchent ſeine Richtigkeit habe, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Jedenfalls wurden die Fugger durch den Kupferhandel in Ungarn viel höher und ſchneller emporgehoben, als durch die Weberei. Dieſe legte des Handwerks goldenen Boden, aber den großen Reichthum brachte

erſt der Bergbau in Ungarn, Steiermark und Tirol. Nächſt den Augsburger Weberarbeiten, zu denen ſpäter die großartigſten Färbereien kamen, haben die der dortigen Silberſchmiede ihren Ruf bis heute behauptet. Schon im 14. Jahrhundert prangte die Stadt mit den Arbeiten in Silber, die ihre Bürger lieferten, bei Verehrungen an Fürſten. Bei jeder Gelegenheit reichte man die Becher und Schalen, die das Schönſte waren, das man zu bieten vermochte.

Augsburg tritt dem heutigen Beſucher noch in ſo ausgeprägtem Charakter wie wenige Städte des Vaterlandes entgegen. Auf Schritt und Tritt ſprechen die Erinnerungen einer großartigen Vergangenheit uns an. Aber nicht etwa, wie in Nürnberg, an das Mittelalter, ſondern an die Periode, welche dem Mittelalter folgte, werden wir gemahnt. Ein geiſtvoller Schriftſteller, der über Leben und Kultur der ehrwürdigen Reichsſtadt uns köſtliche Studien mitgetheilt, hat Augsburg das deutſche Pompeji der Renaiſſance genannt. In der That, das eine Wort Renaiſſance ſagt Alles zuſammen, was uns noch heute als Charakter der Stadt entgegentritt. Die Renaiſſance hat ſich hier ſo bald und ſo vollſtändig Bahn gebrochen, wie an keinem andern Flecke des Reichs, hat mit ſolcher Entſchiedenheit und Nachhaltigkeit hier Fuß gefaßt, daß ihre Kultur und Kunſt bald die Alleinherrſchaft behauptete, beinahe alle Spuren der vergangenen Perioden verwiſchend, allem Einfluß der ſpäteren trotzend und noch jetzt vor unſeren Augen ſo wohlerhalten und lebenskräftig, als wäre auch hier die mehrhundertjährige Decke eines Aſchengrabes ſchützend darüber gebreitet geweſen. Wenn wir die Straßen durchwandern, ſo fühlen wir faſt ungeſtört uns in eine Zeit zurückverſetzt, von der wir deutlich erkennen, daß ſie die größte Zeit Augsburgs war, daß in ihr aber auch Augsburg groß daſtand vor allen anderen berühmten und mächtigen Freiſtädten. Faſt nirgend werden wir an das Mittel-

alter gemahnt, ſelbſt durch die großen kirchlichen Bauwerke nicht, denn ſie treten überall gegen das Moderne und Weltliche zurück. Weder in Anlage noch Ausführung von beſonderer Originalität, ſind ſie nicht bedeutend genug, um ſich bemerklich zu machen. Auch werden die Thürme ſämtlicher Kirchen durch keine Spitzpyramiden gekrönt. Dieſe ſind dem modernen Sinn zum Opfer gefallen, der ſich alles anzupaſſen beſtrebt war und ſie durch zwiebelförmige Helme erſetzte. Das that Elias Holl, der größten deutſchen Baumeiſter einer, der rüſtige Vorkämpfer des neuen, weltumbildenden Geſchmackes.

Kein heimiſcher Künſtler lebt in gleicher Stärke im Volksmunde ſeiner Vaterſtadt fort wie Holl. Lübke hat in ſeiner Geſchichte der deutſchen Renaiſſance die Bauthätigkeit des Meiſters in eingehender Weiſe geſchildert, Riehl in ſeinen Augsburger Studien eine geiſtvolle Charakteriſtik desſelben entworfen: aber am lebendigſten und in ſeinem vollen Gehalt tritt uns der Meiſter, wenn man ſeine Bauten geſehen hat, aus ſeiner Selbſtbiographie entgegen. Es verlohnt ſich daher wohl der Mühe, in dieſem dem Aufhellen unſerer alten Kulturverhältniſſe gewidmeten Blättern etwas näher auf jene intereſſante Lebensaufzeichnung einzugehen.

Das baukünſtleriſche Talent ſteckte unſerm Elias Holl ſchon von ſeinen Voreltern her tief im Fleiſch, denn ſchon ſein Urgroßvater Jakob Holl, der im Jahre 1487 ſtarb, war zu ſeiner Zeit ein geſchickter Maurermeiſter. Der Großvater, Sebaſtian Holl, war ebenfalls Maurer und machte ſich namentlich durch das alte Pfarrhaus von St. Ulrich einen tüchtigen Namen. Bedeutender war ſodann Johannes Holl, der Vater des noch größeren Sohnes, der bis zum Jahre 1594 lebte. Seine beiden Frauen beſchenkten ihn nach und nach mit einer ſtattlichen Anzahl Kinder, dreizehn Söhnen und ſieben Töchtern. Elias war der erſte Sohn aus der zweiten Ehe und wurde am

28. Februar 1573 geboren. Man wird von wahrer Ehrfurcht für den ehrlichen Alten ergriffen, wenn man in der Biographie lieſt, mit welch herzlichen Ausdrücken er die Ankunft eines jeden ihm von der lieben Hausfrau neu geſchenkten Kindes begrüßte. So heißt es z. B.: „am Montag nach St. Michaelis (1548) beſcherte mir Gott das ſiebente Kind, einen Sohn, Nameus Abraham.“ „Den 13. Auguſt 1557 genadete mich Gott mit dem zwölften Kinde, ſo ein Sohn und Tobias genannt.“ Elf Kinder aus der erſten Ehe lebten, als Johannes Holl zum zweitenmale heirathete, und als ihm ſeine Hausfrau im fünften Eheſtandsjahr das fünfte Kind gebar, da ſchrieb er mit frohem Muth, unbekümmert, wie die vielen genährt werden ſollten, in die Hauschronik: „Den 19. December 1573 erfreute mich der Höchſte mit dem fünften Kinde, einem Sohn, der Sebaſtian genannt ward.“ Und doch war die Zeit Holls, gegen die unſrige gehalten, eine ungleich härtere und ſtrengere; der Kampf um das materielle Daſein abſorbirte vorweg die beſte Kraft und hemmte dadurch die Entfaltung der idealen und geiſtigen Keime der Menſchennatur.

Holls Geburtsjahr fiel gerade mit dem Tode Vignolas, des einen Schülers Michel Angelos zuſammen, welcher nach großer Thätigkeit zu Bologna, Piſa und andern Orten in Rom wirkſam wurde, während Vaſari, der andere Schüler und Freund Michel Angelos, Erbauer der Uffizien zu Florenz, um ein Jahr ſpäter ſtarb. Beide hatten ſich wieder, im Gegenſatz zu ihrem Meiſter, den Regeln der reineren Renaiſſance zugewendet, welche gleichzeitig in Frankreich blühte, während damals in Deutſchland die klaſſiſchen Formen noch mit gothiſchen vermiſcht wurden, bis dann zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Rathhaus zu Nürnberg einen mehr muſtergültigen Renaiſſancebau vor Augen ſtellte.

Holls Vater baute noch rein gothiſch, während der Sohn

in ſeinen Bauwerken auch nicht die geringſte Hindeutung auf gothiſche Formen hat. Dafür hat er vom Vater das Techniſche ſeiner Kunſt in einem vorzüglichen Grade erlernt.

Am Neujahrstag 1594 verlor Elias ſeinen trefflichen Vater: ſein ganzes Leben gewann durch dieſen Todesfall eine andere Richtung. Der Vater hatte mehrere Gebäude unvollendet zurückgelaſſen; es war natürlich, daß der damals zwanzigjährige Sohn ſie fertig zu bauen trachtete. Allein die Maurermeiſter wollten ihn nicht ſelbſtändig arbeiten laſſen. „Es haben mich" — ſchreibt Holl in ſeiner Selbſtbiographie — „die Meiſter der Maurer als einen ledigen Geſellen dieſe Arbeit nicht wollen verſtatten auszumachen, ſonderlich weil ich die Meiſterſtücke nicht vorgeriſſen hatte. War alſo bedacht zu wandern und weg zu ziehen. Aber Gott ſchickt's anderſt, dann mir eine ſchöne Jungfrau begegnet, Namens Marie Burckartin, des Chriſtian Burckarts, Kuttelwäſchers ſel., ſo ein vermöglicher Mann war, hinterlaſſene Tochter, deren Mutter am hintern Lech wohnte, oberhalb der Schleifmühl am Barfüßerthor. Sie benahm mir all mein Vornehmen und Wandersgedanken, ich ſetzte all meinen Sinn auf dieſe holde Jungfrau, wie ich ſolche zu meiner Ehegattin haben und bekommen möchte. Derhalben hab' ich auch nicht ruhen können, bis mir ſolche ehelich zugeſagt und verſprochen. Darauf nach viel gehabten Unterreden mit der Jungfer Mutter und Befreundeten wurde mir dieſe meine liebſte Jungfrau Marie zugeſagt und verſprochen. Da wir dann diß bemeldte 1595ſte Jahr den 11. Februar unſer Abrede und darauf den 2. Maii die Hochzeit bei Martin Kollinger am Predigerberg in des alten Scheurlens Behaußung gehalten; ſeynd in des Herrn Sebaſtian hoher Behaußung aus und zu St. Anna in die Kirchen gegangen und wurden durch M. Riederer eingeſegnet. Ich war damahl 22 und meine Liebſte 20 Jahre alt." Zehn Jahre verbrachte Holl in dieſer Freud und Leid in gleichem

Maß mit ſich führenden Ehe. Gegen ſchwere Schickſalsſchläge wappnete ihn eine ſeltene Gottergebenheit und tief innerliche Religioſität. Seine Frau gebar ihm während der kurzen Zeit acht Kinder, von denen aber nur eine Tochter die Mutter überlebte. Nach dem letzten Wochenbett hatte ſich eine bedeutende Schwäche bei der erſt dreißigjährigen Frau eingeſtellt. Die „Herren Doktors ſchickten die Frau zum Sauerbrunnen nach Ueberkingen, dann in das Lederbad, hat aber auch nichts gefruchtet, nach ihrer Heimkunft aus dieſem Bad iſt ſie noch bis in die 9 Wochen lang krank geweſen, ſtarb alſo anno 1608 den 30. Januar in Chriſto ſelig. Nachdem ich nun 10 Wochen ein traurig und betrübter Wittwer war, ſahe ich mich, um mein Haushaben recht zu führen, wiederum um eine ehrliche Haußmutter um und bat Gott herzlich, daß er mir eine recht taugliche beſcheeren wolle. Kam mir, ohne Männiglichs Antrag, des Herrn Tobias Reiſchlens Tochter Roſina eine rechte Liebe ſie zu begehren ins Herz. Begehrte alſo durch etliche Leut und Handlung ihrer, alſo daß es durch ſolche richtig ward und ſie mir verſprochen wurde. Habe darauf in Gottes Namen anno 1608 den 14. April mein Abred und darauf den 17. dieß die Stuelveſt, den 20. Maii aber am Aftermontag in Pfingſten die Hochzeit gehabt. Der Kirchgang ging aus bei Herrn Zähen zu St. Anna in die Kirchen, die Hochzeit beym Kreiten im Sachſengäßlein.“ Dieſe zweite Frau gebar ihm 13 Kinder, von denen 12 den Vater überlebten.

Ein reges arbeitsvolles Leben begann nun für den jungen Meiſter, und manches hatte er ſchon für reiche Private ausgeführt, als im Jahre 1600 Anton Garb, ein angeſehener Kaufherr, Bauten ihn mit nach Venedig nahm, wo er beſonders an den großen Bauten Palladios ſich bildete. „Beſahe mir“ — erzählt er — „dort alles wohl und wunderliche Sachen, die mir zu meinen Bauwerken ferner erſprießlich waren.“ Nach ſeiner Heimkehr

war es ſein glühendes Verlangen, ſeine Vaterſtadt nach dem Muſter der großen italieniſchen Städte mit Bauten eines ſtreng klaſſiſchen Stils zu verherrlichen. Der tiefe und nachhaltige Eindruck, den die gerade in Venedig zum lebendigſten Ausdruck gelangte Renaiſſance auf den jungen und empfänglichen Baumeiſter machen mußte, zeigt ſich insbeſondere in den Modellen zum neuen Rathhauſe, von denen eines den venetianiſchen Palaſtſtil mit ſeiner ganzen dekorativen Pracht repräſentirt. Noch zwölfmal kam Holl in der Folgezeit nach Italien.

Zuerſt übertrug der Rath ihm den Neubau des Gießhauſes, weil „die Herren die Gebäu zu Venedig geſehen, die ihnen wohlgefallen“. Dem jungen Meiſter gab man alſo beſonders wegen ſeiner Vertrautheit mit dem Renaiſſanceſtil Italiens den Vorzug. Der Bau wurde ihm um 900 fl. verdungen; daß man mit ſeinem Werke zufrieden war, geht aus der weiteren Belohnung von 250 fl. hervor, die man ihm verehrte. Ein zweiter öffentlicher Bau war das neue Zunfthaus der Bäcker; für den Abbruch des alten Bäckerhauſes und den Aufbau des neuen erhielt Holl vom Rath 1750 fl., mußte aber mit dieſer Summe die ſämtlichen Material- und Tagwerkerkoſten beſtreiten. „Hat dieſer Bau“ — ſchreibt er — „meinen Herren wohl beliebet und ſind mit mir wohl zufrieden geweſt, und haben mir über ernannte 1750 fl. 250 fl. verehrt, um wegen der mühſamen Geſims, ſo auf welſche Manier daran und viel Mühe gekoſtet.“ Die mühſamen welſchen Geſimſe ſind noch zu ſehen, denn das Haus mit ſeiner ſchmalen hoch emporgeführten Faſſade, die durch drei Pilaſterordnungen gegliedert wird, iſt noch vorhanden.

Kaum war dieſes Gebäude vollendet, ſo ſtarb der alte Stadtbaumeiſter Jakob Erſchey, und Holl rückte in ſeine Stelle ein. Erſchey hatte zur Beſoldung jährlich 80 fl., dann einen Rock zu 5 fl., für Hauszins 10 fl., dazu 12 Klafter Holz und 52 fl. Wartegeld bezogen. Holl, dem das zu wenig ſchien und

der glaubte, als Civilbaumeiſter mehr verdienen zu können, erhielt 150 fl. Jahresgehalt, den Rock, den Hauszins, das Holz, dann die ſämtlichen Schaufeln, die man bisher an die Kalkhütte geliefert hatte, das Wartegeld und endlich 6 Pfund Karpfen und 5 Pfund Forellen, nebſt der Erlaubniß, auf ſtädtiſche Koſten zwei Lehrjungen um den halben Lohn aufnehmen zu dürfen. Er entwarf zuerſt eine neue Viſirung zum Zeughaus, welches Erſchey begonnen und fehlerhaft konſtruirt hatte. Holl fand, daß ohne baldige Abhülfe der Einſturz des Gebäudes unausbleiblich erfolgen müſſe; er trug daher den angefangenen Bau ab und ſtellte einen neuen her, der noch jetzt für ein Meiſterſtück gilt und eines der ſchönſten öffentlichen Gebäude Augsburgs iſt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von öffentlichen Bauten (Stadtmetzg, Waſſerthürme, Münze, Thorthürme, Gymnaſium zu St. Anna) und wende mich zu dem Hauptwerk ſeines Lebens, dem Rathhaus. Er ſelbſt war es, der die Rathsherren dazu antrieb, an Stelle des alten, baufälligen Rathhauſes vom Jahre 1385 ein neues erbauen zu laſſen. „Diß Jahr" (1614) — ſchreibt er in ſeinem Tagebuch — „aß ich einmal mit Herrn Johann Jakob Rembold, Stadtpfleger, zu Mittag. Wurden des alten Rathhauſes hier zu Red, und ſagte ich: Ihr geſtrengen Herren ſolltet daran ſeyn, als ein bauverſtändiger Herr Obmann, das alte und auf einer Seiten ſehr baufällige Rathhaus möchte verändern, abbrechen und an deſſen Statt ein ſchönes, neues, wohl proportionirtes Rathhaus erbauen laſſen. Vermelte auch dabey, ich hätte große Luſt dazu, ein ſchönes bequemes zu bauen, welches wohl wäre. Dachte Herr Stadtpfleger nicht übel zu ſeyn, und antwortet: er wolle mit ſeinen Herrn Mitkollegii, Bauherrn und andern des Raths davon reden und ihre Gedanken darüber vernehmen, ich ſollte ein Viſier und Abriß machen, in was Form und Größe ich ihn ſtellen wölte, und

meinen Herrn hernach vorweiſen, ſo könnte man weiter die Sache nachdenken. Ich machte gleich etliche Viſiren, bis daß dieſer, wie jetzt iſt, meinen Herrn gefallen hat. Da trieb ich dieſen Bau immer bey den Herren Stadtpflegern, da wurd mir eine Antwort von Herrn Rembolden folgendergeſtalt: Ihr treibt mich immer mit dem neuen Rathhausbau an, ſolches iſt aber hochbedenklich Sache; zudem iſt unſer Schlagwerk in dem Rathhausthurm wohl geordnet und ſehr nützlich; alſo bis Ihr mir einen Ort ſaget, da man das Schlagwerk zuvor und ehe dieſer Bau angefangen wird, füglich einrichten könnte, da es beſtendig bleiben könnte, ſo will ich zu dieſem Bau mithelfen. Da ſprach ich: Wenn es nur an dieſem fehlt, ſo wolt ich bald einen tauglichen Ort dazu finden oder erſehen. War bald bedacht und ging auf den Perlachthurm, beſah mir darinnen in allem wohl und befand dieſen gar tauglich dazu, allein mit der Schlagglocken wußte ich noch nicht, wie dieſelbe recht möchte geordnet werden. Steig alſo zu oberſt in den Perlachthurm unter das Dach und gedacht ihm nach, machte ein Viſier, daß man wohl 20′ von lauter Steinwerk auf dieſen Thurm ſetzen ſollte, es werde aber mit zimlichen Fleiß und Kunſt geſchehen müſſen, denn das Mauerwerk vom Wachhäuſelein, ſo gleichwohl auch von Steinwerk, war nur 15″ dick und vom Gang bis ans Dach 20′ hoch. Ich wagte es und brachte dieſe Viſier zu meinen Herren. Dieſe ſprachen: es würde dieſer Thurm wohl ſchön und luſtig ſtehen, wäre aber nicht wohl zu wagen, weil dieſer Thurm ſchmal und ganz frei ſtünde. Sie wollten mir zwar vertrauen, ich ſollte aber zuſehen, daß weder mir noch gemeiner Stadt kein Schad noch Spott daraus entſtünde. Ich ſprach: liebe Herren! Ich habe meine Hoffnung zu Gott, daß es mir wohl gerathen ſolle; dachte ihm ferner nach eine gute Zeit und habe ein ſolches Rüſtung erfunden, wie man bald hören wird. Meine Herren ſollen mir nur dieſen Bau ver-

trauen, ich hätte eine herzliche Luſt dazu, und es werde meine Herren auch nicht gereuen, auch gemeiner Stadt wohl anſtehen."

Mit ebenſo großer Kühnheit als Umſicht ging Holl Ende des Jahres 1614 ans Werk. Das gewagte Unternehmen, das er bis ins einzelne feſſelnd beſchrieben hat, wurde glücklich zu Ende geführt unter dem ſtaunenden Zuſchauen der Stadt. Holl ſchreibt darüber: „Den 17. Auguſt (1615) habe ich den Knopf ſelbſt auf den Thurm geſetzt. War zwar der alte Knopf, ſo zuvor darauf geſtanden, aber erneuert und vergüldt. Geſchah am Abend um 4 Uhr. Habe meinen Sohn Elias, ſo eben vier Jahre alt war, in dieſen Knopf geſetzt und denſelben ob ihme zugedeckt. Iſt eine gute Weil ohne Forcht darin geſeſſen, hernach hat er zu mir geſagt: Sieh Vater! wie viel Buben ſind drunten auf der Gaſſen! Seine Mutter forchte ſich ſehr, die war im Thurm bei der Glocken und war übel zufrieden, weinete ſehr und fürchtet, es möchte dem Kinde etwas geſchehen. Der Bub war faſt eine Stund bei mir auf dem Gerüſt, habe ihn darauf heimgeſchickt zu ſeinem Ahnherrn, er ſolle ihm ſagen, was er geſehen habe und wo er geſetzen." Als der kühne Bau ſo wohl vollendet war, kamen die Bauherren in eigener Perſon auf den Thurm, um Holl Glück zu wünſchen. Als Erwiderung ſchenkte Holl ein Glas Wein ein und trank dasſelbe, auf dem Knopfe ſtehend, auf die Geſundheit des Rathes aus. An die vier Seiten des Thurmes zeichnete Holl Sonnenuhren, die der Bürgermeiſter und Freskenmaler Kager der Zeichnung gemäß malte. „Hab auch den Engel Michael, ſo alle Jahr am St. Michaelistag herausgehet, durch die Schlaguhr alſo geordnet, daß er herausgehet und den Drachen in den Rachen ſticht."

Am 15. Auguſt 1615 legte Holl den Grundſtein zum neuen Rathhaus, wobei wieder der kleine Elias mit in die Baugrube mußte, was den Rathsherren ſo wohl gefiel, daß ſie ihm „12 ganze Augsburger Gulden dazu in ſeine Hoſen verehrten"

Fünf Jahre währte es, bis der ganze herrliche Bau vollendet war. Am 3. Auguſt 1620 wurde die erſte feierliche Rathswahl in demſelben gehalten. Die Geſamtkoſten (ohne die innere Ausſchmückung) beliefen ſich auf 13211 fl. 15 kr. Holl ſelbſt erhielt vom Rath einen vergoldeten Becher mit 300 Goldgulden. Es war der Glanzpunkt im Schaffen des Meiſters. Als der Bau vollendet war, legte er den großen Folioband an, in welchem wir ſeine Lebensbeſchreibung finden. Anno 1620 — ſchreibt er im Eingang — als er durch Gottes Gnad und Beiſtand das neue Rathhaus vollendet und ausgebaut, da habe er ſeiner obliegenden Geſchäft halber etwas mehr Weil und Zeit bekommen und ſich gleich im Namen Gottes fürgenommen, in dieſem Buche etwas Weniges aufzureißen, was er etwan von Jugend auf geſtudirt und gelernt habe, und was er auch in ſeinen Werken für einen Gebrauch gehabt dies und jenes zu bauen, obwohl er nunmehr in dem fünfzigſten Jahre des Alters, und ſein Geſicht der Hand nicht mehr wie früher folge. Er thue es aber nicht, um ſich einen Ruhm damit zu machen, ſondern auf daß ſeine Söhne und Nachkommen einen Nutzen davon hätten.

Der Ruf des Meiſters hatte ſich bald weithin verbreitet. Das gräflich Schwarzenbergſche Schloß zu Scheinfeld in Franken ward nach ſeinen Plänen erbaut, ebenſo die Kirche des heiligen Grabes in Eichſtädt und das Schloß für den dortigen Biſchof am Willibaldsberg. Sein letzter Bau von Bedeutung in ſeiner Vaterſtadt war das von 1625—1630 errichtete neue Spital. Wie ſein Zeit- und Kunſtgenoſſe Schickhardt, wenngleich in anderer Weiſe, ſollte auch er in den Stürmen des Krieges zu Grunde gehen. Das bekannte Reſtitutionsedikt Ferdinands II. vom Jahre 1629 ließ den Stadtbedienſteten nur die Wahl, katholiſch zu werden oder den Dienſt aufzugeben. Dieſe Nothwendigkeit trat auch an Holl heran. „Dieſes 1630. Jahr" — ſchreibt er — „haben meine Herren mich Elias Holl, der ich

durch göttlichen Beiſtand in das 30. Jahr allhier zu Augsburg beſtellter Werkmeiſter geweſen, nur wegen daß ich nicht in die päbſtlichen Kirchen gehen, meine wahre Religion verläugnen und, wie man es genennt, mich bequemen wollte, beurlaubt". Das noch erhaltene Entlaſſungsdekret lautet wörtlich: „Wir Pfleger, Baumeiſter und Räthe des heiligen römiſchen Reichs Stadt Augsburg bekennen und thun kund männiglich mit dieſem Brief, wie daß Elias Holl Uns und gemeiner Stadt als ein Werkmeiſter in das 30. Jahr treulich, aufrecht, redlich, fleißig und willig gedienet, anſehnliche Gebäu allhier geführt und in ſeiner anbefohlenen Verrichtung ſich alſo verhalten, daß Uns ſeinethalb kein Klag fürkommen. Demnach er aber deren kaiſerlich Mandat mit Beſuchung und Anhörung der katholiſchen Predigten kein ſchuldigen Gehorſam leiſten wollen, ſo iſt er vermög kaiſerlichem Befehl der obberührten Werkmeiſterſtell, doch in allweg ſeinem ehrlichen, guten hergebrachten Namen ohne Schaden, entlaſſen und ihm auf ſein Begehren dieſer Abſchied unter gemeiner Stadt Inſiegel mitgetheilt worden. Geben den 14. Januar als man zelt nach Chriſti unſers liebreichen Erlöſers und Seligmachers Geburt 1631."

Das war der Lohn für dreißigjährige treue Dienſte. Doch es kam noch ſchlimmer. Obwohl Holl ſchon 58 Jahre zählte, entſchloß er ſich dennoch, die Vaterſtadt zu verlaſſen und ſeine Thätigkeit an einen ruhigerem Orte fortzuſetzen. Er hatte ſich durch Fleiß und Sparſamkeit nach und nach ein Vermögen von 12000 fl. erworben und bei der Stadtkaſſe verzinslich angelegt. Als er nun das Geld zurückverlangte, wurde ihm dasſelbe unter nichtigen Gründen vorenthalten, ſo daß er endlich froh ſein mußte, den ſechſten Theil der Summe aus dem Sturme zu retten.

Nun begann eine Zeit der ärgſten Noth für den Künſtler. Um Frau und zwölf Kinder zu ernähren, ſah er ſich gezwungen, als ein gewöhnlicher Maurer um Tagelohn zu arbeiten. Dies

dauerte bis zum Jahre 1632, „da uns Gott durch ſonderbare Gnad und ſtarken Arm die Königliche Majeſtät in Schweden geſandt und aus der grauſamen Gewiſſensbedrängniß wieder befreyet hat.“ Am 24. April 1632 zog Guſtav Adolf in Augsburg ein. Sofort wurde das Reſtitutionsedikt aufgehoben und ſämtliche ſtädtiſche Aemter wieder mit Proteſtanten beſetzt. Auch Holl erhielt die Stelle eines Stadtbaumeiſters wieder. Die kriegeriſchen Zeiten ließen ihn jedoch zu keiner ruhigen Thätigkeit mehr kommen: „neben dem Bauwerk bin ich von dem ſchwediſchen Ingenieur zu allerhand mühſamen Fortifikationen ſtark angetrieben worden, daß ich faſt weder Tag noch Nacht in Ruhe geweſen.“ 1635 erlitt die Stadt eine furchtbare Belagerung durch die Kaiſerlichen: Peſt und Hungersnoth dezimirten die Einwohner, ſo daß bei der endlichen Uebergabe die Einwohnerzahl auf 18000 herabgeſunken war. Nun verlor Holl ſeine Stelle zum zweitenmale; dazu wurde er „dermaßen mit ſtarker Einquartirung und Contribution gelohnet, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Bin dadurch um alle meine Lebensmittel kommen und ausgeſogen worden. — Der Höchſte ergötze mich und die Meinigen“ — das ſind die letzten Worte ſeines Tagebuchs — „wie auch alle anderen meine lieben Mitchriſten, ſo ebenmäßig hierunter viel erlitten, ihres zeitlichen Schadens und Verluſts, wo nit allhie in dieſem Leben vollkommentlich, ſo geſchehe es doch in jener Welt mit ewiger Freud und erwünſchter Seligkeit, Amen!“

Damit ſchließt die Aufzeichnung. Ich füge nur hinzu, daß Holl nicht, wie man bisher annahm, 1637 am Oſtertag, ſondern erſt am 6. Januar 1646 geſtorben iſt, wie der neuerdings aufgefundene Grabſtein bezeugt.

Holl gehörte zu den größten Baumeiſtern der ſpäteren Renaiſſance. Sein Einfluß — bemerkte Riehl treffend — iſt ſo ſchlaghaft und einzig, daß wir den Mann recht als den kühnſten Revo-

lutionär unter den Architekten anſtaunen müſſen. Faſt genau in denſelben vier Jahren, da Holl das Augsburger Rathhaus aufführte, hat Eucharius Holzſchuher das neue Rathhaus zu Nürnberg errichtet, gleichfalls ein Renaiſſancewerk und an Kunſtwerth dem erſteren wohl ebenbürtig. Aber Nürnberg blieb trotz dieſes Rathhauſes dieſelbe mittelalterliche Stadt, die es geweſen; Holl dagegen baute mit ſeinem Rathhaus zugleich ganz Augsburg um. Den gothiſchen Thürmen nahm er die ſpitzen Hüte ab und ſetzte ihnen runde welſche Kappen auf, ſo daß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gothiſche Thurmpyramide mehr geblieben iſt; Zuchthäuſer und Kirchen, Paläſte und Feſtungsthürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten ſo maſſenhaft in den Renaiſſanceſtil umgeſchmolzen, daß die halbe Stadt wie uniformirt erſcheint bis auf dieſen Tag. Was Holl ſelber ſtehen ließ, das bewältigten raſch ſeine Nachfolger; denn in Revolutionszeiten des Geſchmackes wie der Politik hat man keinen Pardon für geſchichtliche Ueberlieferungen. Die Volksbauart in den einzelnen Quartieren, die mittelalterliche Anlage mußte erſtarren, ſeit ein ſolcher Gewaltsmeiſter wie Elias Holl die Architektonik nach akademiſchen Heften in die Hand nahm. Wie die Volkspoeſie gegen die Kunſtpoeſie, ſo tritt das alte Augsburg jetzt gegen das neue zurück. Ich kenne keine zweite Stadt, wo dieſer Umſchwung gleich raſch und entſchieden erfolgt wäre, und ſo ſiegesgewaltig durch einen einzigen Mann. Dafür lebt aber auch Elias Holl im Volksmund ſeiner Vaterſtadt, wie wohl ſelten ein Baumeiſter, und die maleriſche Phyſiognomie Augsburgs ſtereotypirte ſich in den Zügen, die Holl ſo keck umriſſen, daß es heute noch drein ſchaut, wie aus dem Grabe des ſiebzehnten Jahrhunderts erſtanden, das deutſche Pompeji der Renaiſſance.

Die
Kulturhiſtoriſche Bedeutung Voltaires.

Vortrag

von

Prof. Dr. Hagmann
in St. Gallen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

I.

Der geiſtreichſte Biograph Voltaires, der gelehrte und ſcharfſinnige Guſtave Desnoiresterres, beginnt ſeine umfangreichen Forſchungen über Voltaire und die Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts mit den denkwürdigen Worten:

„Es wäre endlich an der Zeit ſich zu befreien von allem Haß wie von aller Vorliebe, aber nicht von einer Bewunderung, die nicht mehr als gerecht iſt, für dieſen blendenden und bezaubernden Geiſt und die Wahrheit zu ſagen über ſeine Perſon, ſeine Geſellſchaft, ſein Jahrhundert und ſein Werk.“

Wenn der beſte Kenner der Voltairelitteratur im Jahre 1871 noch ſo zu ſprechen wagt, ſo iſt es gerechtfertigt über den geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller die Vorurtheile ſowohl als die Voreingenommenheit zu beſeitigen und die wahren Kenntniſſe über ihn geltend zu machen. Dieſes Ziel iſt einzig zu erringen, wenn wir das poſitiv Große, welches Voltaire leiſtete, in Erwägung ziehen und in Zuſammenhang bringen mit der allgemeinen Entwickelung des 18. Jahrhunderts.

Da dieſe poſitiven Leiſtungen Voltaires uns vollauf beſchäftigen werden, laſſen wir die Lebensumſtände, ſo weit ſie auf ſeine Werke von unweſentlichem Einfluß ſind, beiſeite.

Auch alle jene Streitſchriften und anderweitigen Erzeugniſſe, welche vorübergehend zum Angriff, zur Abwehr und zur Unterhaltung gedient haben, ohne von einer weittragenden Idee durchdrungen zu ſein, bleiben hier unerwähnt. Wie ſollten wir auch allen Streit und Haß, alle Leidenſchaften und Schattenſeiten wieder aufdecken und ſie, deren Urheber Tauſende waren, einem Einzigen aufbürden? — Wie ſollten wir alle jene perſönlichen Empfindungen und Intereſſen wieder ans Licht ziehen und alle peinlichen Nachempfindungen in uns aufwecken, da ſie mit ihren Trägern nun im Grabe ſchweigen und vergeſſen ſind! Nur zu oft hat man Voltaire und ſeine Zeit in dunkeln Farben gezeichnet, die Dinge und Ereigniſſe bis zum Abſcheu übertrieben und entſtellt. Bringen wir einmal das dauerhafte Gute, das an Voltaires Erſcheinung ſich knüpft, in gedrängtem Rahmen in die Erinnerung zurück!

Vergegenwärtigen wir uns zu dieſem Zwecke den geiſtigen Zuſtand in Frankreich vor dem Eingreifen der litterariſchen Thätigkeit Voltaires. Er war gekennzeichnet durch die Regierung Louis XIV. Die Zeit von ca. 1650—1715 iſt dadurch für Frankreich verhängnißvoll geworden, daß ein ſelbſtändiges Denken nahezu erloſch. Ludwig XIV. hatte leider nicht nur die Staatsgewalt in ſich vereinigt, ſondern auch das geiſtige Leben zu beherrſchen geſucht. Sorbonne, Parlament, Akademie und Hof, alles ſtand ſklavenhaft in ſeinen Dienſten. Eine geiſtige Bevormundung ging durch Frankreich wie nie zuvor und nie nachher.

Dieſe Beherrſchung des geiſtigen Lebens machte zwar nach außen hin den Eindruck der Höhe und Einheit der Kultur und blendete ganz Europa. Aber im Innern betrachtet, waren Litteratur, Philoſophie und Kunſt einſeitig und der Weiterentwickelung unfähig. In kirchlichen Dingen galt einzig die Scholaſtik, in Rechtsfragen des Königs Wort, in der Philoſophie

der Carteſianismus, in der Litteratur das Geſchmeichel der Hofdichter und die Regeln eines Boileau. So war der freiere Zug, der in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts geweht hatte, längſt merklos geworden.

Erwäge man demgegenüber den Unterſchied, durch den in dieſer Zeit England bemerkbar wurde und allmählich glänzend hervortrat, um Frankreich zu verdunkeln. Dort hatte der Proteſtantismus den freieren Geiſt genährt. Die Kämpfe der politiſchen Parteien riefen die freie Diskuſſion über alle Fragen wach; der anhaltende Kampf Wilhelms III. von Oranien gegen Ludwig XIV., der den Kampf des Proteſtantismus gegen die katholiſche Uebermacht bedeutete, erhöhte den bewußten Gegenſatz des freien, engliſchen Denkens gegenüber der franzöſiſchen Bevormundung des Geiſtes, und dieſer Gegenſatz wurde vor allem verſtärkt durch die Tauſende von Flüchtlingen, welche die Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) nach England trieb. Beim Tode Louis XIV. war der äußere Druck in Frankreich immer noch beſtehend, während Englands Geiſt dem breiteſten Strome einer neuen Entwickelung Bahn geſchaffen hatte. Schon ſchrieb ein Toland über die Toleranz der Meinungen, ein Collins über die Freidenkerei.

Nun denke man ſich die Oede, die Leere, den peinlichen Rückſtand, in dem die Gebildeten Frankreichs zu Anfang des 18. Jahrhunderts ſich verſetzt ſahen. So wie Louis XIV. die Augen ſchloß, athmete alles auf; denn der Druck beſtand nicht länger und der Geiſt wurde frei. Ueber fünfzig Schriftſteller und Gelehrte, über hundertfünfzig Mathematiker und Naturwiſſenſchafter hatten indeſſen und bald nachher England theils perſönlich geſehen und es ſtudirt, theils daheim ſich in ſeine Werke vertieft. Alles warf ſich der neuen Richtung in die Arme und athmete zu neuem Leben auf, ob dem friſchen Luftzuge, der über das Meer her wehte. Die Aufklärung Englands hatte den

Deïsmus geboren und dieſer wurde nun nach Frankreich verpflanzt.

Auf Keinen wohl hat der Aufenthalt in England ſo nachhaltigen Einfluß gehabt, wie auf Voltaire. Die drei Jahre (15. Mai 1726 bis 15. März 1729), die er in jenem Lande zubrachte, haben ſeinem ſpäteren geiſtigen Schaffen die Bahnen vorgezeichnet. Als ein Verbannter mußte er die Salons von Paris meiden und kam nach London mit der vielſeitigen Ausbildung, die er ſich ſchon in der Jugend angeeignet hatte. Er kam mit dem Drange nach Neuem und dem Durſte nach Wiſſen und bahnte ſich den Weg in die erſten Kreiſe der engliſchen Welt. Er kam mit dem leichten, geſchmeidigen franzöſiſchen Naturell, mit der unvergleichlichen Friſche, Raſchheit und Eigenthümlichkeit ſeiner Auffaſſungsweiſe, mit der unverſiegbaren Arbeitskraft und der rüſtigen Unternehmungsfreude eines Mannes, mit der Ausdauer und dem Ehrgeize, die ſich ſtets einen Namen ſchaffen werden.

Gerade als Voltaire den engliſchen Boden betrat, wurde durch einen politiſchen Umſturz und das Miniſterium Walpole einem Manne Muße geſchaffen, der ſchon früher (1723 in Blois) auf Voltaire gewirkt hatte. Es war Viscount Bolingbroke, der durch den Sturz der Toriſten aus dem politiſchen Leben zurücktrat und die Muſen zu pflegen beſchloß. Ein ſolcher Mann voll Witz und Frivolität, voll Bildung und weltmänniſcher Gewandtheit wurde nun der tägliche Genoſſe Voltaires; denn in ſeinem Hauſe ging Voltaire aus und ein. Wundern wir uns nicht, wenn Bolingbroke den weittragendſten Einfluß auf ſeinen franzöſiſchen Gaſt ausübte.

Bei Bolingbroke wurde er ermuthigt zu der beißenden und frivolen Kritik über die hebräiſche Litteratur, zur Verachtung der pedantiſchen Bewunderung der Alten. Bolingbroke war es, der da meinte, die Geſchichtſchreibung müſſe halb Wahrheit,

halb Roman ſein; er war es, der Voltaire mit der deiſtiſchen Richtung näher vertraut machte und ihm die Werke von Shaftesbury unterbreitete, die Bolingbroke kommentirt hatte. Er empfahl ihm Locke und eiferte gegen Leibniz. Was Voltaire da hörte und in ſich aufnahm, dem begegnen wir nur zu oft wieder in ſeinen Schriften. Einſtweilen legte er ſeine Eindrücke in den „Philoſophiſchen Briefen über die Engländer" nieder (1733).

Bedeutender und nachhaltiger aber war Voltaires Einfluß, wie er nach ſeiner Rückkehr aus England, verfolgt, bei ſeiner nachmaligen Freundin, der ſchöngeiſtigen Marquiſe de Châtelet, ſeinen Aufenthalt nahm (1733—49) und nun daran ging das in England Erworbene ſeinem Vaterlande zu übermitteln; denn wenn er den Gegenſatz ſah, in dem die modernen Beſtrebungen, Wiſſenſchaften und das freie Denken Englands zu Frankreich ſtanden, ſo ergriffen ihn frohe Unternehmungsluſt, oppoſitioneller Geiſt und heftiger Ehrgeiz der Verkünder der neuen Wahrheiten in Frankreich zu ſein. Das konnte nicht ohne gewaltige Anſtrengung geſchehen; denn nicht leicht löſt ein Volk ſich los von ſeinen Anſchauungen, um ſich dem Geiſte einer fremden Nation hinzugeben, wo religiöſe, politiſche, nationale Gegenſätze die Oppoſition noch verſchärfen. Es iſt denn auch das Bild eines großartigen geiſtigen Kampfes, das vor uns ſich entrollt, eines Prozeſſes, der die Kultur Frankreichs durchdringt und darum jene Heftigkeit und Vielgeſtaltung, jene Neuheit und Kraftanſtrengung an ſich trägt, und darum alles ſo eigenthümlich kennzeichnet, was das 18. Jahrhundert in Frankreich geſchaffen hat. In dieſem Kampfe bleibt Voltaire beinahe ein halbes Jahrhundert der Führer und der heftigſte Kämpfer zugleich und zieht ſich dadurch ſelbſtverſtändlich ebenſo viel Haß beim Gegner, als Bewunderung im eignen Lager zu.

II.

Trennen wir nun die Gebiete, auf welchen Voltaire einflußreich wird, ſo tritt uns für ſeine Zeit unſtreitig am eingreifendſten ſein Kampf auf dem Boden der Philoſophie entgegen. Erlauben Sie mir den Begriff Philoſophie näher zu beſtimmen. Wir verſtehen darunter im allgemeinen das Studium über die letzten Grundwahrheiten; das Forſchen nach den Urſachen des Daſeins der Dinge und unſeres eigenen Denkens.

Im 18. Jahrhundert aber nahm man den Begriff ſpezieller. Man verſtand unter Philoſophie die Ideen, welche die hergebrachten Meinungen und Syſteme auf dem Boden der Politik und Religion ſowohl als der Wiſſenſchaften angriffen und die Aufklärung predigten. Wenn z. B. Diderot und d'Alembert ein Werk, die „Encyclopédie", verfaßten, um darin alle Wiſſenſchaften und Künſte zu beſprechen, ſo nannte man dieſe Männer Philoſophen. Kurz, wer damals ſeine Beobachtungen und Ideen auf dem Boden ſtaatlicher, geſellſchaftlicher und religiöſer Fragen kundthat, oder die Wiſſenſchaften und Künſte im ganzen ſtudirte, wurde Philoſoph geheißen.

Die Gegenſätze, welche damals auf dem Boden der Philoſophie beſtanden, gipfelten in dem Verhältniß der franzöſiſchen zur engliſchen Weltanſchauung. Die Jeſuiten, als die Vertreter der philoſophiſchen Lehrſtühle in Frankreich, lehnten ſich an Descartes und Malebranche an. Die Engländer, welche mit dem Auftreten Bacons die Zeit der Aufklärung einleiteten, ſcharten ſich um Locke und Newton. Der Gegenſatz der beiden Richtungen war ein grundſätzlicher nach Inhalt und Methode.

Descartes geht von unſerem Bewußtſein aus und macht die Vernunft zur Erklärerin aller Dinge. Locke hingegen ſucht durch die äußeren Erſcheinungen ſich den Weg zur Erkenntniß zu bahnen und geht von der Erfahrung aus. Jener

ſtellt zuerſt Grundſätze auf und erklärt durch ſie die Welt. Dieſer ſammelt Erfahrungen und Beobachtungen, um zu Grundſätzen zu gelangen. Alſo iſt auch ihre Methode verſchieden. Der Eine geht von der darlegenden, erklärenden, zergliedernden oder deduktiven Methode aus, der Andere von der herleitenden, aufbauenden, erfahrungsgemäßen oder induktiven. Descartes hat noch vieles mit der mittelalterlichen, ſcholaſtiſch-kirchlichen Weltanſchauung gemein. Darum ſtellen die Jeſuiten ſich auf ſeine Seite und vertheidigen ihn gegen die neuere Philoſophie. Wenn Descartes (und nach ihm Leibniz) die Mathematik zur Grundwiſſenſchaft erhebt, ſo ahmt ihm darin das philoſophiſche Frankreich nach: nicht umſonſt hat ſeit Descartes dieſes Land ſo viele Mathematiker hervorgebracht.

Ganz anders die Engländer. Bacon, Locke, Newton machen die Naturwiſſenſchaften zur Grundlage der Philoſophie. Sie gehen von dem Verſuch und der Beobachtung aus. Sie entwickeln Phyſik, Mechanik, Chemie, Aſtronomie und fühlen ſich in dieſen Wiſſenszweigen überlegen bis zur Stunde.

Beſonders wichtig iſt der Unterſchied in den Anſchauungen über unſere Seele.

Descartes (1596—1650) meint, die Seele ſei durchaus verſchieden vom Körperlichen, nur in vorübergehender Berührung damit. Er meint, ſie denke immer und das Bewußtſein ſei ihr angeboren. Er trennt daher die Wiſſenſchaften Phyſik und Philoſophie vollſtändig. Sein Schüler Malebranche (1638—1715) geht bis zur myſtiſchen Weltanſchauung des heiligen Auguſtin. Für einen Anhänger des Descartes hielt man im 18. Jahrhundert auch Leibniz (1646—1716).

Der Gegenſatz der Engländer zu dieſen pſychologiſchen Abſtraktionen kann kaum größer gedacht werden.

Locke (1632—1704) verbindet das Leben der Seele unzertrennlich mit ihrem Körper und der Sinnenwelt. Der Seele

iſt keine Idee angeboren. Durch die Einwirkungen von außen beginnt ihr Leben; ſie wächſt geiſtig, wie der Leib körperlich; das Bewußtſein iſt nicht der Anfang, ſondern der Abſchluß der ſeeliſchen Entwickelung. Da Seele und Körper ſo innig miteinander verbunden ſind, ſo müſſen auch die einſchlägigen Wiſſenſchaften miteinander verwandt ſein.

Die Phyſik mit der Philoſophie verſchwiſtert zu haben, iſt das Verdienſt von Iſaak Newton (1642—1727). Er geht geradezu von der Naturwiſſenſchaft aus, um ſich die Dinge zu erklären; ja, wenn Descartes wieder aus dem inneren Bewußtſein auf die Exiſtenz Gottes ſchließt, ſo erſieht Newton den beſten Beweis für das Daſein Gottes in der Zweckmäßigkeit der Schöpfung.

Stärker kann man ſich die Differenzen nicht denken, welche derart zwiſchen der franzöſiſchen und engliſchen Philoſophie beſtanden. Hier Empirik und Verſuch, dort Rationalismus und Spekulation! Die engliſche Philoſophie Mutter der Aufklärung und des Deismus, die franzöſiſche Tochter der kirchlich-ſcholaſtiſchen Richtung.

Es wird nicht ſchwer zu errathen ſein, zu welcher Weltanſchauung Voltaire bei ſeinem Aufenthalte in England ſich wandte. Was konnte einen ſkeptiſchen jugendlichen Geiſt, müde der fruchtloſen Spekulation und der zweifelhaften Syſteme, mehr anziehen, als die Erfahrungswiſſenſchaften, die Verſuche, die Thatſachen? Was konnte einfacher und ſolider ſein, als dieſe engliſche Denkweiſe, und was mußte in Frankreich ſelbſt, wo man bis dorthin die engliſche Philoſophie weder kannte noch ſtudirte, mehr Aufſehen erregen und leichteren Eingang finden?

So warf ſich denn Voltaire unbedingt auf die Seite von Newton und Locke und machte Front gegen Descartes und Leibniz.

Es war im Jahre 1737, daß die Akademie von Paris einen Preis ausſchrieb: „Ueber die Natur und Fortpflanzung

des Feuers.“ Außer dem nachmals berühmten Mathematiker Euler trugen zwei andere Konkurrenten Preiſe davon, die, den Lehren von Malebranche und Carteſius getreu, die Frage zu löſen verſucht hatten. Voltaire aber, der, ſich in ſeiner Preisſchrift auf Newton ſtützend, den experimentellen Weg eingeſchlagen hatte, wurde mit einer Empfehlung abgewieſen (1738).

Daß man von dem großen Newton nichts wußte und nichts wollte, das reizte den Ehrgeiz Voltaires. Er hatte deſſen Schriften in England ſtudirt, die Großartigkeit ſeiner neuen Ideen bewundert, hatte begeiſtert für ſie Partei genommen und hoffte, daß man mit Bewunderung Newtons Lehren aus ſeinem Munde empfangen würde. Anſtatt deſſen dieſes voreingenommene Urtheil der Akademie zu Gunſten des alten Syſtems! Außer den jungen Gelehrten Maupertuis und Clairaut nahm kaum Einer Partei für Newton. So beſchloß denn er, für ſich allein aufs neue eine Lanze für den großen Engländer einzulegen. Schon 1741 gab er die „Éléments sur la Philosophie de Newton“ heraus. „Das Werk war bald in allen Händen; der Preis ſchreckte Niemanden ab; man nahm das Buch ſich gegenſeitig, man riß es ſich aus den Händen.“ Eine gleichzeitige Kritik ſagt: „Ganz Paris ertönt von Newton; ganz Paris ſtottert Newton, ganz Paris ſtudirt und lernt Newton.“

Keiner zu ſeiner Zeit verſtand aber auch ſo gut wie Voltaire Newton aller Welt zugänglich zu machen.

In einem nicht allzuſtarken Bande (ca. 200 Seiten) weiß Voltaire das ganze Syſtems Newtons in ſeinen Hauptgedanken vorzuführen; einfach und bündig; in kurzen Kapiteln, damit ſie nicht allzuſtark ermüden; das Ganze angenehm durchwoben durch die Schilderung des Kampfes, welche die Ideen von Locke, Newton, Collins gegenüber denen von Carteſius, Malebranche und Leibniz hervorgerufen haben. Die Sprache iſt ruhig und leidenſchaftslos; nie hat er wohl den wiſſenſchaftlich belehrenden

Ton beſſer getroffen. Er entſcheidet ſich ſtets für ſeinen Meiſter aus wohlbedachten Gründen.

Die „Éléments“ haben Voltaire in der Kulturgeſchichte Frankreichs einen bleibenden Namen geſichert. Er hat dem heranwogenden Strom neuer Ideen in der Naturforſchung einen natürlichen Abfluß verſchafft; er hat Newton in Frankreich eingeführt. Zwar haben Andere ſofort, erſt einzeln, dann zu Dutzenden, für Newton Partei genommen und ihn verbreitet, und man könnte einwerfen, daß wohl auch ohne Voltaire bald ein Gleiches geſchehen wäre. Aber das iſt eben der ewig gleiche Umſtand wie mit dem Ei des Kolumbus: Sie hättens gekonnt, und er hats gethan!

In der wunderbaren Gabe Allen zu lehren, was bis anhin nur Einigen zugänglich geweſen war, darin that es ihm kein Zeitgenoſſe gleich, und mit dieſem eigenen Talente hat er Frankreich und der Welt gedient. Zwar geht ſein Wiſſen nirgends tief. Aber er hat für die Menge mehr als genug, um ihr zu bieten, ſoviel ſie verſtehen kann, und nicht zuviel, um Anforderungen an ſie zu ſtellen, die über ihren Horizont gehen. Aber gerade für dieſe Menge, die nie aus eigenem Antriebe denkt, braucht es einen ſcharfſinnigen Lehrer, um in ihr zur bewußten Klarheit zu bringen, was ſonſt ewig für ſie dunkel bliebe. Dies Eine und Schwierigſte ſo glänzend erreicht zu haben, iſt wohl nicht der geringſte Ruhm, den man ſeiner Bedeutung zu zollen hat.

Es möchte eigenthümlich erſcheinen, daß Voltaire, der mit den „Éléments“ einen ſolchen Erfolg erzielt hatte, doch das Gebiet der Naturwiſſenſchaften bleibend verließ.

Condorcet berichtet uns darüber. Als Voltaire nämlich den hochgelehrten Clairaut um das Urtheil ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Leiſtungen anging, hatte dieſer die Freiheit ihm zu bemerken, er, Voltaire, würde jedenfalls auf dieſem Gebiete nur

ein mittelmäßiger Gelehrter werden und er thue beſſer, dort zu wirken, wo der Ruhm ihn erwarte: auf dem Gebiete der Philoſophie und Poeſie.

Folgen wir ihm alſo auf das Gebiet der engeren Philoſophie.

Vom Anfang ſeiner Wirkſamkeit bis zum Lebensende bleibt Voltaire prinzipiell ſeiner Stellung nach dem Deismus treu. Darunter haben wir die Aufklärung zu verſtehen, die auf allen Gebieten durch Natur und Vernunft zur Wahrheit zu gelangen ſucht. Den Deismus hat er in ſich aufgenommen in England, beim Studium von Toland, Collins, Locke, Newton, Shaftesbury. Dieſe Namen ſtehen auf der Fahne geſchrieben, die er ins Feld führt, und auf der Waffe, die er ſchwingt, ſteht eingeätzt: Bolingbroke, d. h. den Ideen dieſer Männer ſucht er Geltung zu verſchaffen und in der Weiſe Bolingbrokes kämpft er.

Mit zwei Feinden kommt er ſofort in heißen, polemiſchen Streit. Einerſeits mit der beſtehenden Orthodoxie, anderſeits mit dem aufſtrebenden Materialismus. Dieſe Gegner ſind ſo einander entgegengeſetzt und ihr Kampf geht um ſo diverſe Fragen, daß wir die ganz verſchiedene Stellung, die Voltaire zu ſeinen Gegnern einnimmt, einzeln beleuchten müſſen, und das um ſo mehr, weil nirgends in der Voltaire-Kritik ſich ſo irrthümliche Anſichten und ſolche Entſtellungen eingeſchlichen haben wie hier.

Um dem Deismus in Frankreich Eingang zu verſchaffen, ſuchte er gegenüber dem beſtehenden Syſtem zwei Dinge zu erſtreben. Erſtens die kirchlich-ſcholaſtiſche Autorität zu erſchüttern; zweitens die Kritik der Dogmen allen gebildeten Ständen zu unterbreiten. Das haben Andere in Frankreich auch verſucht, aber keiner mit ſo viel Erfolg. Dabei hat man ja nicht zu vergeſſen, daß in dem Bunde des abſoluten Königthums mit

der Hierarchie die letztere den Angriffen der Polemik zuerſt ausgeſetzt war. In England hatte die Aufklärung in Staat und Kirche den Kampf zugleich geführt und beendet. In Frankreich war dies anders.

Mit 1715 beginnt erſtlich der Kampf mit dem Klerus, um dann unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ſich gegen den Staat zu wenden. Die franzöſiſche Aufklärung, unter dem Drucke des ſtaatlichen und kirchlichen Deſpotismus, warf ſich, wie das immer geſchieht, zuerſt auf die Seite des Leugnens oder der Skepſis. Voltaire, ſelbſt von dieſer ſkeptiſchen Aufklärung erfüllt, war zudem noch weiter getrieben durch das extreme Weſen ſeiner erſten litterariſchen Epoche. So und zwar einzig ſo iſt es erklärlich, wenn ſeine Angriffe auf die Hierarchie in der That gefährlich wurden. Hier ſind auch die Urſachen zu ſuchen, warum er mit der Achtung vor dem damaligen Klerus auch die Achtung vor dem Chriſtenthum untergrub. Der gewaltige Irrthum war der, daß er ſtets die Hierarchie mit dem Chriſtenthum identifizirte.

Zu dem Kampfe, den er nun in den erſten Reihen zu führen begann, trägt er ſeine ſcharfen Waffen zu Felde: die philoſophiſche Abhandlung, kleine Eſſais, leichte Plaudereien, den traulichen Brief, die heftige Satyre, das beißende Pamphlet.

Zum Muſter nimmt er ſich Bolingbroke. Deſſen Werke waren 1754 herausgegeben worden. Sie enthalten die heftigſten Angriffe gegen Hierarchie und Chriſtenthum. Voltaire hatte ſtets den Ehrgeiz ſeine Vorbilder zu übertreffen und ſo auch hier. Sein Examen important de M. Bolingbroke (1767) trägt denn auch alle Vorzüge und Schattenſeiten jener hochbewegten Zeit an ſich. Dieſer Angriff auf Juden- und Chriſtenthum iſt lebendig, kühn, derb, bitter, aber auch frech, wohlfeil und leichtfertig. Er iſt und bleibt ſchwach vor der Kritik und wird nie eine ernſtliche Vertheidigung finden. Aber es darf hinwiederum

nie vergeſſen werden, daß Voltaire in allen dieſen Schriften, die negativ gewirkt haben, auch große, poſitive Forderungen an ſeine Zeit ſtellt, und hier iſt der bleibende Werth dieſer Polemik zu ſuchen. Als Deiſt kämpft er unaufhörlich für die Vernunftreligion, für Toleranz und Gedankenfreiheit. Die Kritik der religiöſen Fragen ſucht er der Wiſſenſchaft enger einzuverleiben. Kurz, was wir heutzutage Glaubens- und Gewiſſensfreiheit nennen und was wir in unſerer Geſetzgebung als eine Perle geſichert haben, für das hat er damals zu kämpfen begonnen.

Wir ſind ſo gerne bereit, wir, die wir in vollem Beſitze genießen, was damals zu beſitzen erſt Sehnſucht und Hoffnung war, Diejenigen, welche heftig und übereifrig dafür gerungen haben, der Uebertreibung und Frivolität anzuklagen. Aber ſo ſchwer es damals hielt in der Mitte des Kampfes das Weſentliche ſtets im Auge zu behalten, ſo ſchwer wird es uns jene Zeit uns recht zu vergegenwärtigen. Wenn Voltaire ſo oft gegen Fabeln und Märchen, gegen Aberglaube und Irrthum, gegen Heuchelei, Inhumanität, gegen Vorurtheil und Dummheit loszieht, in Form der Entrüſtung und Empörung, der Verachtung, des Hohnes und Spottes, ſo iſt's eben darum, weil dieſe Wucherpflanzen der Kultur vollauf gediehen. So war der Gegenſatz zwiſchen dem Altüberkommenen und der ſkeptiſchen Aufklärung Voltaires rieſenhaft groß und darum die verzweifelte Energie und nachhaltige Heftigkeit ſeiner Angriffe. Es iſt indes nicht zu verkennen, daß auch er in höherem Alter ruhiger wurde, und wir haben in ſeinem Dict. philosophique würdige Proben ſeiner Auffaſſung des Chriſtenthums.

Von ganz anderer Art iſt der Kampf gegen die Materialiſten. La Harpe hat gemeint, Voltaire habe darin eine perſönliche Schwäche gezeigt, daß er ſich mit den Anhängern der alten Ordnung überhaupt eingelaſſen habe, da ſie ihm ja an Talent und Geiſt ſo unendlich nachſtanden. Hier iſt das

allerdings anders. Voltaire begegnet hier gewiegten Männern und feinen Köpfen, ſo daß es all ſeines Geiſtes bedarf, um ſeinen Deïsmus ihnen ſiegreich entgegen zu ſtellen. Er hat es gewagt, und je älter er wurde, deſto entſchiedener trat er dem Materialismus der ſogenannten „Atheiſten“ entgegen. Der Kampf drehte ſich zumeiſt um den Gottesbegriff und ſeine Exiſtenz. Während nämlich Voltaire beim Deïsmus der Engländer treu verblieb, gingen Andere, zumeiſt jüngere Geiſter, mit mehr Kühnheit als Konſequenz zum Aeußerſten. Wir nennen hier La Metrie und ſeine „Histoire naturelle“ (1745); Diderot und d'Alembert und ihre „Encyclopédie“ (1751—1772); Helvetius und ſein Buch „De l'esprit“ (1758) und endlich d'Holbach und ſein „Système de la nature“ (1770).

Dieſen Allen iſt der Deïsmus nur eine Vermittlung zwiſchen dem Alten und ihren Anſichten. Sie verkünden den Materialismus und verneinen laut die Exiſtenz Gottes.

Es iſt nichts unrichtiger, als zu behaupten, Voltaire habe ihre Anſichten getheilt, und doch hat man dies ihm ſchon zu ſeiner Zeit böswillig vorgeworfen. Friedrich II. ſagt ſehr richtig in ſeinem „Éloge de Voltaire“ (1778): „Der gleiche Voltaire, welcher alle Hülfsquellen ſeines Genius angewandt hatte, um die Exiſtenz Gottes eindringlich darzuthun, fand ſich zu ſeinem größten Erſtaunen angeklagt, deſſen Beſtehen geleugnet zu haben.“ Thatſache aber iſt, daß er ſeine deïſtiſche Gottesanſchauung geltend machte und mit Ueberzeugung ſo that. Er ſtützte ſich dabei auf gewaltige Autoritäten. Mit Newton begeiſterte er ſich für den teleologiſchen Beweis für das Daſein Gottes. Dieſes zweckmäßige Wunderwerk der Natur kann er ſich nicht denken ohne einen bewußten Schöpfer desſelben. Mit Shaftesbury nimmt er an, daß die Moral, beſonders die Ideen des Guten und Schlechten, in uns unverwüſtlich ſich geltend machen und Zeugniß ablegen für die Güte und Gerechtigkeit Gottes. Die

hervorragendſten Engländer läßt er Zeugniß ablegen für ſeinen Deismus.

Aber an Keinen hat er ſich dabei ſo enge angeſchloſſen wie an John Locke. Der Philoſophie dieſes Empirikers giebt er ſich unbedingt und für ſein ganzes Leben hin.

„Nach ſo vielen unglücklichen Verſuchen, ermüdet, abgehetzt, beſchämt, ſo viele Wahrheiten geſucht und ſo viele Märchen gefunden zu haben, bin ich zu Locke zurückgekehrt wie der verlorene Sohn zu ſeinem Vater; ich habe mich in die Arme eines beſcheidenen Mannes geworfen, der nie vorgiebt zu wiſſen, was er nicht weiß; der in der That nicht unerſchöpfliche Reichthümer beſitzt; aber deſſen Güter wohl verſichert ſind und der ihrer genießt, ohne mit ihnen je groß zu thun.“ In einer Reihe von Schriften von 1735—74 hat nun Voltaire vermocht der Philoſophie von Locke in Frankreich Geltung zu verſchaffen. Er hat ſie *populariſirt*, ähnlich wie einſt die Naturphiloſophie von Newton. Der Kampf, den er hier führt, wird, um es nur anzudeuten, am lebhafteſten und klarſten vor uns treten in ſeinem Antheil an der Encyklopädie und im Briefwechſel mit ſeinem Freunde d'Alembert.

Aber nicht nur an den Verſtand appellirt er bei ſeinen Beweiſen für das Daſein Gottes. Er ſucht darzuthun, daß unſer Gewiſſen, unſer moraliſches Bewußtſein nothgedrungen eine Gottheit ahnen und feſthalten müſſe. Er appellirt an die tiefere Stimme unſeres Menſchengemüthes.

Seine „Histoire de Jenny“ iſt dafür ein treffender Beweis. Er ſchreibt ſie in Verſen und will unſer Herz gewinnen. Der Held dieſer Handlung ſucht einen Atheiſten zu überzeugen: „Glauben wir den Gott, der ſein Ebenbild in uns erzeugt, der vor unſere Seele tritt in den geſegneten Stunden der Betrachtung und tiefernſter Zurückgezogenheit, wo wir, des irdiſchen Nichts vergeſſend, unſere Seele erfüllen von Sehnſucht und

Liebe nach dem Unendlichen. Alle Weiſen haben einen ewigen Meiſter, Richter und Vater verehrt. Dieſe Ergebung iſt das heilige Band der Geſellſchaft und die Schranke des Böſen. Könnten einmal nur die Himmel aufhören, durch ihre erhabene Größe von Gott zu zeugen, wenn Gott nicht exiſtirte, man müßte ihn erfinden! Der Weiſe verkünde ihn, die Könige ſollen ihn fürchten."

Solchen und ähnlichen Stellen hat man in ſeinen Werken keine einzige entgegenzuſtellen, in welcher er das Daſein Gottes verneint hätte, und doch macht man ihn gewiſſerſeits noch jeden Tag zum Atheiſten.

Ueberblicken wir den Kampf gegen die Materialiſten, ſo iſt das Verdienſt Voltaires dasjenige, dem Fortſchreiten der extremen Richtung einen wirkungsvollen Damm entgegengeſtellt und ferner als der treueſte Schüler Lockes dieſer Philoſophie in Frankreich Eingang verſchafft zu haben. Wenn wir aber ſeine allgemeine Bedeutung, die er durch Verkündung ſeines Deismus erreichte, betonen wollen, ſo geht ſein Einfluß viel weiter. Er hat die politiſch-religiöſen und philoſophiſchen Ideen von England wie kaum Einer zum Allgemeingut erhoben. Da er für die gebildeten Kreiſe ſchrieb, hat er laut betont, daß das kecke Urtheil des Weltmannes über die Spekulation der Schule gehe und hat allerdings perſönlich dafür den glänzendſten Beweis geliefert; denn wenn er der Tiefe ermangelt, ſo bleibt er in Klarheit, Mannigfaltigkeit und Friſche unübertroffen.

III.

Legen wir nun den Einfluß klar, den Voltaire ſpeziell auf die Litteratur ausübte. Dabei müſſen wir jedoch bemerken, daß wir ſeine Bedeutung als Stiliſtiker nicht in Erwägung ziehen können. Es geht faſt über die Kraft eines Menſchen, dies vollſtändig zu würdigen. Die 71 Bände, die noch lange

nicht alles enthalten, was er geſchrieben, ſind nicht in Vergleich zu ziehen mit irgend einem Produkt der franzöſiſchen Litteratur. Der Stil Voltaires iſt unnachahmbar und wird es bleiben. Er kann nur bewundert, in ſeiner Art aber nie übertroffen werden.

Auch nicht die Satyre, das Pamphlet, die Erzählung und Legende, die Novelle und der Roman können unſere Betrachtung auf ſich ziehen, obwohl er in all dieſen Gattungen die Zeitgenoſſen übertraf oder ihnen ſich mindeſtens ebenbürtig ſtellte. Zwar haben franzöſiſche Litteraten, ich erwähne hier nur Condorcet und La Harpe, von Voltaire gerühmt, er habe in der „Henriade“ den Franzoſen das erſte Epos geliefert. Sie hätten ſagen ſollen: das erſte moderne Epos; denn ſie fielen in den gleichen Irrthum, wie wenn wir Deutſche Klopſtock als den erſten deutſchen Epiker anführen.

Doch beeilen wir uns zu ſagen, daß die Dramatik das Gebiet iſt, auf dem Voltaire für Frankreich bedeutungsvoll wurde. Ein Kampf iſt es wieder, der ſich aufthut vor unſern Blicken. Dieſer „Legionenmenſch“, wie Desnoiresterres ihn ſehr treffend nennt, dominirt eben in allen Fragen, die das 18. Jahrhundert bewegen. — Es war wieder in England, diesmal in Wandworth, bei ſeinem freundlichen Gaſtgeber Mr. Falkener, daß Voltaire mit einem Heroen der engliſchen Litteratur vertraut wurde. Es war Shakeſpeare. In ſeinem „Essai sur la poésie épique“ (1726) und in den „Lettres philosophiques“ im 18. Briefe liefert er dem Ruhme Shakeſpeares den erſten Tribut.

„Er ſchuf das Theater; er war ein Genie voll Kraft und Fruchtbarkeit, voll Natur und Erhabenheit.“

Das erſte Mal, als Voltaire „Julius Cäſar“ aufführen ſah, bekennt er ſelbſt das Entzücken, das ihn dabei ergriff. Er hofft ſogar, daß man die Franzoſen daran gewöhnen könnte,

ähnliche Dinge vor ihnen aufzuführen, ſelbſt wenn „Todte“ auf die Bühne gebracht würden.

Aber ſein Lob fließt andernorts noch reicher. „Man findet Stücke, welche die Phantaſie erheben und ins Herz dringen. Es iſt die Wahrheit, es iſt die Natur ſelbſt, welche ihre Sprache wiedergiebt, ohne irgend eine Miſchung der Kunſt. Es iſt das Erhabene, das der Autor keineswegs ſuchte.“

Was nun Voltaire beſonders packt, das ſucht er dem franzöſiſchen Drama einzuverleiben. Er ahmt Shakeſpeare förmlich nach.

Sein „Brutus“ (1730), ſein „Mort de César“ (1735) lehnen ſich an „Julius Cäſar“ von Shakeſpeare an. „Eriphile“ (1732) und „Semiramis“ (1748) erinnern ſofort an „Hamlet“. „Zaïre“ (1732) und „Adélaïde de Gueselin“ (1734) entlehnen aus „Othello“.

Aber merke man wohl, es ſind nur Aeußerlichkeiten, in denen er Shakeſpeare zu ſeinem Meiſter erwählt. Er bringt das Pathetiſche ins Drama, vermehrt die Illuſion der Scenerie, erhöht die theatraliſche Aktion und ſomit die Effekte, erhebt ſich gegen die krankhafte Empfindlichkeit des franzöſiſchen Auditoriums. La Harpe meint ſogar, und nicht mit Unrecht, er habe Philoſophie und Moral auf der Bühne zu verwerthen geſucht. Aber nicht darauf iſt ein großer Werth zu legen, daß er das internationale Drama ſchuf, wie La Harpe meinte, ſondern daß er den Anſtoß zum national-hiſtoriſchen Drama gab und dasſelbe in Frankreich einführte. Und ſagen wir es mit einem Worte: er hat den Franzoſen Shakeſpeare entdeckt.

Aber Voltaire gab ſich einem großen Irrthum hin, und aus ihm wurde der Kampf gegen Shakeſpeare geboren. Er glaubte, bei dieſen nur äußerlichen Reformen den Bedürfniſſen der Bühne Genüge zu leiſten. Dem Weſen nach ſollte die Bühne konſervativ bei den Ueberlieferungen aus der Zeit Ludwigs XIV.

verbleiben. Die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung ſollten nach wie vor dem Drama zu Grunde liegen und nach wie vor die Sprache des Hofes diejenige der Bühne ſein. Er ſelbſt gedachte, wie einſt Boileau, tonangebend die Dramatik zu beherrſchen. Aber auch er hatte Geiſter gerufen, die ſeinem Befehl ſich entwanden, ohne daß er ſie los wurde.

Nachdem er geraume achtzehn Jahre aus Shakeſpeare geſchöpft, muß er ſeinen Meiſter verleugnen und in Oppoſition zu ihm treten.

Haben ſchon Destouches im „Prodigue“ (1737) und Hénault in „François II.“ ſich frei an Shakeſpeare angeſchloſſen, ſo erſcheint 1746 ſogar ein Buch von Laplace, benannt „Le théâtre anglais“. Darin wird Shakeſpeare gar den Franzoſen als Muſter hingeſtellt.

In einer Reihe von Schriften, beſonders aber in ſeiner Korreſpondenz an d'Argental, La Harpe, d'Alembert erhebt ſich nun Voltaire. Und wie ſollte er nicht? Das, was er mühſam den Franzoſen überbracht, wird ihm vorweggenommen, und die jüngere Generation, ohne Voltaires zu gedenken, geht zu neuen nun eingreifenden Reformen. In dieſem Sinne ſchreibt Sebaſtian Mercier 1773 über das Theater, und unſer Leſſing führt in ſeiner „Hamburger Dramaturgie“ gegen Voltaire ſeine wuchtigen Schläge. Anno 1769 feiert der große Wiedererwecker Shakeſpeares, der Schauſpieler David Garrick, mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen das berühmte Shakeſpearefeſt zu Stratford. Sofort macht ſich die Nachwirkung auch in Frankreich bemerkbar und iſt kaum mehr zu entkräften. Hatte ſchon vorher Horace Walpole in ſeinem „Otranto“ (1765) die Erklärung abgegeben, es ſei Shakeſpeare dem franzöſiſchen Dichterpaar Racine und Corneille vorzuziehen, ſo begann jetzt Jean Fr. Ducis (1769—92) geradezu mit ſeinen Shakeſpeare-Ueberſetzungen.

Hatten engliſche Schriftſteller von Namen angefangen, an dem litterariſchen Streit gegen Voltaire Antheil zu nehmen, ſo wandte ſich 1769 Lady Montague (1720—1800) mit beißendem Spott und ſachlicher Ueberlegenheit gegen Voltaire. In allen dieſen Schriften iſt der Gegenſatz zu Voltaire ein offenbarer. Der franzöſiſche Klaſſizismus, deſſen Vertreter Voltaire iſt, wird überflügelt von dem engliſchen Realismus. Die Proſa, der reimloſe Vers, der freiere Sprachgebrauch treten an die Stelle der Schwierigkeiten, die Boilaus „Art poétique“ ſeinen Landsleuten auferlegt hat. Kann Voltaire, der Protektor der Klaſſizität, das Eindringen dieſes „Barbarismus“, wie er ſagt, leiden? So leicht ſoll es den Reformſüchtigen nicht werden.

Perſönliches Intereſſe, Ehrgeiz, Parteinahme, nationale Vorliebe, aber auch grundſätzliche Meinungsverſchiedenheit, andere Geſchmacksrichtung und Ueberzeugung rüſten ihn zum Streite. Schon 1760 fügt er in ſeinem Kommentar zu Corneille eine Ueberſetzung des Shakeſpeareſchen „Cäſar“ bei, um durch komiſche Zuſammenſtellung der Gegenſätze zu zeigen, wie weit der Franzoſe den Engländer übertreffe. Im folgenden Jahre (1761) erſcheint von Voltaire das Pamphlet „Le théâtre anglais“, das er einem Jérome Carré zuſchreibt. Die Spitze dieſer Streitſchrift iſt gegen die Verbreiter von Shakeſpeare gerichtet. Indem er aus „Hamlet“ und „Othello“ jene Stellen herausgreift, die dem franzöſiſchen Geſchmack bizarr genug erſcheinen, ſucht er Shakeſpeare zum Barbaren zu machen und meint, weil die Engländer nichts Beſſeres hätten, ſo vermuthen ſie in Shakeſpeare ein Genie zu beſitzen, aber wo ſind die Regeln des Ariſtoteles, wo die drei Einheiten, der Wohlanſtand, die Nothwendigkeit die Scene nie leer zu laſſen, noch Perſonen ohne Grund ein- und abtreten zu ſehen; wo iſt die künſtliche Intrigue, die feine Sprache und der noble Ton? Das ſind die Einwürfe Voltaires gegen Shakeſpeare in ebenſo vielen Fragen.

Derart wird uns klar, daß die Gegenſätze unverſöhnlich werden und der Kampf heftiger entbrennt. Mit 1776 beginnt die große Shakeſpeare-Ueberſetzung von Letourneur, die nachträglich auf 20 Bände ſtieg. Damit ſoll der engliſche Dichter mit allen ſeinen Werken in der franzöſiſchen Litteratur gleichſam anſäſſig werden. In der Einleitung ſagt der Ueberſetzer: „Shakeſpeare war der göttliche Schöpfer der dramatiſchen Kunſt; ſie erhielt von ſeinen Händen Leben und Vollendung.“ Voltaire geräth außer ſich vor Zorn über dieſe Publikation. Seine eigene Stellung und Bedeutung als Dramatiker, ſein Ruhm Shakeſpeare in Frankreich eingeführt zu haben, die franzöſiſche Litteratur, den guten Geſchmack, alles ſieht er in Gefahr. Die Briefe an d'Alembert, die mit dem 26. Juli 1776 über dieſe Angelegenheit beginnen, geben davon den beredteſten Ausdruck. Man ſieht es den Briefen voll Feuer und Leben nicht an, daß der Verfaſſer ein Greis von 82 Jahren iſt; man wähnt ihn im Kraftgefühl der ſtürmiſchen Jugend. Mit dem erſten Briefe überſendet er an d'Alembert ein Manuſkript. Es enthält den berühmten Brief an die franzöſiſche Akademie [Oeuvres 49, 315—340]. Voltaire verlangt, daß die höchſte wiſſenſchaftliche Inſtanz von Frankreich entſcheide zwiſchen ihm und dem Shakeſpeare-Ueberſetzer Letourneur. Am 13. Auguſt 1776 ſchreibt er an d'Alembert: „Der Hauptpunkt, mein lieber Philoſoph, iſt derjenige, der Nation Abſcheu und Schreck einzuflößen gegen Letourneur, den Lobhudler von Shakeſpeare; unſere jungen Leute abzulenken von dem ſcheußlichen Sumpf, in welchen ſie ſich ſtürzen, unſere Ehre zu retten, wenn wir deren noch haben.“

D'Alembert in Erwiderung lobt dieſen Zweck, übernimmt die Durchſicht der Arbeit und kündet Voltaire an, daß am 25. Auguſt 1776 ſein Schreiben in feierlicher Sitzung der Akademie vorgeleſen werde. D'Alembert ſelbſt, der wunderſchön vorzuleſen wußte, übernahm dieſe Aufgabe.

Der Brief an die Akademie, nachdem er dieſe als unparteiiſchen Richter angerufen, klagt darüber, daß gewiſſe Leute in Frankreich Shakeſpeare auf die Bühne bringen wollen und ſich rühmen darin die Erſten zu ſein. Voltaire erinnert aber daran, daß er längſt die Engländer Pope, Dryden, Milton, Newton, Locke und ſo auch Shakeſpeare in Frankreich eingeführt habe; daß er Corneille kommentirte und ihn mit Shakeſpeare verglich.

Nun nimmt er die Werke Shakeſpeares ſelbſt vor. Aus Cäſar, Othello, Macbeth, Henry V., Hamlet, Romeo und Julia und Lear weiß er ſo zu citiren und zuſammenzuſtellen, daß die Stellen Gelächter erregen oder Abſcheu erwecken ſollen. Die große Anklage aber iſt die: Shakeſpeare hält die drei Einheiten nicht inne; Shakeſpeare verletzt den guten Geſchmack. Wohl hat er Funken von Genie; aber als er lebte, war ſeine Zeit ohne Geſchmack, während man in Frankreich mit Weisheit und Reinheit ſchreiben lernte.

Der Schluß des Briefes iſt ein Effekt. „Denken Sie ſich, meine Herren, Louis XIV. in ſeinem Saale zu Verſailles, umgeben von ſeinem glänzenden Hofe. Ein Hanswurſt, bedeckt mit Lumpen, drängt ſich durch die Menge der Helden, der großen Männer und Schönheiten, die dieſen Hof bilden; er ſchlägt ihnen vor, Corneille, Racine und Molière zu verlaſſen für einen Seiltänzer, welcher glückliche Einfälle hat und Verdrehungen macht. Wie, glauben Sie, würde dieſes Anerbieten aufgenommen?“

Das las d'Alembert der Akademie und allen Neugierigen vor. Ein La Harpe, ein Marmontel nickten Beifall, und die Menge nahm Partei. D'Alembert rühmt ſich ſelbſt alles in die Lektüre gelegt zu haben, um Effekt zu machen. Schon am 27. Auguſt meldet er dem Patriarchen von Ferney den durchſchlagenden Erfolg. Voltaire glaubte geſiegt zu haben. Aber

wie arg täuſchte er ſich. Er ſelbſt, ſeine Partei, ſeine Geſchmacksrichtung gehörten bald der Vergangenheit an. Seine Gegner ſchritten auf der Bahn der Neuerung über ihn weg. Letourneurs Ueberſetzungen fanden ſelbſt am Hofe Subſkriptionen. Joſeph Baretti, ein Italiener, griff 1777 Voltaire in einer Schrift an und entſchied zu Gunſten des engliſchen Dramas. Lady Montague ergriff ihre Feder wieder und ſchrieb eine Apologie über Shakeſpeare. Madame Necker und der begeiſterte Diderot huldigten dem neuen Geſchmacke. Und wenn wir heute aufblicken, ſo zeigt uns Frankreich die vortreffliche Shakeſpeare-Ueberſetzung von François Viktor Hugo und beweiſt, daß es im Shakeſpeareſtudium nicht müßig blieb. Voltaire begegnete eben das, was Manchem geſchah, der reformirte: die Zeit bemächtigte ſich ſeiner Ideen und führte ſie weiter. Was die Franzoſen auch ihrerſeits an Shakeſpeare anerkennen müſſen, bleibt doch die Hauptſache: „Die großen Bewegungen der Seele, die wahre Leidenſchaft in den Qualen und Freuden des Herzens“ empfunden und wieder gegeben zu haben.

IV.

Das Buch, das heute noch immer neue Auflagen erlebt und in allen Schulen Frankreichs, auch bei uns, geleſen wird und immer gleichen Anklang findet, ſei es wegen ſeines leichten fließenden Stiles, ſei es wegen der rapiden, immer friſchen Darſtellung der Ereigniſſe, iſt die Ihnen Allen bekannte „Histoire de Charles XII.“ Sie iſt ein Jugendwerk Voltaires. Geſtatten Sie mir, damit auf die hiſtoriſche Bedeutung des Verfaſſers einzutreten. Die Frage, welchen Einfluß Voltaire auf das Geſchichtsſtudium in Frankreich und ſodann im allgemeinen ausübte, iſt keineswegs vollſtändig gelöſt. So ſei uns denn hier nur die Aufgabe geſtellt, in zuſammenfaſſender

Weiſe darzuthun, was für Errungenſchaften ihm in der Geſchichtsforſchung einen bleibenden Namen geſichert haben.

Zum beſſeren Verſtändniß dieſer Aufgabe ſind aber hier beſonders einige ſubjektive Seiten Voltaires in Betracht zu ziehen. Bis hierher haben wir ihn verwickelt geſehen in die großartigen Bewegungen und in die litterariſchen Kämpfe ſeiner Zeit. Die äußeren Verhältniſſe, die ihm entgegentreten, ſind ebenſo viele Impulſe ſeiner litterariſchen Thätigkeit. Er iſt kein Träumer, der in innerer einſamer Beſchaulichkeit ſich eine Welt ausbildet. Er tritt vielmehr mit klarem Sinn und offenem Weſen ins Leben hinein und mengt ſich in den Kampf mit einem Feuereifer und einem Selbſtvergeſſen, daß er jeden Augenblick die mäßige Selbſtbeherrſchung verliert und der Gefahr ausgeſetzt iſt.

So unendlich viel er gearbeitet hat, ſo rieſenhaft aktiv ſein Geiſt war, ſo können wir ihn doch nicht ſchöpferiſch nennen. Er iſt eine durchaus reproduktive Natur, aber dies im genialſten, weiteſten und umfaſſendſten Sinne des Wortes. Daher kommt es, daß man mit ſo vielem Rechte ſagen kann, er ſei das vollendete Bild der franzöſiſchen Geſellſchaft im 18. Jahrhundert, eben weil er ſpiegelklar alles reflektirt, was jene Zeit ſo bewegt, ſo intereſſant, ſo geiſtreich, aber auch ſo leidenſchaftlich, frivol und extrem macht.

Hier liegt auch der weſentliche und ſachliche Grund, warum es ſo lächerlich und einfältig iſt, Voltaire verantwortlich zu machen für ſich und ſeine ganze Zeit.

Denn der Genius, der mit unverwüſtlicher Treue und Wahrheit alle Eindrücke wiedergiebt, die auf ihn einwirken, iſt gleich dem Spiegel, der die Objekte uns zeigt, wie ſie ſich zu ihm ſtellen. Wir haben geſagt, Voltaire ſei reproduktiv, und ziehen dieſen Schluß eben aus ſeinen Werken. Bei jedem derſelben iſt unwiderleglich nachzuweiſen, welche perſönlichen Er-

fahrungen, Beziehungen, Meinungsunterſchiede ſie erzeugt haben. Wen die Natur ſo angelegt und begabt hat, dem muß der Genius ſeine höhere Weihe verleihen, wenn er nicht in der Alltäglichkeit untergehen ſoll. So iſt es in faſt beiſpielloſer Weiſe mit Voltaire. Die Verhältniſſe hatten ihn in die große Geſellſchaft und in die vornehmſte Welt hineingeſtellt. Von ihr empfing er, und für ſie ſchrieb er wieder. Was ihn aber über die meiſten Zeitgenoſſen emporhob und bleibend geadelt hat, das war ſein urgewaltiger Drang nach Wahrheit und ſein leidenſchaftlicher Sinn für Gerechtigkeit. Seine Verirrungen ſowohl als ſeine Tugenden fußen in ſeiner Individualität.

Der Drang nach Wahrheit hat denn auch in ihm die Vorliebe für das Studium der Geſchichte erzeugt. Wenn er bei den naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen am liebſten die Veränderungen betrachtete, welche unſer Globus muthmaßlich erfahren hat, ſo ſollte ihm die Geſchichte hinwiederum die Wandlungen vor Augen führen, welche die Menſchheit im Laufe der Zeiten beſtand.

Die Anregung, welche Voltaire für die Geſchichtſchreibung empfing, führt uns noch einmal nach England hinüber. Es iſt in erſter Linie das Verdienſt Lord Bolingbrokes, den jungen Franzoſen für ein modernes Geſchichtsſtudium begeiſtert zu haben. Was Bolingbroke über dieſe Wiſſenſchaft dachte, das legte er 1735 in ſeinen „Briefen über das Studium der Geſchichte" nieder. So tendenziös dieſe Briefe im Grunde genommen ſind, ſo enthalten ſie doch ſchon die weſentlichſten Geſichtspunkte der heutigen Geſchichtsſchreibung.

Sie empfehlen kritiſches Quellenſtudium und geben darum dem Zweifel ſein Recht. Sie finden, daß bei philoſophiſcher Betrachtung der Geſchichte die Thatſachen einen kauſalen Zuſammenhang aufweiſen und daß ein ernſtes Studium moraliſch veredelnd wirke.

Dieſe Briefe lobt Voltaire noch ſpäter mit Feuereifer. Die Hauptgedanken derſelben wurden Ausgangspunkte ſeiner eigenen Geſchichtsſchreibung. Zwar erhebt er ſich nur allmählich zur Höhe ſeiner Leiſtungen. Sein „Charles XII.“ (1731), ſein „Louis XIV.“ (1752) machen vorerſt ihr Verdienſt noch anderweitig geltend. Ihr Hauptwerth, obwohl ſie den kritiſchen Anforderungen viel mehr entſprechen, als man gewöhnlich angenommen hat, iſt der, die Geſchichte in ſchöner Art und packend vorzutragen. Er hat mit dieſen Werken das Intereſſe der gebildeten Welt, und beſonders der vornehmen Welt, geweckt. So ſchön und elegant, ſo fließend und gewandt ſind obige Werke geſchrieben, daß Schloſſer in ſeiner Geſchichte des 18. Jahrhunderts ſie nur als romanhaft, formgewandt, aber nicht als wiſſenſchaftlich ernſt darthut. Dieſer Einwurf wurde ſpäter widerlegt und mit Recht geltend gemacht, daß ſie zur Zeit ihres Beſtehens weitaus das Beſte waren, was man in der Hiſtorik beſaß. — Das verdienſtvollſte Werk dieſer Gattung iſt Voltaires „Essai sur les moeurs“ (1756). Voltaire ſelbſt hat auf dieſes hin den Anſpruch erhoben, der Erſte geweſen zu ſein, der dem neuen Geiſte gemäß Geſchichte geſchrieben. Hettner hat ihn bereitwillig als den Vater der modernen Geſchichte und Buckle als den größten Hiſtoriker bezeichnet. Das alles ſind entſchieden viel zu ſtarke Behauptungen. In England ſind Bolingbroke und D. Hume, in Frankreich Bayle (1696), Montesquieu (1734) und Turgot (1750) vor dem Erſcheinen des „Essai“ mit Produkten aufgetreten, welche ſchon den neuen Anforderungen entſprechen und den Geiſt der Aufklärung atmen. Aber das Verdienſt Voltaires iſt auch hier wieder das Bedürfniß ſeiner Zeit am beſten verſtanden und ihm im weiteſten Sinne und mit feinem Gefühle entgegengekommen zu ſein. Die Zeit verlangte nach einer zuſammenfaſſenden Behandlung der Weltgeſchichte, und er hat ſie geliefert.

In der „Philosophie de l'histoire“, die als beſondere Schrift entſtanden, jetzt einen Theil des „Essai“ ausmacht, behandelt er die morgenländiſchen Völker mit den Griechen und Römern. Der eigentliche „Essai“ aber, bei Karl dem Großen beginnend, führt bis Louis XIII., woran ſich die anderen hiſtoriſchen Schriften Voltaires anreihen. Das ganze Werk aber widerlegt die kirchlich-ſcholaſtiſche Richtung, welche Boſſuet ſeinem „Discours sur l'histoire universelle“ (1681) zu Grunde gelegt hatte. Alſo noch einmal eine Streitſchrift! Dies wird uns ſofort verſtändlich, wenn wir die Ideen des „Essai“ näher verfolgen. Nicht die zuſammenhängende, fortlaufende Behandlung der Epochen, nicht die kulturhiſtoriſchen Bilder, nicht die Gruppirung des Stoffes, die Beſeitigung ſo vieler Irrthümer, die ſcharfſinnige Aufdeckung ſo mancher Fehlſchlüſſe hat ſeiner Zeit imponirt, wenn ſie den „Essai“ las, ſondern die tendenziöſe, deiſtiſche Aufklärung, welche er in das Studium der Geſchichte hinein verlegt!

Da macht er zu Triebfedern der menſchlichen Geſellſchaft Natur und Gewohnheit, und zeigt die einflußreiche Macht der Meinungen, die nur einen relativen Fortſchritt zulaſſen. Da wird ihm die Uſurpation zu einem Grundſatz der Politik und der Standes- und Rechtsverſchiedenheiten. Da meint er, daß nur der günſtige Erfolg und nicht ſo ſehr das Recht die Handlungen der Geſchichte in den Augen der Menſchen ſanktionire. Aber neben dieſen faſt ſkeptiſchen Anſchauungen ſind poſitive, große Gedanken. Man hat ſtets den freien, weiten Blick gelobt, der bei ihm jeden Vorbehalt ausſchließe. Dieſem Verdienſte iſt ferner beizufügen, daß er die kritiſche Methode nun wirklich anlegte, daß er die Sprachvergleichung zu Hülfe zog und daß er ſein Hauptaugenmerk auf die Kulturgeſchichte gerichtet hat. Kurz, die allgemeine Auffaſſung der Geſchichte, die Methode, die er ihr zu Grunde legte, der freie Geiſt, der in ihr waltet,

ſind bahnbrechend geworden, und hier haben wir auch die Verdienſte zu ſuchen, welche wir Voltaire auf dem Boden der Geſchichte ſchulden.

Und nun noch einen letzten Punkt. Wir haben oben gezeigt, wie der Kampf, der mit 1715 ſich gegen die Kirche erhob, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine feindliche Richtung gegen den Staat einzunehmen begann. War der Staat ſchon an den Rand des Abgrundes getrieben durch die Politik Ludwigs XIV., durch die unglücklichen Kriege und den verſchwenderiſchen Hof Ludwigs XV., ſo wurde er dem Verderben noch näher gebracht, weil eine Reform nicht angebahnt wurde. Wohl nahm ſich die Litteratur in energiſcher Weiſe die Aufgabe, die dringend gewordenen Staatsfragen zu löſen. Aber anſtatt dieſe Regung zu fördern, unterdrückte die Regierung vielmehr mit allen Mitteln der Zenſur die freie Entwickelung ſtaatsrechtlicher Fragen. So wenden ſich beſonders die vom engliſchen Geiſte erfüllten Schriftſteller noch nachdrucksvoller gegen den Staat. Bedenken wir nur, daß Montesquieu bereits ſeinen „Esprit des lois“ (1748) veröffentlichte, der es wagt, die konſtitutionelle Monarchie Englands als Muſter der Staatsform hinzuſtellen.

An dieſem Kampfe nahm Voltaire lebhaften Antheil. Der Rückſtand Frankreichs gegenüber England machte ſich beſonders geltend in der Gerichtsbarkeit. Alles ſchrie nach Abhülfe der barbariſchen Willkürzuſtände oder ertrug den Druck in paſſiv dumpfem Widerſtande. Voltaire, welcher nicht bloß in der Philoſophie gelehrt hatte, daß die Ideen des Rechten und Unrechten in uns eingepflanzt ſeien, ſondern auch bis zum Extrem ein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit hatte, warf ſich mit dem ganzen Feuereifer auf die Verurtheilung der Rechtszuſtände, und zwar in ſo herausfordernder Weiſe, daß wir erſt bei den Revolutionsmännern wieder eine ähnliche Sprache

finden. Erſt in ſeinem hohen Alter, er iſt ein Greis von ſiebenzig Jahren, verfaßt er ſeinen „Commentaire sur les délits“ (1766) und ſpäter (1777) ſeinen „Prix de la justice de l'humanité“. Die Ideen dieſer Schriften, wenn man bedenkt, daß Leibeigenſchaft und Standesunterſchied, Lettres de cachet, Kerker und Tortur noch in vollem Beſtand und Gebrauch ſind, wirkten ganz revolutionär. Jetzt iſt alles, was er damals verfochten hat, Gemeingut; damals war es ſträflich dieſes auch nur zu fordern.

Die Hauptgedanken obiger und anderer Schriften ſind folgende. Durch barbariſche Strafen machen wir die Menſchen nicht beſſer, ſondern roher. Staatsaufgabe iſt ſich die Unterthanen nutzbar zu machen. Konfiszirt nicht die Güter den Kindern, wenn ihr Vater kriminell beſtraft wird oder Hand an ſein Leben legt, da die Kinder keine Schuld daran tragen. Straft nicht die Mutter, die aus Noth ihr Kind ausſetzt, um es vor Hunger zu bewahren, ſondern ſchaffet, daß das Volk zu arbeiten und zu leben hat. Strafet nicht Die, welche des Un- und Aberglaubens und der Zauberei angeklagt werden, ſondern bildet das Volk und belehrt es. Erlaubet die gemiſchten Ehen als eine erweiterte Toleranz. Geſtattet, daß jeder Angeklagte einen Vertheidiger habe. Höret über einen Kriminalfall alle Zeugen und unterſcheidet als Richter den Werth der Ausſagen. Weiſet nicht nach Willkür die Einen ab und ziehet die Andern herbei, um der Parteileidenſchaft zu dienen.

Tortur, Kerker, Rad, Holzſtoß, raffinirte Todesarten und nachheriger Einzug der Güter des Verbrechers ſind abzuſchaffen. Schaffet Moral, damit Ehrgefühl und Sitte großgezogen werde. Lohnet lieber Tugend und Leiſtung, als daß ihr die Vergehen überall aufſuchet und unmenſchlich brandmarkt.

Gegen ſolche beſtehenden Zuſtände und obwaltenden Mißbräuche eifert Voltaire als einer der Erſten und am heftigſten.

Aber alle dieſe ſchönen Lehren und Wahrheiten hätten der Nation die Augen noch lange nicht geöffnet, wenn ſie nicht der lebendige Ausfluß der frappanteſten Erfahrungen geweſen wären, und wenn nicht Voltaire in thatſächlicher Weiſe für Gerechtigkeit und Menſchlichkeit Opfer gebracht hätte, die ſeinen Namen vor aller Welt unſterblich machten.

Eine düſtere Doppeltragödie iſt es, welche wir vor Ihren Augen zum Schluſſe enthüllen möchten, eine Tragödie, deren Ablauf die ganze gebildete Geſellſchaft zur Zeit Voltaires mit gehobener Spannung erwartete, eine Tragödie, die er nicht nur in ſeinem „Traité de la tolérance“ (1763) verewigte, ſondern in welcher er ſelbſt eine der Heldenrollen übernimmt und ſie zu Ende führt mit ſo viel Adel und Würde, daß wir, die wir an ſeinem Genie nie zweifelten, dadurch auch mit dem Menſchen Voltaire uns ausſöhnen.

Wir ſprechen von Voltaire als dem Beſchützer und Vertheidiger der Familien Calas und Sirven; denn nirgends ſonſt wird uns die Wirkſamkeit für Recht und Gerechtigkeit an Voltaire ſo einleuchtend.

Der junge Marc Antoine Calas, ein talentvoller Jüngling voll Ehrgeiz und Strebſamkeit, hatte, weil ihm, als einem Proteſtanten, nach franzöſiſchem Geſetz die Advokaten-Carriere, für die er die Studien glänzend abſolvirt hatte, verſchloſſen war, ſich aus Mißmuth das Leben genommen (13. Okt. 1761). Nun wurde die hugenottiſche Familie Calas durch die unſinnigſte Prozedur und die maßloſeſte Willkür von dem fanatiſchen Gerichtshof von Toulouſe angeklagt, den Sohn abſichtlich ermordet zu haben, weil er habe zum Katholizismus übertreten wollen. Die Zeugenſchaft, welche in unantaſtbarer Weiſe die Unſchuld der Familie darthun konnte, wurde abgewieſen, die Klage auf Kindermord geſtellt, der Vater Calas als Thäter, die Familienglieder als Mitſchuldige angeklagt, in Kerkern herum-

geſchleppt und gepeinigt. Der arme Vater Calas, ſeine Unſchuld bis zum letzten Augenblick ſeines Bewußtſeins betheuernd, wurde gerädert, die Güter der Familie konfiszirt, dieſe der Schande preisgegeben. Die Töchter und ein Sohn wurden in Klöſter geſteckt; Donat Calas, der Jüngſte, floh nach der Schweiz; die Mutter Calas, der Kinder, der Lebensmittel, der Hülfe beraubt, beweinte in einſamer Verborgenheit ihren unſäglichen Jammer.

Voltaire, von dem Prozeſſe hörend, wurde aufmerkſam und wandte ihm bald ein erhöhtes Intereſſe zu. Er unterrichtet ſich bei ſeinen Freunden in Paris über den Stand der Dinge und erfährt, Calas ſei ſchuldig geweſen. Kaufleute von Toulouſe kommen nach Genf und betheuern hinwiederum die Unſchuld des Hingerichteten. Das macht Voltaire muthiger. Er ſchreibt an Richter und Rechtsgelehrte und wird abgewieſen. Er läßt endlich den geflohenen Donat Calas vor ſich kommen und erfährt nun den ſchrecklichen Thatbeſtand und wird überzeugt von der Unſchuld des gemordeten Calas und ſeiner Familie. Und von jetzt an unternimmt er zum Schutze und für das Recht dieſer von aller Welt verlaſſenen Familie eine Titanenarbeit, die ihresgleichen wohl kaum je geſehen; denn tiefer als der Armen Elend geht ihm die himmelſchreiende Ungerechtigkeit, die da gewaltet hatte. Er forſcht nach Madame Calas und überredet ſie endlich, wenn auch mit Mühe, nach Paris zu eilen, um Recht zu verlangen. Er ſchreibt an ſeine Freunde, an Richter und Juriſten, an Miniſter und einflußreiche Frauen, an alle Höfe Europas.

Er klärt die allerwärts hochgeſpannte, gebildete Welt in Schriften über den Sachverhalt auf.

Die Briefe dieſer Zeit leben von Feuer, von Entrüſtung, von Hingabe. Zwiſchenhinein erklingt in tiefen Klagetönen der Hülferuf der unglücklich Ueberbliebenen.

Wie rührend iſt es zu leſen, wenn der junge Donat Calas in einem Briefe an ſeine einſame Mutter ſie zu tröſten ſucht, dann aber ſelbſt, übernommen von dem zu Boden drückenden Elend, ſie anruft:

„Hilf mir, o Mutter, in dieſem Augenblick, wo ich dir mit Zittern ſchreibe, und gieb mir deinen Muth; er gleicht deinem ſchrecklichen Zuſtande. Deine Kinder zerſtreut, dein älteſter Sohn geſtorben vor deinen Augen, dein Gemahl, mein Vater den grauſamſten Tod erleidend, deine Habe verloren. Noth und Schmach folgend der Ehre und dem Wohlſtande. Das iſt dein Geſchick! Aber Gott bleibt dir, er hat dich nicht verlaſſen; die Ehre meines Vaters iſt dir theuer, du erträgſt die Schrecken der Armuth, der Krankheit, der Schmach ſelbſt, um zweihundert Meilen weit hereilend, am Fuße des Thrones die Gerechtigkeit des Königs anzurufen.“

Voltaire raſtet indeſſen keinen Augenblick. Keine Mühe, keine Arbeit, keines der Hinderniſſe, die unüberſteigbar ſich aufthürmen, keine Auslagen ſchrecken ihn ab; denn was ihn immer wieder anſpornt und den ſiebzigjährigen Greis rüſtig erhält, das iſt ſein warmer Antheil an der Familie und das bittere Gefühl gegen Intoleranz und Rechtsloſigkeit. Es ſtehen ihm in dieſer guten Sache alle Geiſtesgaben wunderſam zu Gebote: die Ruhe, die Geduld, die Kaltblütigkeit, der Scharfſinn, der feine Takt, die Ausdauer.

Seine Briefe, der lebendige Kommentar des Ereigniſſes, wiſſen den Einen zu ermuthigen, den Andern zu bitten, den Dritten zu rühren. Er wendet ſich in glühenden Worten an ſeine intimen Freunde d'Argental, Cideville, Damilaville, d'Alembert und empfiehlt ihnen die in Paris weilende arme Witwe Calas zur fürſorglichen Pflege.

Er unterhält mit Elie de Beaumont, der den Prozeß der Rehabilitirung zu führen hat, einen engen Verkehr und leiſtet

ihm die wesentlichsten Dienste. Endlich am 9. März 1765, genau vier Jahre nach der Hinrichtung des Vaters Calas, wurde durch einstimmigen Beschluß des Gerichtshofes von Paris der Familie ihr Recht. Dem Vater wurde dadurch das ehrenhafte Andenken, der Mutter die Kinder und der gute Name, den Kindern das Gut und die Heimath wieder zurückerstattet.

„In Paris war die Freude allgemein," berichtet Voltaire; „man sammelte sich auf öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden: man eilte die so unglückliche und nun gerechtfertigte Familie zu sehen, man klatschte laut, als man die Richter sah, man häufte auf sie die Segnungen." Der König selbst beschenkte die Familie reichlich.

Der Sieg, welchen Toleranz und Gerechtigkeit davongetragen, ermuthigte Voltaire zu einem neuen, noch schwierigeren Werke der Wohlthätigkeit.

Zu Castres, im Süden Frankreichs, lebte die wohlangesehene hugenottische Familie des Pierre Paul Sirven. Die jüngste Tochter Elisabeth, geisteskrank seit der Jugend, wurde den Eltern gewaltsam entführt und in ein Kloster gebracht, um sie zu bekehren. Das Leiden vermehrte sich dabei; ins väterliche Haus unheilbar geistesverwirrt zurückgekehrt, pflegte sie allein in der Nacht umherzuirren, verunglückte einst in der Dunkelheit und ertrank (4. Dezember 1761). Die unglücklichen Eltern, nachdem sie einen Monat später nach vieler Seelenangst ihr Kind so wiederfanden, wurden fanatischerweise angeklagt, die Tochter erwürgt zu haben, um sie der Konversion zu entziehen. Alle Zeugen, 45 an der Zahl, sowie der Augenschein eines Arztes, die einstimmig die Unmöglichkeit der That und die Augenscheinlichkeit des Vorganges klarlegten, vermochten nicht die Familie zu retten.

In der Angst ergriffen der alte Sirven, seine Frau und seine zwei Töchter mitten im Winter die Flucht (19. Jannar 1762).

Tags mußten ſie verborgen bleiben; nachts konnten ſie wandern. Was ſie da in Regen und Schnee (denn das Wetter entlud in jenen Tagen all ſeine Schrecken), auf ungewohnten Pfaden in der Dunkelheit, bei Hunger und Erſchöpfung auszuſtehen hatten, war noch gelinde gegen den Schmerz, ſich voneinander trennen zu müſſen, um leichter zu entrinnen. Sirven war ein Greis, die Mutter 63 Jahre alt, eine Tochter, die von ihrem Gemahl hatte fliehen müſſen, war der Niederkunft nahe. Nach unbeſchreiblichen Qualen, Mühen und Entbehrungen, Kummer und Gram gewannen die Fliehenden nach zwei und einem halben Monat endlich die Schweiz und fanden Hülfe und Schutz zu Lauſanne.

Indeſſen ging das Gericht von Toulouſe zu Unerhörtem vor. Die Flucht der Sirven wurde als voller Beweis der Schuld erachtet, durch falſche Zeugen Sirven zum Mörder geſtempelt und zum Strange verurtheilt.

Schon längſt hatte ſich Voltaire der armen Familie angenommen und ſie unterſtützt. Aber erſt nachdem die Angelegenheit Calas erledigt war, machte er ſich daran (1765), auch dieſer Familie in ihrer Unſchuld wieder zum Recht zu verhelfen. „Ich weiß wohl," ſchrieb er an d'Argental, „daß dies Werk nicht ſo viel Aufſehen macht wie die Tragödie Calas. Aber ich will nicht den Ruhm; ich will nur Gerechtigkeit."

Und ſie wurde ihm. Aber erſt nach über neunjähriger Anſtrengung, die jener der Calas gleichkommt. Indeſſen unterſtützt er die arme Familie; auf ſeine Bitte verwenden ſich Kaiſerin Catharina II. von Rußland, Friedrich der Große, Chriſtian VII. von Dänemark mit Summen für die Sirven. Aber erſt nachdem Sirven und ſeine Familie ſich in Toulouſe geſtellt, nachdem unparteiiſche Männer zu Richtern ernannt worden, bekam Sirven (November 1771) volles und ganzes Recht und wurden die ungerechten Fanatiker der Strafe überwieſen. „Denken

Sie," ſchreibt Voltaire, nachdem er auch dies erreicht, „nur zwei Stunden hat's gedauert, um dieſe Familie zum Tode zu verurtheilen und neun Jahre, um der Unſchuld zum Recht zu verhelfen."

Die Anerkennung, daß Voltaire dieſe zwei Familien gerettet hatte, war allgemein. Madame Calas ſelbſt und Sirven mit ſeinen Kindern kamen, dem Patriarchen von Ferney zu danken, nicht in Worten, denn die Sprache der Ueberglücklichen war zu arm, ſondern mit dem Danke der Freudenthränen.

Der begeiſterte Diderot ſchreibt über Voltaire an Mademoiſelle Voland: „O meine Freundin, der ſchöne Gebrauch des Genius! Dieſer Menſch muß ein Herz, ein Gefühl haben, daß die Ungerechtigkeit ihn ſo empört, die Tugend ihn ſo anzieht. . . . . Wenn ein Chriſtus lebt, ich verſichere Sie, wird Voltaire erlöſt ſein!"

Und nicht das Einzige iſt es, was er hier für Menſchlichkeit und Recht that. Der Antheil, welchen er an Chaumont, De la Barre, Montbeilli, Morangiés, d'Etallonde nahm, bleibt nicht vergeſſen; was er für die Leibeigenen im Jura und für ſein Ländchen Gex, beſonders bei der Hungersnoth, die im Winter 1771 wüthete, gethan hat, wird ruhmvoll bleiben, ſo lange die Geſchichte große menſchliche Thaten verzeichnen wird.

Bis zum letzten Augenblicke hat er für Freiheit, Recht und Humanität gekämpft. Wir ſcheiden von dem 84jährigen Greiſe, wie er, auf dem Todbette, in einem der letzten lichtvollen Augenblicke, die Rehabilitirung eines ihm theuren, ungerecht Verurtheilten vernehmend, ausruft: „Ich ſehe, daß der König der Vertheidiger der Gerechtigkeit iſt; ich ſterbe zufrieden."

So ſteht Voltaire vor uns als der Ueberbringer der engliſchen Aufklärung auf den Boden Frankreichs. Er lebt und fühlt ganz mit ſeiner Zeit; er verſteht ihre Bedürfniſſe und kommt dieſen in ſo mannigfacher und geiſtreicher Art entgegen,

daß er zum glänzendſten Vertreter der franzöſiſchen Aufklärung des 18. Jahrhunderts wird. In ihm ſpiegelt ſich in der genialſten und umfaſſendſten Weiſe der Entwickelungsprozeß wieder, der in Frankreich das Alte, es zuerſt zerſetzend, zu einem neuen lebensfähigen Organismus umzuſchaffen beginnt, und in dieſem damals begonnenen Prozeſſe lebt die konſtitutionelle Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts und arbeitet weiter für Wahrheit und Menſchlichkeit.

Quellenverzeichniß.

Baretti Joſeph, Discours sur Shakespeare et Mr. de Voltaire. London 1777.

Bolingbroke, Viscount, Letters on the study and use of history. Basel 1791.

Bornhak, Geſchichte der franzöſiſchen Litteratur.

Broſch Moritz, Lord Bolingbroke, Frankfurt a. M. 1883.

Buckle H. Th, Geſchichte der Civiliſation in England. I². 191 ff.

Condorcet, Vie de Voltaire. Siehe Oeuvres de Voltaire t. 71, 19. ff.

Desnoiresterres Guſtave, Voltaire et la société au 18. siècle. II. éd. 8. vols. Paris 1871—76.

Friedrich der Große, Eloge de Voltaire. Siehe Oeuvres de Voltaire t. 70, 337.

A. Geffroy, Le Charles XII. de Voltaire et le Charles XII. de l'histoire. „Revue des deux mondes". 1869. t. 84, 360. ff.

König W. jun., Voltaire und Shakeſpeare. Siehe Shakeſpeare-Jahrbuch". X. 259 ff.

La Harpe, Eloge sur Voltaire. Siehe Oeuvres de Voltaire t. 70, 398 ff.

Leſſing, „Hamburger Dramaturgie". (1767—69.) Stück 10—12, 15, 16, 21, 36—50.

Prévoſt Fr., „Le pour et le contre", Zeitſchrift erſchienen von 1733—40.

Schloſſer, Geſchichte des 18 Jahrhunderts. 1853. Bd. I., 413 ff. II. 422. ff.

Schmidt Alex., „Ueber Voltaires Verdienſte um die Einführung Shakeſpeares in Frankreich." Siehe Geſammelte Abhandlungen Berlin 1889.

Ueberweg, Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. 1880. pag. 46. 95. 110. 120.

Voltaire, Oeuvres. Ausgabe von Baſel 1784—90 in 71 Bänden.

Wachler Ludwig, Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt. Göttingen 1812—20.

Windelband, Geſchichte der neueren Philoſophie 1878. Bd. I. 234 ff., 273 ff.

Die
Naturkräfte im Dienste des Menschen.

Vortrag,

gehalten am 7. August 1889 in der Aula des Fürstl. Gymnasiums zu Sondershausen

von

Prof. Dr. Toepfer
in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vieles Gewaltige lebt auf Erden,
Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!

So beginnt das Hohelied von der Macht des Menschen, welches der Chor in Sophokles Antigone anstimmt, und vielhundertstimmig zu allen Zeiten und unter allen Völkern hallt wider der stolze Lobgesang.[1] Denn darin sind sie Alle einig, die streitliebenden Menschen, daß der Mensch die Krone der Schöpfung sei und darum berufen, über die Erde zu herrschen.

Die ältesten, ehrwürdigsten Urkunden des Menschengeschlechts stellen diesen Anspruch auf Herrschaft als göttliche Einrichtung hin.[2] Und so zieht sich gleichsam als Leitmotiv der Gedanke, daß der Mensch bestimmt sei, über die Materie, über die Erde Herr zu werden, durch die ganze Kulturentwickelung und läßt sich als treibende Kraft verfolgen von den ersten Anfängen der Geschichte bis auf den heutigen Tag.

Hat aber der Mensch das ihm vorschwebende Ziel erreicht? Fast könnten wir die Frage bejahen, wenn wir den Maßstab vergangener Jahrhunderte an das Erreichte anlegen wollten. Denn seht hin: Wohin er gelangte, der Mensch, auf seinen rastlosen Wanderzügen, überall hat er dem Antlitz der Erde sein Mal aufgedrückt. Er hat den Urwald gelichtet, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, weite Strecken machte er zu Getreidefluren, die Grassteppe und Heide versucht er mit Wald zu bedecken. Indem er aus dem Schoß der Erde das belebende Naß hervorsprudeln ließ, hat er in Wüsten und Einöden, fast auf

nacktem Fels Gärten und fruchttragende Oaſen hervorgezaubert. Er hat Dämme aufgeworfen, den Ueberfluthungen der Ströme zu ſteuern, Deiche hinaus ins Meer geführt, neuen fruchtbaren Boden zu gewinnen.[3] Er hat Flüſſen ein neues Bett gegraben, Kanäle gezogen, Landengen durchſtochen, Berge durchbohrt und über die Erde hin ein dichtes Netz von Verkehrswegen geſponnen. Und nicht allein die unbelebte Welt hat er zu bezwingen geſucht, er führte Thiere und Pflanzen aus einem Himmelsſtrich in den anderen und hat auch an ſie ſeine modelnde Hand gelegt, um ſie ſeinen Zwecken dienſtbarer zu machen. Und weiter, weiter ſtrebt der Menſchengeiſt in die Tiefen der Erde, in den Abgrund der See, auf die Spitzen der Gebirge, in den umgebenden Luftkreis. Wer will ein Ende abſehen?

Wie und wodurch aber iſt der Menſch fähig geworden, zu leiſten, was er bisher gewirkt, und wodurch iſt er in den Stand geſetzt, noch Größeres zu erſtreben?

Nicht willig erträgt die Erde das Joch des Menſchen, nicht willig verleiht ſie ihm ihre Gaben. Wo er die Hände ſinken ließ, wo er zurückwich, da nahm die Wildniß wieder Beſitz von dem abgerungenen Boden: die Fruchtfelder bedeckten ſich mit Unkraut und Geſtrüpp, wieder bildeten ſich Sümpfe und Schilfdickichte, und die See breitete von neuem ihre Grenzen aus.[4] Und zuweilen erhebt ſich die Natur zu gewaltigem Anſturm gegen das Werk des Menſchen, in unbändigem Groll gleichſam, gegen den Uebermuth des fürwitzigen Zwerges.

Der Sturm brauſt heulend über Feld und Flur, reißt ſchonungslos nieder, was ſich ſeinem Grimm entgegenſtellt, Bäume und Wälder und feſtgegründete Bauten der Menſchenhand, wühlt die See auf, und haushohe Wogen thürmend wirft er das ſtolze, meerdurchfurchende Schiff gegen die Klippen. Dunkel und drohend zieht die Wetterwolke herauf, grelle Blitze fahren nach allen Richtungen der Windroſe dahin, lauter und

lauter ertönt der Donner, Schlag auf Schlag erfolgt, und dann fährt nieder der zuckende Strahl, Menſchenleben vernichtend und Menſchengebilde zerſchmetternd oder in Flammen ſetzend. Unendlicher Regen fällt, praſſelnd ſtürzt der Hagel herab, und die Früchte des Feldes werden zerſchlagen. Vom ſchmelzenden Schnee ſchwellen die Gebirgswäſſer an, rollen Felſen nieder ins Thal, füllen die Strombetten höher und höher, und die Waſſer treten übers Ufer; die wilden Fluthen ergießen ſich, alles mit fortreißend, ziellos weit über das Gelände. Vom Anprall der Gezeitenſtrömung unter dem Einfluß kosmiſcher Kräfte berſten in dunkler Sturmnacht die ſchützenden Dämme, und die ſalzige Meerfluth ſtürzt ſich wieder auf das ihr einſt entriſſene Gebiet.

Die Kräfte des Erdinnern brechen ſich Bahn, treiben himmelhoch die feurige Lohe, verheerende Lavamaſſen ergießen ſich, und der feſte Boden, das Sinnbild des Beſtändigen, wankt und bebt unter unſeren Füßen.

Solchen Gewalten gegenüber, die in Stunden zerſtören, was Jahrhunderte geſchaffen haben, erfaßt freilich den Menſchen Bangen und Grauſen, willig und demüthig erkennt er die höhere Macht. Er weicht auch zurück, — doch nicht auf immer; geduldig wartet er ab, bis der Sturm ſich ausgetobt, bis die Waſſer verlaufen, bis die Feuer erloſchen ſind, und beginnt emſig ſein Werk von neuem, bildet es nur ſtärker und widerſtandsfähiger.

Aber freilich, mit ſeiner geringen Leibeskraft allein wäre der Menſch nicht weit gekommen in dem Streben, ſeine Herrſchaft weiter und weiter auszubreiten und feſter zu begründen. Er mußte ſich Gehülfen ſuchen, die ihn unterſtützten, die mächtiger und gewaltiger waren, als er ſelber. Das ſind die Naturkräfte, die er nach und nach in ſeinen Dienſt bannen lernte; indem er ihrer Herr wurde, ward er Herr der Erde.

Es iſt ſchwer, ſich einen wirklichen Urzuſtand des Menſchen vorzuſtellen, einen Zuſtand, in dem er rein auf ſich ſelber

angewieſen ein Leben führte, wie die Thiere des Waldes. Und doch muß es eine Zeit gegeben haben, da er noch ſein Leben friſtete mit den zufällig aufgefundenen Früchten und Samenkörnern, oder mit den Schalthieren, die das Meer an den Strand warf, da er noch ohne alle Werkzeuge und Waffen auf ſeine flüchtigen Füße angewieſen war, den Nachſtellungen der reißenden Thiere zu entgehen, ihnen nur mit ſeinen ſchwachen Armen entgegentreten konnte; es muß eine Zeit gegeben haben, da er noch nicht das Feuer kannte, die rohen Nahrungsſtoffe genießbar zu machen oder ſich gegen die Kälte zu ſchützen. — Noch ſind auf der Erde die allerverſchiedenſten Kulturzuſtände vertreten, aber auch der niedrigſte iſt weit von jenem Urzuſtande entfernt. Selbſt die armſeligen Bewohner des inneren Auſtralien, der Südſpitze von Amerika, beſitzen Waffen, die wilden Thiere zu jagen, bauen ſich Hütten, benutzen das Fell der erbeuteten Thiere zur Kleidung, vor allem haben ſie das Feuer.

Mit dem Feuer aber, durch welches er die in den Brennſtoffen aufgeſpeicherte Naturkraft in die Hand nahm, ſchwang ſich der Menſch mit einem Male zu einer Stufe auf, die ihn für alle Zeiten weit, weit auch von dem höchſtentwickelten Thiere trennt. Wann und auf welche Weiſe die Menſchen zuerſt die Benutzung des Feuers lernten, das entzieht ſich vollſtändig unſerer Kenntniß. Die Mythen aller Völker ſchreiben ihm göttlichen Urſprung zu.[5] Prometheus bringt es gegen den Willen des Zeus vom Sitze der Götter zur Erde und muß dafür unendliche Qual dulden; denn die Himmliſchen neiden den Staubgeborenen die göttliche Gabe. Kann deutlicher die hohe Bedeutung, welche die Menſchheit mit Recht dem mächtigen Elemente zuſchrieb, das in ſeinem Entſtehen und Vergehen ſo räthſelhaft erſchien, gekennzeichnet werden?

Zunächſt, und jedenfalls für lange Zeit, diente das Feuer nur dem häuslichen Gebrauch, zur Bereitung der einfachen

Speiſen und zur Erwärmung in den kühleren Nächten. Die oben erwähnten Auſtralier und Feuerländer und, wie uns erſt jüngſt Dr. von Steinen erzählte, die noch vollſtändig im Steinzeitalter lebenden Anwohner des Schingu im Innern Braſiliens wiſſen auch heute noch keinen weiteren Gebrauch von ihm zu machen. Aber ſchon dieſe beſchränkte Verwendung mußte für die Ausbreitung des Menſchengeſchlechts von der größten Bedeutung werden. In den tropiſchen und ſubtropiſchen Zonen, wo wir doch wohl die Wiege des Menſchengeſchlechts zu ſuchen haben, konnte man zur Noth künſtliche Erwärmung entbehren, nicht ſo in den ungaſtlichen Regionen, zu denen auch unſere Heimath gehört, wo die Kälte des Winters zu Zeiten alles Leben zu zerſtören droht. Erſt als ſie ſich in den Beſitz des Feuers geſetzt hatten, durften die Menſchen daran denken, auch dieſe nur in der Sommerzeit verlockenden Länder aufzuſuchen und zu beſiedeln, ſelbſt in die eisſtarrenden Regionen des hohen Nordens vorzudringen. Nur das Feuer hat es dem Menſchen möglich gemacht, ſich über die ganze Erde zu verbreiten und ſie in dauernden Beſitz zu nehmen. Wie nun weiter das Feuer die Anfänge und die immer weitere Ausbildung der keramiſchen Kunſt im Gefolge hatte, wie die gebrannten Thonmaſſen da, wo feſtes Geſtein fehlte, die Aufführung von dauerhaften Wohnungen, Tempeln und Grabdenkmälern ermöglichten, das brauche ich nicht weiter auseinanderzuſetzen; vom Thurm zu Babel, der jedenfalls aus gebrannten Steinen hergeſtellt war; haben wir ſchon als Kinder gehört.

Der Menſch iſt angewieſen, ſich zu den einfachſten Verrichtungen des täglichen Lebens verſchiedener Werkzeuge zu bedienen; zum Kampfe gegen ſeinesgleichen oder gegen die reißenden Thiere, zur Verfolgung des Wildes bedurfte er der Waffen. Das Material für dieſe Werkzeuge und Waffen lieferten ihm zunächſt das Holz und die Knochen der getödteten Thiere, lieferten Muſchelſchalen

und Steine, die er nach und nach in mühſeliger Arbeit zu der ihm paſſenden Form ſchleifen und umgeſtalten lernte. Von den vergänglichen Holzwerkzeugen jener vorgeſchichtlichen Zeit iſt uns natürlich nichts übrig geblieben, aber bearbeitete Knochen und Steine von den verſchiedenſten Formen haben ſich, als Zeugen uralter Kunſtfertigkeit und Arbeitsausdauer, in unüberſehbarer Zahl erhalten. So gut nun bearbeitete Holzſtücke, Knochen und Steine dem augenblicklichen Bedürfniß entſprechen mochten — es waren doch nur Stoffe, die ſich leicht abnutzten oder beim Gebrauche zerſprangen. — Da war es ein neuer überaus großer Fortſchritt, daß man endlich lernte, dem Schoße der Erde widerſtandsfähigere Stoffe abzugewinnen und weiter zu verarbeiten. Wohl waren ſchon zur Steinzeit die in gediegenem Zuſtande vorkommenden Metalle Gold, Silber und Kupfer zu Schmuckgegenſtänden benutzt worden; aber zu ſpärlich iſt ſolch Vorkommen, als daß ihr Gebrauch ein allgemeiner hätte werden können. Ein glücklicher Zufall mag es geweſen ſein, der darauf führte, ſie und andere noch viel nutzbarere Metalle aus unſcheinbarem Geſtein mit des Feuers Gewalt darzuſtellen. Kupfer iſt verhältnißmäßig leicht aus ſeinen Erzen zu gewinnen; es war darum natürlich, daß wenigſtens da, wo ſolche Erze reichlicher vorkamen, auch das Kupfer und beſonders ſeine nutzbare Zinnlegirung, die Bronze, vor allen übrigen Metallen Darſtellung und Verwendung fand. So hat man in ganz Nordamerika bis zur Zeit der europäiſchen Einwanderung nur Kupfer zu Waffen und Werkzeugen benutzt, und lange Zeit war in den Mittelmeerländern Bronze das hauptſächlichſte Material für Waffen, Werkzeuge und Schmuck. Aber doch war hier ſchon in dieſer ſogenannten Bronzezeit das Eiſen bekannt und geſchätzt, hören wir doch von den mythiſchen Chalibäern, daß ſie Stahl zu bereiten wußten; ja die Aegypter benutzten ſtählerne Werkzeuge ſchon 3000 v. Chr.[6] Es iſt überhaupt ein Irrthum,

wenn man annimmt, daß überall eine Kupfer- oder Bronzezeit der Eiſenzeit vorhergegangen ſein müſſe; im Innern Afrikas wenigſtens verſtehen die Eingeborenen ſehr wohl, Eiſen zu gewinnen; Kupfer und Meſſing erhalten ſie jedoch auch heute noch nur durch Vermittelung des Handels. Als dem wachſenden Bedürfniß nach Metall die auszubeutenden Lagerſtellen der Kupfererze nicht länger genügten, mußte man ſich auch in Europa mehr und mehr zu der ſchwierigeren Darſtellung des Eiſens bequemen. Nach und nach vervollkommneten ſich die Herſtellungsmethoden, und man erkannte immer mehr, wie gerade das Eiſen ſich zu den verſchiedenſten Verwendungen eigne. Vor allem trat Stahl an die Stelle der bronzenen Waffen, mit denen allein die Völker des Alterthums ihre Schlachten geſchlagen haben; und für den täglichen Lebensbedarf wurden ſchon eiſerne Geräthe aller Art gefertigt.

Wie die Metallförderung im Mittelalter zunahm, wie insbeſondere die Gewinnung des Eiſens in unſeren Tagen zu einer enormen Höhe ſtieg, wie dann die Verwerthung der Naturkraft der Brennmaterialien in der Dampfmaſchine eine noch weit höhere Bedeutung gewann, das laſſe ich jetzt — um der geſchichtlichen Entwickelung nicht allzuweit vorzugreifen — vorläufig bei Seite.

Vielleicht noch vor der Verwendung des Feuers hat der Menſch gelernt, ſich die Thiere des Waldes und der Steppe unterthan zu machen und je nach ihren Kräften zu den verſchiedenſten Dienſten zu brauchen. Er zähmte den Büffel und das Rind, legte ihnen das Joch auf,

> Die unerſchöpfliche Erde, die ewige,
> Kreiſenden Pfluges von Jahr zu Jahr zu furchen,

wie es weiter in jenem Chorliede heißt, ließ ſie den ungefügen Wagen ziehen, wenn er als Nomade neue Weidegründe für ſeine Herden aufſuchte. Er zwang in ſeinen Dienſt das genügſame

Kamel, das ihn ſelbſt und Laſten tragen mußte durch die unwirthliche Wüſte; ſogar den Waldkoloß, den Elefanten, machte er ſich unterthan, wie den geduldigen Eſel. Er fing das wilde Roß der Steppe; mit Liſt und Gewalt ſpannte er es vor den Pflug oder vor den Streitwagen und lernte es ſpäter auch als Reitthier benutzen, mit dem er dem Sturme gleich über die Ebene dahinflog. Noch jetzt benutzen wir dieſelben Hausthiere wie die Alten als Genoſſen der Arbeit. Sie ſind mit dem europäiſchen Anſiedler über den Ozean gezogen; mit ihrer Hülfe hat er die weiten Strecken der Prärien und Pampas, der auſtraliſchen Wüſte durchquert und Gebirge überſtiegen; noch heute muß ihm das Laſtthier Erzlager in unwirthbarer Einöde nutzbar machen.[7]

Die Zähmung der Hausthiere, welche ſo weit in die graue Vorzeit zurückreicht, daß wir von den meiſten gar nicht mehr die wilde Urform angeben können, bildet einen ſehr weſentlichen Schritt in der Kulturentwickelung, wie uns der tiefe Stand derjenigen Völker beweiſt, welche niemals Hausthiere beſaßen. Das gilt namentlich von den Ureinwohnern Auſtraliens und der pacifiſchen Inſeln, wo freilich auch die größeren Thiere fehlten, die ſich hätten nutzbar verwenden laſſen. Es gilt auch von den alten Bewohnern Nordamerikas; als die Europäer an ſeiner Oſtküſte landeten, waren die Eingeborenen, die weder den Biſon noch eine der vorhandenen Hirſcharten zu zähmen gewußt hatten, noch ohne ſtaatliche Ordnung, ohne Ackerbau, ohne alle Kunſtübung, zur Erhaltung ihres Lebens hauptſächlich auf den Ertrag der Jagd angewieſen.

Und es liegt nahe genug, warum gerade die Zähmung der Thiere einen Fortſchritt des Menſchengeſchlechts bedingen muß. Wie kann der Menſch zum Ackerbau und mit ihm zu einer ſeßhaften Lebensweiſe, zu ſtaatlicher Ordnung kommen, wenn er auf ſeine Kraft allein angewieſen iſt, den Boden zur Aufnahme des Samenkorns umzuroden? Wie ſoll er die Laſten ſchleppen

können, um einen Austauſch der Erzeugniſſe der verſchiedenen Länder zu vermitteln? Solche und alle anderen ſchweren Arbeiten, endlich auch das Mahlen des Getreides nahmen ihm die Thiere ab, und ihm blieb Zeit und Gelegenheit, ſeine geiſtigen Fähigkeiten zu entwickeln, ſein Daſein menſchenwürdiger zu geſtalten. Freilich kam im Alterthume, und noch weit in die neue Zeit hinein, dieſes menſchenwürdige Daſein nicht allen Menſchen, häufig nur einer Minderzahl zu gute. Noch lange ſah es der Starke und Mächtige, der Kluge und Gebildete als ſein Recht an, ſeinesgleichen zum Laſt- und Arbeitsthier, zum willenloſen Sklaven zu entwürdigen. Weiter mußte die geiſtige Entwickelung vorſchreiten, und andere Naturkräfte mußten in den Dienſt des Menſchen treten, um nach und nach und immer mehr die offene und die verhüllte Sklavenarbeit dem Menſchengeſchlechte abzunehmen.

Die Leiſtungen der Griechen und Römer auf dem weiten Gebiete der Naturwiſſenſchaften ſind im ganzen gering; ihr Sinn, gerichtet auf die Pflege des Schönen und einzelner Geiſteswiſſenſchaften, auf das ſtaatliche Leben und kriegeriſche Erfolge, war mit nur wenig Ausnahmen weit abgewandt von der Beſchäftigung mit den Naturdingen —, ſo war es denn natürlich, daß ſie in der Technik, in der Beherrſchung und Verwerthung der Naturkräfte ſchließlich nicht viel weiter gekommen ſind, als lange vor ihnen ſchon die Aegypter und vielleicht die Inder. Da ſie die Beſchäftigung mit Handel und Gewerbe als eines freien Mannes unwürdig betrachteten, ſo brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn ſie auch nur herzlich wenig von den ihnen wie uns gebotenen Naturkräften in Anſpruch nahmen.

Wohl mag die ſo naheliegende Verwendung des fließenden Waſſers, Holz und Baumſtämme aus den Gebirgswäldern in die Ebene zu flößen, in die graueſten Zeiten zurückreichen, recht lange aber blieb ſie auch die einzige. Da begann man endlich,

die ſchwere Arbeit des Getreidemahlens, welche überall in weiten Landſtrecken den Weibern und Sklaven obgelegen hatte, für die man wohl auch die Kraft der Zugthiere verwandte, dem ſtrömenden Waſſer zu übertragen. In Rom wurde die erſte Waſſermühle zur Zeit des Kaiſers Auguſtus angelegt, und nur langſam fand die neue Maſchine Eingang; erſt im vierten Jahrhundert war ſie in Italien allgemein verbreitet.

Ganz ähnlich ging es mit der zweiten gewaltigen Naturkraft, die ſich dem Menſchen ohne alles Entgelt bietet, mit der Bewegung der Luft.

Die Schiffe der Alten, wenn ſie auch in ihrer äußeren Form den heutigen glichen, waren zu ihrer Fortbewegung weſentlich auf die Ruder angewieſen und benutzten nur in ſehr beſchränktem Maße den Wind; die Kunſt, zu kreuzen, d. h. durch beſondere Segelſtellung auch widrigen Wind zur Fahrt zu benutzen, kannten weder die Griechen noch die Römer.

Hätte nun freilich eine ruhige Weiterentwickelung des Kulturlebens der alten Welt ſtattgefunden, ſo würde von ſelber auch ein ſtetiger, ſchneller zu den Errungenſchaften der neuen Zeit führender Fortſchritt eingetreten ſein. Aber ein langer Zeitraum voll Krieg und Kampf, voll Verwüſtung und Zerſtörung, voll Roheit und Barbarei liegt zwiſchen der alten und neuen Zeit. Und bloß *eine* Erfindung, und dazu eine Erfindung, die zunächſt nur den kriegeriſchen und rohen Inſtinkten jener Zeit dienſtbar wurde, wenn ſie auch in ſpäteren Jahrhunderten eine hohe kulturelle Bedeutung erlangte, hat das Mittelalter der Neuzeit überliefert.

Faſt von vorn anfangend erhob ſich die Menſchheit mühſam aus dem Abgrunde der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, in den ſie verſunken war, und erſt im fünfzehnten Jahrhundert beginnt für die Völker des Abendlandes eine neue, ſagen wir, die neue Zeit. Die Buchdruckerkunſt eröffnete endlich die

Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung von Kenntniſſen; die folgenreiche Entdeckung des neuen Welttheils, das Auffinden des Seeweges nach dem indiſchen Wunderlande erweiterte den geiſtigen Horizont und brachte eine Fülle neuer Anſchauungen und Aufgaben. Mit der kirchlichen Reformation, mit ihr und durch ſie vollzog ſich auch eine Reformation in der Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte. Die Naturwiſſenſchaft feierte ihr Erwachen. Selbſtändiges, zielbewußtes Forſchen trat an die Stelle gedankenloſen Nachbetens alter oft mißverſtandener Ueberlieferungen; und was noch viel wichtiger war, die Wiſſenſchaft von den Naturdingen trat nach und nach heraus aus der engen Studirſtube des Gelehrten, ſie befruchtete die Praxis und empfing von dieſer wiederum die werthvollſten Anregungen.

Die Zahl der eigentlichen Naturkräfte, wenn wir als ſolche die von der Natur gebotenen Mittel zur Leiſtung von Arbeit bezeichnen, iſt nicht groß — es war auch weniger die Auffindung neuer ſolcher Kräfte oder Arbeitsvorräthe, welche unſere Zeit vor der alten auszeichnet und ihre unzweifelhaften Fortſchritte bedingt hat, ſondern vorzugsweiſe die geſchickte neue Verwendung des ſchon Bekannten und Vorhandenen, des zum Theil Verkannten. Unendliches aber verdanken wir der lange Zeit nur praktiſch geübten, jetzt oft theoretiſch begründeten Erkenntniß von der Wandelbarkeit der Kräfte, von der Möglichkeit, ſie ineinander überzuführen, ihnen gleichſam die für die verſchiedenſten Zwecke paſſende Geſtalt geben zu können.

Lebten wir im vorigen Jahrhundert, ſo müßte ich hier einem ſeiner Zeit ſehr verbreiteten und bedenklichen Irrthume entgegentreten: der Vorſtellung, daß durch irgend eine Maſchine, irgend eine künſtlich ausgeſonnene Vorrichtung Kraft erzeugt werden könne. Glücklicherweiſe iſt heute der Traum von einem Perpetuum mobile ausgeträumt oder ſpukt nur noch in unklaren Köpfen. So wenig der Chemiker mit all ſeinen Retorten

und Tiegeln und Röhren, mit all ſeiner Syntheſe und Analyſe auch nur das kleinſte Atom Materie ſchaffen kann, ſo wenig vermag der Mechaniker mit all den tauſend und abertauſend der wunderbarſten Maſchinen, die oft eben ſo voll Leben ſcheinen, wie ein Organismus, auch nur ſo viel Kraft zu erzeugen, als zum Heben einer Stecknadel erforderlich iſt. Eine jede Maſchine, die einfachſte, wie die komplizirteſte, — kann nur eben eine gegebene Kraft in beſonderer Weiſe zur Verwendung bringen. Aber weil wir bloß in den ſeltenſten Fällen irgend eine Kraft unmittelbar, d. h. ſo wie ſie uns geboten wird, verbrauchen können, ſind uns Maſchinen ſo wichtig und geradezu unentbehrlich.

Ich ſprach von einer Erfindung, welche noch dem Mittelalter angehört, ihre wahre und volle Verwerthung aber erſt in der neuen Zeit gefunden hat. Ich meinte natürlich die Erfindung des Schießpulvers.

Als eine leicht entzündliche und Feuer verbreitende Maſſe mögen ſchon in entlegenſter Zeit Chineſen und Inder ein Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel benutzt haben, und das ſogenannte griechiſche Feuer, welches im ſiebenten Jahrhundert n. Chr. als Kriegsmittel erwähnt wird, das namentlich zur Zeit der erſten Einfälle der Osmanen bei der Vertheidigung von Konſtantinopel verwendet wurde, war nach Marcus Grăcus aus ſechs Theilen Salpeter, zwei Theilen Kohle und einem Theil Schwefel — unſerm heutigen Pulver ganz ähnlich — zuſammengeſetzt. Auch im Abendlande war ſchon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts — wie uns Roger Baco berichtet — dieſe Zündmaſſe bekannt. Sonach kann alſo der Freiburger Franziskanermönch Berthold Schwarz, der um das Jahr 1320 lebte, die ihm vom Volksglauben zuerkannte Ehre, das Schießpulver erfunden zu haben, nicht in Anſpruch nehmen; vielleicht hat er aber — und das wäre freilich die Hauptſache — die

treibende Kraft desſelben gekannt und ſeine entſprechende Verwendung zum Schleudern von Geſchoſſen gelehrt. Das ſei nun, wie es wolle; ſicher iſt, daß ſchon 1346 in der Schlacht von Crecy mit Feuerwaffen gekämpft wurde und daß ſchon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an verſchiedenen Orten Deutſchlands Pulverfabriken beſtanden.[8]

Ich bin weit entfernt, auf alle die weitreichenden Folgen einzugehen, welche die Einführung des Schießpulvers nach ſich zog, wie ſich durch die Anwendung der Feuerwaffe alle ſtaatlichen und ſtändiſchen Verhältniſſe nach und nach umgeſtaltet haben. Hier habe ich das Schießpulver und die ihm verwandten zahlloſen Exploſivſtoffe nur als Kraftquelle zu betrachten, die dem Menſchen zur Löſung der Aufgabe zufloß, über die Natur Herr zu werden.

Worin beſteht das Weſen der Exploſivkörper? Die verſchiedenen Elemente, aus denen nach unſeren jetzigen Kenntniſſen der materielle Theil der Welt zuſammengeſetzt iſt, ſind in einer uns ganz unbegreiflichen Weiſe mit der Fähigkeit ausgerüſtet, ſich untereinander zu verbinden und neue Körper zu bilden, Körper mit meiſt ganz neuen Eigenſchaften. Die Energie, mit welcher bei gebotener Gelegenheit dieſe Vereinigung erfolgt, iſt ſehr verſchieden; manche Elemente bedürfen künſtlicher Veranſtaltungen, gleichſam eines Zwanges, um die von uns gewünſchte Verbindung einzugehen, andere brauchen nur einen leiſen, mechaniſchen Anſtoß, eine ſekundenlange Einwirkung des Lichtes, eine geringe Erwärmung. Ebenſo geſchieht es in einzelnen Fällen, daß ſich die Verbindungen raſch und plötzlich löſen. Sind nun die neu entſtandenen Körper, Verbindungen oder Zerſetzungsprodukte gasförmiger Natur, ſo ſuchen ſie — häufig begünſtigt durch die ſich gleichzeitig entwickelnde Wärme — einen Raum einzunehmen, der im Vergleich zu dem des feſten Stoffes, aus welchem ſie entſtanden ſind, meiſt ungeheuer groß iſt. Das

Plötzliche der Ausdehnung bedingt die Erſcheinung, welche wir Exploſion nennen, das Zerſchmettern der Wände des einſchließenden Gefäßes, oder das Fortſchleudern der minder widerſtandsfähigen Theile des Verſchluſſes, das von einem mehr oder minder lebhaften Knall begleitete Zuſammenſtürzen der zurückgeſtoßenen Luft. Die immer ſtaunenswerthe Kraftentwickelung läßt ſich berechnen, wenn wir die Ausdehnung des Gaſes kennen. Nach den eingehenden Verſuchen von Nobel und Abel verwandelt ſich Schießpulver bei der Entzündung in eine Gasmaſſe, die unter gewöhnlichem Luftdruck und einer Temperatur von 0° mindeſtens den 250fachen Raum einnehmen würde. Nun entwickelt ſich aber gleichzeitig eine Wärme von 2200° C.; dieſe muß das Gas weiter auf den achtmaligen, im ganzen alſo auf den 2000fachen Raum ausdehnen. Der hierbei erreichte größte Druck auf den Quadratcentimeter beträgt mindeſtens 6,4 Tonnen oder 128 Centner!⁹

Das Schießpulver iſt ein Schwächling gegenüber anderen Sprengſtoffen, der Schießbaumwolle, dem Nitroglycerin, Melinit u. ſ. w., wie ſie alle heißen. Ich habe alſo nicht zu viel geſagt, wenn ich betonte, daß mit den Exploſivkörpern eine ganz außerordentliche Kraft in die Hand des Menſchen gelegt iſt.

Ihrer Natur nach iſt es vorzugsweiſe die Thätigkeit des Trennens, des Zerſchmetterns und Zerſtörens, die wir mit ihrer Hülfe ausüben. Nun iſt zu allen Zeiten der Menſch des Menſchen größter Feind geweſen, und zu aller Zeit war er beſtrebt, Einer dem Andern den größten Schaden zuzufügen. Wie bereitwillig leiſtete das Pulver dieſem Streben Vorſchub! An die Stelle des Bogens und der Armbruſt trat die Feuerwaffe, die mit größerer Sicherheit und auf weitere Entfernung das tödtliche Blei entſandte; die Katapulten und die anderen ungefügen Belagerungsmaſchinen wurden erſetzt durch das Geſchütz, das immer mehr und mehr vervollkommnet, jetzt auf

Meilenentfernung ſeine centnerſchweren Geſchoſſe ſchickt, Tod und Verderben weiter verbreitet, als das Auge reicht.[10] So iſt das Pulver ſeiner erſten Verwendung treu geblieben, aber doch iſt es mit den übrigen, zum Theil noch wirkſameren Zerſtörungsmitteln ein Kulturfaktor geworden, dem wir großentheils die ungeheuren Fortſchritte verdanken, welche Handel und Verkehr in unſeren Tagen aufweiſen. Wie wäre es möglich geweſen, ohne Hülfe der Sprengſtoffe die Arbeiten auszuführen, die ein Stolz der Neuzeit ſind, die Kunſtſtraßen und Eiſenbahnen, die über Berg und Thal dahinführen und in meilenlangen Tunneln das Gebirge durchſetzen? Pulver und Dynamit ermöglichte, was die Alten vergebens verſucht hatten: die Verbindung des Mittelmeeres mit dem Rothen Meere, wie die Durchſtechung der Landenge von Korinth. Mit Pulver und Dynamit werden Arbeiten gleicher Art: die Verbindung des Baltiſchen Meeres mit der Nordſee, gewiß auch die Durchbohrung der Panama-Landenge in nicht zu ferner Zeit zu ſtande kommen. Nicht mehr hindert das Höllenthor den Zugang zum Hafen von Newyork, und bald wird auch das Eiſerne Thor weit ſeine Pforten öffnen. Wenn der Bergmann tief im Schoße der Erde in früheren Zeiten ſein mühſeliges Werk nur mit Fäuſtel und Spitzhacke betrieb, ſo benutzt er jetzt zur Löſung der Felsmaſſen, des tauben Geſteins, das ihn von dem begehrten Erze, der nutzbaren Kohle, trennt, Pulver und Dynamit.

Ja überall, wo gewaltige Maſſen, die aller Menſchen- und Maſchinenkräfte ſpotten, aus dem Wege geſchafft, zerriſſen und zermalmt werden müſſen, da tritt die Kraft des Pulvers ein, die ſchier unwiderſtehliche Rieſenkraft, welche doch der Menſchengeiſt in ihren Wirkungen abmeſſen und nach ſeinem Willen lenken kann.[11]

Wer einmal einer Sprengung in größerem Maßſtabe beigewohnt hat, vergißt nicht den mächtigen Eindruck, den die

Erſchütterung des Bodens, die hoch in Garbenform emporgeſchleuderten Felsbrocken, der verhüllende Dampf und das Getöſe der aufeinander folgenden Entladungen auf ihn ausübten. Ein gewiſſes, dem Stolze ähnliches Hochgefühl erfüllt ihn, wenn er ſieht, wie der kleine Menſch der Maſſen Herr wird.

Man macht ſich in der Regel eine falſche Vorſtellung vom Verbrauche des Pulvers und ſchätzt die Menge des zu rein militäriſchen Zwecken Verwandten gegenüber dem der Induſtrie dienenden viel zu hoch. Während des letzten Bürgerkrieges in Amerika nahm die Pulverfabrikation in dieſem Lande ab, nur weil die Weiterführung von Sprengarbeiten ſtockte. Dieſelbe Beobachtung machte man während des Krimkrieges in Frankreich. Das wird erklärlich, wenn nachgewieſen wird, daß nur zur Herſtellung des Mont Cenistunnels eine Pulvermenge nöthig war, die zur Füllung von mehr als 200 Millionen Musketenpatronen ausgereicht hätte.

Im ganzen kann man annehmen, daß nur 10 Prozent des jährlich fabrizirten Pulvers im Militär- und Kriegsdienſte verbraucht werden.[12] Ich denke, das iſt für den Menſchenfreund auch ein Troſt, und ſo mag dem mythiſchen Pulvererfinder ſein Standbild gegönnt ſein.

Die gewaltige Druckkraft der bei einer Exploſion wirkenden Gaſe zum Betriebe von Maſchinen zu verwenden, hat man bis jetzt erſt einen ſchüchternen Anfang gemacht, aber immerhin einen Anfang. In dem Ottoſchen Gasmotor leiſtet einzig die Sprengwirkung einer in beſtimmten Verhältniſſen erfolgten Miſchung von Leuchtgas oder von Dämpfen flüchtiger Kohlenwaſſerſtoffe mit atmoſphäriſcher Luft nützliche Arbeit. Wenn es einſt gelingt, und es wird ſicherlich gelingen, die gar zu plötzliche Ausdehnung zu verlangſamen, die rohe Naturkraft gleichſam noch weiter zu zähmen, dann werden die Sprengſtoffe ein gewaltiges Betriebsmittel für Maſchinen aller Art liefern.

Ich habe das Schießpulver einen Kulturfaktor genannt; in noch viel höherem Grade verdient dieſen Ehrennamen der den Exploſionskörpern verwandte, aber ſie in Benutzungsfähigkeit unendlich überragende Waſſerdampf.

Auch der Dampf leiſtet die ihm aufgelegte Arbeit durch die Eigenſchaft, ſich auszudehnen. Während aber beim Pulver und den ihm ähnlichen Stoffen die Gasbildung mit Einem Male ihre höchſte Wirkungsfähigkeit erreicht, haben wir es bei dem Waſſerdampf in der Hand, ihm eine Spannung, eine Druckkraft zu verleihen, die unſeren Bedürfniſſen entſpricht, ohne ſie in gefahrdrohender Weiſe zu überſchreiten. In hohem Grade erfüllt alſo der Dampf die für die allgemeinere Verwendung der Sprengſtoffe geſtellten Bedingungen. Der Dampf wird eben zu dem mächtigen Agens, das wir Alle kennen, nur durch ſeine Fähigkeit, eine ihm von außen zugeführte Kraft aufzunehmen, zu tragen und in uns paſſender Weiſe in Thätigkeit zu ſetzen. — Dieſe zugeführte Kraft iſt die Wärme, und dieſe ſelber iſt nur ein Erzeugniß, oder beſſer, eine Umwandlungsform der chemiſchen Kraft, der Anziehung, mit welcher Kohlenſtoff, frei oder gebunden, und der Sauerſtoff der Atmoſphäre aufeinander einwirken.

Mit jeder Schaufel Kohle, die der Heizer in den Feuerraum ſeiner Maſchine wirft, ertheilt er dem eingeſchloſſenen Dampfe eine erhöhte Temperatur, und durch dieſelbe vermehrt er in einem genau abzumeſſenden Betrage die Spannung. Er kann ſie zu jeder beliebigen Höhe ſteigern und ihr endlich auch die alles zerſtörende Wirkung der gefährlichſten Sprengſtoffe ertheilen. Sonach iſt aber auch der Dampf nicht eine dem Menſchen unmittelbar zu Gebote ſtehende Naturkraft; er muß ja erſt erzeugt werden, und ſeine Energie iſt nur das Umwandlungsprodukt der in den Brennmaterialien ſchlummernden Kraft.

Im ganzen Alterthum findet ſich keine Spur, daß jemals ein anderes Heizmaterial als Holz benutzt worden ſei, nur hier und da mag auch Bitumen und Erdharz zur Verwendung gekommen ſein. Das günſtige Klima der Mittelmeergeſtade nöthigte nicht in dem Maße, wie die rauhe Luft der nördlichen Länder, auf künſtlichem Wege für Erwärmung zu ſorgen. Auch heute noch entbehrt der Italiener und Spanier und Grieche größtentheils der Oefen, und ſelbſt der Kamine — freilich um wenigſtens an einzelnen Tagen recht gehörig zu frieren. Und wenn zum Kochen der Speiſen, und namentlich zur Gewinnung der Metalle Brennſtoffe gebraucht wurden, ſo lieferte zunächſt der Wald ausreichendes Material. Schonungslos ging man mit ihm um, und Niemand dachte daran, daß man in ihm einen koſtbaren Regulator des Klimas vernichtete. Die heutige Waldarmuth des ſüdlichen Europas, die theilweiſe Verödung und Ungeſundheit weiter Strecken am tyrrheniſchen Meere iſt zum großen Theil eine böſe Erbſchaft aus früheren Zeiten. Auch Mitteleuropa würde unausbleiblich ähnlichem Loſe verfallen ſein, wenn das mit wachſender Bevölkerung immer mehr ſteigende Bedürfniß nicht nur an Baumaterial, ſondern mehr noch an Heiz- und Feurungsſtoffen, bloß durch die Erzeugniſſe des Waldes, hätte befriedigt werden müſſen. Dies Schickſal iſt uns glücklich abgewandt dadurch, daß man lernte, einen im Schoße der Erde ſchlummernden Schatz zu heben, den die Natur als das Erzeugniß längſt vergangener Jahrtauſende aufgeſpeichert hat. Es ſind die Kohlen, welche uns nicht nur die in der rauhen Jahreszeit nöthige Zimmerwärme gewähren und unſere Speiſen kochen, ſondern auch den ungeheuren Verbrauch unſerer Maſchinen decken. Die Steinkohle wurde zuerſt in England verwandt, und ſchon 1183 mußten die Hammerſchmiede von Wearmouth und Sheffield einen Kohlenzins entrichten, aber nicht eher als im 13. Jahrhundert wurde ihr Gebrauch allgemeiner, und

noch lange bediente man ſich für den häuslichen Gebrauch ausſchließlich des Holzes.[13] Wer hätte im Ausgange des Mittelalters wohl daran gedacht, daß die Kohle England zum reichſten Lande der Erde, zur Führerin auf dem Gebiete der Induſtrie und des Handels machen würde! Die Kohle allein ermöglichte eben den Betrieb der Dampfmaſchinen in der heutigen koloſſalen Ausdehnung.

Die Verwendung des Dampfes zur Leiſtung mechaniſcher Arbeit wird meiſt für eine engliſche Erfindung angeſehen, mit Unrecht, wie kürzlich Gerland unwiderleglich nachgewieſen hat.[14] Denn ſchon im Jahre 1706 ſetzte der in den Dienſten des Landgrafen Karl von Heſſen ſtehende Papin eine nach ſeinen eigenſten Ideen gefertigte Dampfmaſchine in Thätigkeit, während Newcomen erſt 1712, und zwar mit Benutzung der Papinſchen Angaben, eine ſolche zu ſtande brachte.

Nun freilich haben ſich die Engländer um die Ausgeſtaltung der urſprünglich nicht ihnen angehörenden Erfindung die größten Verdienſte erworben, ſie haben nach und nach das zuerſt ſo unhandliche Werkzeug zu höherer Leiſtungsfähigkeit gebracht In Deutſchland, wo die Papinſche Erfindung vergeſſen war, wurde erſt wieder im Jahre 1785 eine aus deutſchem Material gefertigte Dampfmaſchine in Betrieb geſetzt; es geſchah das für die Zwecke des Mansfeldiſchen Bergbaus zu Rothenburg an der Saale. Somit ſind es nicht viel mehr als 100 Jahre, ſeit der Dampf als Maſchinenkraft ſeinen Triumphzug durch die Welt angetreten hat, einen Triumphzug ohnegleichen.

Es waren freilich auch Rieſenkräfte, die dem Menſchengeſchlechte mit der Einführung des neuen Betriebsmittels zuwuchſen, größer, als das ganze organiſche Leben der Erde erzeugen konnte. Schätzte man doch ſchon vor 25 Jahren die Geſamtſtärke aller Dampfmaſchinen auf 15—20 Millionen Pferdekräfte. Das würde der täglich 12ſtündigen Arbeit von

100 Millionen Menſchen entſprechen; man kann aber die Zahl der in der Induſtrie beſchäftigten Arbeiter höchſtens zu 8 Millionen anſchlagen. Wie viel die Zahl und die Stärke der Dampfmaſchinen in dem letzten Vierteljahrhundert gewachſen iſt, weiß ich nicht; ihre Arbeitsleiſtung dürfte ſich aber immerhin auf das Doppelte geſteigert haben.

Nach den verſchiedenſten Richtungen hin machte ſich die außerordentliche Kraftzunahme geltend. Durch ſie wurde das Menſchenthum, wie vordem durch Zähmung der Arbeitsthiere, aber in viel ausgedehnterem Maße, von einem großen Theile niederer, rein mechaniſcher Thätigkeit entlaſtet, und einen gewaltigen Schritt that es vorwärts in der Beherrſchung der Natur. Die Schätze der Erde konnten jetzt da ausgebeutet werden, wo früher unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſtanden, oder wo jene Schätze zu ſpärlich vertheilt waren, um die Arbeit zu lohnen. Ich erinnere an die vortheilhafte Ausbeutung der Halden verlaſſener griechiſcher Silbergruben, an die Ausdehnung, welche allerorts die Bergwerks- und Hüttenindustrie erreicht. Und welchen Aufſchwung nahm der Verkehr durch die Eiſenbahnen, durch die das Meer durcheilenden Dampfſchiffe! Nun erſt konnte auch der Austauſch minder werthvoller Erzeugniſſe der einzelnen Länder beginnen und ſich zu dem ſtaunenswerthen Umfange entwickeln, den wir heute in jeder Seeſtadt bewundern. Die Rohmaterialien ſanken durch leichtere Gewinnung und den raſcheren Transport im Preiſe, und gleichzeitig ſtand zu ihrer Verwerthung eine überreiche Arbeitskraft zu Gebote. So wurden die Erzeugniſſe des Gewerbfleißes immer maſſenhafter, immer mannigfaltiger und jedem Bedürfniß entgegenkommend; ſie wurden billig genug, um in die ärmſte Hütte zu dringen. Zugleich aber wurden die Geiſteskräfte geweckt, denn bei dem lebhaften Wettbetriebe galt es, nicht bloß immer Neues, ſondern auch Zweckmäßiges und Schönes zu erfinden.

Eben habe ich erwähnt, wie durch die Einführung der Dampfmaſchinen in den Bergbau ſich die Ausbeutung der unterirdiſchen Schätze geſteigert hat. Was nützten aber die ungeheuren zu Tage geförderten Erzmaſſen, wenn uns die Mittel fehlten, aus ihnen das koſtbare Metall zu gewinnen? Und dieſe Mittel würden uns ſicher fehlen, wenn wir bei ihrer Verarbeitung noch wie die Alten auf die Holzkohle angewieſen wären. Nur indem die Steinkohle an die Stelle des immer ſeltener und theurer werdenden Holzes trat, ward es möglich, daß z. B. die Eiſenerzeugung auf eine Höhe ſtieg, welche ſich vorher die ausſchweifendſte Phantaſie niemals hätte träumen laſſen. Gewiß gewinnt man jetzt in einem einzigen Jahre mehr an Metallen, als das ganze Alterthum überhaupt zu Tage gefördert hat.[15] Und nun vergleiche man die Leiſtungsfähigkeit eines Erzeugniſſes aus Holz oder Stein mit der eines ſtählernen, das an ſeine Stelle tritt! Welcher Kraftzuwachs, oder vielmehr, welche Krafterſparung kommt dem Menſchen durch ein jedes ſolches beſſere Werkzeug zu gute!

Ich will hier kein Lob des Eiſens ſingen: mit Recht könnte mir entgegnet werden, daß alle Welt von der Unentbehrlichkeit desſelben für unſer ganzes heutiges Leben überzeugt iſt, daß alle Welt den ungeheuern Fortſchritt zu ſchätzen weiß, den die allgemeinere Verwendung desſelben mit ſich führte. Eiſen und Dampfmaſchinen ſind in der That in materieller Beziehung die Hauptfaktoren der modernen Kultur.

Nun erkenne ich recht wohl an, daß die Steigerung des materiellen Wohlbefindens, der erhöhte Lebensgenuß, von vielfachen Uebeln begleitet iſt, daß nach manchen Richtungen hin die Schattenſeiten der Menſchennatur hervorgetreten ſind in Unzufriedenheit und Ueberhebung, — aber doch wird Niemand leugnen, daß im großen und ganzen der Menſch, wenigſtens unter den Kulturvölkern, eine höhere Stufe, ein menſchenwürdigeres

Daſein erreicht hat. Und das verdankt er vorzugsweiſe den in ſeinen Dienſt getretenen Naturkräften, zuletzt der Wärme und Kraft ſpendenden Steinkohle.

Doch es iſt geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Die in dem Boden ſchlummernden Schätze ſind nicht unerſchöpflich. Schon erheben ſich in England beängſtigende Kaſſandra-Rufe. Es werden Nachweiſe geführt, daß in nicht viel mehr als hundert Jahren die Flötze abgebaut ſind.[16]

Und wenn auch wir in Deutſchland in der beneidenswerthen Lage ſind, vorausſichtlich noch viele Jahrhunderte unſeren Bedarf an Kohlen decken zu können, wenn namentlich Nordamerika über ganz ungeheure, noch unangetaſtete Kohlenfelder verfügt, einſt muß der Tag kommen, hier früher, dort ſpäter, wo die Menſchheit die bisher für unerſchöpflich gehaltene Kraftquelle eingebüßt hat. Was dann?

Man mag ja jenen Tag vielleicht hinausſchieben können, wenn etwa Sparſamkeit an die Stelle der heutigen maßloſen Verſchwendung tritt, oder durch Verbeſſerung der Maſchinen ſelber. Und in der That ſteht in letzterer Beziehung dem Erfindungsgeiſt noch ein weites Feld offen. Die heutige Dampfmaſchine, — ſo ſehr wir ihre kunſtreiche Einrichtung bewundern, — nutzt die ihr zugeführte Wärme nur höchſt unvollkommen aus; ſelbſt die beſte liefert kaum 16 Prozent Nutzeffekt, während ſich für andere Kraftmaſchinen ein ſolcher von 75 Prozent herausrechnen läßt. Es iſt indes keine Ausſicht, die Leiſtungsfähigkeit des Dampfes auf dieſe Höhe zu bringen, weil außerordentlich viel Wärme verloren geht und verloren gehen muß. Höchſtens darf man hoffen, 20 bis 25 Prozent zu gewinnen, und das wäre ja freilich ein außerordentlicher Fortſchritt, denn die erſte praktiſch angewandte Maſchine ergab bloß ½ Prozent Kraftverwerthung. Aber immerhin wird man hierdurch nur einen Aufſchub gewinnen. Und wieder ſtehen wir vor der Frage:

Was ſoll geſchehen, wenn endlich die letzte Kohle verbraucht iſt? Sollen wir an der Zukunft des Menſchengeſchlechtes verzweifeln? Nein, es gilt nur die übrigen noch vorhandenen und in der That unerſchöpflichen Naturkräfte auszubeuten, zunächſt die Kräfte des ſtrömenden Waſſers und der bewegten Luft.

Wohl haben wir auf dieſem Gebiete den Alten gegenüber ſchon große Fortſchritte gemacht. Wir zwingen das Waſſer Mühlen zu treiben, die nicht bloß Getreide, ſondern auch das härteſte Geſtein zu Pulver zerreiben, die Sägewerke und Schleifmaſchinen in Gang ſetzen, wir benutzen das ſtrömende Waſſer zum Heben von Soole auf die Gradirhäuſer und in den bekannten Künſten der Bergwerke, um dieſe zu entwäſſern, wohl auch, um Erze zu Tage zu fördern. Eine eigenthümliche Verwendung, die übrigens ſchon Plinius bei Erwähnung der Goldbergwerke in Spanien andeutet, findet der Waſſerſtrom heutzutage in Kalifornien bei dem ſogenannten hydrauliſchen Bergbau. Bäche mit beträchtlicher Waſſermaſſe werden aus dem Gebirge von ihrem natürlichen Laufe abgelenkt, auf weite Entfernungen fortgeführt und dann gegen ganze Hügel und weit ausgedehnte Erhebungen gerichtet. Die unwiderſtehliche Gewalt des herabſtürzenden Waſſers ſoll ſie wegſchwemmen, damit man bequemer zu den goldführenden Schichten gelange, oder dient unmittelbar zur Goldwäſche.[17] Da der zum Betriebe der Maſchinen zu Gebote ſtehende Waſſerzufluß in den verſchiedenen Jahreszeiten ſehr verſchieden iſt, baute man Stauwehre, den Ueberſchuß für die Zeit des Mangels zurückzuhalten, und ſo iſt es auch gelungen einen geregelteren Betrieb der Waſſerwerke zu ermöglichen.

Was nun weiter die Bewegung der Luft anlangt, ſo iſt es freilich ein launiſcher Geſelle, der Wind, jetzt ruhend und träge, kaum im ſtande ein Blättchen zu regen, und dann plötzlich ſich aufraffend zu gewaltigſter Entwickelung, zu mächtigem Sturme, und — was ſeiner Benutzung zu ſtetigen Arbeitsleiſtungen am

meiſten widerſteht — bald aus dieſer, bald aus jener Richtung ſtrömend in ewigem Wechſel. Immer noch beſteht der wichtigſte Dienſt des Windes in der Bewegung der Schiffe. Nur zögernd und taſtend ging man daran, das Ruder als Triebkraft der Schiffe aufzugeben, und nur ganz allmählich entwickelte ſich die ſpäter ſo hoch ausgebildete Kunſt der Segelſtellung, die ſchließlich ermöglichte, mit dem Winde gegen den Wind zu fahren. Die Karavellen des Kolumbus waren noch recht ſchlechte Segler, legten ſie doch in der Stunde nur 3 Seemeilen zurück, während heutzutage mit einem guten Schiffe in derſelben Zeit mehr als die dreifache Strecke durchmeſſen wird.

Erſt im 15. Jahrhundert fing man an, die Strömung der Luft auch zu anderen Zwecken zu benutzen. In Holland, wo die Waſſerläufe wegen ihres geringen Falls nicht als bewegende Kräfte dienen konnten, baute man im Jahre 1439 die erſten Windmühlen.

Und dieſe dienten nicht bloß zum Mahlen des Getreides, bald mußten ſie auch Waſſer heben, um die dem Meere abgewonnenen, eingedeichten, ſumpfigen Flächen trocken zu legen. Großes hat die unſcheinbare Maſchine zu dieſem Zwecke geleiſtet; ohne ſie wäre Holland bis zum vorigen Jahrhundert, vielleicht heute noch, Sumpf- und Moorland mit ſpärlicher Bewohnerzahl. Zum Waſſerheben benutzt man die Windmühlen oder vielmehr die amerikaniſchen Windräder auch bei uns, vorzugsweiſe in der Abſicht, das gehobene, in einem Behälter angeſammelte Waſſer als ſtetiger wirkende Betriebskraft zu brauchen.

Den kühnen Traum, das ſehnſüchtige Verlangen der Menſchen, wie die Vögel zu fliegen, oder wie es Schillers Maria Stuart ausdrückt, mit den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, zu wallen, iſt noch nicht in Erfüllung gegangen. Die unleugbaren Fortſchritte aber, welche in neuerer Zeit die Luftſchiffahrt gemacht hat, laſſen recht wohl an eine wenigſtens theilweiſe Erfüllung jenes Traumes denken.

So achtenswerth alle dieſe Leiſtungen der Waſſer- und Luftmaſchinen erſcheinen mögen, wie verſchwindend wenig beuten ſie die zu Gebote ſtehenden Kraftquellen aus! Hat man doch die Arbeitsſtärke des einzigen Niagarafalles zu 12½ Millionen Pferdeſtärken, d. h. zu etwa der Hälfte der Leiſtung ſämtlicher Dampfmaſchinen der Erde berechnet. Wie viel aber zählen alle Gebirge der Erde Waſſerfälle! Und nicht bloß rieſengroß, auch unerſchöpflich iſt dieſe bis jetzt unbenutzte Kraft, denn ſo lange unter dem Einfluß der Sonnenwärme tagtäglich Waſſermaſſen in die Höhe ſteigen, um als Regen wieder niederzufallen, um Quellen und Bäche zu ſpeiſen, ſo lange giebt es fallendes, ſtürzendes, ſtrömendes, Bewegung erzeugendes Waſſer.

Und nicht anders iſt es mit dem Winde: ebenſo krafterfüllt, wie der Waſſerſtrom, fließt er dahin, ſich ewig erneuernd, faſt niemals ruhend, und doch noch weniger benutzt als Bach und Fluß.

Nun weiß ich wohl, daß ſich der unmittelbaren Verwerthung dieſer Kraftquellen große — in vielen Fällen unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtellen. Das Waſſer entwickelt ſeine größte Kraft da, wo es den größten Fall hat: in den Gebirgen, alſo fern von den Mittelpunkten des Verkehrs und der Gewerbethätigkeit, die doch gerade das Bedürfniß nach Betriebskräften am meiſten fühlen; und wie könnten große Fabriken mit einer nach Tauſenden zählenden Arbeiterbevölkerung Raum finden in einem engen Alpenthal, das etwa von einem reißenden Wildbache durchfloſſen wird?

Gerade vor 100 Jahren machte Galvani ſeine Entdeckung der ſtrömenden Elektrizität. Wie ſtolz hätte der Mann ſein können, wenn er nur eine Ahnung gehabt hätte, zu welcher Bedeutung ſich ſeine, zunächſt ſo unſcheinbare Beobachtung entwickeln würde!

Heute iſt die Elektrizität das Mittel geworden, tageshell die Straßen der Städte zu erleuchten und der Chemie ein neues

mächtiges Werkzeug, die Stoffe zu zerſetzen und neue Elemente darzuſtellen. In der Galvanoplaſtik vermag ſie die Werke der Kunſt zu vervielfältigen; als Strom durcheilt ſie die über Länder und auf den Meeresgrund gelegten Drähte, und das Tagesgeſtirn überflügelnd, trägt ſie Botſchaften von Welttheil zu Welttheil, auf viele Meilen Entfernung macht ſie ſelbſt die menſchliche Stimme vernehmbar.

Nun, die Elektrizität iſt es auch, die an die Stelle des Dampfes treten wird als Werkzeug zur Verwerthung bisher brachliegender Naturkräfte. Während in den angeführten Leiſtungen die Elektrizität bisher nur das Umwandlungsprodukt chemiſcher Kraft war, hat man jetzt gelernt, ſie durch mechaniſche Bewegung zu gewinnen und dann wiederum in Betriebskraft zu verwandeln.

Wenn es ſeiner Zeit gelungen iſt, die durch Waſſerkraft erzeugte Elektrizität von Miesbach nach dem Münchener Ausſtellungspalaſt zu leiten und hier zum Treiben von Maſchinen zu benutzen, und wenn man jetzt verſteht, die Elektrizität in den ſo genannten Akkumulatoren zu beliebiger Verwerthung gleichſam aufzuſpeichern, — ſo wird der Gedanke nicht ungereimt ſein, daß einſt von den Gebirgen Hunderte von Kraftſtrömen in die Ebene fließen werden, daß die Waſſerfälle wie die Luftſtrömungen nicht ewig ungenutzt bleiben, und daß ihre Kraftfülle einſt zu erzeugender Arbeit dienen wird.

Die praktiſche Löſung dieſer Aufgabe wird nur eine Frage der Zeit ſein; der nimmerruhende Erfindungsgeiſt des Menſchen wird auch hier alle Schwierigkeiten überwinden.

Wem aber noch nicht genug iſt, was bisher geleiſtet wurde im Dienſtbarmachen der Naturkräfte und im Bekämpfen der Naturgewalten, der mag ſich getröſten, daß unter den Geheimniſſen, welche die Wiſſenſchaft in Zukunft noch enthüllen wird, ſich vielleicht Mittel und Wege finden, die Dienſtbarkeit auch

noch auf andere Naturkräfte auszudehnen, noch erfolgreicher die Naturgewalten zu bekämpfen. Bisher wollte es nicht glücken, die Sonnenwärme unmittelbar und in ausgiebiger Weise zum Maſchinenbetriebe auszunutzen, — es iſt kein Grund vorhanden, an der Möglichkeit ſolcher dereinſtigen Verwerthung zu verzweifeln.[18] Möglich iſt auch, daß einſt die Stoßkraft der an das Ufer prallenden Meereswellen, die hebende Macht der Fluth, der Druck des Waſſers in den Tiefen der See in den Dienſt des Menſchen tritt, denn

Vieles Gewaltige lebt auf Erden,
Doch nichts iſt gewaltiger als der Menſch.

Anmerkungen.

[1] Mit ſchwungvollen Worten ſpricht Papſt Leo XIII. in einer Rede, die er als Biſchof von Perugia an ſeine Gemeinde richtete, über den Menſchen als Krone der Schöpfung:*

Wie ſchön und majeſtätiſch erſcheint der Menſch, wenn er dem Blitze zuwinkt und ihn unſchädlich vor ſeine Füße niederfallen läßt; wenn er den elektriſchen Funken ruft und ihn als Boten ſeiner Aufträge hinausſchickt durch die Abgründe des Ozeans, hinüber über ſteile Bergketten und unabſehbare Ebenen entlang. Wie herrlich zeigt er ſich, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm Flügel zu leihen und ſo mit Blitzesſchnelle über Waſſer und Land zu bringen, wie mächtig, wenn er durch ſeine ſinnreichen Anordnungen dieſe Naturkräfte ſelbſt entwickelt, ſie feſſelt und auf ihnen bereiteten Wegen ſie dazu bringt, daß ſie Bewegung und gleichſam Vernunft der todten Materie mittheilen, welche an die Stelle des Menſchen eintritt und ſtatt ſeiner die ſchwerſten Anſtrengungen übernimmt. Iſt in ihm nicht gleichſam ein Funke ſeines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft und es hinſtellt, die Finſterniß der Nacht durch die Straßen unſerer Städte zu erleuchten und die weiten Säle und Paläſte mit ſeinem Glanze zu ſchmücken?

[2] Von Bibelſtellen führe ich nur die beiden folgenden an:

1. Moſe 28. Gott ſegnete ſie und ſprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und macht ſie euch unterthan, und herrſchet über Fiſche im Meere und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet.

8. Pſalm 7. Alles haſt du unter ſeine Füße gethan.

[3] Um von den durch Eindeichung dem Meere abgewonnenen Bodenflächen einen Begriff zu geben, erwähne ich eine Mittheilung von Naſſe (ſ. Peterm. Mitth. 1884, 11.): Würden in Holland die Deiche ſämtlich entfernt, ſo müßten bei gewöhnlicher Fluthhöhe der Nordſee die Provinzen Zeeland, Süd- und Nordholland (mit Ausnahme des Dünenterrains) gänzlich, ein kleiner an der unteren Maas gelegener Strich von Nordbrabant, die weſtliche Hälfte der Provinzen Utrecht, kleine Strecken von Gelderland und

* Sigmund Münz, Leo XIII. Nord und Süd 1886, S. 62.

Oberyſſel, der größere Theil von Friesland und von Groningen überſchwemmt werden. Selbſt bei Ebbe würde der größte Theil dieſer Strecken unter Waſſer ſtehen.

Seit dem ſechzehnten Jahrhundert wurde allein am Dollart (der durch Einbruch der See im Jahre 1277 entſtanden iſt) zum Theil auf niederländiſchem, zum Theil auf deutſchem Gebiet ein Areal von 29 755 Hektaren durch Eindeichung gewonnen. Deutſche Geogr. Blätter Bd. X, Heft 4.

[4] Ueber das ehemals in ſo hoher Blüthe ſtehende Meſopotamien berichtet Dr. B. Moritz (Zur Geogr. und Ethnogr. von Südmeſopotamien in den Verhandl. d. Geſellſch. für Erdk. z. Berlin Bd. XV, S. 85 ff.):

Der kulturfeindliche Islam hat den Ruin des Landes verſchuldet. Mit der abnehmenden Bevölkerung verfielen die Waſſerbauten, das Land verwandelte ſich in Sumpf oder verdorrte zur Wüſte und fiel ſo nach einer mehrtauſendjährigen Kulturarbeit in den Urzuſtand des Nomadenthums zurück. — Die Wüſte nimmt etwa zwei Drittel des Landes ein: es iſt keine Sandwüſte, ſondern als ehemaliger Kulturboden eine feſte ebene Fläche mit wenig oder gar keinem Pflanzenwuchs. — Aus dieſer oft tiſchgleichen Wüſtenebene erheben ſich als Zeugen der früheren Kultur Schutt- und Trümmerhügel in einer Zahl, die ſich nur begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß Südmeſopotamien ſeit dem dritten vorchriſtlichen Jahrtauſend bis an das Ende des erſten Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung eines der am dichteſten bevölkerten Länder der Erde geweſen iſt.

Ueber die Wüſtenbildung in der Umgebung des Euphrat vergl. George P. Marſh, The earth as modified by human action. S. 607.

[5] Vergl. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers. Berlin 1889.

[6] Ad. Ledebur. Das Eiſen und ſeine Geſchichte in Weſterm. Monatsheften. Mai 1889, S. 254.

[7] Das Lama, das einzige Arbeitsthier, welches die alten Peruaner zu zähmen gewußt haben, wird jetzt noch zum Fortſchaffen der Erze auf den Gebirgspfaden der Anden benutzt.

[8] Vergl. Buch der Erfindungen, Bd. 4, S. 377 ff.

[9] Deutſche Chemikerzeitung 1882, Nr. 36.

[10] Ueber ein im vorigen Jahre aus den Kruppſchen Werken nach Kronſtadt geliefertes Rieſengeſchütz berichtete die Kölniſche Zeitung folgendes: Es iſt eine 34 cm-Kanone von 235 Tonnen Geſamtgewicht. Die Länge des Rohres beträgt 12,2 m, der größte Durchmeſſer 2 m. Die Tragweite beträgt 18000 m. Bei dem im Beiſein ruſſiſcher Offiziere zu Meppen abgehaltenen Probeſchießen durchſchlug das $1^1/_4$ m lange, 1800 Pfund ſchwere Geſchoß mit einer aus 700 Pfund Pulver beſtehenden Ladung einen 50 cm ſtarken Stahlpanzer und flog dann noch 1200 m weit. Ein einziger ſolcher Schuß koſtet freilich auch 5000—6000 Mark.

[11] Vergl. Buch der Erfindungen 41. Bd. a. a. O.

[12] George P. Marſh, a. a. O., S. 406.

[13] Vergl. George P. Marſh a. a. O. 308 und Chem. Centralblatt 1888, S. 699.

[14] Dr. E. Gerland, Die Dampfmaſchine im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland. Samml. gemeinverſt. Vortr. von Virchow und von Holtzendorff. Neue Folge 22.

[15] Im Anfang dieſes Jahrhunderts betrug die jährliche Eiſenerzeugung 400 000 Tonnen, jetzt ungefähr 21 Millionen Tonnen im Werthe von 2000 Millionen Mark.

Die jährliche Erzeugung der übrigen Metalle beläuft ſich auf:

Gold.....	143⅓	Tonnen	= 400	Mill.	Mk.
Silber.....	3 000	„	= 450	„	„
Kupfer.....	210 000	„	= 210	„	„
Blei.....	600 000	„	= 180	„	„
Zink.....	300 000	„	= 90	„	„
Zinn.....	20 000	„	= 40	„	„
Platin, Wism., Kadm. ꝛc.	5 000	„	= 25	„	„
	1 140 000	„	= 1395	„	„

nach Ad. Ledebur, Weſterm. Monatsh. Mai 1889. 254 ff.

[16] Nach Price-Williams, The Coal-Question (Journ. R. Stat. Soc. 1889, ſ. Peterm. Mitth. 1889 Litt. S. 157) betrug die Kohlenförderung in Großbritannien 1865: 98 151 Mill. Tonnen, 1875. 131 867 Mill. Tonnen, 1887: 162 120 Mill. Tonnen. Er ſchätzt den noch auszubeutenden Vorrath auf 97 525 Mill. Tonnen, die auf 102 Jahre den Verbrauch decken würden.

Nach dem Chem. Centralblatt 1888 S. 699 wurden auf der ganzen Erde im Jahre 1882: 306 Mill. Tonnen Steinkohle und 86 Mill. Tonnen Braunkohle gefördert.

[17] Georges P. Marſh a. a. O. S. 632.

[18] Nach den Meſſungen Pouillets würde die den Erdball im Laufe eines Jahres zuſtrömende Sonnenwärme hinreichen, um eine die ganze Erdoberfläche deckende Eisſchicht von etwa 30 Meter Höhe zu ſchmelzen. Danach betrüge die jedem Quadratmeter zukommende Wärmemenge im Mittel etwa 2 200 000 Kalorien, dieſe aber entſprächen einer Arbeitsgröße von 935 Millionen Meter-Kilogrammen.

Die
Heilige Elisabeth,
Landgräfin von Thüringen.

Von

Dr. Hellmuth Mielke
in Braunschweig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Nach dem Dichterwort ist die Stätte eingeweiht, die ein guter Mensch betrat. Keine höhere und schönere Weihe aber kann sie empfangen, als wenn die Sage sie mit dem ewiggrünen Epheu ihrer Poesie schmückt und zugleich das Bild Dessen, der hier die Spur seiner irdischen Wirksamkeit zurückließ, in reiner Verklärung dem Andenken der Nachgeborenen erhält. Unter diesen klassischen Stätten Deutschlands, an denen Niemand zu verweilen vermag, ohne daß ihre geschichtlichen Erinnerungen ihm in weihevolle poetische Stimmungen ausklingen, ist die Wartburg bei Eisenach gleichsam ein Denkmal für die Wirkung des religiösen Geistes in unserm deutschen Volke geworden, denn die hervorragendsten Gestalten, deren Gedächtniß in Stein und Bild sie bewahrt, sind eine deutsche Heilige und ein deutscher Reformator gewesen. Zwischen der zarten, ekstatischen thüringischen Landgräfin, der heiligen Elisabeth, deren Leben ganz den guten Werken des Katholizismus gewidmet ist, und dem glaubensstarken und glaubenseifrigen Luther, der durch die Bibelübersetzung auf der Wartburg seinem Volke die große Waffe gegen das Papstthum schmiedet, scheint freilich ein so unüberbrückbarer Gegensatz zu bestehen wie der zwischen der alten und der neuen geistigen Welt, welchen die Reformation einst schuf. Und doch erkennt der forschende Blick des Historikers nicht ohne

Bewegung in dem Leben Beider gewiſſe Züge, welche ſie einander verwandt machen; es iſt, als habe das Chriſtenthum an ihnen Beiden nur ſeine tiefſte Wirkung auf die deutſche Frau und den deutſchen Mann charakteriſiren, in der Einen ſeine unendliche Macht der Entſagung und Hingebung, in dem Anderen ſeine weltwiderſtehende Kraft der inneren Glaubensüberzeugung erweiſen wollen. Die Welt und ihre Herrlichkeit bedeutete der Fürſtin, die Welt und ihre Schrecken dem Auguſtinermönche nichts, ſie folgten Beide dem religiöſen Ideal, das ihnen aufgegangen war, unbekümmert um die Folgen, welche ſich an den entſcheidenden Schritt ihres Lebens knüpften. So begegnen ſie ſich über den Unterſchied der Jahrhunderte hinaus, und ſo bewahrt die poetiſche Tradition der alten, thüringiſchen Herrenburg in reizvoller Ausſchmückung das Gedächtniß ihres einſtigen Wirkens.

Das innere und äußere Leben des Reformators liegt in der Geſchichte vor uns aufgeſchlagen wie ein Buch. Das Leben der Heiligen erzählen dagegen nur Sage und Legende ausführlicher, während die geſchichtlichen Quellen darüber zurückhaltend, trocken und widerſpruchsvoll berichten. Hier hat die Tradition die idealen Grundzüge zwar treu erhalten, aber das geſchichtliche Bild der thüringiſchen Landgräfin mit ſo vielen Farben immer neu übermalt, daß es großer Vorſicht und genauer Prüfung bedarf, um das Echte von dem Falſchen, die Wahrheit von der Dichtung zu unterſcheiden, und bekümmert muß der Geſchichtsſchreiber wie von mancher anderen intereſſanten, mittelalterlichen Geſtalt bekennen, daß unſer Nichtwiſſen immer noch größer iſt als unſer Wiſſen. Was aber der Geſchichte unſerer deutſchen Nationalheiligen, wie ein Dichter, Heinrich von Stein, die thüringiſche Landgräfin genannt hat, neue Vergleichungspunkte mit der unſeres deutſchen Reformators ſichert, iſt der bedeutſame Umſtand, daß ſie wie dieſe letztere die großen Bewegungen

ihrer Zeit widerſpiegelt. Sich wie Luther zum Mittelpunkt derſelben zu machen, blieb der thüringiſchen Landgräfin allerdings verſagt, und vielleicht nicht bloß darum, weil das Los der Frau ihr einen eingeſchränkten Wirkungskreis zuwies; dennoch iſt ohne den kulturhiſtoriſchen Hintergrund weder ihr Denken noch ihr Handeln, weder ihr inneres, noch ihr äußeres Leben zu verſtehen. Auch ſie war eine Erſcheinung unſerer deutſchen Geſchichte, in welcher der Geiſt ihrer Zeit zum lebendigſten Ausdruck gelangte.[1]

I.

Der alte Zwiſt der Staufer und Welfen hatte ſich in Deutſchland im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wieder erneuert: Philipp von Schwaben, der jüngſte Sohn Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa, und Otto von Poitou, der zweite Sohn Heinrichs des Löwen, ſtritten um die deutſche Königskrone. Beide Theile ſuchten und fanden ihre Anhänger unter den deutſchen Fürſten, und je nach den Wechſelfällen des Krieges gab es auf beiden Seiten Ueberläufer und Abtrünnige. Unter den Schrecken und Verwüſtungen dieſes Kampfes um die Krone hatten am meiſten die thüringiſchen Lande zu leiden, nicht zuletzt darum, weil Landgraf Hermann I. von Thüringen in ſeiner Parteinahme für die Prätendenten die ſchwankendſte Politik befolgte. Er nahm unter den deutſchen Fürſten eine hervorragende Stellung ein; als Pfalzgraf von Sachſen war er durch den Tod ſeines kinderloſen Bruders, des Landgrafen Ludwig des Milden, der, von der Kreuzfahrt heimkehrend, 1190 auf Cypern geſtorben war, thüringiſcher Landgraf geworden. Er konnte ſich einen Neffen des Kaiſers Friedrich I. nennen, und mit den Häuſern Böhmen und Oeſterreich verknüpften ihn verwandtſchaftliche Bande. Sein Ehrgeiz trieb ihn in dem Königsſtreit eine entſcheidende Rolle zu ſpielen; da aber ſeine

ſtaatsmänniſche Begabung dieſem Ehrgeiz nicht die Wage hielt, richtete er ſeine Entſcheidung nach dem Erfolg des Augenblicks, und man ſah ihn in wunderlicher Weiſe von Otto zu Philipp und von Philipp zu Otto übergehen, bis er ſich 1212 entſchloß mit anderen Fürſten Friedrich II. in Frankfurt zum Könige zu wählen und in entſcheidender Weiſe gegen Otto aufzutreten. Während des jahrelangen Kampfes hauſten Freund und Feind in ſeinen Landen, da ſeine ſtetig wechſelnden Bündniſſe die Freunde von geſtern zu Feinden von heute machten. Es war eine ſchwere Zeit für ſeine Unterthanen, die namentlich von den Böhmen in drückendſter Weiſe heimgeſucht wurden, und die eigenartige Scheu, mit welcher der Landgraf von den Chroniſten gerühmt wird, ſcheint faſt aus der dumpfen Volksſtimmung hervorgegangen zu ſein, die ſein Regiment erzeugt hatte. Nur Wunder- und Zaubergeſchichten erzählte man ſich von ihm und ſeinem Treiben auf der Wartburg; keine Anekdote verherrlichte ſeine Leutſeligkeit oder ſeine Güte. Dafür aber iſt dem Landgrafen der Dank der Minneſänger und Spielleute zu theil geworden und in poetiſchen, anmuthigen Worten bis auf die Nachwelt gedrungen. Denn er war ein prunkliebender, weltlich geſinnter Fürſt, ein Freund der Wiſſenſchaften und Künſte, ein Mäcen der mittelalterlichen Dichtung und darum allem fahrenden Volk zugethan; freigiebig und verſchwenderiſch hielt er an ſeinem Eiſenacher Hofe offene Tafel, an der ſich berufene und unberufene Gäſte niederlaſſen konnten. Walther von der Vogelweide, den ſein Wanderſchickſal und der Ruf des Landgrafen auch nach Thüringen führten, ſchildert in einem ſcherzhaften Gedicht dieſen Zuſtrom der fahrenden Leute in übertreibender Weiſe: „Wer in den Ohren krank von böſem Leiden iſt, das iſt mein Rath, der bleibe dem Hofe zu Thüringen fern, denn wenn er dorthin kommt, ſo wird er närriſch. . . . Eine Schar fährt aus, die andere ein, ſo geht es Nacht und Tag. Es iſt

ein großes Wunder, daß Jemand da zu Gehör kommt. Der Landgraf iſt ſo geſinnt, daß er mit ſtolzen Helden ſein Habe verzehrt; mir iſt ſeine hohe Lebensweiſe bekannt: und koſtete ein Fuder Wein tauſend Pfund, ſo ſtände doch niemals eines Ritters Becher leer." Und das Lob der Freigiebigkeit, das der Dichter dem edlen Herrn in den letzten Verszeilen ſpendet, wird von ihm in einem zweiten Gedicht noch weiter ausgeführt. Auch andere Fürſten ſeien ja freigiebig, aber nicht ſo ausdauernd: „er war es vorher und iſt es noch. Daher weiß er beſſer als ſie mit Milde (Freigiebigkeit) umzugehen. Er will ſich keiner (veränderlichen) Laune hingeben. Wer heuer übermüthig lebt und übers Jahr karg wie vormals, deſſen Lob grünet und welket gleich dem Klee; der Thüringer Blume aber ſcheinet durch den Schnee; Sommer und Winter leuchtet ſein Lob wie in den erſten Jahren." So war es kein Wunder, daß alles, was in der deutſchen Dichtung jener Zeit einen Namen hatte oder ſich einen ſolchen erwerben wollte, nach dem Eiſenacher Hofe drängte, wo die Jünger der Muſe Unterſtützung und Förderung, zum mindeſten aber Unterhalt fanden. Die glänzendſten Sterne der mittelalterlichen Poeſie verſammelten ſich hier, und Schmeichler wie die Dichter ſind, prieſen ſie den freigiebigen Herrn; Wolfram von Eſchenbach gedachte ſeiner im „Parſifal" und „Titurel", Heinrich von Veldecke vollendete für ihn ſeine „Aeneide", Herbort von Fritzlar widmete ihm ſeinen „Trojanerkrieg", und Biterolf, der einer ſeiner Hofbeamten geweſen ſein ſoll, verfaßte in ſeinem Auftrage ein Alexanderlied. Die Welt des klaſſiſchen Alterthums erfuhr in den letztgenannten Dichtungen eine Frührenaiſſance, und die Verbindung, in welcher der Name des Landgrafen mit dieſen Werken ſteht, bekundet, mehr faſt als alles übrige, den weltlichen Sinn des Fürſten, der, klöſterlicher Denkweiſe abgeneigt, allein an den bunten Farben und Geſtalten des großen, untergegangenen Heidenthums ſein

lebensfreudiges Behagen befriedigt ſah. Bei den Poeten hatte er Glück, ſie ſchoben ihm ſpäter ſogar den Ruhm zu, den er in der Politik nicht gefunden hatte, und das Gedicht vom „Sängerkrieg auf der Wartburg“ beſang ihn mit den Worten: „Iſt irgend ein König zu kurz oder zu lang, daß er dem Reiche und der Welt wenig Freuden ſchafft, ſo nimmt ihm der Herr von Thüringen ſeine Krone ſonder Dank und giebt ſie, wem er will.“ Weil er die Dichtkunſt liebte und die Dichter förderte, wurden ihm ſeine politiſchen Sünden verziehen und mit dem blutigen Lorbeerkranz eines deutſchen „Königsmachers“ ſeine ſchwankende und ſeinem Lande unheilvolle Staatskunſt verdeckt.

Dieſe phantaſie- und ſchwungvolle Geiſtesart des Landgrafen bekam in der volksthümlichen Ueberlieferung den Charakter des Phantaſtiſchen, und das Leben und Pokuliren der Minneſänger auf der Wartburg verdichtete ſich bald zu der Sage vom Sängerkriege, die uns in mehrfacher, theils poetiſcher, theils proſaiſcher Form noch erhalten iſt und durch Richard Wagners Oper ihre frühere Volksthümlichkeit wieder gewonnen hat.[2] Einen Sängerkrieg auf der Wartburg hat es natürlich nie gegeben, die Sage iſt jedoch ſchon darum beſonders intereſſant, weil in ihr der Stern der heiligen Eliſabeth über dem weltfreudigen Treiben der Minneſänger aufgeht. Sie erzählt in ihrer ſchlichteſten Faſſung, Landgraf Hermann habe um ſich ſechs edle Sänger gehabt: Heinrich von Oſterdingen, Reinhard (Reimar) von Zweter, Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Biterolf und Heinrich, den tugendhaften Schreiber. Heinrich von Oſterdingen wetteiferte nun im Geſang allein gegen die fünf übrigen Sänger und pries den Herzog Leopold von Oeſterreich, der ſein Gönner war, während die Anderen ihren Gaſtherrn, den Landgrafen von Thüringen, feierten. Der Streit wurde ſo heftig, daß man beſchloß, den Henker herbeizuholen, dieſer ſollte mit dem Strick in der Hand bei dem

Kampfe zugegen ſein, um den Beſiegten ſogleich zu hängen. Es fügte ſich aber, daß Heinrich von Oſterdingen durch ein liſtiges Verfahren beſiegt wurde und, um ſich zu retten, unter den Mantel der Landgräfin Sophie flüchtete, die er um ihren Schutz anflehte. Zugleich berief er ſich auf das Schiedsurtheil des weiſen Magiſters Klingſor in Ungarn, der in dem Streit entſcheiden ſollte. Der Landgraf ertheilte ihm darauf Urlaub nach Ungarn zu ziehen, doch ſollte er über Jahr und Tag ſich wieder mit dem Meiſter Klingſor am Eiſenacher Hofe einfinden. Dieſer Klingſor aber iſt ein Zauberer und ein Prophet und führt zur feſtgeſetzten Zeit den beſiegten Dichter auf ſeinem Mantel durch die Lüfte von Ungarn nach Eiſenach, wo ſie Beide freundlich aufgenommen werden. Eines Abends ſitzt Klingſor vor ſeinem Hauſe und betrachtet den Sternhimmel, und als man ihn fragt, ob er irgend etwas Abſonderliches dort bemerke, antwortet er: „Ihr ſollt wiſſen, daß meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter in dieſer Nacht geboren wird, die wird genannt Eliſabeth und wird eines heiligen Lebens ſein. Sie ſoll dem jungen Fürſten, Landgraf Hermanns Sohn, zum Weibe angetraut werden, und über ihre Heiligkeit ſoll die ganze Welt ſich freuen und getroſt ſein.“ Dieſe Prophezeiung iſt dem Klingſor ſpäter in den Mund gelegt worden, wie ſich denn augenſcheinlich eine volksthümliche und eine geiſtliche Tendenz in der Geſtalt vermiſchen. Die Sage berichtet nämlich im weiteren, daß er, als ſein Wettſtreit mit Wolfram von Eſchenbach zu ſeinen Ungunſten ausfällt, den Teufel ſelbſt ſchickt, der mit dem frommen Sänger einen längeren Disput führt, ohne ihn überwinden zu können.

Der erſte wirkliche Biograph der heiligen Eliſabeth, der Dominikanermönch Dietrich von Apolda, der ihr Leben ungefähr fünfzig Jahre nach ihrem Tode ſchilderte, glaubte in dieſer Sage, die ihm ſo gut wie geſchichtlich galt, die einfache Erklärung

gefunden zu haben, wie es kam, daß die Tochter eines ungarischen Königs die Gemahlin eines thüringischen Landgrafen werden sollte. Aber da unsere Zeit den Sagen nicht mehr den Werth von Thatsachen beilegt, so bleibt uns nur das Eingeständniß, daß wir über diesen Punkt nichts anderes als Vermuthungen haben. Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, ihre Mutter Gertrud war eine Deutsche, Tochter des Herzogs Bertold III. von Meran und Kärnthen, zugleich eine Schwester jener vielgenannten Agnes von Meran, die mit dem König Philipp August von Frankreich vermählt wurde. Es steht fest, daß Elisabeth im Jahre 1207 geboren wurde, aus welchem Umstande früher die Zeitangabe 1206 für den unhistorischen Sängerkrieg gefolgert ist, und daß im Jahre 1211 eine thüringische Gesandtschaft, bestehend aus den Edeln Reinhard von Mühlberg und Walter von Vargila, sowie der Frau Bertha, der Witwe Egilofs von Bendeleben, nach Preßburg an den ungarischen Hof kam, um das vierjährige Kind als Verlobte des zukünftigen Landgrafen nach Eisenach zu überführen. Wer die Verbindung der beiden Fürstenhäuser, die räumlich so weit voneinander getrennt waren, vermittelt hat, läßt sich, wie bemerkt, nicht mehr ausmachen; man hat sowohl auf König Ottokar von Böhmen, der zeitweilig des Landgrafen Hermann Bundesgenosse war, wie auf Bischof Eckbert von Bamberg, den Bruder der Königin Gertrud, hingewiesen, und die eine Vermuthung hat so viel Wahrscheinlichkeit für sich wie die andere. Auch die Beweggründe, welche zu der so frühen Verlobung eines vierjährigen Kindes führten, liegen für uns im Dunkeln. Es scheint, als ob die finanziellen Verhältnisse des Landgrafen Hermann, die bei seiner Freigiebigkeit und unter dem Drang der Kriegsjahre nie glänzend sein konnten, ihm den Gedanken nahelegten seinen Sohn an eine reiche Königstochter zu verloben. Die Gesandtschaft brachte nämlich mit der kindlichen

Braut zugleich die fürſtliche Mitgift auf die Wartburg, die nach Angabe der zuverläſſigen Quellen aus 1000 Mark Silber, vielen goldenen und ſilbernen Gefäßen und Schmuckſachen, Edelſteinen, ſeidenen Tüchern und dergleichen beſtand und im ganzen einen Werth von 2000 Mark Silber (nach unſerem Gelde 88 000 Mark) darſtellte, immerhin für damalige Zeitverhältniſſe keine geringfügige Summe. Es wären demnach allein praktiſche Rückſichten oder, kraß ausgedrückt, ein Geldhandel geweſen, der die ungariſche Königstochter in die landgräfliche Familie führte, aber welche anderen als praktiſche Geſichtspunkte hätten dieſer frühzeitigen Verlobung zu Grunde liegen ſollen? Sicherlich trennte man ſich am ungariſchen Hofe nicht leicht von dem Kinde, aber man mag die Mutter auch nicht allzu hart des Leichtſinns ſchelten. Es kam doch darauf an, die zukünftige Landgräfin frühzeitig an deutſche Art und Sitte zu gewöhnen und die beiden kindlichen Verlobten in gemeinſamer Erziehung miteinander vertraut zu machen. So bargen die praktiſchen Intereſſen der Eltern auf beiden Seiten auch einen fürſorglichen Zug für das Los der armen Kleinen, die im Alter von vier Jahren eine neue Heimath und ein neues Elternhaus erhielt.

Wir haben bisher mit keinem Wort des Verlobten dieſer kindlichen Braut gedacht. Die ältere Forſchung nimmt gewöhnlich an, es ſei Hermanns Sohn Ludwig geweſen, weil ſie ſpäter deſſen Gattin wurde. Allein die Dinge liegen doch wohl kaum ſo, wie ein Blick auf die Familienverhältniſſe des Landgrafen ſofort darthut. Hermann hatte zwei Gemahlinnen, die Beide Sophie hießen. Mit der erſten, Sophie von Sommerſchenburg, vermählte er ſich, als er noch Pfalzgraf von Sachſen war; ſie hinterließ ihm bei ihrem Tode (1195) zwei Töchter, Jutta und Hedwig. Nachdem er an Stelle ſeines Bruders Landgraf von Thüringen geworden war, ſchloß er einen ehelichen Bund mit Sophie von Wittelsbach, einer Tochter Ottos

von Wittelsbach, des ſpäteren Mörders von König Philipp von Schwaben, und aus dieſer Ehe gingen vier Söhne: Hermann, Ludwig, Heinrich und Konrad, ſowie zwei Töchter: Irmgard und Agnes hervor. Die Tradition hat bisher daran feſtgehalten, daß Ludwig der erſtgeborene Sohn des Landgrafen geweſen ſei, deſſen Geburt in das Jahr 1200 fällt; allein es iſt ermittelt worden, daß hier ein Irrthum vorliegt, und daß wir das Recht der Erſtgeburt dem im Jahre 1197 geborenen Hermann zuſchreiben müſſen. Als Eliſabeth auf die Wartburg kam, war Hermann 14 Jahre und Ludwig 11 Jahre alt. Es iſt nun wenig wahrſcheinlich, daß dieſe Verbindung zwiſchen dem ungariſchen Königshauſe und der landgräflichen Familie ſich unter einer anderen Vorausſetzung vollzog, als daß die Braut einſt die Fürſtin des thüringiſchen Landes werden ſollte. Danach muß Hermann und nicht Ludwig der Verlobte des ungariſchen Königskindes geweſen ſein; wenn er weder ihr Gatte noch Landgraf wurde, ſo war ſein Tod hieran ſchuld, der ihn noch zu Lebzeiten des alten Landgrafen Hermann (1216) ereilte.[3]

Aus den Kindheitstagen Eliſabeths auf der Wartburg wiſſen wir allerlei Züge, die indeſſen für ihr Schickſal und ihre Entwickelung kaum von Bedeutung ſind. Wir erfahren, daß ſie eine beſondere Spielgefährtin aus niederem Stande, Namens Jutta, erhielt, die ihr auch ſpäter als Dienerin treu blieb, daß ſie mit derſelben und anderen Kindern jene Spiele ausführte, die wohl noch heutigen Tages in der kleinen Welt gebräuchlich ſind, wie das Ringſpiel, das Meſſen der Körper an der Erde und ähnliches. Auch wird rühmend hervorgehoben, wie ſie ſchon ein Pſalmenbuch in die Hand genommen habe, als ſie noch gar nicht leſen konnte, und wie ſie gutmüthigen Herzens ihren Spielgewinn zum Theil wieder verſchenkte. Alles das ſind Einzelheiten, die höchſtens von ihrer fröhlichen Sinnesart und einer regſamen Frühreife Zeugniß ablegen, in denen

aber die Zeitgenoſſen ſpäter bereits die Offenbarung einer überaus frommen und demüthigen Seele erkennen wollten. Als ihre Entwickelung weiter vorgeſchritten war, nannte ſie Johannes ihren Lieblingsapoſtel, und gleichſam als ein Wunder wird berichtet, daß ſie unter den mit den Namen der Jünger beſchriebenen Kärtchen gerade dieſen Namen zog, da ſie nach der Sitte der Herrinnen und nach der vorgeſchriebenen Wahlart ſich einen Lieblingsapoſtel wählte. Dieſes Wunder zu erklären iſt ebenſo unnöthig, wie die falſche Deutung zurückzuweiſen, welche die Züge ihres kindlichen Lebens in den Augen des frommen Mittelalters gefunden haben. Es läßt ſich im ganzen darüber nicht mehr ſagen, als daß ihr die Pflege und Sorgſamkeit zu theil wurden, welche den Kindern ihres Standes und zugleich ihrer hohen Beſtimmung angemeſſen waren.[4]

Dennoch fielen zwei trübe Schatten auf die Jugend der vom Kinde zur Jungfrau heranreifenden Königstochter, Schatten, deren Wirkung wir nicht mehr ermeſſen können, da die Tradition entweder über ſie ſchweigt oder ihren Anlaß in einer fälſchlichen Verdrehung des Thatbeſtandes wiedergegeben hat. Zwei Ereigniſſe waren es, welche das Kind und die Jungfrau an den bitteren Ernſt und die düſteren Seiten des Lebens mahnten. Im Jahre 1213, da ſie ſechs Jahre alt war, wurde ihre Mutter, die Königin Gertrud in Ungarn, von einigen verſchworenen Edelleuten ermordet. Die unheimliche That iſt in ihrer Urſache immer noch nicht genügend aufgeklärt worden; es ſcheint, als habe ſich die Verſchwörung nicht bloß gegen die Königin, ſondern vor allem gegen den König Andreas gerichtet, den nur ſeine zufällige Abweſenheit vom Thatort vor den Schwertern der Verſchworenen rettete, und als wäre das Motiv dieſer Verſchwörung die Begünſtigung geweſen, welche den deutſchen Verwandten der Königin von ihrer und des Königs Seite erwieſen wurde.[5] Wann die Nachricht dieſes Ereigniſſes auf die Wartburg

gelangte und ob man ſie dem Kinde überhaupt mittheilte, darüber wiſſen wir leider nichts. Bald nachdem Eliſabeth vermählt und Landgräfin geworden war, unternahm ſie mit ihrem Gatten eine Reiſe nach Ungarn, und wenn ſie als Kind die Wahrheit über den Tod ihrer Mutter nicht erfuhr oder nicht verſtand, ſo wird bei dieſem Beſuche ihres Vaters in Preßburg die Erinnerung an das furchtbare Ereigniß ſich der Familie in ſchmerzlichſter Weiſe erneuert haben. Daß aber das junge Mädchen vorher eine tiefe Erſchütterung ihres Gemüths durch die Trauernachricht erlitt und dadurch ſchon in ihrem unreifen Alter zu einer beſonderen Frömmigkeit veranlaßt wurde, läßt ſich nicht erkennen. Weit nachhaltiger ſcheint der Tod ihres Verlobten (1216) auf ſie eingewirkt zu haben, ſo ſehr dies Ereigniß auch durch die Ueberlieferung verdunkelt worden iſt. Es heißt, ſie habe als Jungfrau am thüringiſchen Hofe wegen ihrer „Frömmigkeit, Sittſamkeit und Schönheit" viele Anfeindungen und Schmähungen erdulden müſſen, und gewiſſe Vaſallen des Landgrafen hätten demſelben nahegelegt ſie ihrem Vater zurückzuſchicken, da ihre Mitgift für einen thüringiſchen Fürſten viel zu gering ſei. Die abgeſchmackte Behauptung fand in ſpäteren Gerüchten eine Erweiterung, welche die Landgräfin Sophie, Hermanns Gemahlin, als die beſondere Feindin ihrer zukünftigen Schwiegertochter hinſtellten: ſie habe mit Eifer verlangt, daß die „Nonne" in ein Kloſter geſchickt würde. Dieſe Gerüchte ſind indeſſen ziemlich früh aufgetreten, ſo daß ein gewiſſer thatſächlicher Kern ihnen nicht abzuſprechen ſein dürfte, der ſich aber ſehr einfach aus der ganzen Sachlage ergiebt. Der Tod des jungen Hermann ſtellte die junge Braut vor ein ungewiſſes Schickſal und ſetzte zugleich die landgräfliche Familie nicht nur in Trauer, ſondern auch in Verlegenheit. Was ſollte man mit der armen Eliſabeth beginnen? Man hatte drei Auswege: entweder ſandte man ſie, da der Verlobungsvertrag hinfällig geworden war, ihrem Vater

zurück oder man veranlaßte ſie ſich dem Kloſter zu widmen, oder aber — man verlobte ſie mit dem jungen Prinzen, der nun Hermanns Nachfolger in der Herrſchaft wurde, mit ſeinem zweiten Sohn Ludwig. Die Frage war ſo intereſſant und wichtig, daß der Klatſch des leichtlebigen Eiſenacher Hofes ſich zweifellos ſehr eingehend mit der Erwägung dieſer drei Möglichkeiten beſchäftigt haben wird. Die Entſcheidung, welche der Landgraf traf, wählte den dritten und letzten Ausweg. Man darf kaum annehmen, daß allein ſein väterliches Wohlwollen für die arme Braut ihn hierzu beſtimmte; ſandte er ſie ihrem Vater zurück oder ins Kloſter, ſo war er genöthigt, auch die Mitgift wieder herauszugeben, die ſie dem thüringiſchen Hofe eingetragen hatte, und wir haben allen Anlaß zu der Behauptung, daß die Erfüllung dieſer Verpflichtung dem Landgrafen nicht leicht, wenn nicht gar unmöglich war. So blieb die Mitgift dem Hauſe, und Eliſabeth erhielt die Gewißheit, die Fürſtin des Landes zu werden.

Es nimmt unter dieſen Verhältniſſen, die zuerſt ſchwankend und ungewiß genug für die junge Braut waren, nicht wunder, daß in dieſer Zeit ihr Herz ſich getrieben fühlte, dort Troſt und Zuflucht zu ſuchen, wo das Mittelalter ihn allein und im reichſten Maße bot, in den vorgeſchriebenen religiöſen Uebungen der Kirche. Eliſabeth war freilich erſt elf Jahre alt, aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß ſie nach allen Mittheilungen eine ungewöhnliche geiſtige Regſamkeit und ein zartes, feinempfindendes Gemüth beſaß, daß ihre ſeeliſchen Kräfte ihrer körperlichen Entwickelung vorangeeilt waren, obwohl auch die letztere wohl infolge der Miſchung magyariſchen und deutſchen Blutes in ihren Adern ſich raſch vollzog. Was das junge Königskind aber beſonders aufrichtete und erfreute, ſo lange ihr Schickſal ſich nicht entſchieden, war die Annäherung Ludwigs, der ihr freundlich und zutraulich begegnete, ſo daß die zuverläſſigſten

Zeugniſſe ihres Lebens von ihm ſagen, er ſei ihr damals im geheimen ein Tröſter geweſen. Die Legende hat dieſes Verhältniß der Beiden durch eine gemüthvolle Epiſode geſchildert, der freilich jede geſchichtliche Wahrheit abgeſprochen werden muß. Einmal auf der Jagd wagte es der Ritter Walter von Vargila, als er mit Ludwig allein Raſt hielt, ſeinen Herrn geradezu zu fragen, ob er Eliſabeth zu ſeiner Gemahlin nehmen oder ſie ihrem Vater zurückſchicken werde. Da wies Ludwig auf den Inſelberg, der ſich vor ihnen erhob, und ſagte: „Und wenn der Berg eitel Gold wäre vom Fuße bis zum Gipfel, und ich ſollte ihn haben, wenn ich Eliſabeth verſtieße, ſo würde ich es nie thun. Denke und ſage man von mir, was man wolle; mir iſt ſie lieb, und nichts auf dieſer Erde iſt mir lieber.“ — „So bitte ich Euch denn,“ erwiderte der Schenk, „mir zu erlauben, ihr dieſe Worte wiederzuſagen.“ — „Thue das,“ verſetzte Ludwig, „ſage ihr, daß ich niemals die Reden Anderer gegen ſie anhören werde, und gieb ihr dieſes zum Unterpfand meiner Treue.“ Und er gab ihm einen kleinen, in Silber gefaßten Spiegel, auf dem ſich hinter dem Glaſe ein Bildniß des gekreuzigten Heilands befand. Ritter Vargila aber brachte den Spiegel der Eliſabeth, und ſie freute ſich herzlich darüber und küßte das Geſchenk und drückte es an ihr Herz. Die ſentimentale Leidenſchaft, welche die Legende hier Ludwig für Eliſabeth zuertheilt, beſaß der Landgraf ſeinem ganzen Charakter nach nicht, und die eigenthümlichen Umſtände dieſer zweiten, ſtillſchweigenden Verlobung erklären es vielleicht nicht zuletzt, warum das ſpätere eheliche Verhältniß zwiſchen den Beiden auf Seiten Ludwigs mehr den Charakter einer gemüthvollen Freundſchaft, auf Seiten Eliſabeths mehr die Merkmale einer zärtlichen Dankbarkeit und einer ſchwärmeriſchen Hingebung zeigte.

So wuchs die Königstochter in ihrer neuen Heimath heran, nicht ohne harte Prüfung des Geſchicks, aber auch nicht ohne den

Troſt, das ihr in Ausſicht geſtellte Glück doch noch zu erreichen. Daß dieſe Wendungen ihres Lebens die Keime religiöſen Sinnes in ihr ſtärker als in einem anderen Daſein entwickelten, muß man billig zugeben, obwohl der Weg von der frommen glücklichen Braut bis zur asketiſchen Heiligen noch weit iſt. Im Jahre 1217 ſtarb auch der alte Landgraf Hermann, der noch auf dem Sterbelager mit ſeinem mächtigen Nachbarn, dem Erzbiſchof Siegfried von Mainz, in Streit liegen und die Augen nur unter dem Kirchenbann, mit dem Jener ihn belegt hatte, ſchließen ſollte. Ludwig folgte ihm in der Herrſchaft nach, und nachdem er ſich 1218 in der St. Georgskirche zu Eiſenach mit anderen jungen Edelleuten zum Ritter hatte ſchlagen laſſen, nahm er die Fehde gegen den Erzbiſchof auf. Das Glück war dem tapferen Fürſten günſtig, zu Fulda mußte der hohe Geiſtliche ihn und den Vater vom Banne löſen. Drei Jahre darauf (1221), ſo erfahren wir, fand die Vermählung Ludwigs mit Eliſabeth unter den üblichen Feierlichkeiten auf der Wartburg ſtatt: der junge Landgraf war 21 Jahre, die junge Landgräfin erſt 14 Jahre alt.

Eine neue Zeit brach nun auf der alten Herrenburg an; die große Welle der Umkehr, welche die Welt erfaßt hatte, äußerte auch in den thüringiſchen Landen ihre Wirkung. Werfen wir darum zunächſt einen kurzen Blick auf die allgemeinen Zeitverhältniſſe.

II.

Das Ende des zwölften Jahrhunderts hatte einen gewiſſen Niedergang der päpſtlichen Macht geſehen. Die große, heilige Pflicht, mit welcher der Stuhl Petri das chriſtliche Abendland belaſtet hatte, ſtand ihrer Erfüllung wieder fern, nachdem das heilige Grab 1187 in die Hände des Sultans Saladin zurückgefallen war. Da beſtieg mit Innocenz III. 1198 ein ſelbſtbewußter,

großer Geiſt und ein kluger Staatsmann den päpſtlichen Stuhl, darauf bedacht, die weltliche und kirchliche Macht des „Stellvertreters Gottes auf Erden“ zur Anerkennung zu bringen. In Frankreich, England und Spanien mußte die königliche Herrſchaft bald den Druck dieſes neuen Geiſtes empfinden, in Deutſchland bot ihm der Kampf der Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto von Poitou den gleichen willkommenen Anlaß, die Oberhoheit des geiſtlichen Schwertes den Fürſten und Völkern vor Augen zu halten. Als Otto IV., bisher von ihm begünſtigt, den kaiſerlichen Anſpruch auf Italien erhob und ſich, zurückgewieſen, vor dem offenen Kampf mit dem Papſtthum nicht ſcheute, ſandte Innocenz ſein Mündel, den jungen Staufer Friedrich, den Enkel Friedrichs Barbaroſſa nach Deutſchland, um dort als Gegenkönig den gefährlichen Gegner zu vernichten. Das Jahr 1215 war der Höhepunkt in dem Leben des großen geiſtlichen Staatsmannes; im Juli wurde Friedrich II. in Aachen von dem Erzbiſchof von Mainz zum römiſchen König gekrönt und nahm freiwillig das Kreuz, das ihn zur Fahrt in das gelobte Land verpflichtete, und einige Monate ſpäter, im November, hielt Innocenz in Rom jenes berühmte Laterankonzil ab, auf welchem die Abgeſandten der geſamten chriſtlichen Welt vor ſeinem Thron ſich neigten. Es ſchien, als wenn der Erdkreis wieder der alten Roma gehorchen ſollte. Zwar ereilte der Tod den Papſt ſchon im nächſten Jahr, aber der Gedanke ſeiner Herrſchaft blieb auch in ſeinen Nachfolgern Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV. lebendig und führte zu jenem Ringen zwiſchen der weltlichen und kirchlichen Macht, in deſſen mannigfachen Wechſelfällen Kaiſer Friedrich II. die Genialität ſeiner Staatskunſt — leider vergeblich — entfalten und deſſen Ende der tragiſche Untergang des Hohenſtaufengeſchlechtes bilden ſollte.

Aber die äußere Machtentwickelung der Hierarchie, wie ſie Innocenz' III. Regiment bezeichnete, wurde doch zugleich getragen

und geſtützt von einem Aufſchwung des religiöſen Lebens, der ſeinen lebendigſten Ausdruck in der Gründung jener, auf dem Konzil von 1215 beſtätigten Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, fand. Eine Oppoſition gegen die Verweltlichung des Klerus hatte ſich ſeit den Tagen Gregors VII. immer geltend gemacht, nicht nur innerhalb der Kirche, ſondern zu ihrem größeren Schaden auch außerhalb ihres eigenen Terrains, und das Wachsthum zahlreicher Ketzergemeinden wie der Albigenſer, Waldenſer, Patarener u. ſ. w. legte Zeugniß davon ab, wie ſehr der Geiſt der Kirche und das Leben ihrer Diener Mißbilligung und Entrüſtung erregt hatten. Gerade am Ausgang des zwölften und am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatten die ketzeriſchen Genoſſenſchaften eine Ausbreitung gewonnen wie nie zuvor, und wir ſehen darum die päpſtliche Macht mit gewaltigem Ingrimm dieſe Regungen einer freieren religiöſen Geſinnung bedrohen und verfolgen. Eine der erſten Regierungshandlungen Innocenz' III. war die Einſetzung von Ketzergerichten, und wie in Italien und Frankreich, mußten in Deutſchland darauf Hunderte ihr Leben in den Flammen des Scheiterhaufens laſſen und Tauſende Hab und Gut verlieren. Um ſo merkwürdiger war es, wie dieſer Geiſt des Deſpotismus und des Haſſes ſich zugleich in der Gründung der Bettelorden mit dem Geiſt der Liebe und der tiefſten Demuth vermiſchen, wie dasſelbe Zeitalter, das Charaktere wie Innocenz III. und Gregor IX. hervorbrachte, auch eine ſo von idealer Geſinnung in jeder Fiber ihres Herzens durchdrungene Erſcheinung wie Franciscus von Aſſiſi zeitigen konnte. Reform des kirchlichen und geiſtlichen Lebens war auch der Gedanke, welchen Franciscus der Stiftung ſeines Ordens zu Grunde legte, aber es war eine Reform, die im Gegenſatz zu den Beſtrebungen des Ketzerthums nur der Kirche und dem Papſte ſelbſt wieder dienen wollte, die eine allgemeine religiöſe Wiedergeburt der Menſchheit auf dem Boden einer von der Kirche gebilligten

Lehre anſtrebte. Die Liebe Gottes und des Nächſten war der große Zweck des chriſtlichen Lebens auf Erden, aber der Erfüllung dieſer Aufgabe ſtand in den Augen des Franciscus ein Hinderniß entgegen, an welchem nicht nur alle früheren Ordensgründungen geſcheitert waren, ſondern in dem für ihn auch die Wurzel alles Böſen lag: das Eigenthum. „Denn durch das Eigenthum, über das die Menſchen ſich ſorgen und bekämpfen, wird die Liebe Gottes und des Nächſten verhindert. Es iſt ſchwerer aus dem Palaſte, als aus der Hütte in den Himmel zu kommen. Nackt mußt du dich werfen in die Arme des Heilands.“ Das ideale Leben war demgemäß das der vollkommenen Armuth; wer reich war, ſollte nach Chriſti Wort verkaufen, was er beſaß, um es den Armen zu ſchenken, wer arm war, nicht mehr nach Reichthum und Beſitz ſtreben. Und ſo galt für ihn und ſeine Jünger der Auftrag des Herrn: „Ihr ſollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in eurem Gürtel tragen, keine Taſche zur Wegfahrt, noch zween Röcke, keine Schuhe und keinen Stab“ —, und verpflichtet ſein, wie Schafe mitten unter den Wölfen Buße und das Reich Gottes zu verkünden. Nur von der milden Gabe durfte leben, wer ein gerechtes Leben führen wollte. Mit dieſer Lehre und dieſen Geboten ſchickte Franciscus von Aſſiſi ſeine Anhänger aus, die, hingeriſſen von der ſchwärmeriſchen Seele ihres Ordensſtifters, wieder die naive Kraft des Glaubens empfanden, der Berge zu verſetzen ſich für fähig hält. Ohne die Sprache der Menſchen zu verſtehen, welche ſie aufſuchten, wanderten ſie zu zweien oder dreien barfuß und in unſcheinbarer Kutte, aber das Herz voll heiliger Gottes- und Menſchenliebe in die unwirthlichſten Gegenden, um die Botſchaft ihres Meiſters zu verkünden. Im ähnlichen Sinne wirkte der andere, von Dominicus de Guzman geſtiftete Bettelorden, deſſen Mitglieder ſich bald als feurige Prediger auszeichneten; Beide aber, Franziskaner und Dominikaner, ſtellten

ſich nicht zuletzt in den Dienſt des Papſtthums, ſie predigten bald in allen Landen im päpſtlichen Auftrage den von Innocenz wieder angeregten Kreuzzug und ſie wurden ſchließlich Eiferer des Glaubens und der Kirche, als der Papſt ſich ihrer bediente, um das Ketzerthum als ein ſchädliches Feuer auszulöſchen.

Dieſe mächtige religiöſe Strömung am Beginn des 13. Jahrhunderts ſollte im wachſenden Maße das Schickſal von Fürſten und Völkern beſtimmen. So wenig wie Kaiſer Friedrichs II. Regierung vermochte die der deutſchen Territorialfürſten ſich ihr zu entziehen, und vielleicht den ſtärkſten Kontraſt rief ſie mit dem Tode des weltlich geſinnten, pracht- und kunſtliebenden Landgrafen Hermann am thüringiſchen Hofe hervor. Landgraf Ludwig war nüchterner geartet als ſein Vater; klug und aufrichtig zugleich, zog er es vor, weniger die hohe Politik und mehr die Geſchäfte ſeines landesherrlichen Berufs ins Auge zu faſſen, im Lande Frieden, in den Finanzen Ordnung zu ſchaffen und auf die Mehrung ſeiner Hausmacht bedacht zu ſein. In den harten Kriegszeiten und unter der unſicheren Hand ſeines Vorgängers war im Lande ein gewiſſes Raubritterthum aufgekommen, dem ein Damm zu ſetzen war, da es Bürger- und Bauerthum ſchröpfte. Auch herrſchte in dem Säckel des landgräflichen Schatzmeiſters bisher ſtete Ebbe, und um die Reiſe nach Ungarn mit ſeiner Gemahlin zu ermöglichen, mußte Ludwig ſogar zur Verpfändung eines Gutes ſchreiten; hier war Einſchränkung und Sparſamkeit gegenüber der früheren Verſchwendung vor allem nothwendig. So wird denn dem fahrenden Volk die Thür gewieſen, die Bankette und Feſte der Wartburg hören auf, und der fröhliche Minnegeſang verſtummt zugleich mit dem Geklirr der Becher. Die Zeit der Dichter iſt vorüber, und die ausgeſtoßene Muſe läßt daher auch ihre Laute nicht mehr zum Lobe des Landgrafen erſchallen. Aber wenn die Dichter ſchweigen, ſo ergreift das Volk das Wort, und wie

es vom Landgrafen Hermann nichts Gutes weiß, ſo wird es jetzt nicht müde, den neuen Herrn in vielfachen Anekdoten zu verherrlichen, die wie ein Kranz mit zahlreichen Blättern ſeine Charaktereigenſchaften feiern. Es rühmt ſeine Gerechtigkeit, ſeine Fürſorge, ſeine entſchloſſene Energie; die Kriegsthaten, die der Fürſt vollbringt, ſcheinen ihm nur geſchehen, um ſein, des Volkes, Recht und Gut zu wahren, wie es ſo draſtiſch die auf der Wartburg bildlich dargeſtellte Anekdote von dem Krämer beweiſt. In dem Fürſten erkennt es den Menſchen mit beſonderer Wärme, es preiſt ſeinen reinen, keuſchen Sinn und ſein inniges Familienleben in ſchalkhaft zugeſpitzten Geſchichten, und ſeine ſchlichte, verſtändige Art iſt ihm behaglicher geworden als die ekſtatiſche Gefühlserhebung ſeiner Gemahlin Eliſabeth, die erſt im mächtigen Licht der Kirche volksthümlich werden konnte. Landgraf Ludwig ſelbſt war dem kirchlichen Weſen nicht abhold, da er den religiöſen Einfluß zu ſchätzen und am Ende auch wohl zu benutzen wußte, allein eine über die ſtehenden Formen mittelalterlicher Gläubigkeit hinausreichende Hingebung war ſeinem klaren und verſtändigen Charakter durchaus fremd. Er war kein genialer Geiſt, wie vielleicht ſein Vater, aber ſeine Regierung wurde für ſeine Lande ein Segen und eine Wohlthat, und es mag nicht unangemeſſen ſein das Urtheil eines Zeitgenoſſen, des Ciſtercienſermönches Cäſarius von Heiſterbach, darüber anzuführen, der das Regiment des Fürſten mit dem Zeitalter des Auguſtus verglich: „In dem ganzen Umfang ſeines Gebiets hatte er den Frieden ſo vollſtändig hergeſtellt, daß es war, als ſeien für die Thüringer und ſeine anderen Unterthanen die Zeiten eines Auguſtus wiedergekehrt. Wurde ein Raub, Diebſtahl oder ſonſt ein Vergehen dieſer Art begangen, ſo galt ihm kein Anſehen der Perſon und kein Geſchenk, wodurch ſich die Richter oft verblenden laſſen; er ſchonte nicht des Thäters, mochte er ein Edler, ein Kriegsmann oder ein Bauer ſein; die

Schuldigen verurtheilte und beſtrafte er nach Verdienſt, gegen die Guten war er gütig, gegen die Böſen ſtrenge."[7]

Was wir nun aus zuverläſſigen und unzuverläſſigen Quellen über die Ehe des Landgrafen und ſeiner Eliſabeth erfahren, deutet auf ein ungetrübtes, herzliches Einvernehmen, ſo daß wir wohl ſagen können, Eliſabeth habe an der Seite dieſes Gatten das ſchönſte Glück ihres Lebens gefunden. Sie hing an ihm mit theils kindlicher, theils ſchwärmeriſcher Hingebung, die ſich in mannigfachen Zügen äußerte. So ſaß ſie bei Tiſch ihm zur Seite, was ſonſt für vornehme Frauen damals nicht üblich war, ſie begleitete ihn zu Pferde zu den Landtagen, die er abhielt, und führten ihn die landesherrlichen Pflichten oder gar ein Feldzug gegen Franken und Polen auf längere Zeit von der Wartburg fort, ſo legte ſie Trauerkleider an, um, wenn er wiederkam, zu ſeinem Empfang voll kindlicher Freude mit jedem Putz ſich zu ſchmücken. Bereits im erſten Jahr ihrer Ehe gebar ſie ihm einen Sohn, Hermann (1222), und ſpäter darauf zwei Töchter, Sophie (1224) und Gertrud (1227). Dem prunkvollen, höfiſchen Leben zeigte ſie ſich abgeneigt, und ſo wenig die Anekdote wahr iſt, welche Cäſarius von Heiſterbach erzählt, ſo ſehr charakteriſirt ſie doch die ſinnige und ſchlichte Denkart der jungen Landgräfin. Einmal in der Nacht plauderten die beiden Ehegatten miteinander, und Eliſabeth hob zu Ludwig an: „Weißt du, ich habe an ein gutes und uns nothwendiges Leben gedacht, durch welches wir Gott in nützlicher Weiſe dienen könnten." Auf Ludwigs Frage, was ſie damit meine, fuhr ſie fort: „Ich wünſchte, daß wir nur für einen Pflug Ackerland hätten, wovon wir lebten, und etwa 200 Schafe, dann könnteſt du ackern, die Pferde führen und Gott zu Liebe arbeiten, während ich die Schafe hütete und pflegte." Ueber dieſe Einfalt ſeiner Frau lachte der Landgraf und erwiderte: „Ei, wenn wir ſo viel Land und Schafe hätten, wären wir nicht arm, ſondern reich." Mit

innigem Eifer aber widmete ſie ſich ihren religiöſen Pflichten und Uebungen, wie es der Fürſtin geziemte, die in dieſer Hinſicht den Frauen ihres Landes ein Vorbild ſein ſollte. Was ſie hierin beſonders beſtärkte, war, wie wir annehmen müſſen, außer der Erinnerung an jene Zeit, wo ihr erſter Verlobter geſtorben war, das furchtbare Schickſal ihrer armen Mutter, der Königin Gertrud, das ſie bei der Reiſe nach Ungarn (1222) in allen Einzelheiten erfahren haben wird. Wir können uns vorſtellen, daß der zart empfindenden Frau und Herrin das Entſetzliche dieſes Ereigniſſes mit finſterem Ernſt in die Seele griff, um ſo mehr, als ſie der Zeitangabe nach gerade guter Hoffnung war, und daß ihr der Gedanke ſich aufdrängte, wie unſicher das Wohnen auf den Sitzen der weltlichen Macht iſt, und wie Die beſſer daran ſind, die, von Niemandem beneidet, aber auch nicht gefährdet durch das Leben gehen. Es iſt bald nach dieſer ungariſchen Reiſe, daß die Jünger des Franciscus von Aſſiſi nach Deutſchland und nach Thüringen kommen und den Schutz der Landgräfin finden.

Schon im Jahre 1219 hatte Franciscus eine Miſſion ſeiner Mönche nach Deutſchland geſchickt, und die armen Brüder waren todesmuthig über die Alpen gezogen und nach Schwaben gekommen, wo man die wunderlichen Geſellen, die kein Wort Deutſch außer dem einfachen „ja“ ſich angeeignet hatten, mit großen Augen anſah. Es wird erzählt, die Deutſchen hätten die Fremdlinge gefragt, ob ſie ein Lager, Eſſen und Trinken wünſchten, und da dieſe ja ſagten, es ihnen in gutmüthigſter Weiſe gewährt. Dieſe gute Verpflegung merkten ſich die frommen Brüder, und indem ſie meinten, das Zauberwort zu dem Tiſchchendeckdich in ihrem „ja“ zu beſitzen, beſchloſſen ſie, künftig jede Frage ſo zu beantworten. Unglücklicherweiſe ließ es ſich im nächſten Ort Jemand einfallen ſie zu fragen, ob ſie Ketzer wären und einen neuen Glauben zu predigen kämen, und

diesmal gereichte ihnen ihr „ja" zum Unheil. Denn sie wurden sogleich in Fesseln geworfen, ins Gefängniß geschleppt und schließlich, nachdem man sie weiblich durchgeprügelt und mißhandelt hatte, schimpflich davongejagt, so daß sie eilends über die Alpen in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Naivetät dieser Anschauung sieht nach Erfindung aus, allein wir erfahren aus dem Munde eines treuherzigen Franziskanermönches, der später nach Deutschland kam, Jordanus von Giano, noch eine Anzahl ähnlicher, verbürgter Geschichten, die beweisen, daß der Humor des Lebens auch mit dem Heiligen zu spielen vermag.[8] Vorläufig waren die Brüder nicht zu bewegen wieder das „barbarische Land" aufzusuchen, bis Franciscus 1221 ein großes Ordenskapitel bei der Marienkirche de Portiuncula veranstaltete, um eine neue Mission nach Deutschland zu senden. Aus Neugierde fand sich hier auch der besagte Jordanus von Giano ein, der sich die zukünftigen Märtyrer noch einmal ansehen wollte, bevor sie nach seiner Ansicht in Deutschland zerrissen und gehangen würden, und dem es darauf widerfuhr, daß er, anstatt mit seinen Märtyrer-Bekanntschaften in der Heimath prahlen zu können, selbst als solch ein Zukunftsmärtyrer mit vierundzwanzig anderen Brüdern über die Alpen geschickt wurde. Ihm sollte es auch beschieden sein nach Thüringen zu kommen und die Leitung der Kustodie in Eisenach zu übernehmen. Er berichtet uns nun, wie der führende Bruder Cäsarius u. a. in Würzburg zwei deutsche Laien aufnahm, Hartmod und Rodeger, welcher letztere „nachher Gardian in Halberstadt und Beichtvater der heiligen Elisabeth geworden ist". Dieser Rodeger kam im Jahre 1223 mit mehreren anderen Brüdern nach Hildesheim zu dem Bischof Konrad, der sie freundlich empfing, da die Mönche durch ihre Predigt bereits weithin Aufsehen erregt und Anhänger geworben hatten. Er ertheilte ihnen die Erlaubniß in seiner Diözese zu predigen, und gewährte ihnen das Recht die Beichte zu hören; er ist es

auch jedenfalls geweſen, der die Landgräfin von Thüringen mit den neuen Brüdern bekannt machte, denn die thüringiſchen Lande gehörten zu ſeiner Diözeſe, und daß er dem thüringiſchen Hofe in geiſtlichen Angelegenheiten nahe ſtand, beweiſt der Umſtand, daß Landgraf Ludwig ſpäter aus ſeiner Hand das Kreuz zu dem Zuge in das gelobte Land empfangen hat. Wenn der Bruder Rodeger raſch wieder aus der Erinnerung ſeiner Zeitgenoſſen ſchwand, obwohl er der Beichtvater der Landgräfin Eliſabeth geweſen war, ſo geſchah es, weil ſeine beſcheidene Geſtalt von einer anderen, mächtigeren Perſönlichkeit in der Umgebung der Landgräfin verdrängt und verdunkelt wurde; dennoch war der Einfluß des Mönches auf die Gemüthsrichtung Eliſabeths von geradezu entſcheidender Bedeutung: die thüringiſche Landgräfin wurde eine warme Freundin der Franziskaner und eine begeiſterte Anhängerin ihrer Lehren. So ließ ſie es ſich angelegen ſein die Brüder ſelbſt nach Eiſenach zu berufen und dort anzuſiedeln. Im Jahre 1225 kamen die Minoriten dorthin, und der Bruder Hermann, ein Thüringer, predigte in der Stadt unter ſo großem Zulauf des Volkes, daß die Geiſtlichen ſich beeiferten ihm ihre Kirchen für ſeine Predigten anzubieten. Ihre aufrichtigſte Gönnerin hatten ſie in der Landgräfin, die in ihrer Fürſorge für die Brüder ſo weit ging, daß ſie ſelbſt mit ihren Mägden ihnen Kleider ſpann und webte. Die Gedanken des großen Franciscus von Aſſiſi hatten eine lebendige Theilnahme in ihr erweckt, von welcher ihr ganzes ferneres Leben Zeugniß ablegen ſollte; oft unterhielt ſie ſich mit ihren Dienerinnen über ſeine Lehren, indem ſie die Armuth pries und das Los der frommen Mönche, die ihren Lebensunterhalt durch Betteln gewönnen; ja es wird berichtet, daß ſie ſich einmal mit einem ärmlichen Mantel bekleidet, ihr Haupt mit einem ſchlechten Tuch bedeckt und dazu „gleich einer Prophetin ihres zukünftigen Schickſals“ geäußert habe: „So werde ich einhergehen, wenn ich

betteln gehen werde." Dagegen iſt es durch nichts beſtätigt, daß ſie mit dem heiligen Franciscus ſelbſt in Verbindung getreten ſei, der ihr als Zeichen ſeines Wohlwollens ſeinen Mantel geſchickt habe, und ebenſo wenig trat ſie, ſo lange ihr Gatte lebte, dem Orden bei. Wir haben vielmehr das Verhältniß zwiſchen ihr und den Brüdern nur ſo aufzufaſſen, daß ſie als Fürſtin und fromme Dienerin der Kirche den heiligen Männern zunächſt ihr Intereſſe und ihren Schutz ſchenkte, daß aber allmählig ihr Gemüth immer tiefer von den Ideen des Franziskanerthums erfaßt wurde, ſo daß ein Leben nach den Regeln des großen Mannes ihr als ein Ideal religiöſen Strebens erſchien — freilich noch als ein Ideal, das zu erreichen ihr, der Fürſtin, Gattin und Mutter, ſtets verſagt bleiben mußte. Aber, was ſie von ſeinen Vorſchriften befolgen konnte: die Ausübung eines demüthigen Sinnes, die Pflege der Kranken und vor allem die Unterſtützung der Armen und Nothleidenden — ihr gutes, mildthätiges Herz und ihr lebhaftes, eiferfreudiges Naturell kamen dieſen Aufgaben mit voller Hingebung entgegen.

Die erſtaunlich ſchnelle Verbreitung, welche der Franziskanerorden in Deutſchland gewann, die Sympathie, welche ihm von Volk und Fürſten geſchenkt wurden, der Einfluß, den er auf das ſoziale Leben ausübte, alles dies ſtand mit den wirthſchaftlichen und ſozialen Zuſtänden des Zeitalters nicht minder im Zuſammenhang wie mit den religiöſen. Und ſo hören wir denn, daß in den Jahren 1224—26 Deutſchland von Theuerung, Seuchen und Ueberſchwemmungen heimgeſucht wurde, welche einerſeits Leben und Lebensluſt der Bevölkerung verkümmerten, andererſeits die Pflicht werkthätiger Liebe den Wohlhabenden und Reichen eindringlich predigten. In Thüringen wuchs zur Zeit, als Landgraf Ludwig ſich im Auftrage des Kaiſers gerade nach Italien begeben hatte (1226), die Hungersnoth in ſo erſchreckendem Maße, daß die Wartburg oft von Scharen Armer

und Nothleidender umlagert war, die um Brot baten. Nun entfaltete die Landgräfin, glücklich, dem Gebot des großen Ordenſtifters im weiteſten Umfange folgen zu können, eine Art der Mildthätigkeit, deren Edelmuth um ihr junges Haupt den ſchönſten Strahlenkranz der Heiligkeit gegoſſen hat, neben welchem die Aureole der Kirche in der Erinnerung der Nachwelt verblichen iſt. Täglich ſpendete ſie 900 Nothleidenden ihren Unterhalt, unbekümmert darum, daß ſich die Getreidevorräthe des landgräflichen Hofes dadurch leerten. Eine beſondere Theilnahme aber ſchenkte ſie den Siechen und Kranken, für die ſie am Abhang der Wartburg ein Hoſpital errichtete. Wie ſie die ärmſten Hütten beſucht hatte, um die Siechen zu pflegen, ſo ging ſie jetzt jeden Tag ohne Ausnahme zweimal, morgens und abends, den langen, rauhen Weg von der Burg herab, nach ihren Kranken zu ſehen. Sie ſcheute ſich nicht, den Armen, deren Uebel am abſtoßendſten waren, ſelbſt die Nahrung zu reichen, ihnen die Betten zu machen, ja, ſie mit eigenen Händen umzubetten und ihnen das Geſicht mit ihrem eigenen Schleier abzutrocknen, und ſie that dies alles mit einer ſtillen Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths, die ihre Dienerinnen in Erſtaunen ſetzte. Es iſt ein ſeltſames Bild, die junge, noch nicht zwanzigjährige Landgräfin ſo inmitten von Krankheit und Elend walten zu ſehen, und mehr als ein rührender Zug ſpricht uns in dieſem Bilde an. So hatte ſie auch eine Anſtalt für arme verlaſſene und verwaiſte Kinder geſtiftet, denen ihre beſondere Sorge galt; wenn Eliſabeth unter ſie trat, liefen ſie alle „wie junge Vögel, die ſich unter den Flügeln ihrer Mutter verbergen," auf ſie zu, hingen ſich an ihre Kleider und ſchrieen: „Mutter, Mutter!" Uebereinſtimmend wird erzählt, daß ſie ſich der Ausſätzigen, der Kinder wie der Erwachſenen, mit großer Vorliebe angenommen und niemals eine Scheu gezeigt habe, die häßlichen Wunden derſelben zu waſchen, als wenn ſie die

Empfindung des Ekels gar nicht gekannt habe. Aber um dieſe Thatſache recht zu würdigen, muß man wiſſen, welche eigenthümliche Bedeutung die mittelalterliche Kirche der ſchrecklichen und doch ſo verbreiteten Plage des Ausſatzes beilegte. Die ärztliche Wiſſenſchaft kannte damals für derartige Kranke keine Hülfe und keine Heilung, die Kirche mußte ſie allein mit ihrem Troſt aufzurichten ſuchen, der ſie als die Repräſentanten und Prieſter jenes menſchlichen Elends hinſtellte, deſſen Würde auf ſich zu nehmen der Heiland in die Welt gekommen ſei. Somit wurde der Ausſatz, wie ein katholiſcher Schriftſteller ausführt, gleichſam eine Gabe Gottes, eine beſondere Auszeichnung, ein Beweis der göttlichen Aufmerkſamkeit, und die an dieſem Uebel litten, ſtanden unter beſonderem göttlichen Schutz.

Bei dieſen Werken chriſtlicher Barmherzigkeit verfuhr die Landgräfin aber nicht ohne Umſicht und geſunden Sinn. Sie ſpendete nicht nur, um Hunger und Durſt zu ſtillen, in gedankenloſer Wohlthätigkeit, die oft Faulheit und Müßiggang bei den Beſchenkten großzieht, ſondern mit ſteter Mahnung zur Arbei indem ſie ihren Schützlingen Kleider und Werkzeuge ſchenkte, und ihnen die Sprüche der heiligen Schrift vorhielt: „Du ſollſt deiner Hände Arbeit eſſen“ und „wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen.“ Die Tradition hat daran feſtgehalten, daß ihre Mildthätigkeit dem Widerſpruch und Widerſtand der landgräflichen Familie und der Hofbeamten begegnete, aber Landgraf Ludwig ſelbſt nahm ſich treu ſeiner Gemahlin an und ließ ihrem Thun und Schalten freie Hand, ja er unterſtützte ſie noch darin. Erſt ſehr ſpät iſt die Sage von dem Roſenwunder aufgekommen und unter den angeblichen Wunderthaten der thüringiſchen Landgräfin am bekannteſten geworden, obwohl ſie die Heilige zu einer Lügnerin und den Landgrafen zu einem barſchen Tyrannen macht, während der Geſchichtsſchreiber mit Genugthuung verzeichnet, daß auch in den Werken der Frömmigkeit das herzlichſte

Einvernehmen zwiſchen den beiden fürſtlichen Ehegatten beſtanden hat.

Um dieſe Zeit der Theuerung erſchien in Thüringen ein Mann, deſſen Charakter und Verhalten noch größeres Aufſehen erregten, als es zuvor durch das Auftreten der Franziskaner veranlaßt worden war. Es war ein einfacher Weltgeiſtlicher, der auf einem Maulthier predigend durch das Land zog, wie der ärmlichſte Mönch lebte und faſtete und doch mit feurigen Worten die Gemüther hinriß: Konrad von Marburg, bekannt unter dem Beinamen: der Ketzerrichter. Von Geburt war er ein Thüringer, doch hatte er ſich vielfach außerhalb ſeiner Heimath bewegt, und ſein Magiſtertitel bewies, daß er eine beſſere theologiſche Bildung genoſſen hatte als die Mehrzahl ſeiner Amtsbrüder. Er hatte jetzt den Auftrag empfangen, den Kreuzzug zu predigen, wobei er ſeinen Haß mehr den Sektirern als den Sarazenen widmete. Die merkwürdige Geſtalt dieſes Mannes umglüht in der geſchichtlichen Erinnerung etwas von dem Zucken einer dämoniſchen Flamme; halb mit Ehrfurcht und halb mit Entſetzen blickten die Zeitgenoſſen auf den Inquiſitor und Ketzerrichter, der durch ſeine unheilvolle Thätigkeit eine deutſche Geißel wurde. Streng gegen ſich ſelbſt, war er hart gegen Andere, dabei von Ehrgeiz nicht frei und bedacht, die Verbindung hervorragender weltlicher und geiſtlicher Fürſten zu ſuchen. In vielen Händeln ſpielte er eine Rolle, und in mehr als einem Streitfalle wurde er zum Schiedsrichter beſtellt, was ſein Anſehen außerordentlich erhöhte. Auch zu dem Hofe in Eiſenach trat er bald in Beziehungen, und die Art und Weiſe, wie er ſogleich das Wohlwollen des Landgrafen und ſeiner Gemahlin gewann, deutet darauf hin, daß ihm noch andere Eigenſchaften eigen geweſen ſein müſſen als die des Fanatikers. Ludwig ſchenkte ihm großes Vertrauen, ſo daß er bei ſeinem ſpäteren Aufbruch zum Kreuzzuge ihm ſogar das Recht verlieh, die Pfarreien ſeines Landes nach

Gutdünken zu beſetzen und die Klöſter zu viſitiren. Was dem einfluß- und kenntnißreichen Weltgeiſtlichen in den Augen Eliſabeths ein ſo ungewöhnliches Intereſſe verlieh, war nach ihrem eigenen ſpäteren Bekenntniß ſeine Armuth, wodurch er ſich für ſie ſo vortheilhaft von den reichen Aebten und Biſchöfen unterſchied und ohne Franziskaner zu ſein, doch dem Ideal des Franziskanerthums entſprach. Sie wählte ihn daher zum Beichtvater, ein Amt, das der glaubenseifrige Mann nicht annahm, ohne daß die Fürſtin vorher ſich durch ein ſtrenges Gelübde band. In der St. Katharinenkirche zu Eiſenach verpflichtete ſich die junge Landgräfin in die Hand ihres neuen Beichtvaters zu ſtetem Gehorſam gegen ſeine Anordnungen und gelobte überdies für den Fall, daß ihr Gatte vor ihr ſterben ſollte, in reiner Witwenſchaft zu beharren. Seines Amtes waltete der Magiſter mit großer Strenge, indem er ſich bemühte, die asketiſche Lebensanſchauung, die ihn beherrſchte, auch in der Fürſtin auszubilden. So ſchrieb er ihr beſtimmte religiöſe Uebungen vor und legte ihr vor allem das Verbot auf, Speiſen zu genießen, die aus unrecht erworbenem, namentlich geraubtem klöſterlichen Gut ſtammten. Man hat behauptet, Konrad ſei darauf ausgegangen, das eheliche Verhältniß der Landgräfin zu löſen, und man vergißt dabei, daß er für alle ſeine Vorſchriften die Zuſtimmung des Landgrafen gefunden hat, der ſich ſein eheliches Recht zugleich entſchieden wahrte. Seine Beziehungen und ſein Verhalten zu der Fürſtin ſind nicht anders geweſen, als wie ſie in dem Amte eines mittelalterlichen Beichtvaters lagen, der die weltliche Stellung ſeines Beichtkindes zu reſpektiren hatte; freilich die herbe Strenge ſeiner asketiſchen Vorſchriften war ihm individuell. Es kam wohl vor, daß die Landgräfin einmal vergaß, ſeine Predigt zu beſuchen, weil ein froher Beſuch wie der einer Schwägerin auf der Wartburg eingetroffen war, worauf der ſtarre Magiſter den Beleidigten ſpielte und ſein Amt niederlegen

wollte. Es mag ihm ein willkommener Triumph geweſen ſein, nun die hohe Frau bittend zu ſeinen Füßen und ſeine Verzeihung dadurch erkaufen zu ſehen, daß er über ſie und ihre Mägde die Geißel ſchwingen konnte. Religiöſer Sinn war ihm ſtarre Befolgung der kirchlichen Regel, und er war innerlich hochmüthig genug, in ſeinem eigenen Wort den heiligen Geiſt der Kirche zu erkennen. Immerhin, von allem, was er in ſeiner Stellung als Beichtvater forderte, war am drückendſten für Eliſabeth das Speiſeverbot, und da auf die Hoftafel mancherlei getragen wurde, was auf altem, weggenommenem Kloſtergut geerntet war, ſo konnte die Unterſuchung über die Herkunft der Speiſen zu einer Qual für die arme Landgräfin werden, die bisweilen vom Tiſch aufſtand, ohne etwas genoſſen zu haben. Auch hier freilich nahm ſich Ludwig ſeiner Gemahlin in fürſorglichſter Weiſe an und bezeichnete ihr ſelbſt, wovon ſie genießen durfte. Gab es nach langem vergeblichen Suchen, wie es auch vorkam, noch einiges, ſo freute ſich die Landgräfin und rief ihren Mägden zu: „Heute können wir eſſen.“ Zuletzt wurde dieſe Schwierigkeit in einfacher Weiſe dadurch geordnet, daß die Landgräfin und ihre Dienerinnen ihre Speiſen von den ihr zum perſönlichen Nießbrauch überwieſenen Gütern erhielten, aber unangenehm war es, wenn die beiden Ehegatten bei fremden Edeln zu Gaſte waren. Einmal hatte Eliſabeth den Landgrafen zu einem Landtage begleitet, und dort ſchien ihr bei Tiſch nichts geeignet, um mit gutem Gewiſſen genoſſen zu werden, als ein Stück grobes Schwarzbrot, das erſt in warmem Waſſer erweicht werden mußte. Da es indeſſen Faſttag war, nahm ſie es zufrieden hin und legte an demſelben Tage noch acht deutſche Meilen zu Pferde zurück. In dieſem wie in allen Fällen hegte ſie aber, was bezeichnend bleibt, mehr Sorge um ihre Dienerinnen als um ihr eigenes Wohl.

So gewiß es iſt, daß Konrad von Marburg auf die Lebensführung und Lebensgewohnheiten der thüringiſchen Land-

gräfin einen beſtimmten Einfluß ausgeübt hat, ſo wenig hängt dieſer Einfluß doch zuſammen mit jenen hervorragenden Eigenſchaften ihres Herzens, welche ſie noch der Nachwelt als verehrungswürdig hinſtellen. Wir erfahren von keiner guten That, zu der er ſie angeregt hat; keine edle Geſinnung iſt von ſeinem Geiſt in den ihren übergegangen. Die beiden Charaktere, welche die Geſchichte ſo zuſammenführte, waren in jeder Hinſicht Gegenſätze, und je mehr ſie aufeinander in der Zukunft hingewieſen wurden, deſto mehr offenbarte ſich die gegenſeitige innerliche Entfremdung ihres Lebens und die Verſchiedenheit ihrer Anſchauungen und religiöſen Ideale. Das Franziskanerthum hatte in der Fürſtin eine ſchwärmeriſche Begeiſterung für ein ideales „neues Leben auf Erden" erweckt, aber dieſes neue Leben verkörperte ſich nicht in der ſtrengen asketiſchen Regel, der Kloſterzelle und der Geißel, woraus es Konrad allein hervorgehen ſah. Vielleicht war es ihr ſelbſt nicht deutlich, wie das neue Leben beſchaffen ſein mußte, da es für ſie nur ein Traum, ja nur ein Wort war. Dieſes Wort hieß Armuth und war die Botſchaft des Mannes von Aſſiſi, und dieſem Wort Inhalt und Wirklichkeit zu geben, ſoweit es für eine Fürſtin eine Wirklichkeit ſein konnte, war die große Sehnſucht ihres Herzens. Hieraus floſſen ihre Vorzüge und ihre Tugenden und hieraus floß, wenn auch nicht das Glück, ſo doch, wie wir ſehen werden, der herbſte und bitterſte Theil ihres Lebens, wie es Anderen, die Erfüllung ihres Daſeins, wie es ihr ſelbſt erſchien. Noch hielten ſie in den irdiſchen Pflichten feſtgefügte Schranken; den Glanz der Fürſtin konnte ſie ablegen und verleugnen, nicht aber die Liebe der Gattin und der Mutter. Und ſo mußte ihr denn der ſchönſte Inhalt ihres Lebens erſt durch den Neid des Schickſals genommen werden, ehe ſie ihrem Ideal leben konnte — eine tragiſche Wendung, die noch heute wir nur mit ſchmerzlicher Theilnahme überblicken können.

Daß aber Landgraf Ludwig zum Sterben kam, geſchah bei dem großen Ereigniß, welches ſo lange die päpſtlichen Sendboten in den Landen als bevorſtehend angekündigt hatten und das nun endlich ſeiner Verwirklichung entgegenging.

III.

Im März 1227 war Innocenz' III. Nachfolger, Papſt Honorius III., geſtorben und es folgte ihm auf dem päpſtlichen Stuhl Gregor IX., ein achtzigjähriger Greis, aber eine Feuernatur, welcher die Energie des Willens durch das Alter in ſtarren Eigenſinn verwandelt zu ſein ſchien. In ſchwungvollen Erlaſſen erneuerte er die alte Mahnung an die geſamte Chriſtenheit das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen. Das große Unternehmen war, wie wir geſehen haben, noch von Innocenz wieder betrieben worden und Kaiſer Friedrich II. hatte ſich ſelbſt zu dem Zuge gelobt, aber die mannigfachen Reichsgeſchäfte, welche die Thätigkeit des Kaiſers in Anſpruch nahmen, hatten es bisher nicht zu einer Ausführung des Planes kommen laſſen. Papſt Honorius hatte dieſe Verzögerung mit Nachſicht ertragen und ſogar geſtattet, daß Friedrich die für den Zug zuſammengebrachte Flotte zunächſt verwendete, um das unruhige Sizilien völlig zu unterwerfen. Jetzt, bei dem Regierungsantritt Gregors IX., beſchloß der Kaiſer endgültig die Kreuzfahrt und unterhandelte von Italien aus mit den deutſchen Fürſten, inwiefern er auf ihre Theilnahme an dem Zuge rechnen könne. Landgraf Ludwig hatte ihm in ſeinen deutſchen Händeln nicht unwichtige Dienſte geleiſtet und war jetzt einer der Erſten, welche der kaiſerlichen und päpſtlichen Mahnung folgten, indem er aus den Händen des Biſchofs Konrad von Hildesheim das Kreuz empfing. Von einer Seite wird behauptet, daß nicht allein religiöſer Eifer den Landgrafen zu dieſem Schritte bewogen, ſondern daß die kaiſerliche Belehnung Ludwigs mit der Mark-

grafſchaft Meißen und Lauſitz gleichſam den Preis ſeiner Hülfe gebildet habe. Jedenfalls war es indeſſen, wie es aus den Verhältniſſen des thüringer Hofes und aus der Zeitſtrömung hervorgeht, nicht der materielle Vortheil allein, der den Entſchluß des Fürſten beſtimmte.

Die Legende erzählt nun in gemüthvoller Weiſe, wie Ludwig ſeiner Eliſabeth dies Gelübde verheimlicht und wie er das Kreuz, anſtatt nach alter Sitte es an ſein Kleid heften zu laſſen, in ſeiner Taſche verborgen getragen habe. Eines Abends, als die Ehegatten im heiteren Geplauder bei einander ſaßen, griff Eliſabeth ſcherzend in die Taſche ihres Mannes. „Da fand ſie das Kreuz und erſchrack, daß ſie rechte niederſank zur Erden.“ Als ſie wieder zu ſich kam, vermochte der Landgraf die Weinende kaum zu tröſten, ſie beſchloſſen aber, wie um die Gunſt des Himmels zu gewinnen, das Kind, mit welchem Eliſabeth ſchwanger ging, dem Kloſter zu weihen. Nicht ganz ſo wird der geſchichtliche Vorgang geweſen ſein, aber darin iſt die Legende wahr, daß ſie den Schmerz und die Liebe der jungen Landgräfin um den nun in ferne Länder und in ein ungewiſſes Schickſal ziehenden Gatten widerſpiegelt. Ludwig ſelbſt widmete ſich voll Eifer der Ausrüſtung zu dem großen Unternehmen; um die religiöſe Stimmung des Volkes zu wecken und dadurch Kreuzfahrer für ſeine Schar zu werben, ließ er auf ſeine Koſten in Eiſenach von Geiſtlichen Paſſionsſpiele, dramatiſche Aufführungen von dem Leiden und dem Tode des Heilands, veranſtalten.[10] Unwillkürlich ermißt man hier den tiefen Gegenſatz zu jener Zeit, da in den Hallen der Wartburg der heitere Minneſang ertönte und bei ſtets gefülltem Pokal weltliche Freude herrſchte. Zugleich ordnete der Landgraf alle Angelegenheiten ſeines Hauſes und ſeines Landes, beſtellte ſeinen Bruder Heinrich zum Vormund ſeiner Kinder und zum Regenten im Lande und empfahl ſeine liebe Eliſabeth der beſonderen Fürſorge desſelben. Dann brach

er mit einer Schar von Rittern, deren Namen uns zum Theil noch überliefert ſind, und mit vielen Mannen auf, und bis Schmalkalden begleitete ihn die Landgräfin zu Pferde; dort nahmen die beiden Ehegatten rührenden Abſchied voneinander, den die dichtende Volksphantaſie ſich ſpäter bis in das Kleinſte ausgemalt hat, ſo innig haftete ihr dieſer Wendepunkt in dem Leben der Beiden im Gedächtniß, und während Eliſabeth nach der Wartburg zurückkehrte, zog der Landgraf nach Süden. Sie wußten es nicht, daß ſie Abſchied für immer genommen hatten, wenn ſie es auch vielleicht ahnten.

Lange, bange Tage ſaß nun die Landgräfin auf der Burg und wartete auf Nachricht von ihrem Gemahl, und inbrünſtiger als ſonſt mag ſie ihren religiöſen Ideen und Uebungen ſich hingegeben haben. Währenddeſſen kam der Landgraf nach Apulien — es war im Juli 1227 —, wo das kaiſerliche Heer ſich ſammeln ſollte; da er der Feldoberſte aller Kreuzfahrer des mittleren Deutſchlands war, hatte ſich ſeiner Mannſchaft eine große Zahl ſchwäbiſcher, fränkiſcher und rheiniſcher Ritter angeſchloſſen, unter welchen ſich auch der in der Sage bekannte Graf Ludwig von Gleichen befunden haben ſoll, von deſſen romantiſcher Doppelehe das Mittelalter ſo anmuthig erzählt. Bei Brundiſium ſtieß man auf das Heer des Kaiſers, der den Landgrafen froh empfing und ihn ſeiner Gemahlin vorſtellte. Aber die Abfahrt der Kreuzfahrer verzögerte ſich von Tag zu Tage, bis unter ihnen eine ſchreckliche Seuche ausbrach, die zahlreiche Opfer forderte. Sie wurde das Verhängniß dieſes Kreuzzuges. Es erkrankten der Kaiſer und die Kaiſerin und auch Landgraf Ludwig wurde von ihr ergriffen, um leider nicht wieder vom Krankenbette ſich zu erheben. Am 11. September ſchloß er ſeine Augen und verſchied.[11] Die thüringiſchen Edeln gruben ihm trauernd ein vorläufiges Grab in der italieniſchen Erde und ſchifften ſich dann mit einem Theil der Kreuzfahrer

nach der aſiatiſchen Küſte ein. Krank und matt war der Kaiſer in Otranto geblieben, und der erzürnte Papſt, der darin die Abſicht ſehen wollte den Zug zum heiligen Grabe überhaupt zu unterlaſſen, ſprach alsbald über ihn den Bann aus, unter deſſen Eindruck das Kreuzfahrerheer ſich auflöſte.

Ungefähr einen Monat darauf muß die Nachricht von dem Tode Ludwigs auf die Wartburg gelangt ſein. Wieder ſchildert die Tradition ſehr anſchaulich, wie die ſchwere Trauerkunde auf das Gemüth der armen Eliſabeth einwirkte. Ludwigs Mutter, die alte Landgräfin Sophie, übernimmt es ſie der Schwiegertochter mitzutheilen. Als ſie zu ſprechen beginnt, vermuthet Eliſabeth, daß ihr geliebter Herr gefangen ſei, da entgegnet die alte Landgräfin: „Liebe Tochter, er iſt todt!“ Und wie Eliſabeth dies hört, ringt ſie die Hände und ruft im bitterſten Weh aus: „Todt, todt iſt nun auch die Welt mir mit allen ihren Freuden!“ Weinend und ſchreiend wie von Sinnen läuft ſie im Schloſſe umher und will ſich nicht beruhigen laſſen. — Ja in der That, mit ihrem Gatten waren der armen Fürſtin auch die Welt und ihre Freuden geſtorben, das ſchöne Glück, das ihr Leben umſtrahlt hatte, war nun erloſchen und ſie ſelbſt eine arme Verlaſſene geworden, der auch die Kinder nicht den Gatten zu erſetzen vermochten. Mit Recht hat ſchon früher ein proteſtantiſcher Geſchichtsforſcher hervorgehoben, daß in dem Daſein der thüringiſchen Landgräfin der Tod ihres Gatten die Umkehr, die Peripetie bilde: jetzt drang der religiöſe Geiſt, der ſie erfüllte, in ihrer Seele übermächtig empor und führte jene Kataſtrophe herbei, welche die Fürſtin in die ſchwärmeriſche, hyſteriſche Franziskanerin, in die Heilige der katholiſchen Kirche verwandelte.

Ueber dieſe Kataſtrophe herrſchte bisher ein gewiſſes Dunkel, indem man ſich allzu unkritiſch an den Bericht der Legende hielt und ihrer Darſtellung folgte. Die Landgräfin wird danach von ihrem grauſamen Schwager Heinrich von der

Wartburg verſtoßen und muß elend und hülflos mit ihren Kleinen in Eiſenach herumirren, bis ihre Verwandten von mütterlicher Seite ſich ihrer annehmen. Die bildende Kunſt hat in dieſer Verſtoßung der heiligen Eliſabeth immer ein dankbares Sujet geſehen, wie die katholiſche Kirche ſie als das Martyrium auffaßte, welches der Heiligen auf der Erde beſchieden war, obwohl die päpſtliche Bulle über ihre Heiligſprechung dieſes Ereigniſſes mit keinem Wort Erwähnung gethan hat. Die kritiſche Betrachtung hat denn auch die ganze Erzählung von der Verſtoßung in das Gebiet der Fabel verwieſen;[12] was nach Ludwigs Tode ſich auf der Wartburg zutrug, war nur das einfache Ergebniß der Verhältniſſe.

Die Lehren des Franziskanerthums hatten, wie mehrfach hervorgehoben, in dem Herzen Eliſabeths mit der Barmherzigkeit auch die Sehnſucht nach der Armuth gleichſam als einem idealen Zuſtande des menſchlichen Daſeins geweckt, Konrads von Marburg Zucht ihrer Lebensweiſe eine ſtrenge Regel vorgeſchrieben. So lange ihr Gatte lebte, konnte Eliſabeth nicht jenem Traum olgen, aber ſie war auch frei und ungehindert in ihrem Wirken und in dem Zwang, welchen ſie ſich ſelbſt auferlegte. Als ihr nun der Beſchützer genommen war, traten gewiſſe Gegenſätze zwiſchen ihrer Lebensrichtung und der ihrer Verwandten ſtärker hervor. Von ſeiner Schwägerin, die als Witwe in ihrem religiöſen Drange der ſchönen Pflicht der Wohlthätigkeit im höheren Maße ſich widmete als ihm lieb war, mochte Landgraf Heinrich eine Verſchleuderung des Familienguts befürchten, und er entzog ihr daher die freie Verfügung über die Beſitzungen, deren Nießbrauch ihr angewieſen war, wogegen er es für ihren perſönlichen und ihrer Dienerinnen Unterhalt an nichts fehlen ließ. Aber wir erinnern uns, daß Eliſabeth nur die Speiſen genoß, die von ihren eigenen Gütern ſtammten, und daß ſie nach dem Speiſeverbot des Magiſters Konrad überhaupt nichts genießen

durfte, deſſen fleckenloſe Herkunft ihr nicht bekannt war. Was nützte ihr ſelbſt der üppigſte Unterhalt auf der Wartburg, den ihr Landgraf Heinrich gewährte, wenn ihr Gewiſſen gegenüber allem, was man ihr anbot, in einen Konflikt gerathen mußte, ob ſie hier nicht den Ertrag eines widerrechtlich angeeigneten Kloſtergutes vor ſich habe? Hier war ein Zuſtand geſchaffen, der ihr auf die Dauer unerträglich werden mußte. Aber noch lebendiger wirkte in ihr ein Antrieb das zu thun und auszuführen, woran nach dem Tode ihres Mannes, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „keine Macht der Erde im ſtande war ſie zu hindern“ — nämlich dem Ideal der Armuth nun ganz und uneingeſchränkt zu leben als eine fromme Dienerin des großen Mannes von Aſſiſi, der ihr Vorbild geworden war. So wählte ſie denn mit doppelt freudigem Herzen die Freiheit und die Armuth. Eines Tages mitten im Winter verließ ſie allein die Wartburg und ging nach Eiſenach hinunter, wo ſie fröhlichen Sinnes bei einem Schankwirth in einem elenden Stalle, der allerlei Hausgeräthe enthielt, übernachtete. Um Mitternacht aber eilte ſie zu den Franziskanern, die jetzt ihre Brüder geworden waren, und bat ſie ein Tedeum zu ſingen, da nun der Wunſch ihres Herzens in Erfüllung gegangen ſei. Erſt am Morgen des anderen Tages wurde auf der Wartburg die Entfernung der Landgräfin entdeckt; Landgraf Heinrich und Magiſter Konrad von Marburg ſcheinen nicht anweſend geweſen zu ſein, und die Burgleute wußten ſich in ihrer Beſtürzung nicht anders zu helfen, als daß ſie die Mägde mit den Kindern der Landgräfin nachſandten. Man erfuhr, wo ſie ſich aufhielt, und da ſie ſich weigerte mit der ganzen Hartnäckigkeit ihrer religiöſen Exaltation auf die Wartburg zurückzukehren, forderte man ſie zunächſt auf bei einem Geiſtlichen Eiſenachs Unterkunft zu ſuchen und dann bei einem Hofbeamten. Aber ſie verließ ſowohl die Behauſung des Einen wie des Anderen und kehrte in ihre erſte

ärmliche Behauſung zurück. Was ſie an Schmuckſachen beſaß, verpfändete ſie, und den Ertrag ſchenkte ſie zum größten Theil den Armen; ſie wollte für ſich nicht mehr, als für ſie und die Ihrigen genügte. Dieſer Schritt ihrer ehemaligen Herrin und Landesfürſtin ſetzte die Bevölkerung von Eiſenach in Schrecken und Erſtaunen; man verſtand ſie nicht, man begriff nicht ihre Motive, und da man deshalb an ihrem geſunden Verſtande zweifelte, wagte Niemand ihr ein anderes Obdach anzubieten, das ſie überdies vielleicht ausgeſchlagen hätte. Auch uns Kindern einer modernen Zeit iſt das Verhalten der armen, unglücklichen Witwe Landgraf Ludwigs räthſelhaft und unverſtändlich geworden, während es dem ſchwärmeriſchen Geiſt jener Zeit nicht ſo fremd war eine Königstochter und Landesfürſtin als Bettlerin unter Bettlern leben zu ſehen. Aber die Lage, in welcher die fürſtliche Schwärmerin, wie ihre Dienerinnen erzählen, zu himmliſchen Viſionen verzückt wurde, war doch nicht für die armen Kleinen geeignet, die bei ihr weilten, und ſo erfahren wir denn, daß, jedenfalls auf Veranlaſſung der Wartburgleute, ſie zu Eliſabeths Tante, der Aebtiſſin von Kitzingen, geſchickt wurden, die bald darauf ſelbſt in Eiſenach erſchien, um ſich auch ihrer Nichte anzunehmen. Sie führte ſie mit ſich und brachte ſie zu ihrem Bruder, Eliſabeths Oheim, dem Biſchof Eckbert von Bamberg, der ſie auf ſein Schloß Pottenſtein ſchickte. Es ſcheint, als habe Eliſabeth ihren Verwandten das Ideal, das ſie in der Seele trug, offen dargelegt und als habe ihr Plan bei dem geiſtlichen Würdenträger keinen Anklang gefunden. Es ging doch nicht an, daß eine der erſten deutſchen Fürſtinnen auf der Landſtraße und in den Städten bettelnd einherzog, ein Vorbild der Armuth und Selbſtdemüthigung, und der Biſchof hielt es deswegen für angebracht ſie von dieſem Lebensziel dadurch abzubringen, daß er ſie wieder verheirathete. Aber mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Naturells weigerte ſich Eliſabeth

ihm hierin entgegenzukommen, und ſie drohte ſogar ſich das Geſicht zu verſtümmeln, wenn er ſie zwänge dem Gelübde, welches ſie Konrad von Marburg geleiſtet und das ſie nach dem Tode ihres Mannes zur Eheloſigkeit beſtimmte, untreu zu werden.

Um dieſe Zeit waren die thüringiſchen Edeln, welche ihren Herrn zum Kreuzzuge begleitet hatten, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, hatten in Apulien die Gebeine des Landgrafen ausgegraben und führten ſie nun in einem geſchloſſenen Sarge mit ſich, um ſie in der Heimath zu beſtatten. Als die Edeln der Reſidenz des Biſchofs Eckbert nahe waren, ſchickte dieſer zu ſeiner Nichte auf Schloß Pottenſtein, damit ſie bei der feierlichen Einholung der ſterblichen Ueberreſte ihres Gatten zugegen ſei. Sie kam, und am Sarge des heißgeliebten Todten brach ihr Schmerz noch einmal mit ungeſtümer Gewalt hervor, ehe ſie ſich faſſen konnte; dann ſprach ſie, wie das Zeugniß ihrer Mägde berichtet, jene wunderbaren Worte, die uns einen ſo tiefen Einblick in ihr Inneres gewähren: „Ich danke dir, Gott, daß du mich durch die Gebeine meines geliebten Gatten ſo barmherzig getröſtet haſt. Du weißt, wie ſehr ich ihn geliebt habe, dennoch mißgönne ich dir den Todten nicht, der ſich ſelbſt, wie ich ihn, zur Rettung des heiligen Landes geopfert hat; wenn ich ihn wieder haben könnte, würde ich die ganze Welt für ihn hingeben, um mit ihm zuſammen fortan betteln zu gehen.[13] Doch gegen deinen Willen, du weißt es wohl, möchte ich ihn nicht mit eines Haares Werth zurück erkaufen. Jetzt übergebe ich ihn und mich deiner Gnade; dein Wille geſchehe mit uns!“ Der Biſchof, welchem das Schickſal Eliſabeths ſehr am Herzen liegen mußte, beſprach nun mit den Edeln, was mit ihr zu thun ſei, und da es vor allem darauf ankam ſie wieder in den Beſitz ihres Witwenrechts zu ſetzen, verpflichtete er die Ritter dieſe Angelegenheit mit dem Landgrafen Heinrich zu ordnen. Er wollte augenſcheinlich der Abſicht

Eliſabeths ganz in Armuth zu leben, ſoviel wie er vermochte, entgegenwirken, und vielleicht iſt er es auch geweſen, der den Papſt Gregor auf ſeine Nichte aufmerkſam machte, ſo daß dieſer ſich veranlaßt ſah ſie der Fürſorge des Magiſters Konrad zu empfehlen. Konrad muß, als die Landgräfin ſo eigenwillig die Wartburg verlaſſen hatte, entweder dem Schauplatz ihres Umherirrens fern geweſen ſein oder er hat geglaubt, daß, nachdem ſich die geiſtlichen Verwandten ihrer angenommen, ſeine Einwirkung überflüſſig ſei, wenigſtens tritt er erſt jetzt, nachdem der päpſtliche Auftrag an ihn gelangt war, wieder beſtimmend hervor. Nach der Beſtattung der Gebeine des Landgrafen in Reinhartsbrunn vereinbarte er zunächſt mit dem Landgrafen Heinrich, daß der Witwe ihre eingebrachte Mitgift wieder ausgezahlt werden ſollte. Er ſelbſt erzählt uns,[14] wie Eliſabeth dann ihn um Rath anging, ob ſie in einem Kloſter oder „in irgend einem andern Lebenszuſtande ſich beſſer verdient mache", und wie ſie dabei das, was tief in ihrem Gemüthe ſaß, mit vielen Thränen von ihm forderte, daß er ihr nämlich geſtatten möchte „von Thür zu Thür betteln zu gehen".[15] Wir ſehen, immer wieder kam Eliſabeth auf den Gedanken zurück den das Franziskanerthum in ihr wachgerufen hatte: ſie wollte ein Leben der freiwilligen Armuth und der Erniedrigung führen. Und als Konrad mit Entſchiedenheit ihr dieſe Bitte abſchlug, erwiderte ſie „So werde ich das thun, woran ihr mich nicht hindern könnt." Sie trat in den ſogenannten dritten Orden, den Franciscus von Aſſiſi 1221 für die weltlichen Laien geſtiftet hatte; es war nicht ganz das, wovon ſie träumte, aber es entſprach ihrem Lebensideal noch am meiſten. Am Charfreitag des Jahres 1228 leiſtete ſie in der Kapelle der Franziskaner zu Eiſenach vor Konrad und den Mönchen das Gelübde; hier entſagte ſie ihren Eltern und Kindern, ihrem eigenen Willen und aller weltlichen Herrlichkeit, und wieder wollte ſie ſich zu ſteter Armuth verpflichten, indem ſie

auch ihrer Mitgift entſagen wollte, allein dagegen erhob Konrad Einſpruch: die Fürſtin durfte keine Bettlerin werden. Wir können nur annehmen, daß es Rückſichten auf die landgräfliche Familie geweſen ſind, welche den glaubenseifrigen Mann zu dieſem Einſchreiten beſtimmten, obwohl er ſelbſt ſeinen Schritt mit dem Hinweis auf die Schulden ihres verſtorbenen Ehegatten und auf das Gute, welches ſich mit dem Gelde den Armen erweiſen ließ, ſpäter begründet hat. Da er aber einſah, daß Eliſabeths ganze Seele an dem Ideal des Franziskanerthums hing, war er darauf bedacht ihrem Thun und Treiben wenigſtens einen feſten und feſſelnden Halt zu geben. Während ſie den Sommer auf einem Dorfe in einer ärmlichen Hütte zubrachte, ließ er von einem Theil der ihr von Landgraf Heinrich ausgezahlten Mitgift in Marburg ein Hoſpital errichten und betraute ſie und ihre Mägde mit der Aufgabe ſich dort der Pflege der Kranken zu widmen. Im Winter von 1228/29 trat ſie in das Hoſpital ein; auch der Papſt ſpendete dem Unternehmen ſeinen Segen und ſandte reichen Ablaß für dasſelbe. An dieſem Ort hat nun Eliſabeth die wenigen letzten Jahre, die ihr noch beſchieden waren, verlebt, den Werken der Barmherzigkeit, der Mildthätigkeit und Krankenpflege ſich hingebend, leider aber auch der harten, eifrigen Zucht des Ketzerrichters unterworfen, der ſie mit ſeinen asketiſchen Uebungen quälte und peinigte.

In dieſer ihrer letzten Lebenszeit entwickelte ſich zugleich am deutlichſten, wie wenig das religiöſe Ideal Eliſabeths mit dem des finſteren Ketzerrichters übereinſtimmte. Ihr übermäßiges Wohlthun erſchien dem rauhen Mann als unnütz, nicht als der Beweis eines reinen Glaubens, ſondern als Zeichen müßiger Verſchwendung, und mit harten Strafen ſuchte er ihm entgegenzuwirken. Ihre ſtille, wunderbare Fröhlichkeit, die ſie bei allen ihren Handlungen bewahrte, war ihm noch ein Abglanz weltlicher Freude, und um die Aermſte zu betrüben, entfernte er aus

ihrer Nähe ihre treuen Dienerinnen, an denen ihr Herz hing und von denen ſie ſich nur mit Thränen trennte; an deren Stelle umgab er ſie mit zwei groben, zänkiſchen Weibern, die nach ſeinem eigenen Zeugniß ſie unwirſch und ſchlecht behandelten. Sie mußte die niedrigſten Hausarbeiten, deren ſie doch ungewohnt war, ſelbſt verrichten. Wenn ſie ſein Gebot überſchritten, den Armen vielleicht mehr gegeben hatte, als ihm recht war — und in dieſer letzteren Hinſicht war ſie freilich verſchwenderiſch genug, da ſie an einem Tage einmal einen bedeutenden Theil ihrer Mitgift, 500 Mark Silber, an die Armen vertheilte —, ſo geißelte er ihren Körper mit barbariſchen Schlägen, deren Spuren lange ſichtbar blieben. Aber geduldig ertrug die arme Fürſtin dies alles, arbeitſam waren ihre Tage, ärmlich und dürftig ihre Nahrung, unermüdlich ihre Pflege und Fürſorge für die Kranken. Und es war kein Wunder, daß in ihrer weichen Seele, die ein Opfer des asketiſchen Zwanges jetzt geworden war, ſich allmählich ein ſtrenger, menſchenſcheuer Zug ausbildete. Die Vergangenheit war für ſie abgethan, die Mutterliebe ſelbſt in ihrem Herzen ausgelöſcht, und von einem kranken Knaben, den ſie pflegte, trennte ſie ſich, nur um ihn nicht zu lieb zu gewinnen. Es wird erzählt, ihr Vater, der König von Ungarn, habe, als er von ihrem Loſe hörte, den Verſuch gemacht ſie in die Heimath zurückbringen zu laſſen. Als der ungariſche Geſandte, ein Graf Banſi, ſie in Marburg am Rocken ſitzen ſah, rief er erſtaunt aus: „Hat man jemals eine Königstochter Wolle ſpinnen ſehen!“ Aber ſtandhaft weigerte ſich Eliſabeth dem Rufe ihres Vaters Folge zu leiſten. Wenn unſeren modernen Anſchauungen ein Daſein wie dieſes tief beklagenswerth erſcheint, ſo ergreift uns um ſo mehr die reine gottergebene Frömmigkeit, die ſich in Eliſabeths Charakter ausprägte und in der ſie ſich hoch über die ſtarre asketiſche Geſinnung ihres Lehrers und Meiſters erhob. Es traten in ihr

Züge hervor, durch die ſie ſich unſeren proteſtantiſchen Empfindungen wunderbar nähert und auf die auch der große Reformator, der drei Jahrhunderte nach ihr auf der Wartburg ſaß, mit Freude in ſeinen Tiſchreden hinwies. So zeigte man ihr eines Tages in einem Kloſter reichvergoldete Skulpturen, mit denen die Mönche die Kirche geſchmückt hatten und auf die ſie nicht wenig ſtolz waren. Als Eliſabeth dieſelben ſah, ſchüttelte ſie mißbilligend den Kopf und ſagte zu ihren Begleitern, ſie hätten beſſer gethan ſich mit dem Gold zu kleiden und zu nähren, als die Wände damit zu behängen, denn „dieſe geſchnitzten Bilder ſolltet ihr in eurem Herzen tragen". Ein andermal bot man ihr ein ſchönes Heiligenbild zum Kaufe an, ſie lehnte es aber mit den Worten ab: „Ich bedarf keines ſolchen Bildes, ich trage es in meinem Herzen." In der letzten Zeit ihres Lebens litt ſie häufig an Viſionen und hyſteriſchen Anfällen; ihre körperliche Geſundheit war durch die asketiſchen Maßnahmen Konrads allmählich aufgerieben worden, und wie eine Flamme am trockenen Docht verloſch ihr Leben. In ihrer Todesſtunde war Konrad bei ihr, er hatte ihre letzte Beichte gehört und ihr das Abendmahl ertheilt; ſie ordnete an, daß alles, was ſie noch beſaß, unter die Armen vertheilt werden ſollte, mit Ausnahme ihres grauen Franziskanermantels, in welchem ſie beerdigt zu werden wünſchte. Als ſich Nonnen und Mönche weinend ihrem Lager nahten, rief ſie ihnen den Spruch des Evangeliums zu: „Töchter Jeruſalems, weinet nicht über mich, ſondern weinet über euch!" Keine Erinnerung an ihr früheres Leben als Fürſtin, als Gattin und Mutter beſchlich ihre Todesſtunde; mit frommen Sprüchen auf den Lippen ſchlummerte die Franziskanerin ſanft und friedlich ein (17. November 1231). Sie ſtarb, erſt 24 Jahre alt, vier Jahre nach dem Tode ihres Mannes.

Ihre kurze, irdiſche Laufbahn hat eine breite, lichte Spur hinterlaſſen, ſo hell und ſo leuchtend, daß die geſchichtliche

Forſchung hinter dieſem Glanz den ſterblichen Theil ihrer Menſchlichkeit nur mühſam zu ermitteln vermag. Die Legende und die Tradition haben ihr Leben und ihren Charakter verklärt, aber der Maßſtab, mit dem jene meſſen, iſt nicht mehr der unſrige. Immerdar werden wir in Eliſabeth zuerſt die treue Gattin ihres Fürſten und die mildthätige Mutter ihres Volkes ſehen, die mit raſcher Hand Noth und Elend in ihrem Lande zu ſtillen ſuchte, indem ſie den Weg, welchen die Kirche des Mittelalters zur Löſung der ſozialen Frage empfahl, freudigen Herzens betrat und das Evangelium der Arbeit nicht minder hoch ſtellte wie das der Armuth. Auf dieſem ſchönen Bilde einer mittelalterlichen Frauengeſtalt erkennen wir zugleich mit inniger Theilnahme den trüben Schatten eines ſchmerzlichen Geſchicks; was die katholiſche Kirche als ihr Martyrium bewundert, iſt uns nur tiefen Mitleids würdig. Um aber die Heilige und ihr religiöſes Ideal zu verſtehen, bleibt uns allein die innere Verſenkung in die große Bewegung ihrer Zeit; in dieſer wurzelte ihr Denken und Empfinden, ihr Sinnen und Handeln. Auch das war ihr noch beſchieden, daß ſie, kaum der Erde übergeben, wie noch mit einigen Worten berührt werden muß, mit dem Inhalt ihres Lebens den fanatiſchen Ideen ihres Lehrers und Meiſters dienen mußte.

Wenige Tage, nachdem Eliſabeth geſtorben und beerdigt war, wurde von Wundern erzählt, die an ihrem Grabe geſchehen ſeien. Kranke und Sieche waren dort angeblich geheilt, ja ſelbſt Todte in das Leben zurückgerufen worden. Konrad von Marburg hatte ſich wiederum voll Eifer ſeiner unheimlichen Thätigkeit die Ketzer zu verfolgen und zu beſtrafen gewidmet, als auch zu ihm die Kunde ſolcher Wunderthaten drang. Es war über dem Grabe Eliſabeths eine Kapelle errichtet worden und einige Gläubige hatten zwei Altäre geſtiftet, deren Weihe auf Bitten Konrads der Erzbiſchof von Mainz übernahm; bei

dieſer Gelegenheit hielt Konrad eine Predigt, die viel Volks zuſammenführte, und da die Begeiſterung für die verſtorbene fromme Frau groß war, hielt man ein Verhör aller Zeugen ab, die über die geſchehenen Wunder etwas auszuſagen wußten. Man ſetzte darüber einen Bericht an den Papſt auf, worin die Bitte ausgeſprochen wurde Eliſabeth in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Am merkwürdigſten aber war die Art, wie man dieſe Bitte begründete; klagend hieß es zu Beginn des Berichtes, daß in Deutſchland, wo ſonſt der rechte Glaube zu gedeihen pflegte, der Same der Ketzerei üppig aufgegangen ſei; nun aber habe Chriſtus die Ketzer durch vielfache Qual und Todesart heimgeſucht (eine Anſpielung auf die grauſamen Verfolgungen, denen ſie in jener Zeit ausgeſetzt waren) und vernichte ſie jetzt ſogar auf wunderbare Weiſe, indem er die Wahrheit des Glaubens durch die Wunder der verſtorbenen Landgräfin erweiſe. Und wie dieſer Geſichtspunkt ganz den Anſchauungen des Ketzerrichters entſprach, wie dieſe Worte nur von einem fanatiſchen Ketzerverfolger niedergeſchrieben ſein konnten, ſo auch die Schlußformel, der Papſt möge geruhen „zur Förderung und Hülfe der allgemeinen Kirche und zur Vernichtung der Bosheit der Ketzer" die Verſtorbene in den Katalog der Heiligen einzuſchreiben. Wahrlich, das Seltſamſte war geſchehen, die fromme, barmherzige Landgräfin ſollte aus ihrem Grabe heraus noch die Dienerin und Gehülfin des finſteren Konrad ſein, ſie war ihm nichts als eine Stütze ſeines eigenen Lebenswerkes den Unglauben und die Ungläubigen zu vertilgen. Aber der Gedanke des Ketzerrichters zündete bei dem glaubenseifrigen Gregor IX. mit außerordentlicher Kraft; in den Erlaſſen, die er als Antwort des Berichts nach Deutſchland ſandte,[16] verlangte er für die Heiligſprechung zwar ein ſorgſameres Zeugenverhör, zugleich jedoch ertheilte er dem Marburger Hoſpital alle möglichen Ablaßſpenden und feierte in den kühnſten Bildern des Kurialſtils, wie

ſehr die Ketzerei durch den heiligen Lebenswandel Eliſabeths in ihrer Nichtigkeit und Schädlichkeit getroffen und der heilige Glaube der Gläubigen geſtärkt werde. Dieſen Geſichtspunkt für die Heiligſprechung Eliſabeths gab die Kurie nicht wieder auf; zum Tode getroffen, ſank Konrad am 30. Juli 1233, von einigen Edelleuten unweit von Marburg überfallen, zu Boden, ſeine verhängnißvolle Thätigkeit als Ketzerrichter, die ſo viel Unheil über die Menſchen brachte, war beendet, ohne daß er die Heiligſprechung bewirkt hatte, aber dieſer ſein Gedanke blieb. Als die Brüder vom Deutſchen Orden, welche die Verwaltung des Marburger Hoſpitals in die Hand bekommen hatten, am 1. Juli 1235 die Heiligſprechung der thüringiſchen Landgräfin erreichten, da klang aus der feierlichen Kanoniſationsbulle der Welt das Lob der Heiligen entgegen, welche durch ihre Tugenden den Katholiken den Glauben geſtärkt und über die Ketzer und ihr verwerfliches Dogma Schmach und Verwirrung gebracht habe. So wurde das Andenken der Eliſabeth mit allen Ausſtrahlungen des religiöſen Geiſtes ihrer Zeit — auch mit den verwerflichſten wie vordem mit den idealſten — untrennbar verſchmolzen.

Das Marburger Hoſpital aber blühte und gedieh durch den Ruf ihres Namens in wunderbarer Segensfülle. Den Brüdern vom Deutſchen Orden war es durch Landgraf Konrad, Ludwigs jüngſten Bruder, der ſelbſt in den Orden eintrat, zugewieſen worden, und unter der Verwaltung der praktiſch geſinnten Brüder nahmen der Ort und die Stiftung einen großen Aufſchwung. Aus allen Diözeſen Deutſchlands, von Mainz, Trier, Köln, Bremen, Magdeburg u. ſ. w. her ſtrömten die Gläubigen herbei, um durch die Fürbitte der ehemaligen Landgräfin Heilung von ihren Leiden zu finden oder auch nur, um an ihrem Grabe zu beten. Opfergabe auf Opfergabe wurde geſpendet; ein Zeitgenoſſe, der wenige Jahre nach Eliſabeths

Tode in Marburg war, berichtet ſtaunend, er habe in ſeinem Leben nicht ſo viel Menſchen beiſammen geſehen, wie an jenem Tage in Marburg. Die Heiligſprechung verſtärkte dieſen Zuſtrom, und doch war das großartigſte Schauſpiel, welches der Ort ſah, die Erhebung der Gebeine der Heiligen, als Kaiſer Friedrich II. nach ſeiner Ausſöhnung mit dem Papſt ſelbſt erſchien, um im ſchlichten, grauen Franziskanergewande angeſichts von Tauſenden vor dem geöffneten Sarge niederzuknien. (1. Mai 1236.)

Auch ein Denkmal ſollte dieſe Zeit ihr ſetzen; ſchon war im Jahre vorher von Eliſabeths Schwager, dem neuen Deutſchen Ordensmeiſter Konrad, der Grundſtein zu dem herrlichen Dom in Marburg gelegt worden, der nach fünfzig Jahren (1283) ſeine Vollendung fand. Seine ſchlichten, frühgothiſchen Formen umſchloſſen das Grab der Heiligen, wie ihre gläubige, hingebungsvolle Seele in ſeinen Pfeilern verewigt zu ſein ſcheint. Der Reihe nach kamen die Künſte im Laufe der Jahrhunderte der Heiligen zu huldigen; an die Kraft und Größe des Marburger Doms reicht nichts heran, was ſie geſchaffen haben. Dem Heiligen kann nur das Heilige gerecht werden. Und doch tritt uns die deutſche Frau und Fürſtin um ſo verſtändiger, anziehender und gemüthvoller entgegen, je mehr wir, von frommen und äſthetiſchen Empfindungen uns loslöſend, in das bewegte Leben ihrer Zeit blicken.

Anmerkungen.

[1] Die Elisabeth-Litteratur ist ungemein reichhaltig und buntscheckig; die meisten Biographen der thüringischen Landgräfin bieten jedoch nur eine unkritische Mischung von Legende und Geschichte, so besonders das schwungvoll und poetisch geschriebene Werk: „Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn. Aus dem Französischen des Grafen von Montalambert übersetzt von J. Ph. Städtler, Regensburg, 3. Aufl. 1862", das der Historiker des reichhaltigen Materials wegen nicht übersehen darf. Vom protestantischen Standpunkte aus geschrieben und die bisher einzig kritische Darstellung von dem Leben und der Entwickelung Elisabeths, war die Arbeit von Professor Wegele in Sybels „Hist. Zeitschrift", I. Serie, Bd. V., S. 351 ff. Wegele erhob zuerst die Forderung einer strengen Quellenkritik, die dann durch C. Wencks Untersuchungen über die „Entstehung der Reinhartsbrunner Geschichtsbücher" Halle 1878 angebahnt wurde. In diesen Bahnen halten sich, unabhängig voneinander und doch in den Hauptpunkten zu den gleichen Ergebnissen führend, die sehr gründlich die litterarischen Arbeiten beleuchtende Arbeit von G. Börner: „Zur Kritik der Quellen für die Geschichte der heiligen Elisabeth von Thüringen" (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XIII. Bd. 1888, S. 433—515) und meine Dissertation: „Zur Biographie der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Rostock 1888." Die beiden letzteren Arbeiten ergänzen sich gegenseitig und ihre Ergebnisse sind in der vorliegenden Schrift verarbeitet.

[2] „Der Wartburgkrieg", herausgegeben von K. Simrock. 1858. Die prosaische Bearbeitung der Sage in Dietrichs von Apolda Vita Sanctae Elisabeth I. 1 und in den Annales Reinhardsbrunnenses, herausgegeben von Wegele S. 338 ff. Vergl. die Schriften von Koberstein, Rinne und Jak. Grimm: „Ueber den deutschen Meistergesang", S. 77 ff. — Richard Wagner hat in seinem Operntext an die Stelle der Landgräfin Sophie die heilige Elisabeth und an Stelle Heinrichs von Osterdingen den Tannhäuser der Sage gesetzt, der im Venusberg weilt und dorthin zurückkehrt, da der grünende Stab und die Botschaft des Papstes zu spät ihm nachgesandt werden.

[3] Die Daten über Landgraf Hermann I. von Thüringen und seine Familie sind zusammengestellt von Häutle in einem Aufsatz der Zeitschrift f. thür. Geschichte I. Serie, Bd. V., S. 114 ff. — In dieser Arbeit findet sich die Bemerkung, daß bereits der bekannte Geschichtsforscher Ferd. Wachter (in seiner Thüringischen und obersächsischen Geschichte 1826—30) die hier von mir vertretene Auffassung geltend gemacht hat: „Wachter bestreitet, daß Elisabeth schon als Säugling für Ludwig bestimmt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Elisabeth für Hermann den Erstgeborenen nach Thüringen gebracht worden und sein Tod war es, der sie seinem Bruder Ludwig zuführte."

[4] Es sind uns die Aussagen mehrerer ihrer Mägde über ihr Leben, allerdings in überarbeiteter Form erhalten, (Libellus de dictis quattuor ancillarum etc. bei Mencke Script. rer. Germ. II S. 2007 ff.), und aus diesen Aussagen erfahren wir auch mancherlei über die Jugend Elisabeths, was freilich sehr tendenziös zurechtgestutzt ist.

[5] Diese seltsame und in ihren Erklärungen romanhaft ausgeschmückte Ermordung der ungarischen Königin hat Alfons Huber in seinen „Studien über die Geschichte Ungarns" 1883 kritisch beleuchtet und klargestellt, was sich an der Hand der Quellen darüber überhaupt noch klarstellen läßt.

[6] Sie finden sich sowohl in dem sogenannten Libellus wie bei dem allerdings weit unsichreren Dietrich v. Apolda. Börner verweist sie (a. a. O. S. 453 und 485) im Gegensatz zu meiner Auffassung — ganz und gar in das Gebiet der Fabel. Er erklärt aber auch nicht, wie sie entstehen konnten.

[7] Bei Montalambert-Städtler, die den Cäsarius von Heisterbach in seinen wesentlichsten Mittheilungen abdrucken a. a. O. S. 729 ff. Der erste selbständige Biograph der Heiligen, Dietrich von Apolda, hat auch die Anekdoten über den Landgrafen aus dem Volksmunde gesammelt. Daraus sind sie übergegangen in die Annales Reinhardsbrunnenses und in das Deutsche „Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen von Thüringen" von Fr. Köditz von Salfeld (aus dem ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts stammend).

[8] „Die Denkwürdigkeiten (1207—38) des Minoriten Jordanus von Giano", herausg. von G. Voigt — (Abhandlungen der königl. sächs. Gesellsch. der Wissensch. Hist.-phil. Kl. Bd. 5, S. 423 ff.) sind mit die wichtigste Quelle für die Geschichte des Franziskanerthums in Deutschland und auch für die Biographie der heiligen Elisabeth von hohem Interesse. Vergl. über sie W. Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen" 5. Aufl. Bd. 2, S. 337.

[9] Ueber Konrad von Marburg, vergl. Henke „Konrad von Marburg" 1854; B. Kaltner, „Konrad von Marburg und die Inquisition in Deutsch.

land" 1882; A. Hausrath, „Der Ketzerrichter von Marburg" 1861 (neuer Abdruck in den „Kleineren Schriften" 1881).

[10] Wohl eine der ersten dramatischen Aufführungen, von denen die Litteraturgeschichte weiß. „Es war so," erzählt Cäsarius von Heisterbach, „als ob man es mit Augen gesehen hätte." Das Schauspiel wurde zweimal aufgeführt.

[11] Der plötzliche Tod des Landgrafen hat den Chronisten zu der unerwiesenen und unbegründeten Behauptung Anlaß gegeben, der Landgraf sei vergiftet worden.

[12] Die quellenkritischen Beweise dafür, daß die Landgräfin unmöglich von der Wartburg verstoßen worden sein kann, finden sich bei Börner a. a. O. S. 454 ff. und in meiner oben genannten Schrift S. 65 ff. Die Argumente, die in beiden Arbeiten geltend gemacht worden, sind zum Theil verschieden, so daß sie die Gewißheit des Ergebnisses verstärken. — In dem Folgenden schildere ich die Vorgänge genau nach den Quellen, aber ich setze den inneren Zusammenhang ein, den wir in diesen letzteren entweder gar nicht oder anders geartet finden. Hinsichtlich der Begründung muß ich auf meine genannte Schrift verweisen.

[13] „Si possem eum habere, pro toto mundo eum acciperem, semper secum mendicatura." Libellus bei Mencke II., S. 2021.

[14] In seinem Briefe über das Leben Elisabeths an den Papst ein Jahr nach ihrem Tode. Wyß: Hessisches Urkundenbuch Nr. 34.

[15] „Ipsa ad summam tendens perfectionem, utrum in reclusorio vel in claustro vel in quo alio statu magis posset mereri me consultans, hoc tandem in animo suo resedit, quod cum multis lacrimis a me poposcit, ut eam permitterem ostiatim mendicare."

[16] Börner a. a. O. S. 435 nimmt an, daß dieser erste Wunderbericht gar nicht nach Rom gekommen sei, aber er übersieht, daß der Papst in seinen Erlassen, wie hier angegeben, auf das Schreiben eingeht.

Weſtfäliſche Kohlenformation.

Von

Dr. Karl Liſt
in Oldenburg (Großh.).

Mit ſechs Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Länger als ein Jahr hat das rheiniſch-weſtfäliſche Kohlengebiet die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, als in ihm unter den Bergarbeitern die Bewegung ausgebrochen war, die immer höhere Wellen ſchlug, ſo daß ſie bis an die Stufen des Thrones gelangten. Jetzt, wo dort Ruhe zurückgekehrt iſt, ſind auch die Zuſtände der weſtfäliſchen Bergwerksbevölkerung in den Hintergrund der politiſchen Intereſſen getreten;* für Manchen aber, welcher ſich bisher nur wenig darum kümmerte, hat die Frucht des weſtfäliſchen Bergbaues, die Steinkohle, eine größere Bedeutung gewonnen, indem er zu der Erkenntniß geführt werden mußte, daß dieſelbe eine der wichtigſten Grundlagen des jetzigen Kulturlebens bildet.

Wir Alle haben eingeſehen, daß eine Störung im Kohlenhandel große Unannehmlichkeiten zur Folge hat, indem ſie das Material vertheuert, welches wir gebrauchen, um unſere Häuſer zu erwärmen und mit Gas zu beleuchten. Es iſt aber auch Jedem klar geworden, wie eine Stockung in der Verſorgung mit Steinkohlen unſere Geſamtinduſtrie lähmt und hierdurch der bürgerlichen Geſellſchaft unheilvoll werden kann. Erwünſcht dürften deshalb Vielen auch Mittheilungen über die Art und Weiſe ſein, wie die Natur uns dieſe unſchätzbare Gabe darbietet. Gerade die weſtfäliſche Kohlenformation zeigt aber auch in dieſer

* Dieſer Arbeit liegt ein Anfang vorigen Jahres gehaltener Vortrag zu Grunde.

Beziehung ſo vieles Intereſſante, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, ſich eingehend mit ihr zu beſchäftigen, wie es im folgenden geſchehen ſoll.

Das weſtfäliſche Steinkohlengebiet nimmt unter den übrigen des europäiſchen Kontinents in Bezug auf Größe der Produktion und Anzahl der in ihm beſchäftigten Bergleute den erſten Rang ein. Uebertroffen wird es hierin nur von dem engliſchen in Durham und von dem in Pennſylvanien. Im Jahre 1889 wurden nach den Mittheilungen des Oberbergamts Dortmund, welches die Kohlengruben auf der rechten Seite des Rheins umfaßt, 33 702 266 Tonnen (= 674 043 320 Zentner) Kohlen gefördert und 114 692 Arbeiter beſchäftigt. Um die Größe dieſer Produktion uns zu veranſchaulichen, wollen wir bedenken, daß eine metriſche Tonne Steinkohlen etwa den Raum von einem Kubikmeter einnimmt. Jene 33½ Millionen Tonnen würden mithin ausreichen, um eine Fläche von 33½ Quadratkilometer einen Meter hoch zu bedecken oder rings um die Erdkugel einen Reif von einem Meter Breite und faſt 99 Centimeter Höhe zu legen. Auf einem Platze mit einer Oberfläche von hundert Meter im Quadrat aufgethürmt, bilden ſie eine ſenkrechte Säule von 3350 Meter Höhe, welche alſo mehr als zehnmal ſo hoch wie der Eifelthurm iſt, und, wenn ſie in München errichtet würde, die Höhe der Zugſpitze, des höchſten deutſchen Berges, um ein Viertel überragen oder bei Interlaken am Ufer des Thuner Sees nur wenig unter dem Gipfel der Jungfrau zurückbleiben würde. (Zum Vergleich ſei bemerkt, daß im Jahre 1882 die Kohlenproduktion von England 160 Millionen Tonnen betrug, die von Nordamerika 88 Millionen, von ganz Deutſchland 65 Millionen, von Weſtfalen allein 25 750 000.) Dies Verhältniß dürfte gegenwärtig nicht weſentlich anders ſein. Die Kohlenförderung Weſtfalens befindet ſich in fortwährendem Zunehmen; ſeit 1850, alſo ſeit der Einführung der Eiſenbahnen,

iſt ſie etwa verzehnfacht.[1] Es möge nur noch bemerkt werden, daß ſich aus den Ziffern, welche über die Bergwerksſtatiſtik des weſtfäliſchen Kohlenbeckens veröffentlicht ſind, ergiebt, daß die Größe der Förderung in bedeutend ſtärkerem Verhältniß, wie die Anzahl der Bergleute gewachſen iſt. Im erſten Vierteljahr 1890 erreichte ſie 9032158 Tonnen. — Wir wollen aber nicht länger bei den ſtatiſtiſchen Angaben über den weſtfäliſchen Bergbau verweilen, denn, ſo wichtig dieſelben auch für die Volkswirthſchaft

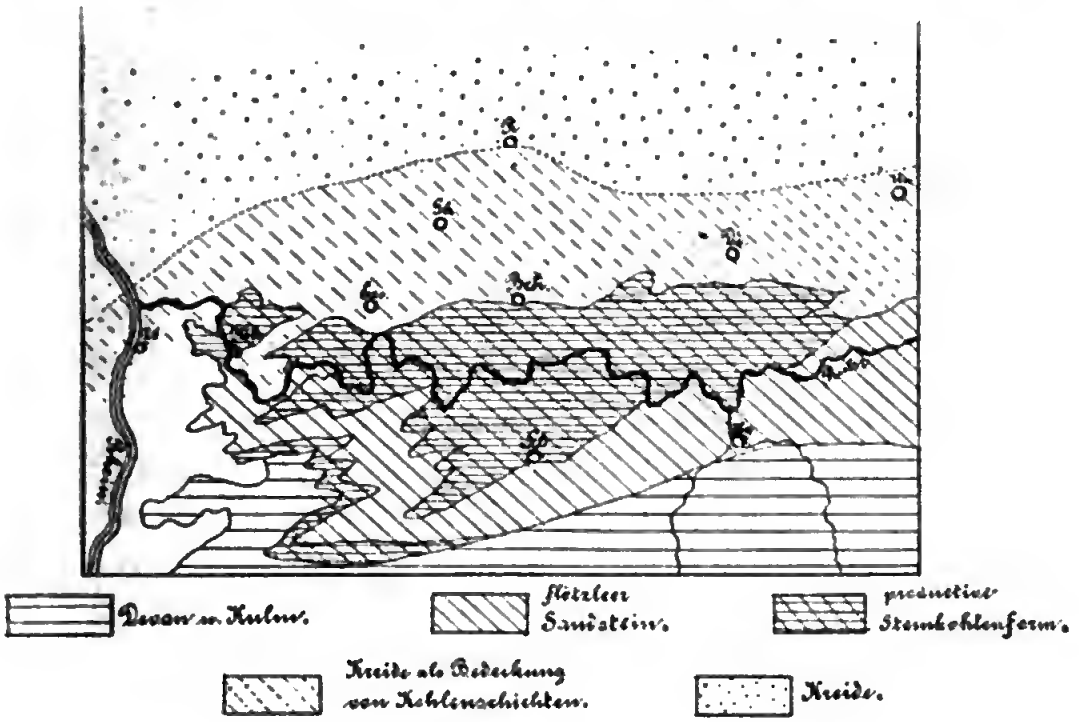


Fig. 1.

ſind, ſo bietet doch das Vorkommen der Steinkohlenformation im geologiſchen Sinne noch größeres, allgemeines Intereſſe.

Wenn wir, um uns über das Vorkommen der Steinkohle in Weſtfalen zu belehren, die geologiſche Karte betrachten und aufſuchen, wo auf ihr am rechten Ufer des Rheines die Steinkohlenformation angegeben iſt, ſo finden wir, daß dieſe einen Streifen bildet, welcher nach Norden von einer Linie begrenzt wird, die in beinahe weſtöſtlicher Richtung, von Mülheim a. d. Ruhr

ausgehend, an Eſſen, Bochum, Dortmund vorüber, bis über Unna hinausverläuft, während ſeine ſüdliche Begrenzung von Elberfeld aus der bergiſch-märkiſchen Bahn bis Hagen und dann dem Thal der oberen Ruhr folgt, wo er ſich weiter ausbreitet (Fig. 1.). Hiermit iſt aber keineswegs ausgeſprochen, daß innerhalb dieſer Grenzen durch den Bergbau Steinkohlen wirklich gewonnen werden können; die Karte giebt ja nur an, wo die Steinkohlenformation im geologiſchen Sinne zu Tage geht, d. h. wo die Schichten derjenigen Formation unbedeckt an der Oberfläche liegen, welche das dritte Stockwerk im Aufbau des uns zugänglichen Theiles des Erdkörpers bilden. Aber nur in der oberen Abtheilung der Steinkohlenformation ſind Steinkohlenflötze abgelagert, während die untere aus maſſigen Sandſteinen beſteht, welche nur hier und da Abdrücke von Pflanzentheilen enthalten. Gegen Weſten findet ſich dieſer „flötzleere Sandſtein" nur am ſüdlichen Rande, als Grenze gegen die Devonformation, breitet ſich aber im Oſten immer mehr aus und verdrängt ſchließlich völlig die Kohle führenden Schichten. So kommt es, daß etwa die Hälfte des ganzen Terrains, welches auf der geologiſchen Karte als der „Steinkohlenformation" angehörend bezeichnet iſt, keine Kohlen liefert. Das Widerſinnige dieſer Bezeichnung verſchwindet, wenn man die genetiſche Beziehung feſthält, in welcher die beiden Abtheilungen der Kohlenformation ſtehen. Ueberall, wo der flötzleere Sandſtein in Berührung mit Kohle führenden Schichten vorkommt, findet man dieſe über ihn gelagert; ſie ſind alſo ſpäter entſtanden, und zwar iſt in dem flötzleeren Sandſtein uns der ſandige Boden des Meeres erhalten, an deſſen ſumpfigem Uferrande die Pflanzen-Vegetation wucherte, welche dann, wiederholt mit Schlammſchichten oder Sand bedeckt, im Laufe der Jahrtauſende in Steinkohle umgewandelt wurde. Aus den Ablagerungen von Sand und Schlamm ſind Sandſteine und Schiefer entſtanden; in letzterem finden wir die bekannten ſchönen Pflanzen-

abdrücke. Neben der wiſſenſchaftlichen Bedeutung für die Geologie iſt dieſe Thatſache von hohem, praktiſchem Werth für den Bergbau, da ſie ja die Unmöglichkeit beweiſt, beim Abbau eines Schachtes in der Kohlenformation in größerer Tiefe noch zu Kohlen gelangen zu können, wenn man bis zur Grenze des flötzleeren Sandſteins eingedrungen iſt.

Ein noch größerer Widerſpruch ſcheint darin zu beſtehen, daß auf der geologiſchen Karte gerade diejenigen Orte, welche als Mittelpunkte des Kohlenbergbaues bekannt ſind: Eſſen, Bochum, Dortmund, jenſeits der Grenze der Kohlenformation liegen; ja die Gegend von Gelſenkirchen, welches nicht nur jetzt durch den Aufſtand der Bergleute allgemein bekannt geworden iſt, ſondern auch durch die Höhe der ſtatiſtiſchen Ziffern der dortigen Gruben alle übrigen übertrifft, liegt gänzlich außerhalb der Kohlenformation auf dem angrenzenden Gebiete der Kreide.[2] Auch nach Weſten geht der Kohlenbergbau weit über das Steinkohlengebiet der Karte hinaus. Bei Homberg, gegenüber von Duisburg, liegt die Zeche Rheinpreußen, eine der ergiebigſten des ganzen Reviers, und noch weiter weſtlich bei Bluyn, unweit Mörs, hat man das Vorkommen von Kohlenflötzen in der Tiefe feſtgeſtellt, 24 Kilometer von der Grenze der Kohlenformation auf der Karte entfernt.

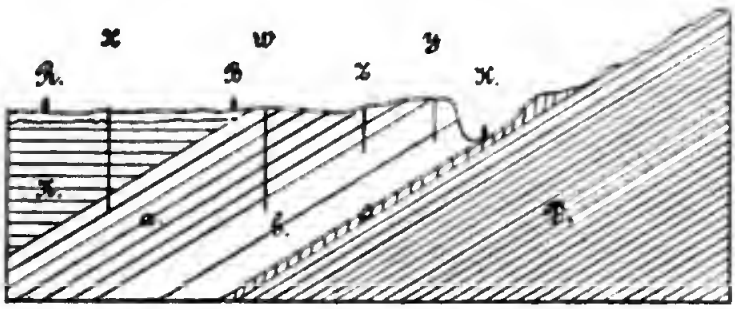
Die Erklärung für dieſe Verhältniſſe werden wir finden, wenn wir erkennen, auf welche Weiſe unſere Kohlenformation den anderen Formationen eingelagert iſt. Die geologiſche Karte kann uns hier nur gewiſſermaßen als Grundriß dienen. Sie zeigt uns nur, daß unſere Kohlenformation zwiſchen der Kreide- und der devoniſchen Formation liegt, jenem Komplexe von Schichten, welche die obere Abtheilung derjenigen Maſſen bildet, welche während der zweiten Periode der Erdbildung aus dem Meere abgelagert ſind und das ganze Gebirgsland am rechten Rheinufer und am linken von Koblenz bis Bingen zuſammenſetzen.

Zur beſſeren Ueberſicht möge die nachſtehende Zuſammenſtellung der geologiſchen Formationen dienen, wie ſie nacheinander in den Hauptperioden der Erdbildung entſtanden ſind. Die älteſten ſind, ihrer Lage entſprechend, unten angeſtellt.

10. Alluvium
9. Diluvium
8. Tertiärformation
7. Kreideformation
6. Juraformation
5. Trias:
   a. Keuper
   b. Muſchelkalk
   c. Buntſandſtein
4. Dyas
3. Steinkohlenformation:
   a. produktives Kohlengebirge
   b. flötzleerer Sandſtein
   c. Kulm
2. Devon- und Silurformation
1. Urſchieferformation.

Auf welche Weiſe aber die Kohlenformation zwiſchen dem rheiniſchen Devon- und der Kreideformation eingelagert iſt, kann uns nur ein Aufriß zeigen, eine Profilzeichnung, wie ſie uns eine ſenkrecht durch die Schichten geführte Schnittfläche bietet. (Fig 2.) Das Material zu einer ſolchen iſt in reichlicher Menge vorhanden. Auf dem Grenzgebiete von Devon- und Kohlenformation findet ſich leicht Gelegenheit, in Einſchnitten von Fahrwegen und Eiſenbahnen zu ſehen, daß die Schichten von beiden Formationen eine übereinſtimmende Neigung nach Norden beſitzen oder, in der Bergmannsſprache, dasſelbe nördliche „Einfallen" haben. Ein durch die drei benachbarten Formationen in der Richtung des Einfallens geführter Schnitt würde uns zeigen, daß die Kohlenformation mit ihrer unterſten Abtheilung, dem flötzleeren Sandſteine, und Kulm auf den oberſten Schichten des Devons ruht, während an der nördlichen Grenze die oberſte kohleführende Schicht unter der Kreide liegt, und daß mithin die ganze Kohlenformation nach Norden zu unter die Kreide in unbekannte Tiefen niedergeht. — Die Kreideformation ſelbſt hat nicht die geneigte Schichtenlage der Devon- und Kohlenformation, ſondern iſt der letzteren horizontal angelagert.

Der Raum auf der Erdoberfläche, welcher von dem Kohlenbergbau in Anſpruch genommen wird, bildet ein beinahe rhombiſches Viereck, deſſen längere Diagonale nach Nordoſten verläuft (Fig. 1), und deſſen äußerſte Punkte bei Mörs, Recklinghauſen, Hamm und Elberfeld liegen. Von den vier Theilen, in welche daſſelbe durch ſeine Diagonalen zerlegt wird, enthalten drei an der Oberfläche Gebilde der Kreideformation, unter welchen erſt in mehr oder weniger großer Tiefe die Kohlenflötze liegen. Nur in dem ſüdöſtlichen Theile des Reviers treten die kohlenführenden



D: Devon. a: productives Steinkohlengebirge.
b: flötzleerer Sandstein.
c: Kulm.
K: Kreide.
R: Recklinghausen. B: Bochum. H: Hagen.

Fig. 2.

Schichten zu Tage; die nördliche Grenze desſelben fällt in die weſtöſtliche Diagonale des Vierecks und geht, wie wir ſchon früher geſehen haben, von Mülheim a. d. Ruhr aus an Eſſen und Bochum vorbei über Dortmund nach Unna. Die ſüdöſtliche Seite ſcheidet die kohleführenden Schichten vom flötzleeren Sandſtein, der mit dem Kulm nach Oſten hin der alleinige Vertreter der weſtfäliſchen Kohlenformation bleibt. Der Flächenraum, welchen das produktive Kohlengebirge an der Oberfläche einnimmt, beträgt ungefähr 400 Quadratkilometer, d. h. etwa nur ein Viertel des von der Kreide überlagerten Betriebfeldes.

In geologiſcher Beziehung ergiebt ſich aus allem dieſen für die weſtfäliſche Kohlenformation, daß ſich ihre Schichten unmittelbar auf diejenigen des Devons ablagerten, als dieſe ſich noch in der horizontalen Lage befanden, welche ſie als ſedimentäre Meeresbildung urſprünglich gehabt haben müſſen. Während dieſer ganzen Zeit alſo iſt hier die normale Entwickelung des Erdkörpers durch keine gewaltſame Kataſtrophe geſtört worden. Erſt, nachdem die oberſten Schichten der Kohlenformation fertig gebildet waren, ſind beide Schichtenſyſteme in ihre gegenwärtige geneigte Lage gebracht worden, ſei es durch eine Hebung im Süden, oder durch eine Senkung im Norden. Hierbei iſt zugleich die oberſte Schicht der Kohlenformation über das Niveau des Urmeeres gehoben und bildete nun den Uferrand des Feſtlandes während der drei folgenden Perioden der Erdbildung, in welchen ſich in anderen Gegenden die Schichten der Dyas und die gewaltigen Maſſen der Trias- und Juraformation aus dem Meere abgelagert haben. Der ſüdliche Theil unſeres Gebietes iſt auch noch während der letzten Perioden — der Kreide-, Tertiär- und Diluvialzeit — unbedeckt geblieben; dagegen muß der größte Theil der Kohlenformation bis an die oft erwähnte Kreidegrenze noch einmal in der Kreidezeit vom Meere bedeckt worden ſein, ſo daß ſich an den ein flach abfallendes Ufer bildenden Schichten der Kohlenformation die ſedimentären Bildungen ablagern konnten, welche jetzt mit horizontaler Schichtung die Kohlenformation bedecken, nachdem das Meer nach ihrer Abſcheidung allmählich immer weiter nach Norden zurückgetreten iſt, hinter ſich die örtlichen Ablagerungen der Tertiärperioden und die Diluvialgebilde zurücklaſſend. —

Wie großen Einfluß aber dieſe Verhältniſſe auf den Ber bau haben müſſen, liegt auf der Hand; ſie ſind es, welche verurſacht haben, daß derſelbe ſich ſo weit über das Terrain ausgebreitet hat, welches nördlich von der äußerlichen Grenze

der Kohlen- gegen die Kreideformation liegt. Man braucht hier ja nicht zu fürchten, bei Bohrverſuchen, die in den Mergeln der Kreideformation beginnen, nur immer tiefer in die Kreide zu gerathen; man iſt vielmehr ſicher, ſchließlich auf die Kohlenformation und in ihr auf Kohlenflötze ſtoßen zu müſſen (Fig. 2.). Im Gegenſatz hierzu muß dieſe Hoffnung da aufgegeben werden, wo am ſüdlichen Rande unſeres Gebietes ſich unter der erſten Bodendecke flötzleerer Sandſtein zeigt; (J Fig. 2.); denn unter dieſem liegt ja nur „Kulm- und Grauwacke", d. h. die devoniſche Formation, in welcher ebenfalls keine Kohle vorkommt. — So kommt es, daß die Flötz- und Bergwerkskarte für Rheinland und Weſtfalen in ihrer nördlichen Hälfte jenſeits der als „Mergelgrenze" bezeichneten Grenze der Steinkohlenformation ebenfalls noch mit Grubenfeldern ausgefüllt iſt, welche zwar zum Theil noch „projektirte" ſind, d. h. ſolche, in welchen eigentlicher Bergbau noch nicht betrieben wird, denen aber eine Zukunft inſofern ſicher iſt als die Rentabilität des Bergbaues in ihnen hauptſächlich von den Fragen abhängt, ob die Förderung der Kohlen aus ſo großen Tiefen lohnend genug, ob die Maſchinenkraft im ſtande ſein wird, die Waſſermaſſen der Tiefe zu bewältigen u. ſ. w.

Wir dürfen nicht unterlaſſen, zu erwähnen, daß die Neigung, mit welcher die Kohlenformation unter die Kreide geht, eine nur geringe iſt; ſie beträgt im Durchſchnitt nur 2°, und zwar nach Oſten etwas mehr, nach Weſten etwas weniger. Dennoch hat dieſes zur Folge, daß in den nördlichſten Grubenfeldern die Kohlenformation erſt in ſehr bedeutenden Tiefen erreicht wird. Bei Lünen, am ſüdlichen Ufer der Lippe, iſt ſie in einer Tiefe von 393 m, weiter nordöſtlich bei Mackenberg mit 619 m aufgefunden. Dieſes möchte wohl neben dem von Datteln (586 m) und Speckhorn, nördlich von Recklinghauſen, (343 m) das am weiteſten nach Norden vorgeſchobene Bohrloch ſein und zugleich die größte Tiefe beſitzen. Der nördlichſte, wirklich im

Betriebe befindliche Fundschacht Schlägel und Eisen, südwestlich von Recklinghausen, geht 329 m tief und ist 15 km von der Kreidegrenze entfernt. Im Westen finden wir Fundbohrlöcher weder so weit nach Norden, noch von so großer Tiefe; jenseits des Rheines bei Homberg hat man die Oberfläche des Kohlengebirges bis 155 m, bei Mörs in 169,5 m Tiefe und bei Bluyn, wie schon oben bemerkt, bei 273 m getroffen. — —

Was die Art und Weise des Vorkommens der Kohle selbst betrifft, so braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß die Steinkohle sich von allen Mineralien, welche der Bergbau aus dem Schoße der Erde fördert, in dieser Beziehung unterscheidet. Sie findet sich auch in unserem Revier nicht regellos in Massen von unbestimmter Begrenzung, nicht als Ausfüllung von Spalten oder wie die Erzgänge sich im Gestein verzweigend; sie bildet vielmehr wahre Schichten, welche zwischen Sandstein und Schiefer gleichmäßig eingelagert sind und sich, wie diese, viele Kilometer weit in fast gleichbleibender Mächtigkeit erstrecken. Es möge hier nur angedeutet werden, wie diese Thatsache von höchstem geologischen Interesse ist, indem sie bei dem immer noch nicht endgültig entschiedenen Streite über die Entstehung der Steinkohlen eines der wichtigsten Momente bildet, und wie sie zu Gunsten der Ansicht spricht, daß dieselben, wie vorher bemerkt wurde, das Produkt einer Sumpfvegetation sind, welches auf dem flachen Ufer des Meeres gewachsen und von diesem zu wiederholten Malen mit Schichten von Sand und Schlamm bedeckt ist. In jeder Beziehung von größter Wichtigkeit bleibt, daß selbst dünne Kohlenschichten von nur wenig Centimeter Dicke sich auf Strecken von vielen Quadratmeilen verfolgen lassen. Hierauf stützt sich ja die Ansicht, daß die Schichten der Steinkohlenformation sich ursprünglich auf einem seichten Meeresufer abgesetzt haben. Weit wichtiger für den praktischen Bergbau ist aber, daß man einige sich durch

ihre Mächtigkeit oder die Eigenthümlichkeit der begleitenden Gesteinschichten auszeichnende Flötze durch die ganze Erstreckung des Gebietes, soweit es aufgeschlossen ist, hat verfolgen können. Sie sind „Leitflötze" genannt, weil sie uns den willkommenen Anhalt bieten, uns darüber zu orientiren, in welcher Region des gesamten Schichtenaufbaues wir uns befinden. Da der Bergmann die verschiedenen Flötze, welche eine Zeche abbaut, mit Namen (oder Nummern) zu bezeichnen gewohnt ist, so hat natürlich ursprünglich dasselbe Leitflötz auf verschiedenen Gruben auch verschiedene Namen geführt, bis man infolge sorgfältiger Untersuchungen die Zusammengehörigkeit der an verschiedenen Stellen aufgefundenen Theile erkannte und einen einzigen Namen einführte. Auch jetzt noch findet man für die drei ältesten Leitflötze neben dem eigentlich offiziellen Namen noch einen zweiten vielfach im Gebrauch. Man hat jetzt übereinstimmend fünf Leitflötze angenommen: Hundsnocken (Mausegatt), Sonnenschein (Dickebank), Röttgersbank (Diomedes), Katharina und Nordstern. Die beiden letzten sind erst in neuerer Zeit aufgestellt, seitdem die am meisten nach Norden vorgerückten Zechen die oberste Flötzpartie besser aufgeschlossen haben.

Die Gesamt-Mächtigkeit des durch den Bergbau aufgeschlossenen Steinkohlengebirges, also der Gesteinsschichten einschließlich der zwischen denselben gelagerten Flötze, wird zu etwa 2500 m angegeben. Die Mächtigkeit der darin enthaltenen Kohlenflötze ist sehr verschieden: von 5 m des Flötzes Sonnenschein fällt sie in den nicht bauwürdigen Flötzen auf 8 oder noch weniger Centimeter. Es sind 90 bauwürdige Flötze, d. h. solche, welche eine Mächtigkeit von mehr als 50 cm haben, vorhanden; diese besitzen zusammen eine Mächtigkeit von 87 m. Hiernach würde sich die durchschnittliche Mächtigkeit der bauwürdigen Flötze zu 97,8 cm oder etwa 1 Meter ergeben. (Hierbei muß bemerkt werden, daß die Flötze von so großer

Mächtigkeit durch eingelagerte Streifen von „Zwischenmitteln“ in mehrere Bänke getheilt sind; z. B. in ver. Carlsglück bei Bochum hat Flötz Nr. 0 eine ganze Mächtigkeit von 696 cm, enthält aber drei Zwischenmittel von zusammen 140 cm Mächtigkeit. Vergl. Schultz in Festschrift zur Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Dortmund 1883.)

Nachdem diese beiden Thatsachen — das nördliche Einfallen der gesamten Kohlenformation unter die Kreide und die gleichmäßige Ausbreitung der Kohlenflötze über weite Strecken — festgestellt worden sind, scheint es dem Bergbau möglich zu sein, durch einfache Berechnung auf jedem Punkte des Kohlengebietes zu finden, in welcher Tiefe unter der Oberfläche die Kohlenflötze angetroffen werden müssen. Die schematische Durchschnittszeichnung (Fig. 2.) läßt zugleich erkennen, daß unter diesen Umständen in der südlichsten Zone des offenen Kohlengebietes nur die unteren Leitflötzes, in der nördlichen Zone jenseits der Kreidegrenze dagegen beim Abteufen eines Schachtes sämtliche Flötze nacheinander angetroffen werden (W) können. Hierbei ist aber angenommen, daß die Schichten und Flötze vollkommen gerade verlaufen, d. h. daß ihre Begrenzungen vollkommen ebene Flächen bilden, wie solches infolge ihrer Entstehung als Absätze aus dem Wasser ursprünglich der Fall gewesen sein muß. Diese Voraussetzung ist jedoch keineswegs erfüllt; auf zweierlei Weise ist vielmehr die normale Lage der Schichten verändert worden. Durch die vielfältigen Beobachtungen auf den verschiedenen Gruben ist reichliches Material geliefert, um uns ein genaues Bild von den architektonischen Verhältnissen unserer Kohlenformation entwerfen zu können. Ein solches war den Besuchern der Gewerbeausstellung in Düsseldorf im Jahre 1881 in drei großen Profil-Zeichnungen geboten, welche sich einem Jeden bemerklich machten, indem sie fast die ganze Breite des Gebäudes einnahmen, so daß zwei von ihnen den Raum abgrenzten, welcher

der Kollektiv-Ausstellung des Vereins für bergbauliche Interessen in Dortmund und Essen und der „Westfälischen Bergwerkskasse zu Bochum" angewiesen war. Sie waren in solchem Maßstabe ausgeführt, daß sie schon in großer Entfernung die allgemeinen Verhältnisse der westfälischen Kohlenformation, sowie viele ihrer merkwürdigsten Einzelheiten erkennen ließen. Die lehrreichste dieser Zeichnungen ist in kleinerem Maßstabe durch Lichtdruck vervielfältigt worden und kann als Illustration bei Vorträgen benutzt werden, da sie bei ihrer noch immer ansehnlichen Länge von mehr als $1^1/_2$ m noch alle Einzelheiten gut erkennen läßt. Fig. 3 ist eine nach ihr, mit Benutzung der Bergwerks- und Hüttenkarte des Oberbergamtbezirks Dortmund, G. D. Bädecker, Essen — angefertigte Skizze, die nur das Wesentlichste der größeren Zeichnungen wiedergiebt. Sie ist ein Durchschnitt durch die ganze Kohlenformation, soweit sie durch den Bergbau bekannt ist, und geht durch Recklinghausen und Bochum bis Sprockhövel, unweit der südlichen Grenze, also senkrecht gegen die letztere.

Die Profile zeigen schon dem ersten Blick, daß das Schichtensystem unserer Kohlenformation wellenförmig gebogen ist in der Weise, welche als Mulden- und Sattelbildung bezeichnet wird. Durch einen von Norden oder Süden wirkenden Seitendruck ist der ganze Schichten-Komplex in sich zusammengedrängt, — ähnlich, wie eine Raupe oder Schlange sich in in einer Wellenlinie zusammenzieht, oder wie ein Stück Tuch in wellenförmige Falten zusammengelegt wird. Die Höhenlinien der Erhebungen, d. h. der Sättel, und die Richtungslinien der Thäler oder Mulden verlaufen ungefähr von Westen nach Osten parallel mit der Grenze der Devonformation. Es lassen sich im ganzen vier Hauptmulden unterscheiden, die aber in sich viele kleine Faltenbildungen enthalten (die sog. Spezialmulden). Die Hauptmulden werden seit langer Zeit als die Wittener, Bochumer, Essener und Duisburger oder Emscher Hauptmulden

unterſchieden, während man die drei Hauptſättel, welche ſie von einander trennen, als die von Hattingen, Wattenſcheid und Speldorf bezeichnet. — Wir wollen nicht verſäumen, darauf aufmerkſam zu machen, daß in unſerem Kohlenrevier die Sättel und Mulden nicht etwa an der Oberfläche als Berg- und Thalbildung hervortreten, wie wir ſolches in anderen Gegenden — z. B. bei der Reiſe durch die nördliche Schweiz — ſo entſchieden an der Falten-

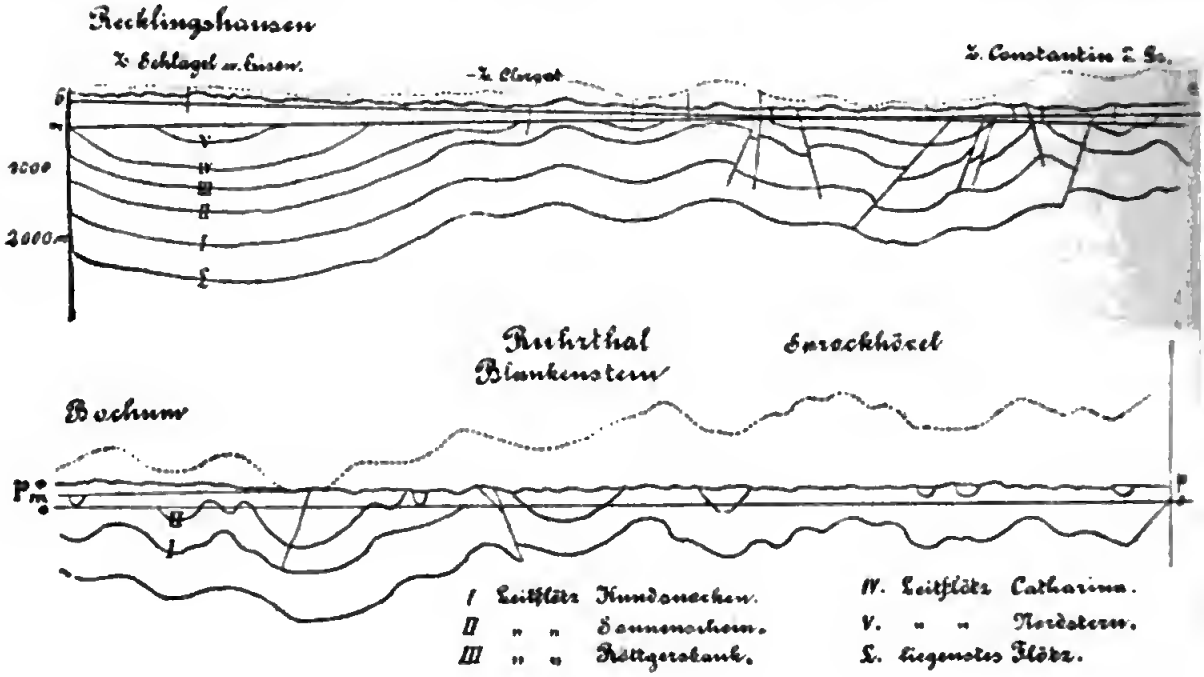


Fig. 3.

bildung der Juraformation ſehen können, da dort die Eiſenbahn durch mehrere von Sätteln gebildete Hügelreihen führt, welche mehrfache Thalüberbrückungen und Tunnels nöthig machten.[3] Die Faltenbildung der weſtfäliſchen Kohlenformation iſt im Laufe der Jahrtauſende an der Oberfläche verwiſcht; die Erhebungen der Sättel ſind weggewaſchen und die Vertiefungen ausgefüllt, ſo daß das gegenwärtige Relief keineswegs mit dem Verlauf der Schichten im Innern übereinſtimmt. Nicht einmal mit den hydrographiſchen Verhältniſſen ſteht die Muldenbildung

im Zuſammenhang; das Ruhrthal z. B. verläuft bei Witten ſenkrecht gegen die Hauptmulde, und zwiſchen Hattingen und Steele geht die Ruhr rechtwinklig ſowohl gegen den Hauptſattel von Hattingen, als gegen die Bochumer Hauptmulde. In den älteren Schichten unterhalb des produktiven Kohlengebirges findet ſich dieſe Muldenbildung nicht; ſie zeigen, wie oben erwähnt, im allgemeinen bloß ein gleichmäßiges Einfallen nach Norden. Nur an einzelnen Oertlichkeiten finden ſich ähnliche Biegungen der Schichten, welche zuweilen ſehr lehrreiche Aufſchlüſſe bieten, z. B. in dem Eiſenbahndurchſchnitt, durch welchen die Volmebahn ſogleich nach dem Austritte aus dem Bahnhofe

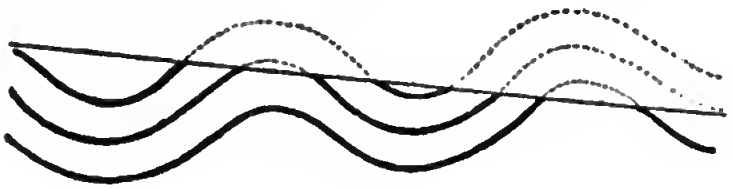


Fig. 4.

Hagen führt. — Da nun der ganze Schichten-Komplex des Steinkohlengebirges an dem nördlichen Einfallen der älteren Schichten einſchließlich des Devon theilnimmt, ſo ergiebt ſich daß die Hebung (oder Senkung? S 10) erfolgt iſt, als die Einwirkung des Druckes ſchon ſtattgefunden hatte, welche die Muldenbildung hervorbrachte.

Aber auf die Mulden- und Sattelbildung beſchränkt ſich nicht die Unregelmäßigkeit in der Lage der Schichten. Infolge der Biegung ſind dieſelben häufig zerriſſen und die von einander getrennten Stücke in verſchiedene Niveaus gebracht; mehrfach iſt ein ganzer Schichten-Komplex in einen ſich öffnenden Spalt geſtürzt, ſo daß man nun beim Verfolgen des Verlaufes einer beſtimmten Schicht, bezw. beim regelmäßigen Abbau eines Kohlenflötzes dieſes plötzlich abbrechen ſieht und die Fortſetzung beträchtlich viel höher oder tiefer auffindet. So ſind z. B. bei

der Zeche Konſtantin der Große bei Bochum ſämtliche Schichten abgebrochen und finden ihre Fortſetzung erſt in einem um etwa 200 m verſchiedenen Niveau. Fig. 5 giebt uns hiervon ein genaues Bild, im Maßſtabe der durch Lichtdruck angefertigten Profilzeichnung.

Wie große Schwierigkeiten dieſe Störungen der Regelmäßigkeit, welche im allgemeinen Verwerfungen genannt

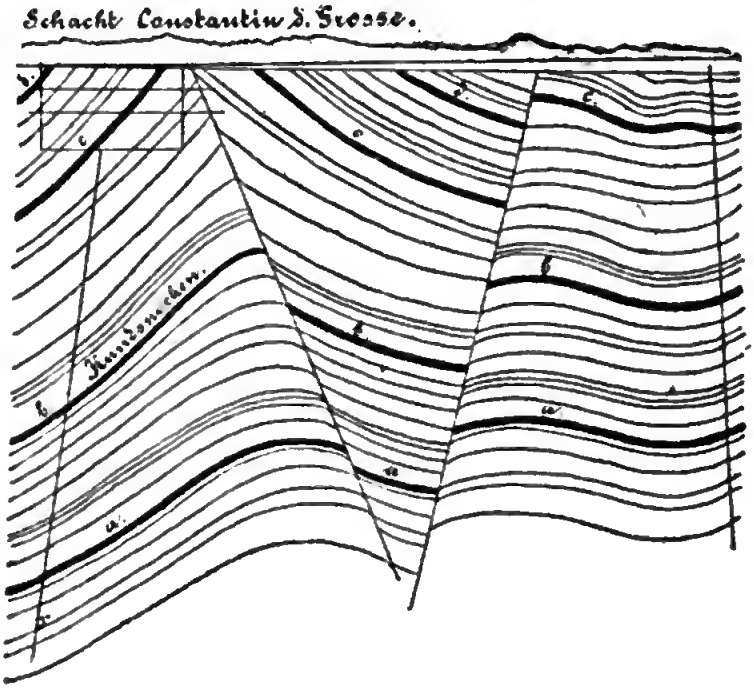


Fig. 5.

werden, dem Bergbau bereiten, liegt auf der Hand. Die Bergbaukunde hat dieſelben jedoch glänzend überwunden; ſie hat für alle Fälle die Regeln feſtgeſtellt, wie der Bergmann die Fortſetzung des Flötzes aufzuſuchen hat, mag die Störung ein „Sprung“ (Fig. 6a.) (die Verwerfung im engeren Sinne) oder eine Verſchiebung (b) („Wechſel“) ſein, d. h. mag ſich die Fortſetzung im anderen Niveau weiter nach vorwärts oder rückwärts befinden.

Ja, ſo vollſtändig beherrſcht jetzt der Bergmann alle

Schwierigkeiten, welche ihm der Schichtenbau durch seine Unregelmäßigkeiten verursacht, daß er die scheinbare Ungunst der Verhältnisse in ihr Gegentheil umgewandelt hat. Hierauf sich stützend, konnte von Dechen über die Muldenbildung der Flötze im Ruhrgebiete sagen: „Die Mulden und Sättel geben Veranlassung, daß der Kohlenreichthum in dem oberen und dem Bergbaue zugänglichen Teufen in überraschender Weise zusammengedrängt wird, und daß dieselben Kohlenlager in einem großen Flächenraume unmittelbar angegriffen und ausgebeutet werden können. Dabei sind die Falten flach und abgerundet.

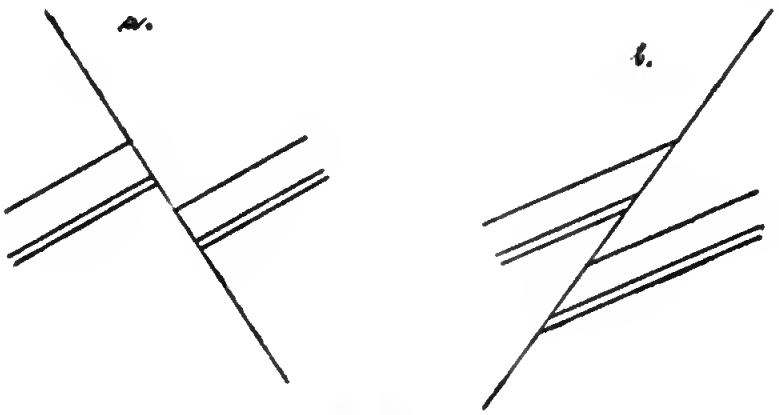


Fig. 6.

Der Einfluß dieser Lagerungsformen auf die industrielle Entwickelung des Ruhrkohlenreviers ist so groß, daß, wenn sie in der Absicht ersonnen werden sollten, um dieser am förderlichsten zu sein, keine anderen gewählt werden könnten." —

In Bezug hierauf sei noch bemerkt, daß die Schichten der Kohlenformation bei Aachen zickzackförmig mit spitzen Winkeln in die Tiefe gehen, während sie im Saarbrückener Revier eine flache Mulde regelmäßig ausfüllen und nur am Rande schwach gebogen sind.

Um einen Rückblick auf die Thatsachen zu gewinnen, welche uns bisher beschäftigten, nämlich:

1. daß die Schichten der weſtfäliſchen Kohlenformation ein nördliches Einfallen haben, und dieſelbe daher nach Norden unter die anſtoßende Kreideformation verläuft,

2. daß die einzelnen Kohlenflötze ſich über weite Strecken gleichmäßig ausbreiten und mit Hülfe der Leitflötze an den verſchiedenen Oertlichkeiten erkannt werden können,

3. daß die ganze Kohlenformation durch eine Mulden- und Sattelbildung wellenförmig gebogen iſt, und

4. daß der Zuſammenhang der Geſteinſchichten durch eine Verwerfung geſtört iſt. —

Sehen wir nun, wie dieſe Verhältniſſe in ihrem Zuſammenwirken der weſtfäliſchen Kohlenformation ihre Eigenthümlichkeit verliehen haben. Wir bedienen uns hierbei unſerer Profilzeichnung (Fig. 3), welche über Recklinghauſen, Bochum und Sprockhövel bis an die Grenze des flötzleeren Sandſteins gelegt iſt.

Zunächſt fällt uns die ſtarke Wellenbiegung der Schichten auf, und es muß hierbei bemerkt werden, daß in der Originalzeichnung die Niveauverhältniſſe der Wirklichkeit ungefähr entſprechen und nicht etwa die Höhenunterſchiede übertrieben ſind, wie dieſes z. B. bei der Anfertigung von Reliefkarten zu geſchehen pflegt; ſodann erkennen wir vier Haupteinſenkungen — die Emſcher Mulde, die Eſſener, Bochumer und Wittener Mulde mit den drei ſie trennenden Hauptſätteln. Innerhalb der Hauptmulden treten die vielfachen untergeordneten Fältelungen der Spezial-Mulden hervor. Nur in der nördlichſten — der Emſcher Mulde — fehlen dieſe aus dem Grunde, weil hier die Verhältniſſe noch nicht im ſpeziellen hinreichend bekannt ſind. Man kann dieſem Theile der Zeichnung nur den Werth einer Hypotheſe beilegen, welche beſonders darauf gegründet iſt, daß man auf der Zeche Schlägel und Eiſen die oberſte Flötzpartie mit dem Leitflötz Nordſtern in einer Tiefe von 329 Meter mit einem Anſteigen nach Norden getroffen hat, dagegen weiter ſüdlich im

Schach Clerge das mittlere Leitflötz Röttgersbank bei 220 Meter mit nördlichem Einfallen. Die übrigen Flötze ſind parallel mit dem oberen gezeichnet, wie ſie ja in dem genau bekannten übrigen Revier verlaufen. Hundsnocken, das unterſte oder am meiſten liegende Leitflötz, muß demnach hier in einer Tiefe von 2200 Meter liegen, während es ſich im nördlichſten Hauptſattel bis zu 900 Meter erhoben hat, alſo um 1300 Meter geſtiegen iſt. Bei der Zeche Konſtantin der Große zeigt ſich die ſtarke Verwerfung der Schichten (Fig. 5), welche vorher erwähnt wurde. Bei Bochum hört die Bedeckung durch die Kreideformation auf. In der folgenden Hauptmulde treten Röttgersbank und Sonnenſchein zum letzten Male auf. Südlich von dem darauffolgenden (Hattinger) Hauptſattel finden wir nur noch Hundsnocken, und zwar in mehreren vereinzelten und ſteilen Mulden; die ganze Faltenbildung des ſüdlich anſteigenden Schichtenſyſtems iſt bis auf den am meiſten liegenden Theil horizontal weggeſchnitten, wie dieſes Fig. 4 veranſchaulicht, ſo daß endlich nur noch der flötzleere Sandſtein übrig bleibt. Bemerkenswerth iſt noch an der Stelle, wo das Profil den Hattinger Hauptſattel ſchneidet, eine ſtarke Verwerfung am nördlichen Ufer der Ruhr, durch welche Hundsnocken zum erſten Male zu Tage tritt.

Aehnliche Verhältniſſe zeigten die beiden anderen in Düſſeldorf ausgeſtellten Profilzeichnungen. Aehnliches wie dieſe drei würden überhaupt alle von Norden nach Süden durch unſer Kohlengebiet gelegte Profile ergeben, und ſo ſind wir durch ſie in Verbindung mit dem horizontalen Flötzgarten in den Stand geſetzt, uns von dem inneren Bau des weſtfäliſchen Steinkohlengebirges eine Vorſtellung zu machen, wie ſie der Architekt durch Aufriß und Grundriß erhält. —

Unſere bisherige Betrachtung liefert uns ein Ergebniß von größtem praktiſchen Werth. Wir ſehen, daß bei fortgeſetztem Tiefbau in der Emſcher Hauptmulde alle vier Leitflötze, alſo

ſämtliche Kohlenflötze des Gebietes erreicht werden können, während in der Eſſener Mulde nur die drei am meiſten liegenden, in der Bochumer nur noch Sonnenſchein und Hundsnocken, und endlich in der Wittener Mulde nur noch Hundsnocken und die tiefer liegende Flötzpartie zur Verfügung ſtehen. Welchen Einfluß dieſe Thatſache auf den Werth der Grubenfelder in den verſchiedenen Revieren haben muß, liegt auf der Hand. — Noch einmal wollen wir aber darauf aufmerkſam machen, wie ohne die Mulden- und Sattelbildung das Gebiet, auf welchem die weſtfäliſche Kohlenformation zu Tage geht, nur eine geringe Breite im Vergleich mit der wirklichen haben würde.

Ein für die Geſchichte der Erdoberfläche intereſſantes Ergebniß erhalten wir noch, wenn wir erwägen, daß urſprünglich auch die obere Grenzfläche der Kohlenformation durch die Faltenbildung dieſelbe Geſtaltung erhalten mußte, wie ſie uns die untere Grenzfläche jetzt noch zeigt (Fig. 3). Ziehen wir nun auf unſerer Profilzeichnung eine Linie, welche parallel mit der Durchſchnittslinie der unteren Grenzfläche geht und die Ergänzung des Leitflötzes Katharina liefert (wobei wir alſo auf die oberſte Flötzpartie verzichten), ſo erhalten wir durch dieſe Linie das Profil der Oberfläche unſerer Kohlenformation zu der Zeit, wo das Kreidemeer ſie noch nicht beſpülte. Dieſe zeigt uns, daß damals ein Gebirgszug von der Höhe der Salzburger und Bayriſchen Alpen ſich da erhoben hat, wo jetzt die Ruhr ſich durch ein flaches Hügelland windet. Wie durch einen horizontal geführten Schnitt iſt dieſes Gebirge hinweggenommen, fortgeſpült durch die Fluthen des Urmeeres, — ein ſchlagender Beweis von der Gewalt der neptuniſchen Einwirkungen während der früheren Perioden der Geſchichte des Erdkörpers! — —

Es iſt nun unſere Aufgabe, nachzuweiſen, in welcher Beziehung die Beſchaffenheit der weſtfäliſchen Kohlen zu den geologiſchen Verhältniſſen ihres Vorkommens ſteht. Wir haben

die Unterſchiede in den Eigenſchaften der Steinkohle noch nicht erwähnt, müſſen aber um ſo mehr auf ſie näher eingehen, als im allgemeinen über die Natur der Steinkohle eine ſo große Unklarheit herrſcht, wie man bei einem ſo allgemein verwendeten Material nicht erwarten ſollte. Einen großen Theil der Schuld hieran muß man dem Umſtande zuſchreiben, daß durch manche ſogenannte populäre Schriften, ja durch beim Schulunterrichte eingeführte Bücher unrichtige Anſchauungen über das Weſen der Steinkohle in vielen Kreiſen verbreitet werden. Aus dieſem Grunde dürfen wir die Gelegenheit nicht verſäumen, hier die wichtigſten Punkte kurz hervorzuheben.

Zuerſt muß vor einer falſchen Deutung gewarnt werden, die man der modernen Phraſe, welche die Steinkohle als „ſchwarze Diamanten“ bezeichnet, geben könnte. Dank der weiten Verbreitung elementarer Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften iſt allgemein bekannt, daß der Diamant „kryſtalliſirter Kohlenſtoff“ iſt, d. h. aus demſelben Grundſtoffe beſteht, wie reine Kohle, welche das Produkt der Verkohlung reiner Pflanzenſtoffe iſt. Wenn man ſich darin gefällt, den Diamant einen Bruder der Kohle zu nennen, ſo können wir dieſen geiſtreich klingenden Ausdruck in dieſer Bedeutung gelten laſſen. Wenn wir aber in einem in vielen Schulen eingeführten „deutſchen Leſebuche“ leſen: „. . . dieſer Bruder des Diamants iſt die Steinkohle,“ ſo müſſen wir dieſen Satz in jeder Beziehung verurtheilen. Die Steinkohle hat ja mit der eigentlichen Kohle nur das gemein, daß beide aus Pflanzenſtoffen entſtanden und — ſchwarz ſind. Die Steinkohle iſt aber ebenſowenig durch Einwirkung der Glühhitze oder wirkliche Verkohlung entſtanden, wie andere Produkte der Vermoderung, z. B. wie die ſchwarze Walderde, die wir in hohlen Bäumen finden und die doch wohl Niemand für Kohle halten oder einen Bruder des Diamanten nennen wird! Alle die verſchiedenen ſchwarzen Stoffe, die ſich im Thier- und

Pflanzenreiche finden, z. B. diejenigen, welche Haare und Federn und ſo manche Beeren ſchwarz färben, ſind ſelbſt in den Zeiten, denen alle chemiſche Kenntniſſe fehlten, nicht für Kohle gehalten. Wir wiſſen jetzt, daß ſie ebenſowohl Verbindungen des Kohlenſtoffes mit anderen Grundſtoffen ſind, wie Zucker, Stärke, Fett und Alkohol, Petroleum, Terpentin, alle Pflanzenfarben und Anilinfarbſtoffe. In allen dieſen Verbindungen erkennen wir den Kohlenſtoffgehalt daran, daß ſie in der Glühhitze außer brennbaren Gaſen Kohle liefern, mag dies in einer geſchloſſenen Glasröhre, in einem Kohlenmeiler oder bei den Steinkohlen in einer Gasretorte oder einem Koksofen geſchehen. Aus den Steinkohlen entſtehen in der Glühhitze die Koks; die Steinkohlen ſelbſt können alſo nicht in der Glühhitze entſtanden ſein. Sie ſind keine eigentlichen Kohlen, ſie gehören ebenfalls in die Reihe der „organiſchen Verbindungen“, welche unmittelbar oder indirekt aus dem Thier- oder Pflanzenreiche abſtammen; zum Diamanten aber ſtehen ſie in keiner anderen Beziehung, als dieſe.

Es iſt nicht unſere Aufgabe, nachzuweiſen, wieviel Unrichtiges über die Steinkohle jenes Leſebuch enthält. Nur einige Sätze wollen wir näher betrachten. Es heißt darin: „Die Adern der Steinkohlenlager gleichen den Aeſten eines großen Baumes“, . . . ferner: „die Glanzkohle, d. h. unſere gewöhnliche Kohle iſt die beſte. Sie iſt von ſehr feſtem Kern, hat metalliſchen Glanz und würflichten Bruch. Sie beſitzt eine ſolche Härte, daß man ſie ſchleifen und polieren kann, wie den Diamant ſelbſt“ . . . „Im Feuer fließt ſie zu einer Art von Kuchen zuſammen und läßt wenig Aſche und Schlacke zurück“ . . . und „Auch Deutſchland hat reiche Kohlenlager, namentlich in Böhmen, Sachſen, beſonders aber im Saarbrückenſchen Gebiet, deſſen Kohlen an Güte den engliſchen nahekommen.“

Welche Vorſtellungen über die Steinkohlen werden durch dieſes Leſebuch verbreitet! Ueber die Art des Vorkommens

lehrt es gerade das Gegentheil von dem wirklichen Verhalten. Es erwähnt weder die weſtfäliſche, noch die Steinkohlenformation Schleſiens oder die von Aachen und Eſchweiler. Und was die gerühmten Vorzüge der Saarbrückenſchen Kohle betrifft, ſo iſt dieſelbe in Süddeutſchland nur da im Gebrauch, wo die weſtfäliſche der Frachtkoſten wegen nicht mit ihr konkurriren kann. Sorgfältige Unterſuchungen der kaiſerlichen Marine haben ergeben, daß die Kohlen einiger weſtfäliſcher Zechen an Güte nicht nur die übrigen deutſchen, ſondern auch die berühmteſten engliſchen übertreffen.

Auch was das Leſebuch über die Eigenſchaften der Steinkohle ſagt, paßt nicht auf die gewöhnliche Glanzkohle, ſondern nur ungefähr auf die ſeltenſte Sorte, welche Kannelkohle genannt wird; denn dieſe beſitzt große Feſtigkeit und Härte, während gewöhnliche Steinkohle leicht zerſchlagen oder mit dem Fuße zertreten wird, wobei Bruchſtücke entſtehen, welche von glatten, häufig rechtwinklig aneinander ſtoßenden Flächen begrenzt werden (Würfelkohle). Die Kannelkohle dagegen iſt auf den Bruchflächen nicht glänzend, kann aber durch Poliren ſchönen Glanz erhalten und wurde deshalb früher zu Knöpfen und anderen Schmuckſachen verarbeitet, zu welchen gegenwärtig eine Abart der Braunkohle, der Gagat oder Jet, verwendet wird.

In den äußeren Eigenſchaften ſind die verſchiedenen Steinkohlenſorten ſich ſo ähnlich, daß nur ein längeres Studium beſtimmte Unterſchiede kennen lehrt. Beim Erhitzen aber treten ſo große Verſchiedenheiten hervor, daß bei ihrer Verwendung zu techniſchen oder häuslichen Zwecken eine Auswahl der richtigen Sorte nothwendig iſt.

Wird Steinkohle der Glühhitze ausgeſetzt, ſei es in einem Ofen oder bei Laboratorium-Verſuchen in einem Tiegel von Platin, ſo entwickeln ſich in allen Fällen zuerſt Gaſe, welche, wenn die Temperatur hoch genug und der Luftzutritt

hinreichend ist, mit heller Flamme verbrennen ohne erheblichen Geruch zu verbreiten. Bei mangelhaftem Luftzutritt dagegen entwickeln sich dicke übelriechende Dämpfe, welche den Ofen mit bräunlichem Qualm erfüllen, im Schornstein theils Ruß absetzen, theils als Rauch entweichen. Je nach der Menge der sich entwickelnden Gase ist die Flamme in Größe und Zeitdauer verschieden und man theilt die Kohlen deshalb in langflammige und kurzflammige ein. Als Beispiel von letzteren können die in weiten Kreisen bekannten Anthrazitkohlen vom Piesberg bei Osnabrück dienen.[4] Die größte Flammigkeit besitzen die Kannelkohlen und sie haben deshalb für die Leuchtgasfabrikation den größten Werth. Wenn sie aus diesem Grunde „gasreich" genannt werden, so brauchen wir wohl nicht mehr darauf aufmerksam zu machen, daß die Gase nicht schon in ihnen fertig vorhanden waren, sondern erst durch die zerstörende Hitze gebildet werden.

Nachdem die brennbaren Gase vollständig entwichen sind, bleibt, wenn die Luft ausgeschlossen ist, ein schwarzer Rückstand zurück, — der Koks[5], welcher aus fast reinem Kohlenstoff besteht, nur mit wenig erdigen Bestandtheilen verunreinigt, wenn die Steinkohle solche enthielt. Bei fortgesetztem Glühen unter Luftabschluß bleiben die Koks unverändert und erleiden keinen Gewichtsverlust; wenn sie aber bei Luftzutritt anhaltend zum Glühen erhitzt werden, so verbrennen sie allmählich, und zwar ohne Flamme, und hinterlassen endlich Asche, die oft durch die starke Hitze zusammengesintert oder geschmolzen ist.

Die Ausbeute an Koks schwankt zwischen fünfzig und neunzig Prozent der reinen Kohle und steht natürlich im umgekehrten Verhältniß zur Größe der Flamme, d. h. zu der Menge der entwichenen Gase. —

Aber noch in einer zweiten Beziehung zeigen die Steinkohlen ein verschiedenes Verhalten bei dem Erhitzen. Häufig

gehen ſie bei der Entgaſung in einen erweichten, teigartigen Zuſtand über, ſo daß kleine Stücke zu einem Kuchen zuſammenbacken, welcher nach dem Erſtarren eine feſte Maſſe bildet, die im Innern porös iſt, ähnlich wie gut aufgegangenes Brot, welches ja auch ſeine Poroſität einer Gasentwickelung während des Backens verdankt. Gute Koks laſſen ſich nicht leicht zerdrücken, beſchmutzen nicht die Finger, weil ihr Pulver nicht an den Gegenſtänden, mit denen es in Berührung kommt, anhaftet. Die beſten Sorten, wie ſie in den Koksöfen für die Eiſenhochöfen bereitet werden, bilden graue, ſeidenartig glänzende Stücke, die beim Anſchlagen einen hellen Klang geben. — Andere Steinkohlenſorten backen beim Erhitzen nicht, ſondern *ſintern* nur zuſammen, d. h. die ganze Maſſe geht nicht in einen mehr oder weniger flüſſigen Zuſtand über, die einzelnen Theile erweichen nur an der Oberfläche, ſo daß ſie ſich zu einer Maſſe vereinigen, welche nach dem Erkalten nur wenig feſt zuſammenhängt und ſich leicht zerdrücken läßt. Bei noch anderen endlich zerfallen größere Stücke beim Erhitzen; pulverige Maſſen bleiben dabei ſcheinbar unverändert und laſſen nur durch den Gewichtsverluſt erkennen, daß Gaſe entwichen ſind; ſie werden *magere* oder *Sandkohlen* genannt. — Wenn wir dieſe beiden Eigenthümlichkeiten, die Backfähigkeit und die „Flammigkeit", zuſammenfaſſen, ſo erhalten wir folgende ſechs Hauptſorten:

1. Langflammige magere Kohlen.
2. „ ſinternde „
3. „ backende „
4. Kurzflammige backende „
5. „ ſinternde „
6. „ magere „

In den meiſten Büchern findet ſich eine Eintheilung, in welcher die zwei erſten Sorten, weil ihre Unterſcheidung weniger

praktiſche Bedeutung hat, zu einer vereinigt ſind; wir entnehmen ſie dem Leitfaden zur Eiſenhüttenkunde von Th. Beckert.

1. Trockene Kohle mit langer Flamme.
2. Fette Kohle mit langer Flamme (Gas- und Flammkohle).
3. Eigentliche Fett- oder Schmiedekohle (Fett- oder Kokskohle).
4. Fette Kohle mit kurzer Flamme, Kokskohle (Halbfette oder Eßkohle).
5. Magere oder anthracitiſche Kohle (Sandkohle).

Während alſo hier die erſte Abtheilung die beiden erſten Sorten der obigen Eintheilung zuſammenfaßt, ſtimmt die Eintheilung der drei letzten Sorten (d. h. der kurzflammigen Kohlen) in beiden überein; ebenſo deckt ſich Nr. 2 der letzteren mit Nr. 3 der erſteren Eintheilung.

Die Klaſſifikation hat in ihrer Anordnung nicht etwa nur Werth für die mineralogiſche Syſtematik, ſie iſt vielmehr von großer praktiſcher Wichtigkeit, denn bei der Verwendung der Kohlen zu verſchiedenen Zwecken muß die Auswahl nach den obigen Geſichtspunkten getroffen werden.

Nur die langflammigen Kohlen können zur Leuchtgasbereitung gebraucht werden; man verwendet aber in den Gasfabriken nur die backenden langflammigen, weil ſie als werthvolles Nebenprodukt guten Koks liefern. Auch bei allen hüttenmänniſchen Arbeiten, welche lange Flammen erfordern, kommen ſie zur Verwendung und werden im allgemeinen Fettkohlen genannt. Als Schmiedekohlen dagegen werden die backenden mit kürzerer Flamme vorgezogen. Die nur loſe zuſammenſinternen kurzflammigen Kohlen (Nr. 4) kann man nur gebrauchen, wenn für hinreichenden Luftzug durch einen hohen Schornſtein (oder Eſſe) geſorgt iſt; daher der Name Eßkohlen. Die kurzflammigen, mageren oder Sandkohlen ſind nur wenig geſchätzt, weil ſie in Roſtfeuerungen nicht verwendet werden können;

in der Industrie benutzt man sie zum Brennen von Kalk oder Ziegelsteinen, wo sie zwischen das zu erhitzende Material geschichtet werden; auch werden sie zur Fabrikation von briquettes (Kohlensteinen) verwendet. — Die nicht mit sichtbarer Flamme verbrennenden Anthracitkohlen haben in den letzten Jahren einen bedeutenden Werth dadurch erhalten, daß sie das beste Heizmaterial für die sogenannten amerikanischen Oefen bilden.

Unsere Klassifikation ist aber auch von geologischer Bedeutung und hat daher für den Bergbau großen Werth. Die von uns gewählte Reihenfolge steht im Einklange mit dem Alter der Kohlen, d. h. mit der Ordnung, in welcher sie da, wo sie sich zusammen vorfinden, übereinander liegen. Es ist hierbei der Thatsache Rechnung getragen, daß backende Kohlen sich nur in den mittleren Flötzen befinden, während die Backfähigkeit sowohl nach oben wie nach unten abnimmt, — und zugleich, daß die jüngsten Kohlen die „gasreichsten" sind und daher mit der größten Flamme verbrennen; die Kohlen der älteren Flötze gehen allmählich in Anthracit über, wie er sich in anderen Gegenden im Devon und in noch älteren Schichten vorfindet.[6] Und so gelangen wir schließlich zu dem Ergebniß, daß wir auf Grund unserer Betrachtungen vorhersagen können, welche Art von Kohlen der Bergbau an irgend einem Punkte liefern kann, wenn seine Lage auf einer Karte oder einem der Profile bekannt ist.

Endlich sei noch erwähnt, daß diese Verhältnisse eine Erklärung für die Thatsache geben, daß in Norddeutschland die Kohlenhändler gewöhnlich keine anderen westfälischen Kohlen kennen, als die langflammigen, backenden, obgleich diese für den Hausgebrauch in Ofen und Herd nicht die geeignetsten sind und deshalb im westfälischen Kohlengebiete selbst nur die kurzflammigen und nur wenig backenden als Hausbrandkohle im Handel vorkommen. Die letzteren werden aber, wie wir sahen,

nur in dem ſüdlichen Theile des Reviers gefördert, und die dortigen Zechen können ſie bei den gegenwärtigen Frachtverhältniſſen nach dem Norden nicht zu demſelben Preiſe liefern, wie die nördlicher gelegenen Zechen ihre Flammkohlen.

So einfache Beziehungen zwiſchen der geographiſchen Lage der Gruben und den Eigenſchaften der von ihnen gelieferten Kohlen finden ſich in anderen Steinkohlenrevieren nicht wieder. Aber auch noch dadurch iſt die weſtfäliſche Kohlenformation vor den übrigen Deutſchlands bevorzugt, daß in ihr ſämtliche in der obigen Klaſifikation S. 27 aufgeführten in ausgiebiger Menge vorkommen. Das Saargebiet liefert nur langflammige Kohlen, die meiſtens nur mager oder ſinternd ſind, in den unteren Flötzen ſchwach backend —, Aachen und Eſchweiler (Becken der Worm und Inde) dagegen kurzflammige, meiſtens magere. Die Kohlen Oberſchleſiens ſind langflammig und meiſtens mager, die von Niederſchleſien (Waldenburg) ebenfalls langflammig, aber ſinternd oder backend.

Es liegt auf der Hand, daß die Entwickelung der Induſtrie, welche ſich auf dem Steinkohlengebieten angeſiedelt hat, von der Eigenthümlichkeit der dort geförderten Kohle beeinflußt worden iſt. So iſt z. B. der Betrieb der Eiſenhochöfen mit Koks in Oberſchleſien verhältnißmäßig ſpät eingeführt worden, weil die dortigen Kohlen ihrer geringen Backfähigkeit wegen die Erzeugung guter Koks erſchwerten. Ebenſo erklärt es ſich leicht, daß die Vervollkommnung in der Einrichtung der Verkokungsöfen größtentheils vom Saargebiete ausgegangen iſt, während man ſich an der Ruhr wegen des Reichthums an gut backenden Kohlen länger mit den älteren Oefen begnügen konnte. (Gegenwärtig befindet ſich gerade hier an vielen Orten die Koksbereitung auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit.)

Auch in dieſer Beziehung dienen uns die Leitflötze zur Orientirung. Die Flötze unter Hundsnocken enthalten wahre

kurzflammige Sandkohlen (Anthracitkohlen). Sonnenſchein repräſentirt die kurzflammigen Sinterkohlen. Die obere Abtheilung der mittleren Flötzpartie mit Röttgersbank liefert backende Kohlen, die eigentlichen Kokskohlen, die im Eſſener Bezirk meiſt kurzflammig, im Bochumer vorwiegend langflammig ſind; die der obern Partie mit Katharina und Nordſtern ſind „Gaskohlen", welche nach oben an Backfähigkeit abnehmen, wenn auch völlig magere Flammkohlen, wie die oberen Saarbrücker Flötze ſie enthalten, ſich wohl nicht finden dürften.

Da wir oben geſehen haben, wie die am meiſten nach Norden gelegenen Gruben zunächſt auf den Abbau der jüngſten (oder hangendſten) Flötze angewieſen ſind, während ſich in dem ſüdlichen Diſtrikte nur die älteren (oder liegenſten) Flötze finden, ſo ſtellt ſich ſchließlich noch die Nothwendigkeit der längſt bekannten Thatſache heraus, daß Gaskohlen vorzugsweiſe in der Duisburger (oder Emſcher-) Mulde, in der Wittener Mulde dagegen kurzflammige Kohlen gefördert werden, während in dem Eſſener und Bochumer Revier die ſpeziellen Verhältniſſe der Mulden und Sattelbildung von großem Einfluß auf die Qualität der von den einzelnen Gruben gelieferten Kohlen ſind.

Aber auch bei Verwendung der Kohle im Haushalt finden wir in verſchiedenen Gegenden je nach den Eigenſchaften berechtigte Eigenthümlichkeiten. An der linken Seite des Niederrheins, in der Gegend von Köln, Aachen u. ſ. w., wo die nicht backenden Kohlen des Aachener Reviers im Zuſtande von Kleinkohle oder „Geriß" das gewöhnlichſte Brennmaterial und die einfachen cylindriſchen Kanonenöfen noch meiſtens gebraucht werden, vermiſcht man den Kohlengeriß mit ſo viel Lehm, als nöthig iſt, um die fehlende Backfähigkeit zu erſetzen, und erreicht hierdurch, daß beim Brennen im Ofen der Zug erhalten bleibt, ein Verfahren, was um ſo mehr rationell iſt, als nach dem Verbrennen der Kohlen die zurückbleibenden glühenden Thon-

maſſen den Ofen länger warm halten. — Der Unterſchied zwiſchen den kurzflammigen und den „gasreichen“ (langflammigen) Kohlen zeigt ſich nicht nur bei einer vergleichenden Beobachtung im Stubenofen, — es wird uns zuweilen ungeſucht Gelegenheit gegeben, ihn in größerem Maßſtabe wahrzunehmen.

Beim Reiſen nach Südweſtdeutſchland wird ſchon Mancher bemerkt haben, daß man beim Verweilen auf den Bahnhöfen durch den Rauch der Lokomotiven viel mehr beläſtigt wird, als im Norden. Der Grund hiervon iſt, daß dort die Lokomotiven vorzugsweiſe mit den näher liegenden Saarbrücker Kohlen geheizt werden, für deren vollſtändige Verbrennung der Luftzug in den Lokomotiven nicht ausreicht, weshalb ein großer Theil als Rauch entweicht. Aus dieſem Grunde werden auf Schnellzügen dort häufig „Ruhrkohlen“ verwendet, und läßt ſich dieſes ſogleich an der geringeren Rauchbildung erkennen.

Neben dem Unterſchiede in der Beſchaffenheit der Kohle muß bei einer vernünftigen Verwendung auch die Größe des Kornes berückſichtigt werden, d. h. die Größe, welche die einzelnen Stücke haben. In früheren Zeiten kamen alle aus den Gruben heraufgeförderten Kohlenmaſſen ohne weiteres zur Verſendung, bezw. in den Handel. Dieſe gewöhnliche „Förderkohle“ beſtand naturgemäß zum größten Theile aus Gruß mit mehr oder weniger Stücken von verſchiedener Größe, je nachdem wie dieſe vom Häuer beim Loslöſen aus dem Geſtein gewonnen wurden; höchſtens wurden die größten Stücke herausgeleſen, beſonders um zur Bereitung von Koks verwendet zu werden, für welche ſie bei der Unvollkommenheit der älteren Koksöfen allein brauchbar waren. Im Anfange der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts fingen einige Zechen an, die Förderkohle nach der Größe der Stücke zu ſortiren, und gegenwärtig iſt dieſe „Klaſſirung“ oder „Separation“ allgemein in Anwendung. Sie werden hierbei einer „Aufbereitung“ unterworfen,

welche derjenigen der Erze sehr ähnlich ist und mit Hülfe von Vorrichtungen ausgeführt wird, welche der Aufbereitung der Erze entlehnt sind. Da hierbei Wasser zur Anwendung kommt, in welchem die beigemengten Theile des Gesteins, und namentlich der schwere Tafelkies sich früher auf dem Boden absetzen, als die leichten Kohlen, so ist zugleich mit der Sortirung nach der Größe auch eine Reinigung verbunden, so daß die Aufbereitung auch in dieser Beziehung ein werthvolleres Produkt liefert.

Die Einrichtungen bestehen im wesentlichen darin, daß die Kohlen mit Wasser unter stoßender Bewegung durch eine Reihe von Trommeln mit siebartig durchlöchertem Boden hindurchgeführt werden, in welchen die Weite der Oeffnungen von 40 mm bis auf 8 mm abnimmt. Auf diese Weise bleiben auf dem ersten Siebe alle mehr als 40 mm dicken Stücke zurück (Knabbeln oder Nüsse I), während die aus dem letzten Siebe kommende „Feinkohle" aus Stücken besteht, welche weniger als 8 mm dick sind. Da in der Regel vier verschiedene Siebe angewendet werden, so erhält man außerdem drei Sorten von „Nußkohlen", welche bezw. mit II, III und IV bezeichnet werden und eine Dicke von 40—25, 25—15, 15—8 mm haben. Die Nußkohlen II und III eignen sich besonders für den Hausgebrauch, Nr. IV für Schmiedefeuer, wenn die Kohlen hinreichend backend sind. — Die Feinkohle gelangt mit dem Wasser in große Klärbassins, worin sie sich auf dem Boden absetzt und eine Ablagerung auf der Schlammschicht bildet, welche aus erdigen Theilen und Schwefelkies besteht, durch welche die Förderkohle verunreinigt war.

Auf solche Weise wird die rohe Förderkohle in verschiedene werthvollere Produkte zerlegt. Die großen Stücke können für höheren Preis verkauft werden, besonders, wenn die Bezeichnung „Knabbeln" mit dem vornehmeren Namen „Salonkohle" vertauscht wird. Die Nußkohlen II bis IV bezahlt man

gern theurer als Förderkohle, weil bei der Verwendung der letzteren im Hausgebrauch die Gegenwart des feinen Gruß meiſtens eine unvollkommene Verbrennung verurſacht, indem eine gleichmäßige Wärme-Entwickelung unmöglich gemacht und bei langflammigen Kohlen die Bildung von Rauch befördert wird. Die Feinkohle endlich eignet ſich für die Verwendung für induſtrielle Feuerungen meiſtens ebenſo gut wie Förderkohle; zum größten Theil wird ſie zur Bereitung von Koks verbraucht. Hierfür aber hat ſie weſentliche Vorzüge vor der Förderkohle, weil durch die Wäſche die erdigen Verunreinigungen und namentlich der Schwefelgehalt entfernt oder wenigſtens bedeutend verringert iſt, welcher letztere bei der Verwendung der Koks in der Eiſeninduſtrie nachtheilig wirkt. Namentlich für den Eiſenhochofenbetrieb ſind die „gewaſchenen Koks", d. h. die aus gewaſchenen Kohlen erhaltenen von beſonderem Werth.

Nach dem Vorſtehenden muß die Aufbereitung der Kohlen als ein weſentlicher Fortſchritt bezeichnet werden; ob mit ihr ein wirthſchaftlicher Vortheil verbunden iſt, hängt von den Koſten der Aufbereitungsarbeit ab. Statiſtiſche Erhebungen haben ergeben, daß dieſes unter normalen Verhältniſſen der Fall iſt, und deshalb haben die Aufbereitungsanſtalten ſich im weſtfäliſchen Kohlengebiete ſtetig weiter verbreitet (vergl. Fr. Peters in Feſtſchrift der Hauptverſammlung in Dortmund. 1883).

Die im Vorſtehenden enthaltene kleine Abſchweifung wird gerechtfertigt erſcheinen, wenn man erwägt, daß außerhalb der Kohlengebiete Anſichten über die Steinkohlen herrſchen, welche ihrer richtigen Verwendung, namentlich im Haushalte, im Wege ſtehen. Es zeigt ſich dies am deutlichſten darin, daß im Handel meiſtens unter der Bezeichnung „Nußkohle I" oder „I a Nußkohle" die „erſte Qualität" der beſten Steinkohle verſtanden wird, d. h. derjenigen, welche ſich für alle Verwendungen, beſonders für den Hausgebrauch, am vorzüglichſten eignet. Wir

wiſſen aber, daß hier ein zweifacher Irrthum vorliegt; wir haben geſehen, daß „Nußkohle I, II, III, IV“ nur die Bezeichnung für die Korngröße der Kohlen iſt, ganz abgeſehen von den Eigenſchaften, die ſich beim Erhitzen zeigen und für die verſchiedene Verwendung maßgebend ſind. Für Stubenöfen und Kochherde ſind nun ſtark backende Kohlen nicht geeignet, weil ſie nach Aufhören der Flamme einen dichten Kokskuchen liefern, welcher nur ſchwierig verbrennt; langflammige Kohlen entwickeln eine ſo große Menge von Gaſen und Dämpfen, daß ein großer Theil der Verbrennung entgeht und theils im Schornſtein Ruß abſetzt, theils als Rauch entweicht, welcher die Luft mit ſchlechtem Geruch und ſchwarzem Staub erfüllt. Außerdem können die gasreichen Kohlen auch dann, wenn ſie vollkommen verbrennen, nicht ebenſoviel Hitze liefern, wie die kurzflammigen. Die Heizkraft verhält ſich bei beiden etwa wie 8 : 9. Mithin ſind nur die kurzflammigen, wenig backenden Kohlen als „Hausbrandkohlen“ zu empfehlen und werden daher in Form von Nüſſen II und III unter dieſem Namen von denjenigen Zechen des Ruhrgebietes geliefert, welche die mittlere Flötzpartie mit dem Leitflötze Sonnenſchein abbauen. — Wir müſſen hoffen, daß auch in dem Theile von Norddeutſchland, wo in den Haushaltungen der heimiſche Torf immer mehr durch weſtfäliſche Kohlen erſetzt wird, unſere kurzflammig-backenden Nußkohlen II und III ſich einbürgern werden, während gegenwärtig ſich dort auf den Lagern der Kohlenhändler allgemein nur langflammige Kohlen finden. Erfreulich iſt, daß die Vervollkommnung der Stubenöfen die Verwendung der ohne Flamme brennenden Anthracitkohlen neben der von Koks möglich gemacht hat. Denn durch beide wird das oft beſprochene Problem der rauchloſen Verbrennung auf die einfachſte Weiſe gelöſt. — So ſind wir denn von der Beſprechung der weſtfäliſchen Kohlen vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte unvermerkt auf Fragen des täglichen Lebens geführt.

Wir haben zunächſt erkannt, daß die Eigenthümlichkeiten der weſtfäliſchen Steinkohlenformation im innigen Zuſammenhange mit ihren geologiſchen Verhältniſſen ſtehen; unſere Betrachtungen mußten aber auch die Ueberzeugung in uns verſtärken, daß die naturwiſſenſchaftliche Forſchung nicht bloß die größte geiſtige Befriedigung zu geben vermag, ſondern uns belehrt, wie wir die Kräfte und Schätze, welche die Natur uns bietet, am zweckmäßigſten und vortheilhafteſten ausnützen können

Anmerkungen.

[1] Vor dieſer Zeit wurde ein großer Theil des Transportes durch die Schiffahrt auf der Ruhr vermittelt, welche ja durch den älteren Theil des Grubenreviers verläuft. Hierdurch iſt die Bezeichnung als **Ruhrkohle** für die weſtfäliſche Kohle in weiten Kreiſen gebräuchlich geworden. Ohne die Eiſenbahn hätte der Bergbau im nördlichen Theil ſich nicht zu ſeiner jetzigen hohen Bedeutung entwickeln können.

[2] Der nördlichſte im Betrieb befindliche Schacht der Geſellſchaft Schlegel und Eiſen iſt fünfzehn Kilometer von der Kreidegrenze entfernt; einige Fundſchachte bei Recklinghauſen ſind noch weiter nach Norden vorgeſchoben, ſo daß ihre Entfernung von der Grenze der Kohlenformation mehr beträgt, als die ganze Breite des Terrains, auf welchem die Kohlenformation zu Tage kommt.

[3] Unter dieſen der berüchtigte lange Hauenſtein-Tunnel, bei deſſen Bau im Jahre 1857 63 Arbeiter durch Verſchüttung das Leben einbüßten.

[4] Der eigentliche Anthracit, die mineraliſche Kohle der älteſten Gebirgsformation, welche für England und Pennſylvanien von ſo großer Bedeutung iſt, verbrennt ohne Flamme.

[5] Koks, engliſch cokes und nicht coaks, wie man noch immer zuweilen gedruckt findet.

[6] In Uebereinſtimmung hiermit ergiebt ſich, daß die foſſilen Kohlen der jüngeren Formationen, welche im allgemeinen als **Braunkohlen** bezeichnet werden, noch gasreicher als die jüngſten Steinkohlen ſind und keine Backfähigkeit beſitzen

Druckfehler-Berichtigung

in Heft 126. Neue Folge. VI. Serie.

Die auf Seite 17 befindliche Figur 4 muß so gehalten werden, daß die gerade Linie horizontal läuft.

Seite 20 Zeile 10 von oben muß vor dem Gedankenstrich der Punkt fortfallen und Zeile 11 mit einem kleinen Buchstaben „s“ beginnen, da Zeile 11 ff. den Nachsatz zu dem auf S. 19 beginnenden Vordersatz bildet.

Lysipp

und

seine Stellung in der griechischen Plastik.

Von

Emanuel Löwy,
Professor an der Universität Rom.

Mit 15 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg

Wenn es auf allen Gebieten der Kunst einen hohen Reiz gewährt, dem Leben der Künstler nachzugehen und in ihrer persönlichen Entwickelung die Grundlagen zu suchen, auf welchen sich ihre Werke aufbauen, so muß die Geschichte der bildenden Kunst der Griechen auf die Befriedigung dieses Interesses verzichten. Ihr fehlt die Künstlerbiographie gänzlich. Was in den Schriften der Alten an persönlichen Nachrichten über Künstler enthalten ist, reicht auch bei den berühmtesten Namen nicht über einige äußere Daten oder ein paar Anekdoten von oft fragwürdigem Werthe hinaus; zumeist besteht es in einzelnen abgerissenen Notizen, die nicht selten erst einer gewissen Vertrautheit mit der Natur der Ueberlieferung bedürfen, um richtig verstanden und gewürdigt zu werden. Bildet so die Künstlergeschichte ein Feld der Kontroverse über diese Ueberlieferung, das für sich immer größere und selbständigere Bedeutung in Anspruch nimmt, so drängt dies auf der anderen Seite einer Betrachtungsweise zu, welche die Persönlichkeit der Künstler mehr in den Hintergrund treten läßt und aus den Werken selbst das Bild der Entwickelung der Kunst zusammenzufügen sucht. Wie sich uns die antike Kunst als eine abgeschlossene Einheit darstellt, umfaßt sie eine Fülle künstlerischer Errungenschaften; sie hat eine Reihe der fundamentalsten Probleme, auf welche die Kunst immer

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

wieder zurückkommen muß, zuerſt und aus ſich ſelbſt heraus gelöſt und damit der Kunſt aller Folgezeiten ein unvergängliches Erbgut hinterlaſſen. Und wenn wir heute die Kunſt in voller Freiheit und wie als etwas Selbſtverſtändliches über Formen und Motive verfügen ſehen, die ſich die Antike erſt ſchrittweiſe, in ſtetiger, beharrlicher Entwickelung zu eigen gemacht hat, ſo lohnt es ſich wohl, einmal von einem Punkte aus einen Blick auf dieſe Entwickelung zu werfen. Als ein ſolcher Punkt, von dem aus wir die Ausbildung gewiſſer Aufgaben in der griechiſchen Plaſtik nach oben wie nach unten überſchauen wollen, mag ſich uns die Erſcheinung Lyſipps darbieten. In der Reihe der großen Erzbildner, welche unſere kunſtgeſchichtliche Ueberlieferung nennt, iſt ſein Name der letzte; ihn ſtellt ſie — vielleicht parteiiſch befangen — auf die letzte und abſchließende Stufe in der Entwickelung der antiken Plaſtik. Und abſchließend in der That auf faſt allen Gebieten war die Epoche, in welcher Lyſipp lebte und der ſein jüngerer Zeitgenoſſe Alexander der Große den Namen giebt. Der Kreis der Aufgaben, welche dem helleniſchen Geiſte in ſeiner Eigenart zu löſen beſchieden war, hatte ſich erfüllt, und eine neue, die helleniſtiſche Kultur bereitete ſich vor.

Von den Nachrichten, die über Lyſipps Lebensumſtände und ſeine ungewöhnlich zahlreichen und ausgedehnten Werke vorliegen, genügt es für uns, nur einige wenige, die das Weſen ſeiner Kunſt berühren, hervorzuheben. Lyſipp ſtammte aus Sikyon, einer Stadt des Peloponnes, in welcher von alters her Kunſt und Kunſtgewerbe blühten und die namentlich eine Schule von Erzbildnern aufwies, welcher ein feſter Schulzuſammenhang, ſtrenge künſtleriſche Zucht und Feſthalten an der vom Lehrer auf den Schüler fortgepflanzten Tradition beſonders nachgerühmt wird. Lyſipp freilich hat die Unterweiſung eines Lehrers nicht genoſſen; ſeine Laufbahn war nicht von Anbeginn die eines Künſtlers, ſondern er war zunächſt Handwerker, Erzarbeiter.

Den Muth, ſich der Kunſt zu widmen, habe er, ſo wird erzählt, durch ein Wort des Malers Eupompos gewonnen, den er fragte, welchen von den älteren Meiſtern er ſich zum Vorbild nehmen ſolle. Der aber habe ihn als einzigen Lehrer an die Natur gewieſen. Werden wir danach Naturwahrheit und Unabhängigkeit von der künſtleriſchen Tradition für Lyſipp vorausſetzen, ſo ſcheint damit ein anderer Ausſpruch im Widerſpruch zu ſtehen, der ihm ſelbſt in den Mund gelegt wird. Er habe den Doryphoros des Polyklet als ſeinen Lehrer bezeichnet. Polyklet, der berühmte Meiſter der ſikyoniſchen Schule, blühte lange vor Lyſipp, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts; die Statue, auf welche ſich der Ausſpruch bezieht, iſt in mehreren Wiederholungen auf uns gekommen, von denen eine in Pompeji gefundene jetzt in Neapel ſteht (Fig. 1).[1] Es iſt ein kräftiger, ruhig vorſchreitender Jüngling, der in der einen Hand einen langen Stab, vielleicht eine Lanze,[2] trägt; von dieſem Abzeichen hat die Figur im Alterthum den Namen Doryphoros erhalten. Sie führt aber auch noch einen anderen Beinamen: der Kanon, d. i. die Muſterfigur. Man hat dieſe Benennung ſchon im Alterthume auf die Proportionen der Statue bezogen in dem Sinne, daß in ihr ein muſtergültiges Syſtem der Maße und Verhältniſſe der einzelnen Körpertheile gegeben ſei; wir können aber heute jene Bezeichnung noch in einem weiteren Sinne faſſen. An einer ganzen Anzahl von Werken läßt ſich verfolgen, wie die Künſtler nicht nur die Proportionen dieſer Figur ſtudirten und auf ihre Schöpfungen übertrugen, ſondern ſie entlehnten die Figur ſelbſt, wie ſie war, in ihrem ganzen Bewegungsſchema, für ihre eigenen Werke.[3] In dieſer Bewegung, in dem ſicheren und doch leichten und gefälligen Aufruhen der Geſtalt auf dem einen Beine liegt nun aber das, was die kunſtgeſchichtliche Bedeutung dieſer wie verwandter Bildungen Polyklets ausmacht — und hier darf an das eingangs Angedeutete erinnert werden. Durch lange Zeit ſehen

wir die griechiſche Plaſtik in immer erneuten Verſuchen ſich an dem uns ſo einfach ſcheinenden Probleme abmühen, eine aufrecht ſtehende Figur in gerader, ruhiger Haltung zu bilden; aber der Art, wie ſie demſelben beizukommen ſucht, haftet bis auf Polyklet etwas Unvollkommenes und Unbefriedigendes an. Namentlich iſt es eine ganze Serie unbekleideter Jünglingsfiguren,[4] an welcher dieſes unabläſſige Bemühen nach Vervollkommnung ſich in den verſchiedenen Stadien des Gelingens verfolgen läßt. Wie nahe einige derſelben auch der Löſung kommen mögen, und wie ſehr ſich eine nicht geringe Zahl dieſer Werke durch eine bisweilen geradezu ſtaunenswerthe Durchbildung der Details auszeichnen, ſo bleibt bei ihnen allen doch noch in der Geſamthaltung eine gewiſſe Steife zurück. Indem noch beide Hüften ziemlich gleich am Tragen der Körperlaſt betheiligt ſind, erſcheint der Stand der Figuren ſtarr, unbeweglich und unſicher, ſo daß man den Eindruck gewinnt, als ob eine geringe Verſchiebung des Schwerpunktes, etwa durch einen plötzlichen Stoß, genügen müßte, um ſie zum Falle zu bringen

Fig. 1.
Doryphoros, nach Polyklet (Neapel).

Hier thut nun Polyklet den befreienden Schritt, indem er den Gegenſatz zwiſchen Standbein und Spielbein entſchieden zur Durchführung bringt. Er verlegt die Laſt des Körpers auf das eine Bein, das Standbein, während das andere entlaſtet als Spielbein — ſei es zur Seite, ſei es, wie beim Doryphoros,

in gemächlicher Schrittſtellung leicht zurückgeſetzt — nur leiſe den Boden berührt. So ſtehen ſeine Geſtalten ruhig und ſicher da, Standfeſtigkeit mit Beweglichkeit vereinigend. Man trete an die plaſtiſchen Schöpfungen der florentiniſchen Renaiſſance, Michelangelo nicht ausgeſchloſſen, mit der Frage heran, wie ſie ſich den gleichen Problemen gegenüber verhält, und man wird den Werth voll ermeſſen, den die Errungenſchaft Polyklets für die Entwickelung der griechiſchen Plaſtik, für die Begründung eines ihrer weſentlichſten Vorzüge beſitzt.

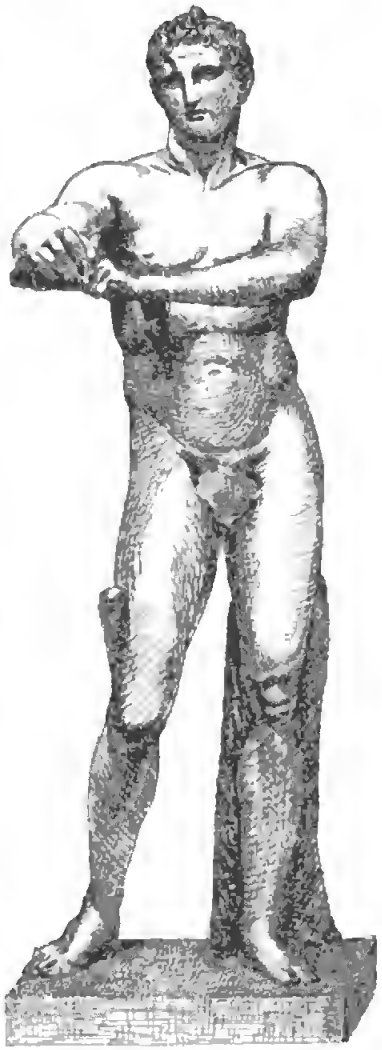


Fig. 2. Apoxyomenos, nach Lyſipp (Rom, Vatikan).

So viel über den Doryphoros, den Lyſipp ſeinen Lehrer nannte. Wie ſehen nun aber die Schöpfungen Lyſipps ſelber aus? Die Beantwortung dieſer Frage hat vor allem von einer vor mehreren Jahrzehnten in Rom gefundenen und jetzt im Braccio nuovo des Vatikans aufgeſtellten Marmorſtatue eines Apoxyomenos[5] auszugehen, d. i. eines Jünglings, der ſeinen Körper mit dem Schabeiſen von dem Sande der Paläſtra reinigt (Fig. 2). Eine ſolche Statue wird unter den Werken Lyſipps genannt, und da an der Figur ein eigenthümliches Proportionsſyſtem, wie es eben für Lyſipp bezeugt iſt, die ſchlanken Formen und der im Verhältniß zum ganzen Körper kleine Kopf wiederkehren, ſo hat man in ihr mit ſeither immer geſteigerter Sicherheit eine Kopie jenes in Bronze ausgeführten Originals des Lyſipp erkannt. Indem wir

uns von der Betrachtung des polykletiſchen Doryphoros dieſer Statue zuwenden, werden wir zunächſt wohl alles eher, als die erwartete Verwandtſchaft gewahr werden. Ruhig, wie die Haltung des Doryphoros, iſt ſeine ganze Anlage; der Apoxyomenos bewegt bis in die Flächen des Geſichtes, bis in die einzelnen Partien des Haares. Dort große, einfache Formen, hier alles bis ins kleinſte Detail durchgebildet. Voll und breit zeigt ſich dort die Bruſt, hier iſt ſie verdeckt durch die vom Schaben in Anſpruch genommenen Arme. Vor allem aber tritt die Verſchiedenheit in der Hauptbewegung des Körpers hervor. Wie nach ſtrengen architektoniſchen Geſetzen baut ſich die Figur Polyklets auf dem rechten Standbein auf; der Apoxyomenos hat zwar nichts von jener ſteifen Unbeholfenheit der vorpolykletiſchen Kunſt, und doch weicht er ſo ganz von dem Doryphoros ab; wohl ſcheint ein Standbein da zu ſein, aber wie wenig ruht die Laſt des Körpers in der linken Hüfte, und iſt ſie nicht ſchon im Begriffe, in unruhigem Wechſel auf das rechte Bein überzugehen? Wenn der Kanon Polyklets das Problem abſchließend gelöſt zu haben ſchien, ſo zeigt ſich hier eine Löſung, die über Polyklet hinausgeht. Und ſo mag ſich wohl Lyſipps Verhalten zum Doryphoros erklären: der Doryphoros iſt ſein Ausgangspunkt, aber ein überwundener; ſein Schema ſetzt auch die Stellung des Apoxyomenos voraus, aber ſie geht darüber hinaus, wohl ebenſo bewußt, wie Lyſipp an Stelle des von Polyklet überkommenen Proportionsſyſtems ein neues ſetzt. So begreifen wir, wenn die Ueberlieferung von einer Lyſipp eigenen „Symmetrie" ſpricht, womit er auf eine vorher unverſuchte Art die viereckigen Formen der alten Kunſt verändert habe. Man könnte freilich fragen, wie viel hier noch von dem urſprünglichen Problem gewahrt ſei, wie weit hier noch überhaupt von Ruhe die Rede ſein könne.

Derſelbe Geiſt unſteter Ruhe, welcher dieſe Geſtalt beherrſcht,

ſpricht aus einer von Herkulaneum ſtammenden Bronzeſtatue in Neapel (Fig. 3), von welcher mehrere Wiederholungen exiſtiren, ein Beweis dafür, daß ein berühmtes Original ihr zu Grunde liegt.[6] In einigen weſentlichen Zügen ſtimmt ſie mit der Statue eines ausruhenden Herakles von Lyſipp überein, von welcher wir eine Beſchreibung beſitzen. Der Heros ſaß auf einem Felſen, das rechte Bein und den rechten Arm ausgeſtreckt, das linke Bein eingezogen; nur war das Haupt in die linke Hand gelegt, deren Ellbogen ſich auf den Schenkel aufſtützte. Die herkulanenſiſche Statue ſtellt Hermes dar, der ausruht. Aber wie ruht er? Wie es dem behenden, ſtets beweglichen Götterboten geziemt: nicht im behäbigen Auflaſten der Glieder auf dem Sitz, ſondern lauſchend, ſpähend, mit vorgebeugtem Oberkörper, den rechten Arm aufgeſtützt, das linke Bein elaſtiſch eingebogen — alles an der Figur iſt in Bereitſchaft, jeden Augenblick zu voller Bewegung in die Höhe zu ſchnellen.

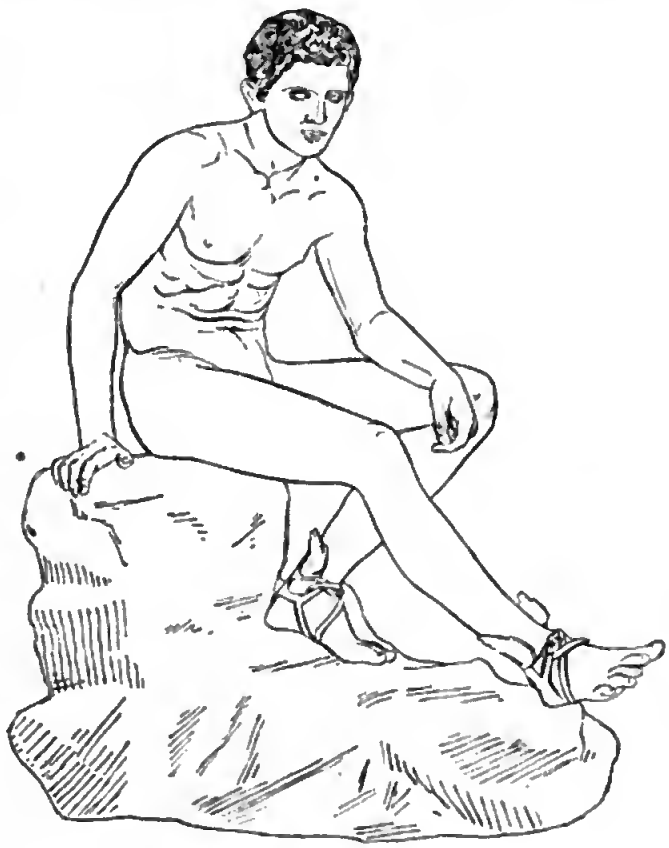


Fig 3.
Ausruhender Hermes (Neapel).

Und wieder denſelben Geiſt treffen wir drittens in einer ganzen Gruppe ſtatuariſcher Bildungen, für welche gleichfalls lyſippiſcher Urſprung wahrſcheinlich gemacht worden iſt.[7] Die

Glyptothek zu München beſitzt eine ſchöne Statue eines Jünglings, der das eine Bein auf eine Erhöhung geſtellt hat, um die Riemen des Schuhes zu binden oder zu löſen (Fig. 4); das Vorhandenſein mehrerer anderer Repliken ſpricht auch bei dieſer Statue für ein berühmtes Original, und auf Lyſipp weiſen Formen und Proportionen.[8] Das Aufſtützen des Fußes iſt hier durch die Aktion des Sandalenlöſens begründet. Eine ähnliche Handlung, etwa das Anlegen der Beinſchienen, mag auch bei einer ebenfalls in der Glyptothek befindlichen Statue Alexanders des Großen, deren Ergänzung übrigens zweifelhaft iſt,[9] dem gleichen Motiv zu Grunde liegen. Bei einem Poſeidon des lateraniſchen Muſeums[10] wieder iſt es zwar nicht durch die ſonſtige Aktion gefordert, doch dient es treffend zum Ausdrucke des unſteten, unruhigen Naturells des Meergottes. Dasſelbe Motiv kehrt aber endlich noch bei einer ganzen Anzahl von Statuen wieder, bei denen eine ſolche Charakteriſirung nicht von vorn herein in der Natur der dargeſtellten Geſtalten begründet, ſondern in dieſelben durch jene Haltung erſt hineingetragen iſt, wie bei Apollonfiguren, Muſen ꝛc. Und wenn wir für einen Augenblick das Gebiet der ſtatuariſchen Plaſtik verlaſſen, ſo begegnet es uns auch auf zahlreichen Vaſenbildern, Reliefs, Münzen (vgl. Fig. 5) — gleichſam ein

Fig. 4. Jünglingsfigur, ſogenannter Jaſon (München, Glyptothek).

neuer Kanon, ein Muſtertypus, der, räumlich wie der Gattung nach, alle Gebiete der Kunſt beherrſcht. Ja, die Uebereinſtimmung dieſer verſchiedenen Kreiſen angehörigen Geſtalten erſtreckt ſich nicht ſelten ſelbſt auf untergeordnete Einzelheiten, wie das über den aufgeſtützten Schenkel gelegte Gewand; und auch was wir an dem Apoxyomenos im Gegenſatze zum Doryphoros bemerken konnten, daß nämlich die freie Entwickelung der Bruſt durch den vorgehaltenen Arm verdeckt wird, kehrt an einer Reihe der zuletzt

a. b. c.

Fig. 5. Beiſpiele von Figuren mit aufgeſtütztem Fuß.

a: Odyſſeus, aus einem Relief im Louvre.
b: Jüngling, eingravirte Zeichnung einer Metallbüchſe (der ficoroniſchen Ciſta) im Museo Kircheriano in Rom.
c. Jüngling, aus einem Vaſenbild in Petersburg.

beſprochenen Geſtalten, an dem Alexander, Poſeidon, den Muſen u. ſ. w., wieder. Es iſt, wie wenn hier alles darauf angelegt wäre, die feſte Gliederung, den ruhigen Aufbau zu verlaſſen, die Theile des Körpers in bewegten Kontrapoſt zu einander zu bringen, ein neues Syſtem des Aufbaues, eine neue „Symmetrie" zu ſchaffen, wie es der antike Kunſtſchriftſteller von Lyſipp berichtet. Und wie wir es im alltäglichen Leben beobachten können, namentlich an jugendlichen Perſonen, deren angeborene Individualität von Erziehung und Geſellſchaft noch nicht abgeſchliffen worden iſt, daß ſich das Temperament in der Art des Stehens

und Gehens, in den gewöhnlichſten Verrichtungen äußert, ſo könnte man verſucht ſein, in dem lebhaften, ſelbſt im Ausruhen der Bewegung bedürftigen Naturell dieſer Geſtalten einen Familienzug, wie ein von einem gemeinſamen Vater überkommenes Erbſtück zu erkennen.

Gleichwohl müſſen wir uns hüten, dieſes perſönliche Moment allzu zuverſichtlich zu betonen. Auch wenn die unmittelbare Urheberſchaft Lyſipps für alle die genannten Typen gleich ſicher ſtände, wie für den Apoxyomenos, iſt es uns heute doch nicht mehr möglich, abzuſchätzen, wie viel an ihnen das individuelle Eigenthum Lyſipps, wie viel Gemeingut ſeiner Epoche iſt. Vor und neben ihm konnten Künſtler, von gleichem Geiſte beſeelt, ähnliche Richtungen verfolgen, Künſtler, die wir vielleicht gar nicht kennen, oder die uns im beſten Falle bloße Namen ſind. Wie unvollkommen unſere Kenntniß ſelbſt bei hervorragenden Meiſtern oft iſt, kann deutlich das Beiſpiel des Skopas zeigen, über deſſen leidenſchaftlich bewegte ſtatuariſche Schöpfungen ſich die Ueberlieferung anſcheinend ſo ausführlich ergeht, was aber nicht hindert, daß die Zutheilung von Werken aus unſerem Denkmälervorrathe an ihn auch heute noch kaum über die erſten unbeſtrittenen Anfänge hinausgelangt iſt. Werden wir ſo der eingangs erhobenen Mahnung eingedenk bleiben, die Individualität des Künſtlers zurücktreten zu laſſen, ſo legt dafür das bisher Betrachtete einen anderen Geſichtspunkt nahe. Wenn der bildende Künſtler ſeine Ideen in menſchlichen Geſtalten zum Ausdrucke bringen will, ſo bewirkt er dies, abgeſehen von der Charakteriſirung durch Bildung und Beiwerk, durch die Bewegung, die er ihnen giebt — denn auch der wechſelnde Geſichtsausdruck, von dem hier übrigens nicht die Rede ſein ſoll, iſt nichts Anderes, als Bewegung. Und wenn es nun der Kunſtgeſchichte unverwehrt iſt, einzelne der Elemente, aus denen ſich das Kunſtwerk zuſammenſetzt, wie z. B. Landſchaft, Draperie,

herauszugreifen und in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung zu ſtudiren, wofern ſie ſich nur des ſteten Zuſammenwirkens aller das Kunſtwerk bedingenden Faktoren bewußt bleibt, ſo könnte man auch einmal ſagen: betrachten wir in dieſem Sinne die Bewegungen an ſich, als Erſcheinungen, losgelöſt von der Perſönlichkeit der Künſtler — und wenn wir Werke nach dem Namen der Künſtler benennen, ſo geſchehe dies nur, um ihre anderweitig erkannte kunſtgeſchichtliche Stellung zu bezeichnen —, und fragen wir, ob ſich nicht auch in ihnen eine beſtimmte kunſtgeſchichtliche Entwickelung erkennen läßt.

Die Frage wird von vornherein vielleicht befremden. Die Bewegung, ſollte man denken, iſt doch in jedem Falle ſo ſehr von der Idee und Abſicht des Künſtlers bedingt, daß es nur darauf ankommt, was der Künſtler hat darſtellen wollen, daß aber die kunſtgeſchichtliche Stellung des Künſtlers oder Werkes dabei gar nicht in Betracht kommt. Das wäre richtig, wenn der Künſtler in ſeinem Schaffen nur auf ſich geſtellt wäre und innerhalb ſeiner Perſönlichkeit volle Freiheit beſäße. Das iſt aber nicht der Fall: die Freiheit des Künſtlers iſt und bleibt immer eine beſchränkte, und von der Idee bis zur Ausführung des Kunſtwerkes iſt ein weiter Weg, an deſſen Ende nicht ſelten nur wenig von der urſprünglichen Abſicht gewahrt worden iſt. Der Künſtler iſt zunächſt begrenzt durch das Maß ſeines Könnens, d. i. der Formen, die er beherrſcht. Das mag heute minder erheblich erſcheinen, wo die Schöpfungen aller vorangegangenen Kunſtepochen zur Nachahmung vorliegen, zahlreiche Hülfsmittel dem Studium zu Gebote ſtehen, ſich an lebenden Modellen der Körper in die gewünſchte Aktion bringen und danach einfach kopiren läßt. Die Antike verfügte über dieſe Hülfsmittel nur in beſchränktem Maße; ſpeziell die Verwendung lebender Modelle war ihr ſicher die längſte Zeit fremd. Sie konnte nur ſo vorgehen, wie auch heute der Künſtler vorgehen muß, dem jene

Hülfen fehlen, wie das Talent in ſeinen noch unbewußten Anfangsſtadien, oder Künſtler, deren Kunſtgattung ein Modellſtehen nicht zuläßt. In allen dieſen Fällen iſt der Künſtler auf ſich, ſeine Beobachtung und Erinnerung angewieſen. Nun ſind aber die Bewegungen des menſchlichen Körpers ſo unendlich zahlreich und mannigfaltig, iſt das Bild derſelben Bewegung bei verſchiedenen Standpunkten ein ſo verſchiedenes, daß es einfach unmöglich iſt, daß der Künſtler aus ſich heraus in voller Freiheit über ſie alle verfüge. Er wird nur jenen Vorrath von Bewegungen beherrſchen, in deren Darſtellung er ſelbſt oder die Kunſt bis zu ihm ſich geübt und die er von dieſer als lernbares Erbgut überkommen hat, dazu allenfalls aus allgemeiner Erinnerung ſolche, die ſich mit geringen Aenderungen aus jenen bilden laſſen. Eine Erweiterung dieſes Vorrathes kann durch ſpezielle Naturbeobachtung allerdings ſtattfinden; aber hier wachſen die Schwierigkeiten, je mehr Mittel der beſtimmte Kunſtzweig erfordert. Noch ziemlich leicht läßt ſich ein in der Erinnerung feſtgehaltenes Bild in Umriſſen und Farben auf die Fläche bannen. Mehr braucht es ſchon, um, wie es beim Relief der Fall iſt, die Flächen nach Erhebung und Vertiefung zu bewegen. Handelt es ſich da aber immer noch um eine einzige Anſicht, ſo verlangt das plaſtiſche Rundbild, von den ſtatiſchen Erforderniſſen ganz abgeſehen, allſeitige körperliche Geſtaltung, und wie leicht zerfließt da über der Durchführung der urſprüngliche Eindruck! Es begreift ſich daher, daß der Fortſchritt in der Bewegung ſich am langſamſten in der ganz freien Rundplaſtik vollzieht: wir begegnen in der antiken Kunſt Bewegungen und Stellungen in Malerei und Relief, lange bevor die ſtatuariſche Kunſt ſich eben derſelben bemächtigt.[11]

Aber in dem Ausmaß des Könnens liegt nicht das Einzige, was die Freiheit des Künſtlers beſchränkt: ſchon ſeine künſtleriſchen Abſichten, die Formen, in denen ſeine Gedanken ſich

bewegen, wie die, in denen er ſie zum Ausdrucke bringt, werden in hohem Grade bedingt und beeinflußt durch die ganze Kunſtentwickelung, der er angehört. Wäre das nicht ſo, wie könnte man von einem Stil in dem Sinne der Verwandtſchaft in den Schöpfungen ganzer Kunſtperioden ſprechen? Auch auf dem Gebiete künſtleriſchen Schaffens waltet eine Attraktion, welche die erfindende Phantaſie in dem Bannkreis des ſchon Dageweſenen zu halten, die geſtaltende Hand in die Geleiſe des ſchon Geſehenen und Geübten zu drängen ſucht. Daher kommt es, daß die Kunſt auch der Natur, die doch jederzeit friſche, urſprüngliche Impulſe zu geben vermöchte, zumeiſt ſchon befangen gegenübertritt, aus ihr viel mehr Vervollkommnung, Durchbildung, Umänderung der gegebenen, als die Anregung abſolut neuer Ideen zu gewinnen ſucht. Und ſelbſt auf die Art, wie der Künſtler die Natur ſieht und wiedergiebt, erſtreckt ſich der Einfluß der jeweilig ausgebildeten Kunſtformen, wie die Betrachtung von Naturſtudien aus verſchiedenen Zeiten, beiſpielsweiſe an Gewand, Baumſchlag u. ſ. w., augenfällig darzuthun vermag. Aber die Kunſt geht überhaupt nicht immer und für jeden einzelnen Fall bis auf die Natur ſelbſt zurück, um ihre Formen unmittelbar aus derſelben herzuleiten, ſondern ſie läßt es ſich vielfach hierfür an der Vermittelung durch andere Kunſtwerke, derſelben oder verſchiedener Gattung, genügen. Das zeigt ſich ebenſo an einfachen Dingen, wie es beiſpielsweiſe die wiederholt zu beobachtende Erſcheinung iſt, daß die Bildung der Draperie in der Malerei von der eigenthümlichen Wiedergabe der Falten in der gleichzeitigen Holz- oder Bronzeſkulptur beeinflußt iſt, und hierher gehört ſchließlich nicht minder die Thatſache, die einer ausgedehnten, auch heute noch kaum völlig verſchwundenen Richtung der modernen Hiſtorienmalerei gegenüber öfter hervorgehoben wurde, daß dieſelbe nämlich, von der Geſamtkompoſition angefangen bis zu den Poſen der einzelnen

Figuren, von der Bühne inſpirirt iſt. Gewiß hat es zu allen Zeiten Künſtler gegeben, die dieſen ablenkenden Einflüſſen gegenüber ihre Individualität zu wahren vermochten — und das ſind zumeiſt Diejenigen, welche durch die Ideen und Formen, die ſie in die Kunſt einführen, derſelben neue Wege weiſen, deren Schöpfungen den Anderen in der geſchilderten Weiſe zum Vorbilde dienen. Aber es fehlt auch andererſeits aus keiner Kunſtepoche an dem Beiſpiel von Künſtlern, die, mit der Gabe ausgerüſtet, die Natur frei und unabhängig von der Tradition zu erfaſſen, iſolirt bleiben und auf die Kunſtentwickelung ihrer oder auch jeder folgenden Zeit keinen wahrnehmbaren Einfluß zu üben vermögen.

Damit hätten wir zwei der weſentlichſten Faktoren gekennzeichnet, welche der individuellen Freiheit des Künſtlers entgegenwirken. Wenden wir uns nun in der zuvor bezeichneten Abſicht zur Betrachtung der Kunſt in ihren Anfängen, ſo begreift es ſich, daß ſie zunächſt nur über ein ganz geringes Maß von Formen verfügt. Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen wählt ſie die einfachſten heraus und macht von denſelben den möglichſt ausgedehnten Gebrauch; ſie wirthſchaftet ſo zu ſagen mit denſelben. Vielleicht am deutlichſten läßt ſich dies an der Malerei machen. Für die Malerei iſt die Profilanſicht die nächſtliegende; am erſten läßt ſich die Silhouette, der Schatten, werde er nun mit Linien umriſſen oder in ſeiner ganzen Fläche ausgefüllt, feſthalten, und in keiner Anſicht iſt die Silhouette ſo charakteriſtiſch einerſeits und ſo leicht zu faſſen andererſeits, als im Profil. Beſonders jene Körpertheile, die ſich bei der Vorderanſicht hauptſächlich in die Tiefe erſtrecken, kommen bei dieſer nicht leicht zur Geltung: man erinnere ſich beiſpielsweiſe der Schwierigkeit, die das Verſtändniß eines in Verkürzung von vorne gezeichneten Fußes einem nicht kunſtgeübten Beſchauer bereitet.[12] Am geläufigſten iſt uns der Kopf;

was für denſelben charakteriſtiſch iſt, die Wölbung des Schädels, der Stirn, der Augenhöhle, das Vortreten der Naſe, der Schnitt der Lippen, der Schwung des Kinnes, die Bildung des Ohres, kommt nur bei der Profilſtellung ganz heraus. Es giebt nur einen Theil des Kopfes, der zur Auffaſſung in der Vorderanſicht gleichſam auffordert, das Auge, und die naive Kunſt iſt folgerichtig genug, auch bei der Profilſtellung des Geſichtes das Auge von vorne zu bilden. Die Malerei bedient ſich alſo von Anfang an vorwiegend des Profils als des einfachſten Falles; der älteſte Stil der Malerei iſt weſentlich ein Profilſtil. Wie nun die Malerei die längſte Zeit an den Profilſtil gebunden bleibt, wie ſie mit dem Profil ſo viel als möglich und ſelbſt bis ins Unmögliche wirthſchaftet, wie ſie noch bei fortgeſchrittener Kenntniß neue Bewegungen von den ihr geläufigen Profilſtellungen abzuleiten ſucht, bietet ſie ein anſchauliches Beiſpiel dafür, wie die Kunſt nicht immer aufs neue ſich frei an der Natur heranbildet, ſondern wie der Fortſchritt möglichſt an das Beſtehende anknüpft und die einmal geſchaffenen Kunſtformen auch die folgende Entwickelung beeinfluſſen.

Kehren wir nach dieſem Beiſpiel zu unſerem Vorhaben zurück, die Bewegung des menſchlichen Körpers in der plaſtiſchen Kunſt zu verfolgen, ſo ſehen wir, daß auch ſie von den einfachſten Fällen ausgeht. Der einfachſte Fall der Bewegung iſt die ruhige, gerade Haltung, ſei es im Sitzen, ſei es, was das Allereinfachſte iſt, im Stehen. In dieſer Haltung, wenn man will alſo, in Bewegungsloſigkeit, treten uns die älteſten Werke der griechiſchen Plaſtik entgegen: den Kopf gerade nach vorn gewandt, die Arme dicht am Körper geſenkt, die Beine feſt aneinandergeſchloſſen oder das eine vor das andere geſetzt — das iſt das Schema ſolcher alterthümlichen Figuren, an deſſen Hauptzügen kaum etwas geändert wird, wenn z. B. die Vorderarme mit irgend welchem Attribut wagerecht vorgehalten

werden. Dieſe einfache Anlage ſchließt die ſymmetriſche Anordnung der beiden Körperſeiten in ſich ein. Wollten wir ſonach die Haltung einer ſolchen alterthümlichen Figur durch ein graphiſches Hülfsmittel veranſchaulichen, ſo könnte es, wenn wir uns die Figur gerade von vorn oder rückwärts gezeichnet denken, durch eine ſie in der Mitte ſenkrecht von oben nach unten durchziehende gerade Linie geſchehen, zu deren beiden Seiten die einander entſprechenden Theile, wie die Schultern, Hüften, Bruſtmuskeln ꝛc., in völlig ſymmetriſcher Anordnung, alſo je in derſelben jene ſenkrechte Achſe rechtwinkelig durchſchneidenden Horizontalen zu liegen kommen (Fig. 6). Das Prinzip dieſer Anlage bleibt gewahrt, auch wenn die Hauptrichtung des Körpers, ſtatt ſenkrecht, etwas geneigt iſt, und mit Beſchränkung auf den Rumpf gilt dasſelbe für ſitzende Figuren, von denen ſich gleichfalls die Variation mit vorgeneigtem Oberkörper ſchon an ſehr alterthümlichen Statuen, z. B. von Schreibern oder Reitern, vorfindet.[13]

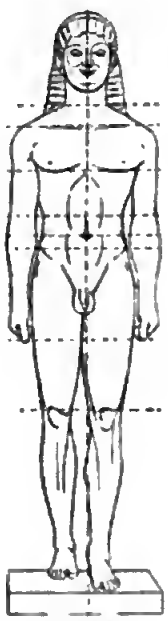


Fig 6
Archaiſche Jünglingsfigur (Apollon von Tenea, München, Glyptothek).

Doch verweilen wir nicht bei jenen Anfängen der Kunſt mit ihren unbeweglichen Geſtalten, noch auch bei den erſten ſchüchternen Verſuchen, Leben und Bewegung in dieſes ſteife Schema zu bringen. Und wenn wir Götterbilder ſelbſt noch aus der Zeit des Phidias in kaum bewegter Anlage, noch durchaus beherrſcht von dem Geſetze der Symmetrie ſehen, ſo laſſen ſich hier für eine bewußte Zurückhaltung der Künſtler beſondere Gründe geltend machen: nicht nur mit den ſtrengen Linien der umgebenden Architektur ſollte das Kultbild im Einklange ſtehen,[14] auch die ernſtgebietende Erhabenheit des göttlichen Weſens fand in der Ruhe ſeiner äußeren Er-

ſcheinung ihren vollkommenſten Ausdruck. Betrachten wir vielmehr Fälle, in denen die Kunſt bereits über Freiheit der Bewegung verfügt und Bewegung gewollt iſt. Wir beſitzen in Neapel die Nachbildung zweier Statuen der atheniſchen Tyrannenmörder Harmodios und Ariſtogeiton.[15] Sie ſind dargeſtellt, wie ſie aus dem Hinterhalte hervorſtürzen, der eine mit gezücktem Schwerte, der andere den vom Gewande bedeckten Arm ausſtreckend, um den Freund zu ſchützen (Fig. 7). Das Original der Gruppe, das um das Jahr 475 v. Chr. anzuſetzen ſein wird, hat das beiden Statuen gemeinſame Hauptmotiv der Bewegung gewiß nicht zum erſten Male in Anwendung gebracht; über den Typus einer lebhaft ausſchreitenden Figur mit erhobenem Arm ſcheint die plaſtiſche Kunſt bereits in einer ziemlich frühen Zeit in verſchiedenartiger Verwendung verfügt zu haben. Kopf, Arme, Beine der Tyrannenmörder erſcheinen in lebhafteſter Bewegung; was aber den Rumpf betrifft, ſo herrſcht in ſeiner Anlage, namentlich bei dem ſchützenden Ariſtogeiton (Fig. 7), noch durchaus das oben bezeichnete Prinzip: kaum daß der Hebung der einen Schulter eine Senkung der anderen entſpricht, im übrigen aber unterſcheidet ſich die Anordnung der Theile

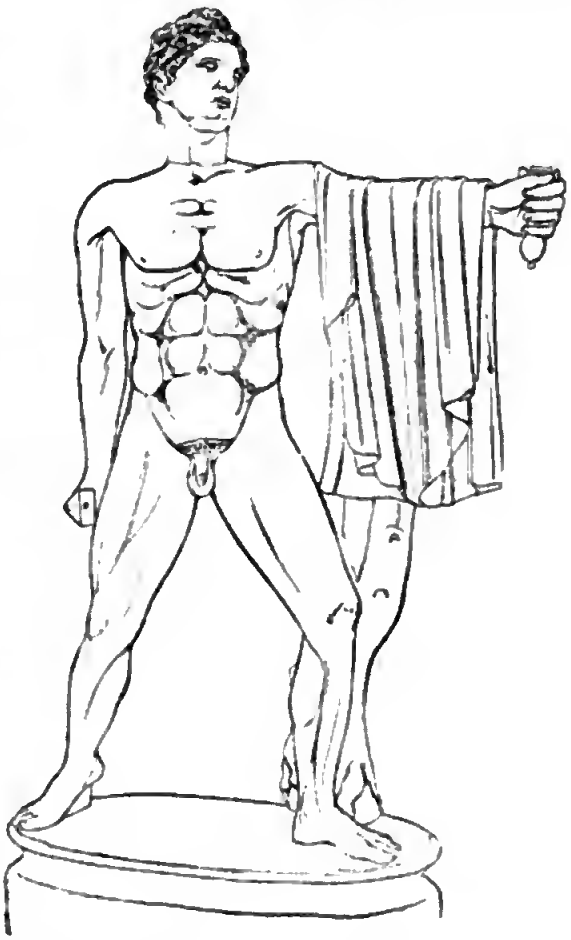


Fig. 7.
Ariſtogeiton, aus der Gruppe der Tyrannenmörder (Neapel).

des Torſos nicht von der ruhigen Haltung; mit ungebrochener Achſe vermittelt er nicht hinlänglich zwiſchen den in Ausfall geſtellten Beinen und der Aktion der Arme, und indem er ſeine volle Breite der einen Seite zuwendet und ſich nicht auch ein wenig nach der Richtung dreht, in welcher die Figur vorwärts ſtürmt, macht die Bewegung einen gebundenen, einſeitigen, man möchte faſt ſagen, turneriſchen Eindruck. Wenn der in einer Marmorreplik des lateraniſchen Muſeums erhaltene Satyr des Myron[16], eines jüngeren Künſtlers, von dem noch die Rede ſein ſoll, von einem ſolchen Eindruck frei iſt, ſo liegt das daran, daß hier die Haltung des Oberkörpers mit der Geſamtbewegung des jähen Zurückprallens vor der plötzlichen Geberde der Athena, welche die Flöten wegwirft, im Einklange ſteht: an ſich betrachtet, hält aber der Torſo noch im weſentlichen an jener einfachen Anlage feſt. Wieder ein anderes Problem begegnet bei einer erſt kürzlich bekannt gewordenen Statue des Konſervatorenpalaſtes[17], deren Original gleichfalls der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehört, ein Jüngling, im Begriffe, den Wagen zu beſteigen (Fig. 8). Die beiden vorgeſtreckten Hände haben die Leitſeile gefaßt, der hochgehobene rechte Fuß betritt den Wagenkorb, der linke ſoll unmittelbar folgen — aber wird, wer ſo den einen Fuß raſch auf eine ſtarke Erhöhung ſetzt, ſich zwingen, den Oberkörper ſtramm aufrecht zu halten, wie es dieſer thut, ohne der Bewegung durch Vorneigen des oberen Rumpfes entgegenzukommen? Fehlte bei dieſer Figur zu dem linken auch das gehobene rechte Bein, ſo würde die Bewegung des Torſos ſchwerlich das

Fig. 8
Wagenbeſteigender Jüngling (Rom, Konſervatorenpalaſt).

Motiv entnehmen laſſen. Und ſteigen wir noch weiter herab zu dem Werke eines Zeitgenoſſen des Phidias, das uns im Original erhalten iſt, der Nike des Paionios (Fig. 9).[18] Wie die erſten Spatenſtiche zu Olympia ſie ans Licht gebracht hatten, gab es nur eine Stimme der Bewunderung über die Kühnheit der Konzeption, die ſich an etwas der Plaſtik, wie es ſcheint, Widerſtrebendes gewagt, eine frei in den Lüften ſchwebende Geſtalt zu bilden. Doch es iſt kein ruhiges Schweben; wie ſie mit mächtigem Flügelſchlag von der Höhe herabrauſcht, bläht der Wind das Obergewand in ihrem Rücken, das die Linke hoch gefaßt hält; von dem raſchen Vorwärtsſtürmen ſchlägt das Unterkleid mit zurückflatternden Säumen auseinander und läßt das eine Bein entblößt hervortreten; ein kühner Schwung beherrſcht alle Linien — aber der Torſo iſt ruhig; eine geradlinige Achſe kennzeichnet ſeine Bewegung; die beiden Schultern, die Bruſt, die Hüften liegen in derſelben Linie, höchſtens, daß ſich durch eine kaum merkliche Schiefſtellung dieſer Querlinien eine kleine Lockerung des ſtrengen rechtwinkeligen Syſtems vollzogen hat.

Fig. 9.
Nike des Paionios (Olympia)

So ſehen wir hier überall die Kunſt frei über die Bewegung der Extremitäten und auch des Kopfes verfügen, während ſie für jene des Rumpfes ſich noch des einfachſten Falles oder ſeiner nächſtliegenden Variationen bedient. Und das braucht keineswegs immer als Unvollkommenheit empfunden

zu werden. Man könnte ſogar — und dies vielleicht ſelbſt für einzelne der angeführten Beiſpiele — zugeben, daß in den meiſten Fällen die Bewegung des Rumpfes ſo, wie ſie iſt, durch die Auffaſſung und die Abſicht des Künſtlers vollkommen motivirt iſt; und ebenſo ſteht es außer Frage, daß die Künſtler, die den Körpern ſo vielfach eine wahrhaft ſtaunenswerthe Durchbildung zu geben verſtanden, wenn es darauf ankam, auch der Bewegung des Rumpfes irgendwie Herr geworden wären: thatſächlich beſitzen wir ja Fälle, in denen, wie beiſpielsweiſe bei Giebelſkulpturen[19], der Zwang beſtimmter Aufgaben ſie hierzu nöthigte. Aber eben darum bleibt es bezeichnend, daß dort, wo ein ſolcher unausweichlicher Zwang nicht beſtand, es ihnen nicht in den Sinn zu kommen ſcheint, aus eigenem Antrieb über jenes einfache Rumpfſchema hinauszugehen, daß ſich die Abſichten der Künſtler ſo lange in den Grenzen halten, die ſie mit den einfachſten Fällen der Rumpfbewegung das Auslangen finden laſſen.

Die Bewegungen der Extremitäten und des Kopfes, die ſich in ſcharf markirten Gelenken vollziehen, ſind die augenfälligſten und zugleich ausdrucksvollſten; ſie macht ſich denn auch die Kunſt am früheſten zu eigen. Weit ſchwerer zu faſſen ſind die Veränderungen des Rumpfes in ihrem wechſelnden Formenſpiel. Indem aber die Kunſt durch Naturbeobachtung vorwärts ſchreitet, muß ſie endlich an dem Punkte anlangen, wo ſie auch dieſe Veränderungen wahrnimmt und ſich gewachſen fühlt, ſie darzuſtellen. Schon die Bewegungen des Kopfes und der Glieder ziehen ja ſo vielfach den Rumpf ſtärker oder ſchwächer in Mitleidenſchaft. Wir pflegen den Kopf nicht kräftig nach einer Seite zu wenden, nicht den Arm lebhaft nach einer Richtung auszuſtrecken, ohne den Körper ein wenig mit hinüberzudrehen; unterlaſſen wir das gefliſſentlich, ſo macht unſere Bewegung, ſtatt eines natürlichen, ungezwungenen, einen ſoldatiſch

ſteifen Eindruck, wie wir ihn auch in der Haltung jener älteſten Kunſtwerke finden. Aber ein großer Theil dieſer Folgebewegungen beruht nicht nur auf Gewohnheit und Bequemlichkeit, ſondern iſt durch den Zuſammenhang der Körpertheile vorgeſchrieben. Es giebt Bewegungen, die, mögen wir wollen oder nicht, andere zur nothwendigen Folge haben. So iſt es durchaus nothwendig, daß, wenn der Körper auf einem Standbein feſt aufruht, ſich auf der Seite des Standbeines die Hüfte hebt, die Schulter ſenkt; der Künſtler, der in einem ſolchen Falle an der geraden Rumpfhaltung feſthielte, würde einen Verſtoß gegen die Naturwahrheit begehen.

Polyklet hat das Prinzip des Standbeines in der ſtatuariſchen Kunſt zur völligen Ausbildung gebracht; ſehen wir, wie ſein Doryphoros der Forderung gerecht wird (Fig. 10). In der That iſt bei dieſem die rechte Hüfte gegen die linke gehoben und umgekehrt die rechte Schulter niedriger, als die linke. Theilweiſe trifft das auch ſchon bei einigen der Figuren zu, die vor Polyklet der Löſung des Problems nahe gekommen waren. Aber ſie bleiben trotzdem unvollkommen, weil ſie die Konſequenzen doch nicht hinlänglich ziehen, weil ſie ſich nicht ganz zu trennen vermögen von dem gewohnten Syſtem, weil die Theile des Torſos der Verſchiebung widerſtreben. Das iſt beim Doryphoros überwunden: die bisherige Längsachſe des Rumpfes iſt verlaſſen, ſämtliche Querlinien divergiren. Der Doryphoros iſt darum befriedigend, weil er die nothwendigen Konſequenzen des Standbeinprinzipes gezogen hat — freilich auch nur dieſe. Noch iſt der Abfall der Schultern ein ſanfter, die Fluchtlinie der Bruſtmuskelkonturen einer Horizontalen

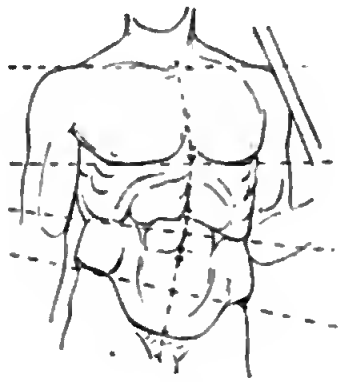


Fig. 10.
Schema des Rumpfes des Doryphoros.

noch nahe; aus ſcharf gebrochenen Stücken läßt ſich die aufgegebene Achſe leicht zurückverfolgen. Der Schritt, den der Doryphoros nach vorne macht, weiſt noch deutlich auf das verlaſſene Stadium zurück.

Was wir hier in den erſten Anfängen beobachtet haben, erſcheint in vollſter Ausbildung, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Polyklet, bei Praxiteles. Auch in den Bildungen des Praxiteles kehrt, ähnlich wie wir es bei Polyklet und zum Theile bei Lyſipp wahrnehmen konnten, namentlich ein Motiv beſonders häufig wieder, und dieſes iſt zunächſt nichts Anderes, als eine Weiterbildung des polykletiſchen Standmotivs; ja, auch in der Erweiterung desſelben durch eine Stütze, was den praxiteliſchen Geſtalten den weichen, läſſigen, träumeriſchen Charakter giebt, ſcheint ihm bereits Polyklet ſelbſt mit ſeiner Amazone vorangegangen zu ſein.[20] Als ein Beiſpiel ſei hier der Sauroktonos (Fig. 11, nach der Replik im Vatikan) angeführt, ein knabenhafter Apoll, der einer am Stamme hinaufkriechenden Eidechſe auflauert, um mit dem Pfeile nach ihr zu ſtechen.[21] Die weiche, biegſame Haltung des ganzen Körpers kommt hier auch in der Bildung des Rumpfes zum Ausdruck. Der Verſuch, die Richtung desſelben durch eine gerade Achſe zu bezeichnen, würde vollſtändig verſagen; an Stelle der geraden Linie tritt eine geſchwungene, der auf der Rückſeite die gekrümmte Rückenfurche entſprechen würde, und die Fluchtlinien der Hüften, der unteren Bruſtmuskelkonturen, der Schultern gehen beſtimmt auseinander. Und doch, wenn hier die Linie ihre Herrſchaft gänzlich verloren hat, nach jeder Richtung frei iſt die Bewegung des Rumpfes auch hier nicht. Er weicht nur ſeitwärts, nicht nach vorn und rückwärts aus, ſeine Formen ſind verſchoben, aber nicht gebeugt oder gedreht, mit einem Worte, die Bewegung ſeiner ſämtlichen Theile ſpielt ſich in einer und derſelben Ebene ab. Es iſt noch nicht das Höchſte des Fortſchrittes, vielmehr

läßt ſich eine Bewegung denken, die für den Torſo auch eine Verſchiedenheit des Raumes in ſich ſchließt.

Damit wird nun die Bedeutung klar, welche den Bildungen Lyſipps zukommt; ſie erfüllen auch dieſe letzte Forderung, ſeine Figuren kennen in der Bewegung des Torſos nach keiner Richtung hin eine Schranke mehr. Noch am einfachſten iſt der Apoxyomenos (oben Fig. 2); er erinnert auch hierin an ſeinen, wenngleich überwundenen Ausgangspunkt. Aber ſchon der Hermes (oben Fig. 3) zeigt den Rücken in entſchiedener Beugung, und noch komplizirter iſt die Rumpfbewegung bei dem ſandalenlöſenden Jüngling (oben Fig. 4): Beugung verbunden mit der Senkung der rechten Schulter und Drehung des Oberkörpers gegenüber den unteren Partien des Torſos. Angeſichts dieſer Erſcheinungen kann man ſich der Ueberlieferung erinnern, wonach von allen großen Meiſtern der Plaſtik Praxiteles und Lyſipp am meiſten der Naturwahrheit nahe gekommen ſeien.[22] Aber während bei Praxiteles noch an eine Ableitung der Rumpfbewegung von der normalen Stellung gedacht werden könnte, fällt dieſe Möglichkeit bei Lyſipp vollſtändig weg. Hier iſt an eine Uebertragung nicht mehr zu denken; dieſe Bewegungen

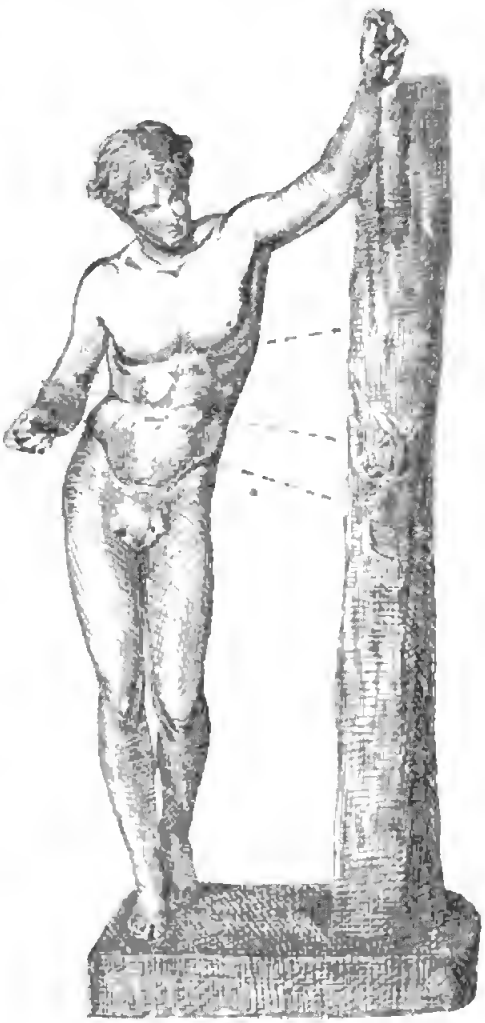


Fig. 11.
Apollon Sauroktonos, nach Praxiteles (Rom, Vatikan).

erfordern jede eine beſondere Kenntniß ihrer Erſcheinungsformen, wie ſie nur an der Natur direkt für den geſuchten Fall gelernt werden kann; zwiſchen dem Künſtler und der Natur ſteht nicht mehr als Schranke die Tradition, die Befangenheit in den bis dahin geübten Formen, er ſteht in der That der Natur ſelbſt nahe. Und hiermit im Zuſammenhange darf man vielleicht einem Umſtande Bedeutung beilegen, der an ſich geringfügig erſcheinen könnte. Wir ſahen, wie bei den lyſippiſchen Figuren die Bruſt durch die Bewegung der Arme verdeckt oder gedrückt iſt, wie überhaupt die Entwickelung der Bruſtmuskeln zurücktritt namentlich im Vergleich mit den Figuren Polyklets. Dieſe großen Linien der Bruſtbeinfurche und des Bruſtmuskels ſind eine Hülfe des Künſtlers bei der Anlage des Torſos, ſie ſind gewiſſermaßen eine Vorzeichnung, ſie geben für die Bewegung das Hauptgerüſt. So lange die Kunſt eine Bewegung von der anderen ableitet, muß ihr eine ſolche Orientirung willkommen ſein, und ſelbſt in der verſchobenen Geſtalt, in welcher dieſes große Schema in den praxiteliſchen Bildungen erſcheint, können ſeine Linien noch eine gewiſſe Führung geben. Der Bildung des Rumpfes bei Lyſipp liegt kein derartiges Syſtem zu Grunde; er beherrſcht die Formen in dem mannigfachen Spiel der Muskeln, ohne der Hülfe einer Markirung zu bedürfen.

Noch einen dritten Künſtler giebt es, dem die antike Ueberlieferung Naturtreue beſonders nachrühmt: Myron, von deſſen Satyr bereits früher die Rede war. Auch ſeine Kunſt wandte ſich mit Vorliebe der Darſtellung lebendiger, der Natur abgelauſchter Situationen zu, und die Werke, nach denen wir uns von derſelben eine Vorſtellung zu bilden vermögen, vor allem der Diskoswerfer (Fig. 12),[23] bekunden eine Freude an den Problemen der Bewegung und eine Beherrſchung derſelben, womit er, der der Künſtlergeneration unmittelbar vor Phidias angehört, ſeiner Zeit voranzueilen und faſt der lyſippiſchen

Richtung der Kunſt vorzugreifen ſcheint. Ungeſucht bietet ſich aus dem Kreiſe der Letzteren zur Vergleichung der Hermes (oben Fig. 3) dar, an den der Diskobol in den Hauptzügen des Aufbaues erinnert, nur daß er ihn an Gewalt der Bewegung noch übertrifft. Aber nicht nur das Ungeſtüm des friſchen Wagniſſes ſpricht ſich in dieſen ſchroff aneinander ſtoßenden Formen aus; die wie gebrochen und geknickt zuſammentreffenden Theilflächen weiſen zugleich hier — wie bei manchen Giebelfiguren des fünften Jahrhunderts — auf ein nahe vorausliegendes gebundenes Stadium zurück, von welchem dem Hermes mit ſeinen weich und harmoniſch ineinander fließenden Flächen keine Spur mehr anhaftet.

Fig. 12.
Diskobol, nach Myron
(Rom, Palazzo Lancelotti).

Von Lyſipp ab läßt es ſich aber verfolgen, wie die Kunſt die Motive ſucht, in denen der Torſo ſelbſt in lebhafte Bewegung geſetzt erſcheint. Lyſipps Schüler iſt Eutychides, von deſſen berühmteſtem Werke, der Stadtgöttin von Antiocheia, der Vatikan eine verkleinerte Copie beſitzt.[24] Es iſt eine Verkörperung der landſchaftlichen Lage der Stadt; die Göttin ſelbſt auf dem Felſen ſitzend, zu ihren Füßen als halb aus den Fluthen aufragender Knabe der Fluß Orontes. Die Vergleichung mit dem lyſippiſchen Hermes (oben Fig. 3) läßt auch hier eine durchgängige Verwandtſchaft in den Bewegungsmotiven erkennen: beiderſeits iſt das rechte Bein vorgeſtreckt, das linke zurückgebogen, der Körper im Sitzen vorgeneigt, der eine Arm auf den Felſen geſtützt — es iſt faſt dieſelbe Figur wie jener, nur daß ſie bekleidet iſt. Noch virtuoſeren Geiſt athmet eine andere

Schöpfung der gleichen Periode, die große Statue der Nike von Samothrake.[25] Die Göttin ſteht vorn auf dem Schiffe; von der Schiffsmannſchaft hinter ihr, zu der ſie zurückgeblickt, wendet ſie ſich in momentaner Bewegung nach vorn, um mit erhobenem Arm die Trompete zum Munde zu führen, das Gewand ſchlägt flatternd um ihren Körper — wo böte ſich aus früherer Zeit in Körperbewegung und Draperie ein dieſem gleichkommendes Motiv? Und verfolgen wir die Kunſt in ihrem weiteren Fortgang, ſo ſehen wir nach allen Richtungen die Motive, welche die Geſtalten Lyſipps in ihrer Anlage enthalten, weiter entwickelt und bis aufs äußerſte geſteigert. Denken wir daran zurück, wie lange es braucht, ehe ſich die Kunſt an eine Verſchiebung der Bruſt, ein ungewöhnliches Muskelſpiel des Torſos wagte, und wir werden die künſtleriſche Abſicht begreifen, die in der bekannten Bronzeſtatue eines Knaben waltet, der die beiden Arme betend zu den Göttern erhebt,[26] ein Werk, das man gerade der Zeit kurz nach Lyſipp zugetheilt hat. Das Raffinirteſte aber in dieſer Richtung, die Verſchiebung und Verzerrung aller Muskeln des Torſos, das förmliche Widerſpiel ihrer natürlichen Lage enthält die Statue des Marſyas, der, mit Händen und Füßen an den Baumſtamm gebunden, die Arme ſenkrecht über dem Kopf zuſammengeſchloſſen, die Vollziehung des Urtheils erwartet.[27] Und wie wenn die Kunſt fortab nur mit den Schwierigkeiten ſpielen wollte, entſtehen nun Werke, die in der Drehung des Körpers das Unglaubliche leiſten: ſo der borgheſiſche Satyr, der flöteblaſend ſich zur eigenen Muſik um ſich ſelber dreht;[28] oder der junge Satyr, der, um das Schwänzchen auf ſeinem Rücken zu erhaſchen, ſeinen Oberkörper, ſoweit er vermag, nach rückwärts wendet.[29] Ja, als ob man ſich nicht genug thun könnte in dem Verlaſſen einfacher Stellungen, ſchiebt man die Geſtalten in ſich ſelber zuſammen; die kauernden, hockenden, vom Boden aus agirenden Figuren

treten in den verſchiedenſten Variationen auf: Aphrodite, die auf dem Boden kauert; [30] oder der Schleifer, der, auf der Erde hockend, das Meſſer wetzt; [31] oder — um nur ein Beiſpiel aus einer ganzen Reihe verwandter Geſtalten herauszuheben — der Krieger, der ſich zu Boden geduckt hat und den von oben her geführten Streich zu pariren ſucht [32] — auch hier eine Abweichung von der normalen Stellung, welche an die Beherrſchung der Formen die größten Anſprüche ſtellt (Fig. 13). Und gehen

Fig. 13.
Perſer (Rom. Vatikan).

Fig. 14.
Gruppe eines Galliers mit ſeinem Weib
(Rom, Palazzo Boncompagni-Ludovisi).

wir noch weiter, zu den Gruppen, die uns aus jener Zeit erhalten ſind, wie der Knabe mit der Gans, [33] mit dem reizenden Widerſtreit der Bewegungen, oder der Laokoon, [34] in dem eine Fülle von Vorausſetzungen ſich vereinigt, um äußerſt komplizirte Probleme der Rumpfbewegung zu ſchaffen. Namentlich aber ſind es zwei Gruppen jener Periode, die trotz verſchiedenen Inhaltes zu gemeinſamer Betrachtung auffordern: die eine aus Villa Ludoviſi, [35] der Gallier, der in der Verzweiflung der Niederlage ſein Weib getödtet hat und ſich nun das Schwert

ſelbſt in die Bruſt ſtößt (Fig. 14); die andere, in mehreren Repliken vorhandene,[36] Menelaos, der die Leiche des Patroklos aus der Schlacht gerettet hat und ſie, von den Feinden verfolgt, zu Boden legt, um ſich gegen jene zur Wehr zu ſetzen (Fig. 15). Aus verwandten Elementen baut ſich in beiden Fällen die Kompoſition auf; beidemal kommt in der aufrecht ſtehenden Figur ein analoger Konflikt entgegengeſetzter Bewegungen zum Ausdruck, indem dieſelbe, nach der einen Richtung vorwärts ſtrebend, wo auch die Laſt des Leichnams auf ſie einwirkt, ihre Aufmerkſamkeit den von der anderen Seite andringenden Feinden zuwendet; und die ludoviſiſche Gruppe zeigt noch eine weitere Steigerung darin, daß der Körper auf der einen Seite von dem der Hand eben entſinkenden Leichnam niedergezogen iſt, während er auf der anderen von dem hoch erhobenen Arm mit in die Höhe geſtreckt wird. Beſondere Beachtung erfordern aber die beiden Leichname. Durch Jahrhunderte bleibt in der griechiſchen Kunſt der Rumpf unbeweglich, weil die feſte Verbindung ſeiner einzelnen Theile ungelöſt iſt; die kleinſte Verſchiebung und Verrückung eines Theiles des Torſos bedeutet einen Fortſchritt, eine Errungenſchaft. Nur in beharrlicher Willenskonzentration vermag der menſchliche Körper dieſe Verbindung zu behaupten, es bedarf dazu der Energie, die jeder Verſchiebung zähen Wider-

Fig. 15.
Menelaos mit der Leiche des Patroklos
(Florenz, Loggia dei Lanzi).

ſtand leiſtet. Den vollen Gegenſatz hierzu bietet der todte, noch nicht in Erſtarrung übergegangene Körper; ihm fehlt jede Energie, jede Anſpannung, der Zuſammenhang der Theile iſt loſe und locker, ſie folgen willenlos den mechaniſchen Geſetzen der Schwere, und das eben iſt der Vorwurf, den ſich die Künſtler hier geſtellt haben. Mit dieſer Stufe iſt die Kunſt an dem äußerſten Extrem angelangt, ſie hat die höchſte Beweglichkeit erreicht — an der Leiche. Und wenn wir dieſer ganzen Reihe von Schöpfungen aus der geſamten Entwickelung der Kunſt das Nächſtverwandte zur Seite ſetzen wollen, ſo drängt ſich uns vor allem der Gedanke an Michelangelo auf. Auch bei ihm begegnen uns ähnliche Erſcheinungen; auch er findet ſein Genügen nur in den ſchwierigen, den ungewöhnlichen, ja unnatürlichen Stellungen, und die Beweglichkeit auch ſeiner Körper gipfelt in der Beweglichkeit — der Leiche. [37]

Damit aber haben wir eine weitere Gedankenverbindung berührt, die dieſer Ueberblick anregt. In der ganzen Zeit, in der die Kunſt noch nach ihren Mitteln ringt, gilt die Form nur dem Ausdruck der Idee. Hier aber iſt es umgekehrt: hier ſcheint das formelle Können den Ideen den Weg zu weiſen. Schon bei den Bildungen des lyſippiſchen Kreiſes ließ ſich die Frage aufwerfen, ob die bewegten Motive durch den dargeſtellten Gegenſtand immer durchaus gefordert ſeien, und wenn ſie auch ſchon für beſtimmte Ideale oder Situationen charakteriſtiſch waren, ſo könnte man doch bisweilen fragen, was den Künſtler ſolche Charakteriſtik ſuchen ließ, ob nicht manchmal die Situation der künſtleriſchen Darſtellung zuliebe gewählt wurde. In verſtärktem Maße kehrt dieſe Frage gegenüber den zuletzt betrachteten Geſtalten wieder, hier ſcheint es, als ob das unbeſchränkte Können das Wollen fortreiße, ſich ſelbſt die Ideen erſchaffe, das Motiv dem Motive zuliebe gewählt werde, weil die Stellung den Künſtler reizt. Liegt darin nicht ein moderner Zug? Auch

der modernen Kunſt gilt ſo vielfach der Reichthum der Motive, die volle Entfaltung des techniſchen Könnens als unerläßlich, und dieſe Forderung vollkommener Beherrſchung der Form erſchwert oft geradezu dem von moderner Kunſt Ausgehenden Verſtändniß und Würdigung der alten Kunſt. Nicht alle die überkommenen Vorſtellungen von dem Weſen der Antike halten der eindringenden Forſchung Stich; viel von dem, was lange als Eigenart der Antike überhaupt galt, kennzeichnet in Wirklichkeit nur einen beſtimmten Theil ihrer Entwickelung. In der Fülle der Erſcheinungen, welche die antike Kunſt umfaßt, hat auch die zuletzt betrachtete Entwickelungsphaſe ihre vollberechtigte Stelle, und nur in dem Sinne kann man demnach die oben erwähnte Charakteriſirung derſelben gelten laſſen, als ſie in der That, wie ſie moderner Art und Auffaſſung nahekommt, in Gegenſatz zu ſtehen ſcheint zu der Richtung einer ihr weit vorausliegenden, einfacheren, an Formen ärmeren — wenn von Armuth dort geſprochen werden kann, wo ſich künſtleriſche Abſicht und Form doch ſo vollkommen ergänzen, wo die Ideale von Hoheit, Ernſt und Anmuth, welche die Künſtler beſeelten, in der Ruhe, der zurückgehaltenen Kraft, der maßvollen Bewegung ihr vollſtes Genügen und ihren angemeſſenſten Ausdruck fanden. Um dieſer ihrer Schöpfungen willen bleibt Winckelmanns Wort von der ſtillen Größe und edlen Einfalt der antiken Kunſt in Ehren, und ſie vermögen uns zu lehren, daß auch ohne Aufgebot aller Mittel der Form die Kunſt das Höchſte, Unvergängliche ſchaffen kann.

Anmerkungen.

(Der vorstehende Vortrag wurde am 30. Oktober 1884 im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien gehalten. (Vgl. Mittheilungen des genannten Museums, XIX, 1884, S. 257 f.)

[1] Für weitere Angaben über Fundumstände, Ergänzung, sowie Abbildungen und Litteratur kann hier, wie zu der Mehrzahl der im folgenden erwähnten Statuen, auf das Werk: Königliche Museen zu Berlin. Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke in historischer Folge erklärt von C. Friederichs, neu bearbeitet von P. Wolters (Berlin 1885), verwiesen werden. Der Doryphoros daselbst Nr. 503. Andere Nachbildungen polykletischer Schöpfungen ebenda Nr. 508 (der Diadumenos), Nr. 513 (Amazone).

[2] In der Ergänzung der Neapler Statue, die unsere Abbildung reproduzirt, ist der Figur unrichtig ein kurzer Stab in die Hand gegeben.

[3] Vgl. darüber Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen, III (1878), S. 293 ff. (Furtwängler).

[4] Vgl. zu einigen derselben Friederichs-Wolters Nr. 217 ff.

[5] Friederichs-Wolters Nr. 1264.

[6] Friederichs, 1. Aufl., auch unter dem Titel: Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik (Düsseldorf 1868), Nr. 844. Die nahe Beziehung zur Kunst Lysipps ist wiederholt, namentlich von Brunn, hervorgehoben worden.

[7] Vgl. K. Lange, Das Motiv des aufgestützten Fußes in der antiken Kunst und dessen statuarische Verwendung durch Lysippos (Leipzig 1879).

[8] Friederichs-Wolters Nr. 1533, wo die auch von H. Brunn, Beschreibung der Glyptothek König Ludwigs I. in München Nr. 151 gegebene Deutung auf Hermes angenommen ist. Vgl. Lange a. a. O. S. 3 ff. Die Ergänzungen sind durch andere Wiederholungen gesichert. Die Abbildung Fig. 4 nach C. v. Lützow, Münchener Antiken (München 1869), Tf. 32.

[9] Brunn a. a. O. Nr. 153; Lange a. a. O. S. 52 ff.

[10] O. Benndorf und R. Schöne, Die antiken Bildwerke des lateranenſiſchen Muſeums (Leipzig 1867) Nr. 287; Lange a. a. O. S. 31 ff. (Andere Repliken ſind in dieſen Werken angeführt.)

[11] So finden ſich z. B. Figuren in der oben erwähnten Haltung mit dem auf eine Erhöhung geſtellten Fuße wiederholt auf den Reliefs des Parthenonfrieſes (bald nach der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr.). Vgl. auch die Jahrbuch des kaiſerlich deutſchen archäologiſchen Inſtituts, II (1887), S. 170 (Dümmler) angeführten Beiſpiele aus der älteren Malerei. Ebenſo begegnet das Motiv des unter Fig. 13 abgebildeten, auf das Knie geſunkenen Kriegers aus der Kandelabergalerie des Vatikans (ſ. oben S. 29 und Anm. 32) auf den um weit über ein Jahrhundert älteren Reliefs des Mauſoleums von Halikarnaß (Friederichs-Wolters Nr. 1221 ff.) u. a. m.

[12] Dieſes Beiſpiels hat ſich ſeither in anderem Zuſammenhange auch Koepp (Jahrbuch des archäologiſchen Inſtituts, II, 1887, S. 120) bedient.

[13] Auf einige ſonſtige Fälle von ſtehenden Figuren mit vorgeneigtem Oberkörper, in denen das im Texte bezeichnete Bildungsprinzip mit der für ſitzende Figuren bemerkten Modifikation zur Geltung kommt, verweiſe ich nur hier, um die obigen Ausführungen nicht unnöthig zu komplizieren.

[14] Vgl. hierüber, was zur Athene Parthenos des Phidias A. Conze, Die Athenaſtatue des Phidias im Parthenon und die neueſten auf ſie bezüglichen Entdeckungen (Berlin 1865), S. 9 f., bemerkt.

[15] Friederichs-Wolters Nr. 121 f. Dem Ariſtogeiton (oben Fig. 7) iſt ein nicht zugehöriger Jünglingskopf aufgeſetzt; die Arme ſind, im weſentlichen richtig, ergänzt, nur hat man ſich in der Rechten das Schwert, in der Linken die Scheide zu denken.

[16] Friederichs-Wolters Nr. 454.

[17] Bullettino della Commissione archeologica comunale di Roma, Ser. III, 1888, Tf. XV, XVI, S. 335 ff. (Ghirardini).

[18] Friederichs-Wolters Nr. 496, 497. Die Abbildung Fig. 9 nach A. Boetticher, Olympia, 2. Aufl. (Berlin 1886), Tf. XII.

[19] Ich muß mich hier mit dieſem Hinweis begnügen. Die eigenthümliche Stellung der Giebelfiguren in der Entwickelung der griechiſchen Plaſtik würde eine beſondere Behandlung erfordern.

[20] Vgl. C. Robert, Archäologiſche Märchen aus alter und neuer Zeit (Philologiſche Unterſuchungen, herausgegeben von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff, X, Berlin 1886), S. 109.

[21] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1214 (die Replik in Villa Albani).

[22] Von der Naturwahrheit im Sinne der anatomiſch treuen Wiedergabe der Einzelheiten der Körperoberfläche (wie z. B. Haut, Adern u. dgl.) ſieht unſer Zuſammenhang ab.

[23] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 451 ff. (die Repliken im Vatikan, Britiſchen Muſeum und in München). Unſere Abbildung giebt das im Beſitze des Fürſten Lancelotti in Rom befindliche Exemplar wieder.

[24] Friederichs-Wolters Nr. 1396. Vgl. The Journal of hellenic studies, IX (1888). Tf. V, S. 47 ff. (Gardner).

[25] Friederichs-Wolters Nr. 1358, 1359.

[26] Königliche Muſeen zu Berlin. Verzeichniß der antiken Skulpturen, Nr. 2.

[27] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1415 (Exemplar in Berlin).

[28] Friederichs-Wolters Nr. 1427.

[29] Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica, XXXIII (1861), Tf. N, S. 331 ff. (Conze); Brunn, Glyptothek Nr. 309.

[30] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1467 (Exemplar im Louvre).

[31] Friederichs-Wolters Nr. 1414.

[32] Vgl. über die im Texte erwähnte Reihe von Statuen Friederichs Wolters Nr. 1403—11, ferner 1412. Die abgebildete Statue, an der beide Arme, der rechte Unterſchenkel u. A. ergänzt iſt (vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1410), befindet ſich in der Kandelabergalerie des Vatikans

[33] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1586 (Exemplar in München).

[34] Der neueren Litteratur wegen ſei auch hier auf Friederichs-Wolters Nr. 1422 verwieſen.

[35] Friederichs-Wolters Nr. 1413.

[6] Friederichs-Wolters Nr. 1397, 1398. Die Abbildung Fig. 15 nach Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica, XLII (1870), Tf. CD, 3.

[37] Vgl. darüber W. Henke, Die Menſchen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike (Roſtock 1871); beſonders S. 10 ff., S. 15 ff.

Adolf Bastian.

Von

Dr. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Geburtsstunde der modernen Völkerkunde fällt in die Zeit des mächtigsten Wachsthums der Naturwissenschaften, wie es etwa die Mitte unseres Jahrhunderts charakterisirt. Man vergegenwärtige sich einen Augenblick die verschiedenen kulturhistorischen Faktoren, um die Entstehung der neuen Weltanschauung richtig zu würdigen. Die Allweisheit der Hegelschen Philosophie, sowohl vermöge des unversöhnlichen Hasses ihres ingrimmigen Gegners Schopenhauer, als ganz besonders durch die ertödtende Gleichgültigkeit, welche das große Publikum ihren dialektischen Kunststücken entgegenbrachte, hatte endgültig abgewirthschaftet, der totale Bankerott stand bevor oder wurde nur mühsam durch geschickte Scheinoperationen (Einlenken in ein neues Fahrwasser, Annäherung an die empirischen Disziplinen u. s. w.) verdeckt, die Weltweisheit selbst in eine Menge von Fraktionen, Parteien zersplittert, ihres systematischen, epochemachenden Einflusses völlig beraubt, — sie, vordem die Königin der Wissenschaften, jetzt zur armseligen Bettlerin herabgesunken, der nur aus reiner Gnade hin und wieder ein mitleidiger Blick zu theil wird. Auf der anderen Seite, stolz im Vollgefühl der errungenen Siege und frohen Muthes ob der verlockend winkenden Zukunft, die triumphirende Gegnerin, die so lange unter der harten Knechtschaft unverdient hatte schmachten müssen, um nun dem ganzen Zeitalter den unverlöschlichen Stempel ihres Geistes aufzudrücken. Sehen wir hier von der siegreich

ſich überall bahnbrechenden Entwickelungslehre im allgemeinen ab, ſo iſt es für unſeren nächſtliegenden Zweck ganz beſonders die exakte, jeder abſtrakten, den Thatſachen feindlichen Deduktion völlig unzugängliche Methode, welche für den Aufſchwung der Ethnologie in Betracht kommt. Um kurz zu ſein (der eigentliche, ausführliche Nachweis wird erſt ſpäter erbracht werden können), die empiriſche, thunlichſt experimentelle Begründung, wie ſie ja die Naturwiſſenſchaften kennzeichnet, kommt bei unſerer Wiſſenſchaft in der möglichſt umfaſſenden und lückenloſen Vergleichung gleicher, bezw. ähnlicher Erſcheinungen des Völkerlebens zum Ausdruck; darauf, auf dieſer komparativen Baſis, wie ſie von den hiſtoriſchen Disziplinen beiſpielsweiſe ſchon für die Sprachvergleichung — wenn auch nur in beſchränktem Rahmen — benutzt wurde, beruht ihrerſeits wieder ihre ſo maßgebende und weitgreifende ſozialpſychologiſche Bedeutung. Derjenige Forſcher nun, der die Zeichen der Zeit verſtand und aus dem bunten Kurioſitäten- und Spielzeug, wofür meiſt bis dahin die Ethnologie galt, eine ſtreng in ſich gefügte, methodiſch aufgebaute, ernſte Wiſſenſchaft mit weitreichenden, himmelanſtrebenden Zielen ſchuf, iſt der geiſtige Gründer des Königlichen Muſeums für Völkerkunde in Berlin, der unermüdliche Wanderer auf dem Erdball, den er kreuz und quer nach allen Richtungen durchſtreift (noch vor zwei Jahren, ſchon am Rande des Greiſenalters ſtehend, iſt er ja wieder zu einer neuen Weltfahrt aufgebrochen) und der ebenſo raſtloſe Schriftſteller im Dienſt ſeiner ihn ganz und gar beherrſchenden Idee, Adolf Baſtian.

Erledigen wir zunächſt die biographiſchen Daten. Baſtian wurde geboren am 26. Juni 1826 in Bremen, ſtudirte, nachdem er zunächſt in Heidelberg ſich der Jurisprudenz gewidmet, in Berlin, Jena, Würzburg und Prag Medizin und begann dann (1851) nach Abſolvirung ſeines Doktorexamens ſeine weltumſpannenden Reiſen, die — natürlich mit mehr oder minder

großen Unterbrechungen — ſich über einen Zeitraum von etwa 25 Jahren erſtrecken. Es würde ermüden, wenn wir dieſe Unternehmungen in geographiſcher Treue erzählen wollten, um ſo mehr, da es uns weſentlich nur auf eine knappe und ſcharfe Wiedergabe der von ihm vertretenen Weltanſchauung, ſeiner Wiſſenſchaft und ihres Aufbaues, ſowie einzelner beſonders wichtiger Probleme ankommt; wir begnügen uns deshalb, zur Kennzeichnung ſeiner Art des Reiſens überhaupt, eine dieſer Expeditionen herauszugreifen. Einen Spaziergang um die Welt, der ſieben Jahre in Anſpruch nahm, hatte er 1858 vollendet; der 32 Jahre alte Gelehrte war überall mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. In zwei Werken hatte er die Ergebniſſe dieſer umfaſſenden Sammlungen niedergelegt (das erſte, ſpeziell Afrika gewidmet, führte den Titel: Ein Beſuch in San Salvador, Hauptſtadt des Königreichs Kongo. Ein Beitrag zur Mythologie und Pſychologie, — das zweite war eine große Encyklopädie des ethnologiſchen Wiſſens: Der Menſch in der Geſchichte zur Begründung einer pſychologiſchen Weltanſchauung, 3 Bände). Da trieb es ihn ſchon 1861 zu einer neuen Entdeckungsfahrt, die ganz beſonders der Erſchließung des dem Abendlande nur ſehr ſtückweiſe bekannten und zugänglichen gewaltigen buddhiſtiſchen Religionsſyſtems beſtimmt war. Die einzelnen Stationen waren folgende: Von London nach Madras, über den Meerbuſen von Bengalen nach Rangoon, der Hauptſtadt von Britiſch Birma, dann den Irawaddy hinauf bis nach Mandalay. Dort wurde der junge Forſcher auf ſechs Monate beim Könige internirt, weil er den verbotenen Weg und Durchbruch nach China verſucht hatte; aber gerade während dieſer unfreiwilligen Muße wurde er durch einheimiſche Gelehrte ſo gründlich in die verſchlungenen Irrgänge der buddhiſtiſchen Spekulation eingeweiht, daß er in einer abſchließenden Unterſuchung dieſe Probleme veröffentlichen konnte (Der Buddhismus in ſeiner Pſychologie). Endlich aus der Haft entlaſſen,

fuhr er den Menam abwärts nach Bangkok, Hauptſtadt von Siam, wo er die Landesſprache erlernte und die prachtvollen Tempelbauten in Cambodja eingehend ſtudirte. Von hier über Ceylon nach Batavia, wo ihm von der holländiſchen Regierung die Erlaubniß gewährt wurde auf einem Kriegsſchiff Nangaſakki und Yokohama in Japan zu beſuchen. Dann finden wir unſeren Reiſenden im Reich der Mitte (Schanghai, Tientſin, Peking), um nun durch die Mongolei und Sibirien nach Tiflis zu gelangen. Aus Südrußland wurde endlich der Kurs nach der Heimath genommen, wo er in Bremen nach fünfjähriger Abweſenheit 1866 wieder eintraf. Die bleibende Frucht dieſer vielſeitigen Beobachtungen war das große, ſechs Bände umfaſſende Werk: Die Völker des öſtlichen Aſiens.

In dieſer Weiſe wurden ſämtliche Kontinente nach einander durchforſcht, oft in merkwürdigen Zickzackbewegungen (wie noch auf der letzten Reiſe, die ja weſentlich der Erſchließung der centralaſiatiſchen Gebiete galt, wo Baſtian plötzlich von Turkeſtan aus an der oſtafrikaniſchen Küſte auftauchte), ein Abbild der jugendlichen, unermüdlich ſchaffenden Kraft dieſes ſeltenen Mannes, aber immer mit großen Zielpunkten und jedesmal mit unendlich reicher Ausbeute für die Sammlungen, die in der Reichshauptſtadt ſeiner Leitung unterſtellt waren (ſeit 1868). Auch ſonſt war ſeine Thätigkeit eine überaus rege; unſere ethnographiſchen Unternehmungen und Vereinigungen fanden an ihm einen opferwilligen und raſtloſen Förderer. So gründete er 1869 im Verein mit R. Hartmann die Zeitſchrift für Ethnologie, in Berlin. In demſelben Jahre konſtituirte ſich unter ſeiner Mitwirkung ebendaſelbſt die Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte, und ſpäter auf ſeine Anregung die Afrikaniſche Geſellſchaft. An der Univerſität hatte ſich Baſtian als Privatdozent für Ethnologie habilitirt (1869), doch wurde ſeine Lehrthätigkeit ſchon 1873 wieder unterbrochen, als er

ſich der bekannten deutſchen Expedition zur Erforſchung der Loango-Küſte anſchloß. Erwähnen wir dann endlich noch, daß Ende des Jahres 1886 der monumentale Bau des Muſeums für Völkerkunde in der Königgrätzerſtraße in Berlin ſeine Pforten dem Publikum öffnen konnte und im ſelben Jahre Baſtian zum Geheimen Regierungsrath ernannt wurde, ſo haben wir damit den äußeren Rahmen dieſes an innerem Gehalt ſo unendlich reichen, aber an äußerem Gepränge armen Lebens vollendet.

Ehe wir unſere eigentliche Aufgabe in Angriff nehmen, ſei es uns geſtattet die Perſönlichkeit unſeres Gewährsmannes mit einigen flüchtigen Zügen zu ſchildern. Wer je das Glück einer Berührung mit dieſem einzigartigen Manne erfahren hat, wird den Zauber nicht vergeſſen, der von ſeinem Weſen auf die Umgebung ausſtrömt; frei von jedem Dünkel und Stolz, der doch bei ihm wohl erklärlich wäre und der ſich leider ſo häufig bei den dii minorum gentium, beſonders der akademiſchen Welt, recht unangenehm hervordrängt, weiß er umgekehrt mit ſeltenem Geſchick Alle, die ihm berufen ſcheinen an der großen Wiſſenſchaft vom Menſchen mithelfen zu können, nach ihren Kräften und Fähigkeiten in den Dienſt dieſer umfaſſenden Aufgabe zu ſtellen. Dieſe agitatoriſche Kunſt, dieſe geiſtige Regſamkeit und Schaffensluſt paart ſich bei dem Neſtor der modernen Ethnologie in Deutſchland mit einer völligen Selbſtentäußerung und einer ſchlichten Anſpruchsloſigkeit, wie ſie immer das untrügliche Kennzeichen eines echten wiſſenſchaftlichen Sinnes iſt, dem es lediglich und allein um die Sache zu thun iſt und nicht um äußere Erfolge. Dementſprechend einfach iſt die ganze Lebensführung, von einer für Manche jedenfalls erſchreckenden Bedürfnißloſigkeit und Nüchternheit, ein Punkt, in dem wiederum nur die wahrhaft großen Geiſter ſich begegnen. Dazu kommt noch, wie ſchon mehrfach angedeutet, eine litterariſche Produktivität,

die ins Grandioſe geht,* ſo daß Baſtians Schriften an und für ſich ſchon eine ganz ſtattliche Bibliothek füllen können, jedenfalls für ſpätere Generationen, noch für lange Zeit hinaus, unerſchöpfliche Quellen, — Fundgruben für die mannigfaltigen Unterſuchungen, welche die moderne Völkerkunde für jedes Nachdenken anregt.

Als der junge Forſcher auf einem Segelboot nach Sydney fuhr, um ſeine Pilgerfahrten über den Globus als beſcheidener Schiffsarzt zu beginnen, zog er einer ungewiſſen Zukunft entgegen; ohne Rückhalt an den älteren, wohl accreditirten Wiſſenſchaften, ja wohl öfter in offenem Zwieſpalt mit ihnen, war er ſich doch ſeiner Aufgabe, ſeines Zieles — wenigſtens in großen Zügen — völlig klar bewußt, und dieſe Gewißheit flößte ihm die innere Zuverſicht und Freudigkeit ein, ohne die ſchließlich kein großes Werk gelingen kann. Wir können uns hierbei auf das authentiſche Zeugniß unſeres Reiſenden ſelbſt beziehen, mit dem er anſchaulich und ohne Bedenken ſeine eigene Stimmung uns ſchildert: „Fern von Europa, und lange Zeit beſchränkt im ſprachlichen Verkehr, keimten die hier niedergelegten Ideen (es handelt ſich um das früher erwähnte Sammelwerk: der Menſch in der Geſchichte) unter Anſchauung der mannichfaltigen Verhältniſſe, in welchen die Völker auf dem Erdballe zuſammen leben. In der Stille der Wüſten, auf einſamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften ſie im Laufe der Jahre empor und ſchloſſen ſich zuſammen in ein harmoniſches Bild. Wohlbekannt mit den verſchiedenen Zweigen der Litteratur, habe ich mich zunächſt bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichſt auf der Tafel des Gedächtniſſes zu verwiſchen. Erſt wenn das aus einer rein objektiven und, ſo

* Am Schluß werden wir ein Verzeichniß der Werke aufſtellen, wobei die zahlreichen in den verſchiedenſten Zeitſchriften verſtreuten Abhandlungen gar nicht einmal mit erwähnt ſind.

viel thunlich, vorurtheilsfreien Beobachtung erwachsene Produkt jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie aufs neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. In unserer Gegenwart des lebendigen Gedankenaustausches aber muß jedes allzu lange Isoliren zur Einseitigkeit führen, und ich würde bei sorgsamerem Ueberarbeiten gefürchtet haben selbst in den Fehler des Theoretisirens zu verfallen, Systeme aufzustellen, die immer nur falsch und unglückliche Halbheiten bleiben." (Vorr. S. 16.)

Aber mit dieser Hinwegräumung aller Irrthümer ist es begreiflicherweise nicht gethan, auch das Ziel muß, wenigstens einigermaßen, klar erkennbar sein, wenn auch noch nicht alle Hindernisse beseitigt sind. Auch diesem Gefühl leiht Bastian an derselben Stelle einen beredten, fast schwärmerischen Ausdruck: „Wir schweben in einem unermeßlichen All, wo sich der Raum auf allen Seiten in unabsehbare Fernen verliert, wir leben in der Spanne der Zeit, deren schwach flackerndes Licht bald in dem Dunkel der Vergangenheit, bald in dem Dunkel der Zukunft verlischt, wir denken in dem Wunder des Bewußtseins, ein Räthsel unserer Umgebung, ein Räthsel uns selbst. Wohl mag der Geist sich zurücksehnen nach jenen Tagen, wo ein festes Firmament sich unserem Haupte umwölbte, wo in ihm ein liebender Vater thronte; er mag sich gern versenken in die träumerische Morgendämmerung seiner Kindheit, aber würde es ihn jetzt befriedigen, wieder Kind zu werden? Wird der Mann seine Bestimmung erfüllen, der, heraustretend in die Kämpfe des Daseins, wo seine Fähigkeiten zur Thätigkeit aufgerufen werden, zurückfliehen würde in den Schoß der Mutter, um sich in ihren Armen vor den Unbilden der Witterung zu schützen? ... Wohl zieht bittere Wehmuth ein, der bange Schmerz der Verzweiflung in manches Herz, wenn es plötzlich alles so öde und leer um sich erblickt, wenn alle die heiteren Phantasiegebilde, die freundlichen Göttergestalten, an deren Munde er als

Knabe ſo gläubig hing, die glänzenden Worte, für die ſich der Jüngling begeiſterte, wenn alle ſie in ein Nichts verſchwinden, in leere Nebel zerfließen. Es ſind die Klagen eines verzärtelten Schwächlings, der die Natur nur aus den Fenſtern der Ammenſtube hatte kennen lernen, der jetzt, wo man ihn hinausgetrieben, vor jedem Windſtoß zittert und ſich nach ſeinem weichen Bette zurückwünſcht. Wäre unſere Generation in der Schule pſychologiſcher Grundſätze erzogen worden, wir würden die alberne Periode des Weltſchmerzes erſpart haben. Wohl ſehen wir rings um uns das Walten in ihrer letzten Urſache unverſtändlicher Geſetze, aber wir ſehen ſie zuſammenwirken im harmoniſchen Einklang; wir haben kein feſtes Ziel, dem wir entgegenſtreben, aber wir haben auch die Lüge entlarvt, die uns durch Luftſpiegelungen täuſchen wollte, wir haben nicht die tyranniſchen Launen eines eiferſüchtigen Gottes zu tragen, wir fürchten nicht mehr, wenn ein mächtiger Feind unſeren Schützer aus dem Himmel treibt, mit ihm in den Abgrund der Vernichtung zu verſinken, wir zittern nicht mehr bei dem entſetzlichen Schauſpiel, wo der Welt allmächtiger Schöpfer ſich ſelbſt zum Opfer darbringen muß, um drohende Gefahren abzuwenden. Wir trauen auf keine fremde Hülfe, denn jede Hülfe iſt trügeriſch, wir ſtützen uns auf keinen Stab, denn jeder Stab mag morſch ſein und unter uns ſplittern. Das Joch iſt zerbrochen und wir ſind frei. Frei wie der Vogel in der Luft, frei wie der Fiſch im Waſſer, frei wie der Baum auf offener Wieſe. Sind ſie nicht ſich ſelbſt genug in ihrer Freiheit, begehren ſie eines äußeren Eingriffs, da jede Beſchränkung nur ſchaden kann? Und was iſt es, das das Menſchenherz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es nur ein integrirender Theil iſt. Kann es hoffen, es jemals anders zu verſtehen, als in dem Moment ſeines Mitwirkens in dem allgemeinen Zuſammenhange? Kann ihm ein ſichererer und erhabenerer Troſt geboten werden, als ſich ſelbſt ein Atom zu

wiſſen in der Unendlichkeit und Ewigkeit, unendlich und ewig, wie dieſe? . . . Der künſtliche Horizont der Märchen und Mythologien iſt zerriſſen durch die Naturwiſſenſchaften. Unſer Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit, warum ſie leugnen? Suche ſelbſt unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgiebt. Bald wirſt du die Gedanken, die Ideen ausſtrömen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirſt ſie Wurzeln ſchlagen fühlen überall in den Geſetzen des harmoniſchen Kosmos, du wirſt mit ihm verwachſen unaufhörlich, ewig, unendlich, wie er, und dich ſelbſt erfüllen in bewußter Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die ſtets verjüngte Atmoſphäre aſſimilirt, ſichert das ewige Fortbeſtehen, ſondern mehr noch, frei von allen planetariſchen und kosmiſchen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Geſetze des Alls in uns reproduziren" (Menſch in der Geſchichte I., 29 ff.). Fürwahr, ein mit begeiſtertem Schwung vorgetragenes Bekenntniß, das ſich aber, wie wir uns bald überzeugen werden, mit der ernſten Wiſſenſchaft wohl verträgt. Zunächſt jedoch bedarf es, da alles andere davon abhängt, einer genauen Darlegung über die Methode und die Grundſätze der Unterſuchung überhaupt. Iſt die Ethnologie, wie ſie behauptet, in Wahrheit ein Zweig der Naturwiſſenſchaft, ſo muß ſie das zu allererſt an den Prinzipien ihrer Forſchung nachweiſen.

Je umfaſſender das erhabene Ziel der modernen Völkerkunde iſt, nämlich im letzten Sinne eine Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Bewußtſeins auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entfaltung zu liefern, um ſo verläßlicher müſſen die Fundamente konſtruirt ſein, welche das ganze Gebäude tragen ſollen. Beruht ſie voll und ganz auf der Erfahrung, iſt ſie im Gegenſatz zu allen metaphyſiſchen Deduktionen ſtreng induktiv angelegt, ſo iſt es ihre nächſte, unabweisliche Pflicht, das für die Schlußfolgerungen unentbehrliche Material in möglichſter

Lückenloſigkeit zu beſchaffen. Es bedarf freilich geringen Nachdenkens, wie dieſe Forderung, im ſtrengſten Sinne verſtanden, nur ein frommer Wunſch bleiben kann. Abgeſehen von den früheren geſchichtlichen Umwälzungen, welche ganze Kulturen bis auf wenige verſprengte Trümmer rettungslos vernichtet haben, abgeſehen auch von den abſichtlichen Zerſtörungen einzelner Fanatiker, die ſich frevelhaft an der Vorgeſchichte ihres eigenen Geſchlechts vergangen haben, iſt es für unſere Zeit beſonders der alle Originalitäten nivellirende Zug unſerer internationalen europäiſchen Civiliſation, die verheerend gewirkt hat. Immerfort läßt deshalb Baſtian ſeine mahnende Stimme erſchallen, noch bei Zeiten zu retten und zu bergen, was als eigenthümliche geiſtige Schöpfung irgendwo auf dem Erdball angetroffen wird, und er ſelbſt hat wohl, wie kein Anderer, dazu beigetragen dieſer Sturmfluth die koſtbaren Materialien einer zukünftigen Geſchichte der Menſchheit zu entreißen. Als er im Jahre 1880 von ſeiner erfolgreichen Reiſe nach Polyneſien zurückgekehrt war, wo es ihm durch die Gunſt des Königs Kalakaua gelungen war, einen tiefen Einblick in das verſchlungene Gewebe der polyneſiſchen Mythologie und Kosmogonie zu werfen, berichtete er in einer faſt reſignirten, wehmüthigen Stimmung dem Anthropologiſchen Kongreſſe in Berlin über ſeine dortigen Eindrücke: „Ueberall auf meiner jetzigen Reiſe, mehr noch als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und Ruinen gewandert. Nicht nur den monumentalen, die als ſchweigende Zeugen daſtehen verſunkener Kulturen, deren Räthſelwort noch nicht geſprochen iſt, ſondern auch leichter ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahin gegangen und uns unwiderbringlich verloren ſind. Daß in dieſen Sachen nichts a priori als unſcheinbar verworfen werden darf, daß es hier kein Kleines und kein Großes giebt, brauche ich Ihnen als Männern der Naturforſchung nicht zu ſagen. Wie der rohe

ungeſchliffene Stein unter Umſtänden von weit höherer Bedeutung ſein kann, als die aus ſolchem Stein gefertigte Figur, wie die mit den Füßen getretene Flechte vielleicht für die Pflanzenphyſiologie reichere Erläuterungen einſchließt, als die duftige Blume, ſo mag auch mancher Brauch, mancher Gedanke des einfachen Naturvolkes, gerade weil in dieſer Einfachheit um ſo durchſichtiger, für die vergleichende Pſychologie der Zukunft von höherer Bedeutung werden, als die komplizirten Ornamente fortgeſchrittener Kulturen. Da ſich nun im voraus die Tragweite nicht abſchätzen läßt, ſo muß zunächſt der Grundſatz gelten, um nicht etwa in dem Unſcheinbaren das quantitativ Koſtbarſte zu überſehen, zunächſt alles zu ſammeln, anthropologiſch und prähiſtoriſch ſowohl wie ethnologiſch“ (Vorr. zu Heilige Sage der Polyneſier S. 8.). Daß auch dieſe bloße Rubrizirung ihre großen Bedenken hat, iſt klar, vor allem iſt der Standpunkt des Reiſenden ſelbſt ſehr ausſchlaggebend, von dem eben eine möglichſt peinliche Objektivität gefordert werden muß. Aber auch unter dieſem Vorbehalt ergiebt ſich die Konſtatirung der relevanten Thatſachen (abgeſehen von den gelegentlichen böswilligen Täuſchungen ſeitens der Eingeborenen) durchaus noch nicht ſo ohne weiteres, wie der erfahrene Reiſende ſelbſt geſteht: „Die Exiſtenz der Naturvölker iſt nur eine ephemere für uns, d. h. ſo weit ſie unſere Kenntniß und unſere Beziehungen zu ihnen betrifft, ſoweit ſie alſo für uns überhaupt nur vorhanden ſind. Mit dem Augenblick, der ſie uns kennen lehrt, weht der Todesengel ſie an. Von ihm geſchlagen, tragen ſie fortan den Keim des Unterganges in ſich. Es iſt damit nicht zugleich ſchon der phyſiſche Untergang gemeint. ... Dagegen gilt dieſer Untergang ausnahmslos ſtets und überall im pſychiſchen Sinne als die nothwendig zwingende Folge aus dem im Berührungsmomente mit der Civiliſation urſächlich gegebenen Anſtoß. ... Manche der ſchwachen Naturvölker ſinken beim unvermittelt

plötzlichen Eingriff fremder Kultur widerstandslos zusammen, brechen sogleich in ihrer Totalität physisch und psychisch; sie sterben also aus, auch der physischen Existenz nach. Resistenzfähigere Rassen dagegen erweisen sich manchmal kräftig genug, den ersten Stoß zu überstehen, und wenn sie sich von der Erschütterung erholt haben, mögen wohlthätigste Wirkungen derselben sich zeigen, indem manche bisher schlummernde Strebungen in Fluß gekommen sind; und wenn es dann gelingt, die höheren Ideen, welche die Civilisation zuführt, im nationalen Bewußtsein zu assimiliren, würde, ethisch genommen, eine Veredelung zu konstatiren sein. Für die Zwecke der Ethnologie hingegen liegt auch hier ein Verlust vor, der Fall eines Unterganges oder eines psychischen Aussterbens, wenn man will" (Vorgeschichte der Ethnol. S. 64.). Oder wie er an anderer Stelle sich ausdrückt: „Bei den Naturvölkern mag in jetziger Krisis, wie wenige Beispiele leider genugsam beweisen, ein einzig kurzes Jahr den Unterschied machen zwischen urälteſt echt und halbwerthlos modern. Welche Geschicke, Mischungen und Veränderungen die Völker vor ihrem Bekanntwerden in der Entdeckung bereits durchgemacht haben mögen, bleibt für die Hauptaufgabe der Ethnologie zunächst gleichgültiger, so lange sie sich im Ausdruck der geographischen Wandlungswelt berühren, unter hergestelltem Abgleich mit derselben, als Produkt der anthropologischen Provinz. Sie besitzen dann für ihre psychische Organisation dieselbe Bedeutung (psychophysisch und psychologisch), als ob wir in der botanischen Provinz dort jene neue Pflanzenspezies angetroffen hätten oder ähnliche Bereicherung der Sammlungen in der zoologischen. Die Ethnologie hat nun aber, um ihre naturwissenschaftliche Behandlung durch die Induktion zu ermöglichen, solche ethnischen Geistesorganismen zu sammeln, möglichst typisch originell in sämtlichen Variationen, um dann mit den Differenzen ihre Differenzialgleichungen an-

zuſetzen. Das Entſcheidende über die Originalität des Typus liegt dabei für uns klar verſtändlich darin, das Bild des Naturſtammes ungetrübt zu gewinnen vor dem Kontakt mit unſerer Civiliſation, oder, da dies eben unthunlich, in dieſem Moment des Kontaktes ſelbſt" (Zur Kenntniß Hawaiis S. 126.). Doch ſind das letzten Endes Fragen techniſcher Geſchicklichkeit und perſönlicher Begabung, über die ſich ſchwerlich allgemeine Regeln aufſtellen laſſen; das Prinzip als ſolches, ein möglichſt ausgedehntes Material zu beſchaffen, wird dagegen ſchwerlich beſtritten werden. Aber alle oder wenigſtens bei weitem die meiſten Lücken und Unſicherheiten der betreffenden Berichte werden auf ein Minimum reduzirt durch das vorzügliche Hülfsmittel, welches gerade die moderne Naturwiſſenſchaft mit ſo außerordentlich glücklichem Erfolg angewandt hat, durch die Vergleichung. Damit werden wir zu einem zweiten bedeutſamen Punkt der ethnologiſchen Methodik geführt, auf den Baſtian gleich von Anfang an ſein Augenmerk richtete, auf die naturwiſſenſchaftliche Pſychologie.

Es darf hier als bekannt vorausgeſetzt werden, wie die moderne Forſchung endgültig mit den freilich glänzenden, aber nichts weniger als verläßlichen Spekulationen der metaphyſiſchen Pſychologie gebrochen hat, welche es trefflich verſtand, aus der unerſchöpflichen Tiefe des eigenen Bewußtſeins die vielfachen Räthſel zu beantworten, deren Löſung einer ſchlichten, mit keiner intellektualen Anſchauung oder ähnlichen myſtiſchen Organen beglückten Auffaſſung des pſychophyſiſchen Thatbeſtandes nicht gelingen wollte. Die verhängnißvolle Allmacht des weltſchöpferiſchen Ich ſchrumpfte unter der eindringlichen Kritik der exakten Naturwiſſenſchaft immer mehr zuſammen, ſelbſt Philoſophen (wie Mill, Taine und überhaupt die meiſten Poſitiviſten) ſprachen von dem Bewußtſein nur noch als einem Faden der Vorſtellungen: genug, nach der kopernikaniſchen Depoſſedirung

unſeres Planeten zu einem winzigen Stäubchen im Weltraum erging es jenem geheimnißvollen Mittelpunkt unſeres Weſens ähnlich, und damit trat an die Stelle der früher individualpſychologiſchen die breite Baſis der ſozialpſychologiſchen Perſpektive. Dieſe Auffaſſung, wie ſie nunmehr auch für manche hiſtoriſche Disziplinen (z. B. Statiſtik, Nationalökonomie) maßgebend geworden iſt, von den eigentlichen Sozialwiſſenſchaften ganz zu ſchweigen, wird auch nach allen Seiten von der Ethnologie beſtätigt, indem dieſe ſich gemäß dem alten ariſtoteliſchen Satze, daß der Menſch von Natur ein ſoziales Geſchöpf ſei, eben auf dieſe ſeine Veranlagung ſtützt. Mit dieſem Gedanken, der ſich für die Erklärung der mannichfachſten Probleme — religiöſer, rechtlicher, äſthetiſcher u. ſ. w. — auf das ſchlagendſte bewähren ſollte, trat, wie Baſtian es ganz richtig vorausſah, eine völlige Veränderung der bisherigen Situation ein, und es iſt deshalb bezeichnend, wenn er ſchon in ſeinem Jugendwerke ſich darüber ganz klar ausſpricht. „Die Pſychologie darf nicht jene beſchränkte Disziplin bleiben, die mit unterſtützender Herbeiziehung pathologiſcher Phänomene der von den Irrenhäuſern und durch die Erziehung gelieferten Daten ſich auf die Selbſtbeobachtung des Individuums beſchränkt.[1] Der Menſch als politiſches Thier findet nur in der Geſellſchaft ſeine Erfüllung. Die Menſchheit, ein Begriff, der kein Höheres über ſich kennt, iſt für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt. . . . Der in die Vorzeit zurückſchauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, ſo weit ſie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Litteratur, zur Ausbildung der Schrift, die erſt dauernde Ueberlieferung zu bewahren vermochte, und die langen Reihen der Vorſtadien überſehend, die der Menſchengeiſt überwunden haben mußte, bis er dieſe Höhe

erſtieg, ſchloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der ſpäter nur ein Herabſinken denkbar war. So gab die Geſchichte bisher den Entwickelungsgang einzelner Raſſen, ſtatt den der Menſchheit; das glänzende Licht, das von den Spitzen der Geſellſchaft ausſtrömte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Maſſen, und doch iſt es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreiſt des Lebens Saft. . . . Der innere Organismus des philoſophiſchen Werdens kann einzig in der Pſychologie erkannt werden, der Pſychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, ſondern die der Menſchheit ausverfolgt, die ſich auf der Baſis der Geſchichte bewegt" (Menſch in der Geſchichte I., 11.). Dieſe naturwiſſenſchaftliche Begründung der Pſychologie in der geſchilderten ſozialpſychologiſchen Richtung, ſo daß, wie Baſtian treffend bemerkt, nicht eigentlich wir denken, ſondern es in uns denkt (Beiträge zur vergl. Pſychol. S. 1), findet ihren weiteren Stützpunkt in den großen gemeinſchaftlichen Zügen des menſchlichen Geiſtes, wie ſie die moderne Ethnologie auf allen Punkten unſeres Erdballs entdeckt. Namentlich ſind in dieſer Beziehung der vergleichenden Rechtswiſſenſchaft auf ethnologiſcher Baſis die überraſchendſten Entdeckungen zu verdanken; Parallelerſcheinungen finden ſich betreffs einzelner Inſtitutionen, Bräuche und Anſchauungen, die weit über den Bereich jeder Raſſenverwandtſchaft hinausgreifen. Auch die Sphäre der vergleichenden Sprachforſchung und der damit Hand in Hand gehenden komparativen Mythologie nnd Religionswiſſenſchaft iſt damit weit überholt, und deshalb iſt dieſe ungewohnte Weite des Spielraums für die Wirkſamkeit ſchlechthin allgemeingültiger, ſozialer Geſetze immer noch für Manche ein Stein des Anſtoßes.[2] Unſer Gewährsmann hat den Ausdruck des „Völkergedankens" dafür gefunden, deſſen allmähliche pſychogenetiſche Entſtehung aus dem unendlichen Material der Völkerkunde er ganz

anſchaulich ſchildert: „Als mit Beginn ernſtlicher Forſchung in der Ethnologie das darin angeſammelte Material ſich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerkſamkeit bald gefeſſelt durch die Gleichartigkeit und Uebereinſtimmung der Vorſtellungen, wie ſie aus den verſchiedenſten Gegenden ſich miteinander deckten, unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch ſolche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuſcht worden, mit näherem Eindringen ließ ſich bald jedoch die nur lokal bedingte Färbung von dem überall gleichartigen darunter waltenden Geſetz ſcheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu ſprechen, aber ein ſtets wiederholter Zufall negirt ſich ſelbſt. Dann wunderte man ſich über die wunderbaren Koincidenzen, und bald war wie immer „der geheime Bautrieb“ bereit ſeine Hypotheſen aufzuſtellen, in Uebertragungen und Künſteleien monſtröſe Völkerbeziehungen ſchützend. Dies war der gefährlichſte Feind für den geſunden Fortſchritt der Ethnologie, beſonders auf dem ſo ſchlüpfrigen Gebiete, wie das pſychiſche. . . . Jetzt infolge des ſich theilweiſe erſchöpfenden Materials haben leitende Geſetze ſich von ſelbſt zuſammengeſchloſſen und dürfen ſo, als nicht mit ſubjektiver Abſicht, ſondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anſpruch machen. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menſchengedanke entgegen, mit eiſerner Nothwendigkeit. . . . Allerdings iſt unter klimatiſchen (oder lokalen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden ſchafft ein gleiches Wachsthumsgeſetz, das ſich für das pflanzliche Ganze auf wiſſenſchaftliche Normen zurückführen läßt. Und ſo finden wir den Griechen unter ſeinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geiſtiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebeliger Küſte, anders die Mythologie des Inders in wunder-

baren Gestaltungen des Urwaldes, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes festzustellen für die religiösen sowohl wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen" (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen. S. 8.). In diesem Sinne betrachtet der unermüdliche Forscher seine Arbeiten als eine „Gedankenstatistik im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist" (Die Welt in ihren Spiegelungen S. 146), um darauf das Gebäude einer zukünftigen allumfassenden Wissenschaft zu gründen und zunächst im Angesicht der oben bezeichneten Parallelen nicht nur, wie Bastian sagt, die Möglichkeit, sondern geradezu die psychologische Nothwendigkeit eines gleichartigen Denkens zu betonen.

Aber würden nicht durch eine derartige rücksichtslose Systematisirung und einen eintönigen Schematismus alle die mannichfachen geschichtlichen Differenzirungen beseitigt werden, welche sich dem einfachen, vorurtheilsfreien Betrachter des Völkerlebens von selbst aufdrängen? Dieser Einseitigkeit, die, eben so scholastisch wie die verrufene Metaphysik, die Wirklichkeit meistern will, soll die Lehre von den geographischen Provinzen vorbeugen, der gesetzlich umschriebenen Areale, wie Bastian gelegentlich sagt, in denen der allgemein menschliche Typus voneinander abweicht. Das treibende Motiv für die Entwickelung dieser Hypothesen liegt in der allbekannten Abhängigkeit

des Organismus von seiner Umgebung, den natural environments, dem milieu oder monde ambiant, wie der technische Ausdruck lautet. „Der leitende Grundsatz (so begründet unser Gewährsmann seine Ansicht weiter) für geographisch-typische Provinzen fällt in die Abhängigkeit des Organismus von seiner geographischen Umgebung (le milieu oder monde ambiant), in eine gegenseitig festgeschlossene Wechselwirkung, also in Naturgesetze, mit denen sich rechnen läßt. . . . Die Thatsache solcher Abhängigkeit, die Wechselwirkung zwischen Organismus und seiner Umgebungswelt liegt praktisch bewiesen vor in den Experimenten über Acclimatisation bei Pflanzen und Thieren, so daß der Analogieschluß auf ein ähnliches Verhältniß bei den Menschen jedenfalls gewagt werden kann" (Zur Lehre der geographischen Provinzen S. 6.). Diese Beziehung mußte zunächst rein äußerlich von der meteorologischen Seite her untersucht werden (hauptsächlich käme hier das Moment des Klimas zur Geltung), sodann betreffs der zoologischen und anthropologischen Physiognomie, wo die Anpassung, die wechselnden Existenzbedingungen, unter denen ein Volk zu leben gezwungen ist, und endlich bestimmte anatomische Eigenthümlichkeiten eine maßgebende Rolle spielen. Natürlich ist das Verhältniß dieser äußeren Faktoren zu dem Charakter des betreffenden Stammes oder Volkes nicht immer ganz klar. „Wie die physikalischen Einflüsse der Umgebung bis auf mancherlei Detail im physischen Habitus des angearteten Volksstammes nachweisbar sein mögen, so klingen sie auch entfernter nach im psychischen Charakter und in den Sitten und Gebräuchen, mit denen derselbe sich gegenseitig bedingt. Eine in ihrer Bergfeste gegen ringsum drohende Feinde isolirte Gemeinde wird zu innerer Einigkeit, zur Einhaltung strengster Rechtlichkeit im eigenen Kreise durch die Noth schon gezwungen sein, dagegen zu gleich harter Strenge in Abweisung jedes Außenstehenden und Entbindung aller Verpflichtungen ihm

gegenüber. Eine mit Herden wandernde Horde wird ſich zu gemeinſamem Beſten unter patriarchaliſcher Ordnung und Leitung der Züge zuſammenſchließen und, wenn mit fremden Lagern zuſammentreffend, ſtatt zu ſtreiten im gefährlichen Zwiſt, lieber vorziehen müſſen, ſich für gegenſeitige Hülfsleiſtungen etwaigenfalles zu verpflichten, unter Einleitung gaſtrechtlicher Beziehungen, wie ſie ſich für Handelsunternehmungen empfehlen. . . . Die geſellſchaftlichen Einrichtungen bilden das pſychiſche Gewand, dem der jedesmalige Volksgeiſt innewohnt, wie die Seele ihrem angeborenen Körper, und wie über dieſen hinaus die Thätigkeit der Seele, wenn zur Vollkraft angeregt, ſich manifeſtirt, ſo der Volksgeiſt (beim Fortſchreiten vom Naturzuſtande zur Kultur) in ſeiner Entwickelung. Zunächſt liegen die Urſächlichkeiten bereits in den phyſiſchen Verhältniſſen der Umgebung (nach geographiſcher Provinz), die indes in ihren modifizirten Einwirkungen nicht als aprioriſtiſche Urſächlichkeiten zu faſſen wären; denn ſie bieten vielmehr [die Hyle des Stoffes, innerhalb deſſen der Volksgeiſt die Entelechie ſeiner Seelenkraft ſchöpferiſch bildend emportreibt, um an der Horizontlinie des ethniſchen Kreiſes die für dieſen typiſchen Volksgedanken hinauszuwerfen und in den ſozialen Inſtitutionen dort zu realiſiren" (a. a. O. S. 34.). Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Wechſelwirkung (wie ſie, obſchon in einer gewiſſen Einſeitigkeit, Buckle vorweg genommen hat) weiter zu beleuchten, nur als erläuterndes Beiſpiel für die ganze Lehre mag auf die Entwickelung des Rechts hingewieſen werden. Dasſelbe iſt einerſeits ſozial bedingt und zeigt über alle Schranken der Raſſe und Geſchichte hinweg eine überraſchende Gleichförmigkeit bei den ſtammfremdeſten Völkerſchaften, wie früher ſchon erwähnt; anderſeits ſtehen dieſen großartigen Analogien ebenſo unwiderſprechliche Abweichungen gegenüber, wodurch für beſtimmte Völkergruppen (z. B. für die Mongolen gegenüber den Indogermanen) die entſprechenden Differenzirungen begründet werden. Auf der

einen Seite das allgemein Menſchliche, der Völkergedanke nach Baſtianſchem Ausdruck, der uns das Walten großer ſozialer Geſetze im Leben der Menſchheit hat erkennen laſſen, auf der anderen die ſpezifiſchen, geſchichtlich bedingten Nüancirungen, ein biologiſches Widerſpiel, das jedem naturwiſſenſchaftlichen Forſcher auf ſeinem Gebiete geläufig iſt und ſich ebenſo wirkſam im großen Gebiete des Völkerlebens erweiſt.

Das iſt in großen Zügen die Methode der Ethnologie, wie ſie unter den fleißigen Händen ihrer Vertreter ſich immer mehr befeſtigt. Daß trotz des rieſigen, noch immer mehr anſchwellenden Materials noch Lücken in der Beweisführung bleiben, Probleme, die zur Zeit noch ihrer Löſung harren, verſteht ſich von ſelbſt, und es iſt unfraglich rathſamer, dieſen Thatbeſtand rückhaltlos anzuerkennen, als ſich mit glänzenden, aber unſicheren Hypotheſen und Schlußfolgerungen darüber hinwegzutäuſchen. Baſtian hat dieſen Muth überall gezeigt, ganz beſonders gegenüber manchen naturwiſſenſchaftlichen Trugbildern, welche namentlich in darwiniſtiſchen Kreiſen ſich großer Beliebtheit erfreuen. Vor Jahren hatte der Altmeiſter der Ethnologie mit Häckel einen heftigen Kampf in dieſer Beziehung zu beſtehen und in allen ſeinen Schriften kehrt dieſer Proteſt gegen die verhängnißvolle Verquickung exakter Beobachtung und ſpekulativer Dichtung wieder. Vor allem ſind es die voreiligen Generaliſationen betreffs der nebelumſponnenen Anfänge der großen pſychiſchen Schöpfungen des Menſchengeiſtes: Religion, Recht und Sitte, welche dieſen Widerſpruch herausfordern. Die Urſprünge gehören in das mit Recht verpönte Gebiet der Metaphyſik, von dem ſich die nach ſtrenger Induktion arbeitende Naturwiſſenſchaft billigerweiſe doch fernhalten ſollte. „In allen Naturgegenſtänden räthſelt das Denken an ſich ſelbſt herum, an den Problemen eigener Exiſtenz im Daſein. In mehr oder weniger bewußtem oder unbewußtem Gefühl einer ſolchen, menſchliche

Beſtimmung ausfüllenden Aufgabe lockt leicht die Verführung, im Sturmesangriff zu nehmen, was nur nach langſamer, umſtändlicher und beſchwerlicher Arbeit methodiſchen Forſchens am Endziel derſelben mit der Siegespalme lohnen kann und lohnen wird. So wird die Urſprungsfrage vorangeſtellt und dadurch in alle Syſteme der Spekulation ihr proton pseudos eingeführt, da unendliche Reihen zu äffen haben" (Zur Lehre der geographiſchen Provinzen S. 57.). Immer und überall zeigt ſich uns die wahre Wiſſenſchaft, ſoweit ihr ſpähender Blick auch in die Vorgeſchichte unſeres Geſchlechtes vordringen mag, ſtatt der Phantasmen von einem ſingulären ſprachloſen Urmenſchen die unzweideutige Thatſache einer, wenn auch noch ſo dürftigen ſozialen Exiſtenz, in welcher alle Entwickelungsprodukte geiſtigen Schaffens keimartig beſchloſſen ſind. Ueber dieſe klare Grenze menſchlicher Forſchung in das Meer der Träume und ſubjektiven Anſichten ſich hinauszuwagen, muß wie geſagt, die auf ihre ſtrenge Empirie ſtolze, moderne Naturwiſſenſchaft verſchmähen.

Ebenſo bedarf nach einer andern Seite das Prinzip der Ethnologie, wie wir es ſoeben gekennzeichnet haben, einer kurzen Erläuterung, weil gerade hier noch immer die ſeltſamſten Mißverſtändniſſe entſtehen, die das Verſtändniß und die Würdigung unſerer Wiſſenſchaft im hohen Maße beeinträchtigen, — das iſt ihre ausgeſprochene Gleichgültigkeit gegen die für die hiſtoriſche Auffaſſung ſo bedeutungsvolle Chronologie. Unſere bisherige Weltgeſchichte (die freilich genau genommen dieſen prunkvollen Titel kaum verdient) begann meiſt mit der uralten, faſt aus dem Nichts emportauchenden ägyptiſchen Kultur; auch hier ſuchte die Forſchung, ſo ſchwer ihr das manchmal wurde, nach möglichſt genauer zeitlicher Abgrenzung. Die Ethnologie dagegen als Entwickelungsgeſchichte des ganzen Menſchengeſchlechts und zunächſt auf die bislang ſo verkannten Vorſtufen der Civiliſation bei den primären Geſittungsformen der Naturvölker

ganz beſonders angewieſen, konnte ſchlechterdings mit dieſer chronologiſchen Rubrik nichts anfangen. Jahrhunderte vor Chriſti Geburt und Jahrtauſende nach dieſem Ereigniß können dieſelben relevanten Thatſachen der ſozialen Entwickelung bringen (wie z. B. die malayiſchen Nairs an der Malabarküſte das uralte Matriarchatſyſtem noch getreulich beibehalten haben), wozu hier alſo eine annaliſtiſche Tabelle? „Im geraden Gegenſatz zu den nach hiſtoriſchem Geſichtspunkt angeſtellten Vorſtellungen haben die ethnologiſchen dieſen zunächſt völlig außer Acht zu laſſen. Als Erſtes handelt es ſich bei ihnen darum den überall gleichartigen Wachsthumsprozeß des pſychiſchen Lebens im Völkergedanken auf Baſis langer Vergleichsreihen aufzuklären und den durchgehenden Grundelementen nach feſtzuſtellen, ſowie den Index der Fortentwickelung unter den in den Variationen der geographiſchen Provinzen gegebenen Bedingungen. Erſt nach Eliminiren dieſer zwei Hauptfaktoren — des durch die allgemeine Geſetzlichkeit im pſychiſchen Zellleben und des durch die einfallenden Reize der wandernden Umgebungswelt normirten —, nach völliger Abſolvirung aller hiermit verknüpften Fragen erſt wird dann allmählich gewagt werden dürfen, hiſtoriſchen Beziehungen, ſoweit Anlaß dafür geboten, vorſichtig ſondirend nachzugehen, aber ſtets nur auf geſchichtlich erkennbaren Wegen, und auf ihnen auch ſtets nur ſoweit, wie ſich . feſter Boden unter den Füßen fühlt“ (Zur Kenntniß Hawaiis Vorr. S. 12.). — Sobald eben ſtatt der allgemeinen ſoziologiſchen Perſpektive, z. B. für die vergleichende Religionswiſſenſchaft das Problem des Animismus bei den verſchiedenen Völkern der Erde oder für die Rechtsgeſchichte die Entwickelung der Ehe, eine topographiſch-ethnographiſch beſchränkte Unterſuchung einſetzt, dann beginnt ſofort mit dieſer begrenzten Sphäre die Gültigkeit der Chronologie. Deshalb ſollte auch, da beide Forſchungen nach Methode und Zweck völlig voneinander abweichen, zwiſchen ihnen gar kein Streit aufkommen, der eben

nur in der fälſchlichen Uebertragung des eigenen Standpunktes auf den des Gegners ſich begründet.

Es kann hier nicht unſeres Amtes ſein, die Ergebniſſe der Forſchung unſeres Altmeiſters auch nur nach ungefähren Umriſſen ſkizziren zu wollen; das würde ganze Bände füllen, und es wäre noch kein Ende abzuſehen. Nur einige beſonders wichtige Kapitel möchten wir aus dieſer umfaſſenden Darſtellung herausgreifen, um daran die Bedeutſamkeit der Probleme der modernen Völkerkunde zu veranſchaulichen. Zunächſt, wie haben wir uns das Weltbild des Naturmenſchen vorzuſtellen, nach dem er ſich ſeine Mythologie und Religion ſchafft, wie orientirt er ſich überhaupt in ſeiner Umgebung, und welchen Reflex wirft dieſelbe auf ſeine eigenen geiſtigen Produkte? Dieſen Prozeß ſucht Baſtian folgendermaßen zu beſtimmen: „Indem der Wilde in der analytiſchen Zerſetzungsarbeit deſſen, was er vor ſich ſieht, raſch erſchlafft, indem er die Exiſtenz des Unbekannten als ſolchen zugiebt und mit dem zugetheilten Namen in ſeine Gedankenreihen einführt, ſo hat er ſich damit ſelbſtwillig einen Deſpoten geſetzt, dem er knechtiſch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken ſpäter einmal gelingen wird, ihn in ſeine konſtituirenden Elemente aufzulöſen und dieſelben im fortſchreitenden Verſtändniß zu bemeiſtern. Der Menſch lebt im Horizont ſeiner eigenen Anſchauungen, innerhalb der objektiv projizirten Schöpfungen, die ihn in einer ganzen Kreislinie feſtbannen, bis er ſich aufſchwingt, die Identität der ſubjektiven Geſetze mit denen des Alls zu erkennen. Er iſt ſtets von den Vorſtellungen beherrſcht, die in ihm das Uebergewicht gewinnen, in dem Stadium edelſter Humanitätsblüthe ſowohl, wie in dem kryptogamiſchen des Wilden. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in ſeine Gedankenreihen zugelaſſen, ein x von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe, das bei allen geiſtigen Berechnungen, bei

jedem Abwägen nebeneinander ſchwingender Gedankenreihen für diejenige, worin es eingeht, den Ausſchlag geben muß, dieſe als die ſchwerſte zur dominirenden machen muß. Der Wilde iſt fortan der Tyrannei dieſes Unbekannten rettungslos unterworfen. Er ſieht es überall, aus jedem Naturgegenſtand hervorblickend, er wagt keinen derſelben zu berühren; ſelbſt die Pflanze, die als Nahrung zur Lebenserhaltung nothwendig iſt, darf nur unter ſühnenden Zeremonien gepflückt werden. Nur dem Menſchen gegenüber wird der Menſch nichts von jener Scheu des wunderbar Unbekannten fühlen, das ihm ſonſt aus jedem Naturgegenſtande entgegenſtarrt. Ein Fremder, ein ferner Zugereiſter mag auch hier durch ſeine außergewöhnliche Erſcheinung erſchrecken, wenn er dem Giftpfeil entgeht, vielleicht Verehrung empfangen, aber im Kreiſe des Bekannten fällt das in dieſem Ausnahmefall mitwirkende Item des Fremdartigen fort. Nur mit ſeinen Mitmenſchen verkehrt der Menſch, ſo lange keine Rangunterſchiede gegliedert ſind, unzeremoniell. Seine eigene Perſönlichkeit iſt ja das Einzige in der ganzen Weite der überall unbekannten und unverſtändlichen Natur, das ihm vertraut iſt, — bekannt und verſtändlich, wie er meint — und ſo lange der Mitmenſch in derſelben Weiſe handelt, ſpricht und denkt, wie er ſelbſt, ſo identifizirt er die Natur ſeiner Perſönlichkeit mit der eigenen und hält ſie für bekannt, wie es ihm unbewußt die eigene zu ſein ſcheint. Wenn nun aber der Nebenmenſch dem Tode anheimfällt, wenn er kalt und ſtarr daliegt, ein regungsloſer Leichnam, dann iſt dieſe Identität gebrochen. Dann ſieht er auch in der körperlichen Hülle ſeines bisherigen Mitmenſchen ein ihm fremdes Naturobjekt, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausſtrömen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanſchauung die Ahnen der Abgeſchiedenen aus ſpukenden Geſpenſtern in gütige ſchützende Heroen verwandelt! (Beiträge zur vergl. Pſych. S. 10.)

Wie nämlich der Tod für den Wilden nicht das naturnothwendige Ergebniß einer Reihe von chemiſchen und phyſikaliſchen Prozeſſen iſt, ſondern gerade umgekehrt ein im höchſten Maße unnatürliches Ereigniß, ſo ſind auch die Vorſtufen dazu, die Krankheiten, das Werk eines ſchadenfrohen Dämonen. Noch heutigen Tages erinnert unſere Ausdrucksweiſe in dem Worte Hexenſchuß höchſt bezeichnend an dieſen primitiven, mythologiſchen Gedankengang, und dasſelbe gilt für die ganze, ſo reich entwickelte Pathologie der Beſeſſenen, die ja im Orient ganz beſonders eine ſo hervorragende Rolle ſpielt. Wenn der Wilde im Jungle einen Dämon zwiſchen den Baumzweigen ſitzen glaubt, der, auf ihn herabfallend, einen mit eiſiger Hand gepackten Körper im Fieberfroſt ſchüttelt, wenn wir dagegen von einem Miasma reden, ſo iſt der Unterſchied im Grunde kein großer, denn wir wiſſen von unſerem Miasma nicht gerade viel mehr, als der Wilde vom Dämon. Nur dieſer paßt in ſein Syſtem, jenes dagegen in das unſrige. Indem wir unter Herbeiziehung der über chemiſche Prozeſſe angeſammelten Kenntniſſe aus den, unter gewiſſen Elektritätsverhältniſſen der Atmoſphäre vermodernden Pflanzen- oder Thierſtoffen Effluvia aufſteigen laſſen, ſo mögen wir, wenn phyſiologiſche Kenntniſſe zur Hand ſind, dieſelben auf ihrem Wege durch die Lunge weiter verfolgen und dann je nach der Modemedizin, ohne Einwirkung auf das Blut oder auch auf das Nervenſyſtem zum Anſatzpunkt einer pathologiſchen Theorie machen. Dem Wilden, dem alle dieſe chemiſchen, phyſiologiſchen, pathologiſchen Vorkenntniſſe fehlen, würden wir unſere Lehre von den Miasmen vergeblich predigen, er würde ſich nichts Rechtes dabei denken können oder vielleicht durch Halbverſtehen zu der eſtniſch-finniſchen Krankheitsurſache eines Erdhauches kommen, die aber dann nicht von vegetabiliſchen Miasmen herrührt, ſondern den endemiſchen Erdgeiſtern zugeſchrieben wird. Die Vorſtellung eines Dämons, eines Geiſtes iſt dem Naturmenſchen ein zu nahe liegender, ein zu

bequemer und ſinnlich faßlicher, als daß er ſie für ein nichtsſagend in ſein Ohr tönendes Wortgeklingel aufgeben ſollte; im Gegentheil, er ſetzt den Dämon überall, er vergeiſtigt ſich die ganze Natur, er führt überall ihre Prozeſſe auf übermenſchliche Agentien zurück (a. a. O. S. 66.). So entwickelt ſich unter Hinzunahme anderer Momente (z. B. der Traumerſcheinungen) oder körperlicher Analogien (wie des ſo bedeutſamen Blutes und des Athems) die buntſchillernde Welt des Animismus, wie ſie Tylor treffend benannt hat, je nach der ſittlichen Höhe des betreffenden Volkes und je nach der ſchöpferiſchen Kraft ſeiner Phantaſie bald feinſinniger und idealer geſtaltet, bald grotesk verzerrt und zu blödem Fetiſchismus erſtarrt (obſchon man ſich hüten ſollte gerade auf dieſe Phaſe der religiöſen Entwickelung hochmüthig herabzuſehen; auch die modernen Kulturvölker, auch das hochgeprieſene Chriſtenthum enthält unzweifelhaft fetiſchhafte Züge und Ueberlebſel), denn in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch, und wie Ariſtoteles ſchon ganz richtig bemerkt (im Hinblick auf die Platoniſche Ideenlehre), das Unſinnliche (in unſerem Ausdrucke das Tranſcendente) iſt das Sinnliche noch einmal, nur gleichſam in anderer Beleuchtung und Gruppirung. Die pſychologiſche Zergliederung aber, wie ſie uns ſchon die Sprachvergleichung gelehrt hat, zeigt, daß die Elemente, die eigentlichen Grundbeſtandtheile, ganz und gar der irdiſchen Welt entnommen ſind und nur für Denjenigen, der den Endpunkt dieſer Entwickelung im Auge hat, kann jener ſupranaturale Nimbus noch beſtehen bleiben, der für eine pſychogenetiſche Auffaſſung längſt entſchwunden iſt. Wie nun innerhalb beſtimmter Volksgruppen ſich einzelne religiöſe Ideale weiter entfaltet haben, wie bald im ſchroffen Dualismus die Götter im unverſöhnlichen Kampfe gegeneinander entbrannten, bis einer den Sieg davonträgt, oder ſich ſtill und friedlich eine allmähliche Amalgamation vollzieht, und nur darin ſich ein

gewiſſer Rangunterſchied zeigt, daß die minder wirkſamen als Kobolde und Zwerge für die niederen Sphären des religiöſen Bewußtſeins eine beſcheidene Exiſtenz führen, das kann hier nicht ausführlich erörtert werden.[3]

Wie nun ſchon die Geſchichte der religiöſen Ideen, ſo zeigt noch viel mehr die Entwickelung des Rechts die ſoziale Natur des Menſchen, und auch hier hat die moderne Völkerkunde gegenüber den Wahngebilden einer ſpekulativen Rechtsphiloſophie, die von einer centralen, allerall und jederzeit ſchlechthin gültigen Idee zu erzählen wußte, einen erfreulichen Wandel geſchaffen. Bei näherer Unterſuchung fand ſich nämlich bald, daß von jenem abſolnten Ideal in Wirklichkeit gar nicht die Rede ſein könne, ſondern daß vielmehr das Recht und die Sitte, je nach dem Standpunkt des betreffenden Volkes überhaupt, in ſeinem poſitiven Inhalt ſolchen Schwankungen ausgeſetzt ſei, daß von einer derartigen gemeinſamen Ableitung völlig abgeſehen werden mußte. Je mehr das Chaos der primitiven ſozialen Organiſationen, der ſogenannten Geſchlechtsgenoſſenſchaften, ſich unſeren Blicken entſchleierte (zuerſt hat wohl der durch ſeine eindringlichen Forſchungen rühmlichſt bekannte Juriſt A. H. Poſt in ſeiner Schrift: Die Geſchlechtsgenoſſenſchaft der Urzeit und der Urſprung der Ehe, Oldenburg 1875, die Angen der Gelehrten auf dieſe eigenthümlichen Keimgebilde jeder weiteren Aſſoziation gelenkt), deſto mehr mußte gegenüber ihrem unverkennbaren kommuniſtiſchen Gepräge die frühere Theorie von der Res nullius und der Erwerbung des Eigenthums durch beſondere Nutznießung ſchwinden; der individuelle Beſitz iſt erſt ein verhältnißmäßig ſehr ſpätes Kulturprodukt, und wie zaghaft der Naturmenſch in der Bethätigung der angeblich ſo ſchrankenloſen Freiheit und Ungebundenheit verfährt, das zeigen zur Genüge die zahlreichen Gelübde und religiöſen Zeremonien, mit denen er z. B. eine Blume zu pflücken wagt ꝛc. „Erſt im Fortſchritt der Kultur tritt der individuelle

Beſitz hervor, während urſprünglich der Einzelne nichts beſitzen wird; denn da er ſelbſt als innerhalb des Geſellſchaftsweſens nur exiſtirend in dieſes aufgeht, kann auch dieſes alleinig beſitzend auftreten in der Vermögensgemeinſchaft. Dem Einzelnen fällt als ihm im beſonderen angehörig einzig dasjenige zu, was er durch eigene Thätigkeit ſich eignet (in Antizipation des ad-praehensio gewiſſermaßen), zunächſt alſo die von ihm angetroffene oder ausgeſpähte Beute auf Jagd und Fiſcherei, und ſomit nur in vorübergehenden Momenten, je nach der Gelegenheit geſicherte Aneignung, während bei dem etwa auch dem Boden abgezwungenen Gewinn das Recht auf dieſen im Augenblick der Heimbringung zwar nicht beſtritten werden mag (als Erzeugniß eigener Arbeit), wohl aber das auf den Boden ſelbſt, der, weil bei unveränderter Gleichartigkeit der occupatio Allen gleich zugänglich, deshalb auch nur ſolchen Allen als Geſamteigenthum verbleibt, aus dem die Ausſcheidung in Sondergut des Einzelnen unter keiner Zulaſſung zu begründen wäre. Als dauernder Einzelbeſitz ſondert ſich einzig das in der Organprojektion des Körpers ſelbſt verfertigte Werkzeug oder der die Geſchlechtsreizung fördernde Schmuck" (Der Papua des dunklen Inſelreiches, S. 124.). Ganz beſonders zäh hält ſich dieſe Erinnerung an den urſprünglichen Kommunismus bei den Dorfgemeinſchaften, wie ſie in den ruſſiſchen Mirs oder den indiſchen Allmendes exiſtiren. Eine ähnliche Revolution rief die Entdeckung des vielberufenen Matriarchats in den bisherigen Anſchauungen über die Entwickelung der Ehe hervor. Unter Zuhülfenahme bis dahin falſch verſtandener Nachrichten antiker Hiſtoriker über dies Syſtem des Mutterrechts und dem anſchaulichen Hinweis auf derartige Zuſtände, die noch heutigentags bei den Naturvölkern vorkommen, wurde die frühere Theorie der urſprünglichen patria potestas völlig über den Haufen geworfen. Baſirend auf der ausſchlaggebenden Bedeutung des

durch die Stammesmutter repräſentirten Blutes, wurde die Frau das natürliche Centrum jener primitiven Organiſationen, die ſich ebenſo ſtreng nach außen abſchloſſen, wie ſie nach innen eine homogene, nur in geringen Unterſchieden abgeſtufte Maſſe darſtellten. (Daß man unter dieſer Gynäkokratie keine wirkliche Frauenherrſchaft im politiſchen Sinne zu verſtehen hat, iſt von ſelbſt klar, obſchon die Beobachtungen Nachtigals über die hohe Autorität der Frau bei manchen centralafrikaniſchen Stämmen ſich wohl in einem ſolchen Sinne verwenden laſſen.) „Die wenigen Beiſpiele, die aus dem Alterthume bekannt, dort nur als excentriſche Sonderbarkeiten und ſomit als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erſchienen, bezogen ſich allerdings meiſt auf gynäkokratiſche Verhältniſſe, und daher blieb eine Bezeichnung als Mutterrecht anwendbar für ſolche Folge des Kindes im Mutterſtamm. Seitdem ſich nun in dem maſſenhaft aus allen Erdtheilen angehäuften Material der Ethnologie bewieſen hat, daß die bisher als vereinzelte Ausnahme betrachtete Form umgekehrt gerade (ſofern es ſich um Anlegung eines ſtatiſtiſchen Maßſtabes handelt) die weit überwiegende Regel ſei in den Vorſtadien primitiver Verhältniſſe, läßt ſich ebenfalls aus naturgemäß geſetzlichen Bedingungen der Entwickelung der organiſche Fortſchritt verſtehen, der mit zunehmender Selbſtändigkeit der Individualität, beſonders in hiſtoriſch prädisponirten Staaten, die patria potestas zum vollen Ausdruck bringen mußte.“ (Zur naturwiſſenſchaftl. Behandlungsweiſe der Pſych., S. 53.) In denſelben Zuſammenhang bringt Baſtian auch die ſo häufig mißverſtandene Inſtitution der Kouvade, in welcher der Vater, indem er ſtatt der Mutter das Wochenbett abhält, ſich das Kind, das bislang allein der Mutter gehört, durch eine legale Fiktion cediren laſſe, ähnlich wie ſpäter durch die Pubertätsweihen der Jünglinge die feierliche Ueberführung des Knaben aus der Gemeinſchaft der Frauen in die Genoſſenſchaft der Männer dokumentirt

gelieferten Material werden sich deshalb die leitenden Prinzipien zu ergeben haben für die angewandte Ethik einer positiven Moral (in der Soziologie a. a. O. S. 98.)" Schon in seiner ersten umfassenden Materialsammlung, Der Mensch in der Geschichte, berührt Bastian dies Problem: „Ein schlagender Beweis der Einseitigkeit unserer Weltanschauung ist die Hartnäckigkeit, mit der stets wieder behauptet wird, daß die bei uns geltenden Prinzipien, die für uns heiligen Wahrheiten, deshalb auch bei allen Völkern gefunden werden müssen und der Natur des Menschen als solcher zu Grunde liegen. Als ob es außer uns, in unserer nördlichen Halbinsel, keine anderen Bewohner der Erde gäbe, und wir seit den zwei Jahrtausenden, daß wir zu denken angefangen, schon alle Weisheit absorbirt hätten. Ein übermüthiger, aber überall als Konsequenz des Egoismus wiederkehrender Stolz hat lange den Europäer verleitet, sich als das Ideal des Menschen anzusehen, auf alle anderen Zeiten verachtend herabzublicken und jedes Volk, das verschiedene Ansichten aus seinem Gesellschaftsleben zu gewinnen wagte, schon deshalb zu verdammen. Er denkt weder an die weiten Kontinente, die noch den Globus bedecken, und wo unzählige Völker ihre selbständigen Kulturen entwickelten; er erinnert sich nicht der vielen glänzenden Geschichtsepochen, die entstanden und vergingen, als noch kein Lichtstrahl der Civilisation in die Barbarei seiner Wälder gedrungen war. . . . Die Mehrzahl der Gebildeten blickt nicht über ihre Atmosphäre hinaus; aber wer irgend gesunde Ansichten von Statistik oder einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat, wird sich wohl hüten, nach ihr den Durchschnittsmenschen der großen Volksmassen zu konstruiren. Die bei uns geltenden Grundsätze der Moral hat man deshalb für die allein natürlichen, für die dem Menschen angeborenen gehalten, und wo sie fehlten, sie mit Gewalt einzudrängen gesucht. Obwohl allerdings das Moralsystem in Europa wegen

deſſen geſchichtlich nothwendiger Lebendigkeit des Staatslebens eine unvergleichlich hohe Vollendung und Entwickelung genommen hat, ſo muß man doch eben deshalb um ſo weniger den Maßſtab dieſer durch exceptionelle Verhältniſſe erreichten Vollkommenheit an alle übrigen Nationen anlegen wollen, wenn die Mittelzahl geſucht werden ſoll. Wenn man die mit der europäiſchen Civiliſation unauflöslich verwachſenen Grundſätze in allen Völkern antreffen zu müſſen glaubt, ſo wird bei ihrem Vermiſſen eine durch Vorurtheile verblendete Erklärung zu jenen abſtruſen Hypotheſen führen, die über die Entſtehung und die Zulaſſung des Schlechten die geſcheiteſten Köpfe verwirrt hat" (I., 230.).

Vergegenwärtigen wir uns zum Schluß die großartigen Verdienſte, welche ſich Baſtian um die moderne Ethnologie erworben hat, ſo ſind dieſelben in einer doppelten Richtung zu ſuchen. Zunächſt iſt es die rieſige Materialanhäufung, ſo vielſeitig und umfaſſend, daß es ſelbſt dem Fachmann öfter nicht leicht iſt, gegenüber dem erdrückenden Ballaſt von Thatſachen den leitenden Zuſammenhang zu erkennen. Das liegt nun zum Theil auch an der Jugend unſerer Wiſſenſchaft, deren Geleiſe noch nicht ſo ausgetreten ſind, wie die ihrer älteren Schweſtern; dadurch wird ſelbſtredend die Anordnung der Geſichtspunkte, die Sonderung großer, fundamentaler Momente von minderwerthigen Beziehungen, überhaupt die leichte Ueberſichtlichkeit des Stoffs erſchwert. Aber, wie Baſtian ſelbſt verſchiedentlich mit Recht hervorgehoben, wird dieſes Mißverhältniß, je mehr ſich die allgemeingültigen ſozialen Geſetze in der Entwickelung unſeres Geſchlechts von den lokal bedingten geſchichtlichen Variationen im Laufe der Zeit immer klarer und unverkennbarer abheben, ſich von ſelbſt erledigen, und inſofern darf man der Zukunft getroſten Muthes entgegenſehen. Daß zur Zeit aber erſt die erſten Grundſteine zu dem ſtolzen Bau einer Wiſſenſchaft

vom Menſchen gelegt ſind, daß es noch nicht rathſam iſt, ein Syſtem nach philoſophiſchem Muſter zu entwerfen, davon hat Keiner dringender und mit größerer Entſchiedenheit abgerathen, als der große Erd- und Völkerkundige ſelbſt, obſchon es ja unzweifelhaft iſt, daß beſtimmte Grundzüge in der Struktur der menſchlichen Raſſe völlig ſichergeſtellt und jeder Skepſis entzogen ſind. Andererſeits hat der Altmeiſter der ethnologiſchen Forſchung es aber nie unterlaſſen, die Methode und Aufgabe der modernen Völkerkunde immerfort kritiſch zu beleuchten und ihre Probleme, ſo weit das eben der Stand des Materials ermöglicht, pſychologiſch zu erklären oder wenigſtens einer erſchöpfenden Löſung entgegenzuführen. Auch in dieſer Beziehung, als Pfadfinder in dem Labyrinth des Völkerlebens, iſt er gleich bewundernswerth, unerreicht aber in der unermüdlichen Raſtloſigkeit, mit der er die Schätze des ethnologiſchen Wiſſens aus allen Erdtheilen zu Nutz und Frommen ſpäterer Generationen zu ſammeln und andere Forſcher für dieſelbe Idee zu begeiſtern weiß. Das königliche Muſeum für Völkerkunde in Berlin iſt in dieſem Sinne, ſelbſt wenn Baſtian nie die Feder zur Hand genommen hätte, für ihn ein Monumentum aere perennius.

Verzeichniß der Werke* Baſtians.

1. Ein Beſuch in San Salvador, Hauptſtadt des Königreichs Kongo, Bremen 1859. 2. Menſch in der Geſchichte, 3 Bände, Leipzig 1860. 3. Die Völker des öſtlichen Aſiens, 6 Bände, Jena, Leipzig 1866 ff. 4. Beiträge zur vergleichenden Pſychologie, Berlin 1868. 5. Das Beſtändige in der Menſchenraſſe und die Spielweiſe ihrer Veränderlichkeit, Berlin 1868. 6. Rechtsverhältniſſe bei verſchiedenen Völkern der Erde, Berlin 1872. 7. Ethnologiſche Forſchungen, 2 Bände, Jena 1872. 8. Geographiſche und ethnologiſche Bilder, Jena 1873. 9. Die deutſche Expedition an der Loango-Küſte, 2 Bände, Jena 1875. 10. Schöpfung und Entſtehung, Jena 1875. 11. Die Kulturländer des alten Amerikas, 3 Bände, Berlin 1878 ff. 12. Die heilige Sage der Polyneſier, Leipzig 1881. 13. Der Völkergedanke im Aufbau einer Wiſſenſchaft vom Menſchen, Berlin 1881. 14. Zur Vorgeſchichte der Ethnologie, Berlin 1881. 15. Der Buddhismus in ſeiner Pſychologie, Berlin 1882. 16. Inſelgruppen in Ozeanien, Berlin 1883. 17. Zur Kenntniß Hawaiis, Berlin 1883. 18. Völkerſtämme am Bramaputra, Berlin 1883. 19. Indoneſien, 4 Bände, Berlin 1884 ff. 20. Allgemeine Grundzüge der Ethnologie, Berlin 1884. 21. Der Papua, Berlin 1885. 22. Zur Lehre von den geographiſchen Provinzen, Berlin 1886. 23. Die Welt in ihren Spiegelungen, Berlin 1887. 24. Allerlei aus Volks- und Menſchenkunde, 2 Bände, Berlin 1888. 25. Ueber Klima und Acclimatiſation nach ethniſchen Geſichtspunkten, Berlin 1889.

* Hierbei ſind nur die größeren Werke berückſichtigt, alſo alle kleineren Arbeiten oder gar die zahlreichen Abhandlungen fortgelaſſen, ebenſo die ſprachgeſchichtlichen Studien, owie endlich die polemiſchen Entgegnungen.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Mit köstlichem Humor geißelt Wundt die Hülflosigkeit dieses vordem so gerühmten Hülfsmittels, das in der That nichts zu Tage fördert, als was der Mensch für gut findet vorher in sich aufzunehmen; vgl. Essays S. 135.

[2] Vgl. die Schriften von A. H. Post, zuletzt die umfassende Zusammenstellung: Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Oldenburg 1891, und sonst R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Leipzig 1889. N. F.

[3] Eine wichtige Rolle spielen bei den Naturvölkern die Pubertätszeiten der Jünglinge, bei denen religiöse und rechtliche Ideen gleich wirksam sind. Vgl. Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde, bes. S. 128 ff.

[4] Bei dieser Gelegenheit mag der Hinweis auf eine Schrift gestattet sein, welche die treibenden Ideen, die der Völkerkunde zu Grunde liegen, in knapper Zusammenfassung psychologisch zu bestimmen sucht: Die Entwickelung der modernen Ethnologie, Berlin E. S. Mittler & Sohn, 1889.

Das Deutsche Nationalbewußtsein in der Geſchichte.

Von

Dr. phil. Fr. Guntram Schultheiß
in München.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Die Ausdrücke Nationalgefühl und Nationalbewußtsein sind unserer Zeit so geläufig, daß man glauben sollte, über ihre Bedeutung und Gültigkeit könnte man kaum verschiedener Meinung sein. Aber schon der oft willkürliche Wechsel zwischen beiden Wörtern erregt bei genauerem Zusehen Bedenken; so gut Gefühl und Bewußtsein für die Psychologie des Einzelwesens zweierlei sind, muß auch bei der Uebertragung auf Vereinigungen der Unterschied festgehalten werden. Erst das Nationalgefühl macht die Masse von Zusammenwohnenden dadurch zu einem Volk, daß der Einzelne sich als Glied desselben fühlt, seine Einwirkung erleidet und empfindet. Das Nationalbewußtsein ist dann die höhere Stufe geistiger Entwickelung, das Innewerden, die Abschätzung und Würdigung, die Vergleichung: es setzt die Existenz eines Nationalgefühles zwar voraus, aber schließt es nicht ohne weiteres nach seiner ganzen Bethätigung ein; vor allem nicht hinsichtlich der Stärke und Innigkeit, denn diese sind Sache des Volkstemperamentes und des Anlasses. Wer könnte bestreiten, daß das nationale Gefühl bei Polen, Tschechen oder Magyaren kräftiger und instinktiver auf Reiz gegenwirkt, als bei Deutschen? Aber allen Schwierigkeiten, die uns schon eine erschöpfende Bestimmung des Begriffes „Nation" bereiten kann, wollen wir einstweilen aus dem Wege gehen und

nur ſo viel für die Bezeichnungen Nationalgefühl und Nationalbewußtſein vorausſchicken, daß ihnen als Anknüpfung und Inhalt alles, was eine Nation von der anderen unterſcheidet, zufallen kann, Heimath und Abſtammung, Sprache und Religion, Sitte, Recht und Tracht und noch ſo vieles andere.

Und wer die gewaltige politiſche Rolle anerkennt, die das nationale Gefühl in unſerem Jahrhundert ſpielt, der wird in ihm gewiß mehr ſehen, als ein bloßes Schlagwort, einen Lückenbüßer, ſo lange die Archive ihre Geheimniſſe bergen und die Schlüſſel des Verſtändniſſes in Gewahrſam halten. Oder ſollte, weil der Name neu und jung iſt und vor Herder nicht gehört wurde,[1] auch die Sache etwas Neues ſein? Sollte es ſich nicht verlohnen, auch in der Vergangenheit nach ihren Spuren zu ſuchen? Allerdings wer die Aufgabe der Geſchichte darauf beſchränkt, die Thatſachen, das Geſchehene feſtzuſtellen aus Urkunden, Berichten der Handelnden oder Zuſchauer — der wird es als leeres Spiel mit unſicherer Ueberlieferung und ſubjektiven Muthmaßungen erklären, wenn man, nach den individuellen und allgemeinen Beweggründen früherer Zeiten fragend, auch die Rolle des Nationalgefühles unter ihnen beſtimmen möchte. Und mit noch größerer Sicherheit wird vollends darauf hingewieſen werden, daß von einem deutſchen Nationalbewußtſein nicht eher die Rede ſein könne, als von der deutſchen Nation ſelbſt.

Nun wird man freilich nicht mehr, wie die Grimm und ihre Zeitgenoſſen, die Wörter Deutſch und Germaniſch im gleichen Sinne gebrauchen wollen; trotzdem iſt die Geſchichte des deutſchen Volkes älter, als dieſer ſein Name. Das Land zwiſchen Rhein und Elbe iſt ſeit Anfang der geſchichtlichen Kunde von den Vorfahren derſelben Stämme bewohnt, die ſpäter das deutſche Volk heißen. Und das Heimathsgefühl iſt eine ſtarke Wurzel des Nationalgefühls; eine hohe Stufe geiſtiger Entwickelung ſetzt es voraus, wenn der Satz cœlum non animum mutant, qui trans mare currunt ſich als

gültig erweiſt. Aber auch die deutſchen Stämme, die im Laufe der Jahrhunderte rings um den Kern Urdeutſchlands Sitze gewonnen haben, blieben unter demſelben Himmel. Wie das Vaterland, ſo leitet ſie auch die Mutterſprache als nie abgeriſſenes Band aus jener Frühzeit in die Gegenwart. Wenn andere Gemeingüter des Volksthums, Glaube und Aberglaube, Sitte und Recht ſtärkerer Veränderung anheimfiel, ſo zeigt uns dies nur, daß der Inhalt des Nationalgefühls im Laufe der Geſchlechter allmählich wechſeln kann, daß bei Völkern nicht minder als beim Einzelnen Gedanken und Antriebe ſich verändern, ohne die Einheit der Perſönlichkeit und der Volksſeele aufzuheben — wenn es nur ein langſames Abſterben des Veralteten, ein Aufſprießen neuen Beſitzes iſt. Und wie beim Einzelnen kann auch bei Völkern das Lebensgefühl im Tode verlöſchen durch gewaltſame Eingriffe der Vernichtung, durch Sprengung der Gemeinſamkeit und Verſtreuung der Volksgenoſſen oder durch Uebergang zu fremden Vereinigungen, wie es den Kelten ergangen iſt. Aber der Kern des deutſchen Volkes iſt dieſer Gefahr entgangen, und die Wurzeln ſeiner Entwickelung und ſeines nationalen Lebensgefühles reichen in Zeiten zurück, die vor jeder politiſchen Zuſammenfaſſung liegen.

Die Sprachvergleichung hat die Annahme aufgebracht, daß alle indoeuropäiſchen Sprachen einſt nachbarlich verſchwiſtert erklangen, bevor ſie, im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtauſende als Sprachen getrennter Völker ſich gegenſeitig unverſtändlich geworden, in den Bereich der ſchriftlichen Aufzeichnung eintraten. Denn ein Gefühl dieſer anfänglichen Aehnlichkeit oder eine Erinnerung gemeinſamer Abſtammung war dem Alterthum durchaus fremd.

Die ſpät entdeckte Verwandtſchaft der Sprachen hat man unbedenklich auch als die der Völker aufgefaßt; hingegen dem Griechen und Römer erſchienen die Nordvölker als eigener Menſchenſchlag, die hohe Geſtalt, das hellere Haar und Auge der Germanen galten als Raſſenmerkmale.

Tacitus tritt der Meinung bei, daß sie ureinheimisch sein müßten. Durch keinerlei Zuwanderung und Verschmelzung mit anderen Elementen durchsetzt, seien sie ein eigener, ungemischter, nur sich selbst gleicher Volksschlag geworden.[2] Er denkt als Gegensatz wohl an die Einwanderungen aus Kleinasien und Aegypten, von denen die sagenhafte Urzeit der Griechen und Römer erfüllt ist.

Wie man sich nun auch damit abfinden will, daß also nahe verwandte Sprachen von Völkern gesprochen wurden, die körperlich so weit auseinander gehen, so lassen wenigstens die Nachrichten hierüber keinen Zweifel, daß die Germanen auf ihre körperlichen Merkmale Gewicht legten, daß sie Gegenstand der Pflege und des Stolzes waren. Der Rassenstolz ist die erste Stufe des nationalen Gemeingefühles. Dem Vater stand das Recht zu, den Neugebornen als echten Sproß anzuerkennen oder nicht; was das bedeutet, zeigt der alte Gebrauch der Spartaner, mißgestaltete Kinder im Taygetus auszusetzen. Wie die Indianer Nordamerikas oder die alten Briten sich tättowiren, so gebrauchen die Germanen noch lange fort eine Seife, um dem Haare die beliebte Farbe zu geben oder nachzuhelfen. Was Cäsar von den Sueven erzählt und ihren Maßregeln, ihre kriegerische Ueberlegenheit durch Fernhaltung alles Fremden und Neuen zu bewahren und zu befestigen, das bezeugt dieselbe Abneigung gegen die Einflüsse der Kultur, gegen die Bedrohung der Volksart und der Freiheit, die ein halbes Jahrhundert später Arminius anrief. Tacitus hat ihn einige Menschenalter nachher den Befreier Germaniens genannt: nach seinem Erfolge mit Grund; und in diesem Sinne ist sein Andenken nach langen Jahrhunderten wieder erneuert worden.

Doch in dem herrischen Selbstgefühl, das Cäsar dem Arioviſt in den Mund legt, in dem Freiheitstrotz, der gegen jeden Zwang sich aufbäumt, wie ihn Arminius zum Sturz der Römerherrschaft aufstachelt, überwiegen die negativen Eigen-

ſchaften nationalen Gefühles, der Widerwille, durch fremde, aufgedrungene Einflüſſe ſich in der eingewurzelten Lebensordnung geſtört zu ſehen, wie ihn der heutige Orientale dem neuernden Europäer entgegenträgt.

Am wenigſten dürfte der Gebrauch des Germanennamens in römiſcher Auffaſſung der ethnographiſchen Gruppe den Germanen ſelbſt zugeſchrieben werden. Nicht minder widerſpricht es den Analogien vergleichender Völkerkunde, eine Erinnerung an gemeinſame Abſtammung in den Erzählungen zu ſuchen, wie die Welt und die Menſchen entſtanden oder gemacht ſind. Sie ſind Kosmogenien, der pſychologiſchen Wurzel nach, wenn auch nicht nach dem Umfang der Dinge und der Kunde davon, die man ſich zurechtlegt.

Von einem Antrieb der Vereinigung, der Verſchmelzung, von einer Einſicht, dann im Vortheil zu ſein, kann keine Rede ſein.

Die zuſammengeballten Scharen Arioviſts zerſtoben ohne Rückhalt. Arminius hatte römiſche Parteigänger nicht minder zu fürchten, als die Römer ſelbſt; noch weniger konnte er Marbod, den Gründer des Markomannen-Reiches im Süden, bewegen, ſich zugleich gegen die Römer zu wenden. Mit ihnen ſanken ihre Pläne in Vergeſſenheit.

Es fehlt dieſem Aufſchwung die nachhaltige Kraft; was im großen und durch Zwang nicht gelingen konnte, das erreichten die Lockungen der römiſchen Kulturwelt ſchrittweiſe: die Zerſetzung und Auflöſung des Germanenthums, das eben kaum mehr noch eine ethnologiſche Einheit darſtellte. Nur daß gleichzeitig mit der Aufſaugung zahlloſer Germanen, einzeln und in ganzen Scharen, doch auch die Abnutzung der römiſchen Staatsmaſchine von innen heraus erfolgte, kann zum Theil verbergen, daß der Raſſenſtolz der kriegeriſchen Ueberlegenheit kein Gegengewicht gewährte gegen den natürlichen Trieb der Differenzirung und die umbildende Kraft der Kultur. Dies zeigt die Völker-

wanderung, in deren Verlauf alle oſtgermaniſchen Stämme ihre nationale Eigenart einbüßten, da eben durch die Losreißung vom feſten Boden der Heimath das Heimathsgefühl als ſtärkſte Wurzel des Nationalgefühles abſtarb, wenn auch die Erinnerung noch lange fortdauerte. So ſind die Gothen, der mächtigſte, zahlreichſte und begabteſte Stamm, gerade am völligen Mangel eines Gemeingefühles zu Grunde gegangen.

Es iſt noch das Wenigſte, daß in der Schlacht auf den katalauniſchen Feldern 451 die Oſtgothen auf hunniſcher, die Weſtgothen auf römiſcher Seite ſtritten. Jordanis, der Geſchichtsſchreiber ſeines Volkes, geht darüber ganz hinweg, obgleich auch ihm das gegenſeitige Abſchlachten der Völker ſinnlos vorkommt, ſinnlos von Attila; es ſei erwieſen, ſagt er, daß das Menſchengeſchlecht nur zur Verfügung ſeiner Könige da ſei. Im übrigen ſtellt er es geradezu als die Beſtimmung und den Wunſch der Gothen hin, ſich für das römiſche Reich aufzuopfern.[3] Dem Athaulf, dem Gründer des weſtgothiſchen Reiches legt ein lateiniſcher Schriftſteller ähnliche Reflexionen in den Mund; Theoderich konnte mit Recht als Beförderer des römiſchen Namens bezeichnet werden. Es iſt ganz dieſelbe Aufgabe, die man heute den Deutſchen in Ungarn oder Nordamerika zuſchieben möchte. Dem völligen Mangel nationalen Gefühles entſpricht es denn auch, daß beim Ausbruch des Krieges der Byzantiner gegen die Oſtgothen Theile dieſer nicht nur gleichgültig blieben, ſondern auch auf der Seite der Feinde — freilich neben anderen Gothen der Balkanhalbinſel — gegen die eigenen Landsleute mitkämpften.

Immerhin iſt es aber eine Ausnahme gegenüber dem lebhaften Stammesgefühl anderer Stämme, wie der Vandalen, die als Herren Afrikas an die einſt verlaſſenen Sitze Erinnerung und Rechtsanſpruch feſthielten, als eine Geſandtſchaft der Zurückgebliebenen ſie um Ueberlaſſung anging. Zurückkehren aber wollten ſie auch nicht, als es ihre nationale Rettung geweſen wäre.[4]

Bei den Weſtgothen ward die Erinnerung der Abkunft zum Adelsſtolz altchriſtlicher Familien.

Die der Heimath treugebliebenen Stämme, die theilweiſe unter neuem Namen erſcheinen, haben bei aller Zähigkeit des Feſthaltens an der Volksthümlichkeit doch Jahrhunderte hindurch keinen Antrieb empfunden, ihre gegenſeitige Aehnlichkeit in einer Volkseinheit zum Ausdruck zu bringen. Das Stammesgefühl herrſcht ausſchließlich. Daß aber die Religion nicht zu den Gütern gehörte, welche das Gefühl der Zuſammengehörigkeit nährten, das zeigt der Verlauf der Bekehrung zum Chriſtenthum deutlich genug, ſelbſt bei den Sachſen. Die Bekehrung und die Angliederung ans fränkiſche Reich, beide ſich jahrhundertelang hinziehend, brachten den binnengermaniſchen Stämmen eine Vereinigung, aber nur von außen her. Kirche und Staat ſind in Deutſchland aufgezwungene Einrichtungen, nicht aus der Entwickelung des Volksthums hervorgegangen. Das fränkiſche Reich hatte von Chlodwig an durch die Gemeinſamkeit der katholiſchen Religion ein Band zwiſchen Eroberern und Unterworfenen, ein internationales Staatsprinzip gewonnen, das die Anſchließung der verſchiedenſten Nationalitäten erleichterte.

Nicht daß es an Empfindung des nationalen Gegenſatzes der Eroberer und der Eroberten gefehlt hätte. Dem naiven Ausdruck des fränkiſchen Stolzes, aber nicht nur auf körperliche und geiſtige Rüſtigkeit, ſondern auch ſchon auf die beanſpruchte Rechtgläubigkeit dient die Vorrede zum ſaliſchen Geſetzbuch.[5]

Aber das Romanenthum mußte trotz des germaniſchen Herrſcherhauſes und Heerweſens immer mehr erſtarken, je mehr die Kirche als Erbin der römiſchen Weltherrſchaft ſich ausbaute. Bonifatius führte bei den ſüdgermaniſchen Stämmen die kirchliche Organiſation als eines Gliedes der römiſchen Kirche durch. Karl der Große ſetzte dieſes Werk fort durch die Einverleibung der Sachſen; das Zuſammenwirken von Kirche und Staat, die

Erwerbung der Kaiserkrone stellen das höhere Einheitsprinzip dar, dem gegenüber die nationale Verschiedenheit, wie alle anderen natürlichen Unterschiede, gleichsam in niederer Sphäre gebannt bleibt. So weit Karl der Große überhaupt an national-politische sprachliche Maßregeln im heutigen Sinne dachte, strebte er die Kenntniß der vermittelnden, internationalen Kirchen-, Bildungs- und Gesetzessprache nicht nur unter den Geistlichen, sondern auch unter den Laien aller Stämme zu verbreiten. Allerdings bewahrte er ein vorurtheilsfreies Interesse für seine Muttersprache, und die deutschen Mundarten mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, fand mehrfache Anwendung für die Herstellung von Mustern und Formeln zum Zwecke des Religionsunterrichtes, aber er gebot doch auch, daß die Laien Vater-Unser und Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache erlernen sollten.[6]

Ueber die Wirksamkeit solcher Anordnungen mangelt es wohl ebenso an Nachrichten, wie über das Verhältniß der Volkssprachen zu dem ausschließlich lateinischen Text der Kapitularien.

Solcher Staatsordnung entsprang ein ideales, internationales Reichs- und Einheitsgefühl. Noch zwei Menschenalter nach Karl lebt in dem Mönch von St. Gallen die Erinnerung, wie die Gallier und Aquitanier, Aedner und Spanier, Alemannen und Bayern stolz darauf waren, auch nur dienstbare Franken zu heißen.[7] Wirklich erhoben sich gerade die rechtsrheinischen Völkerschaften für Ludwig den Frommen und die Reichseinheit.

Mit den Gefühlen engerer Landsmannschaft vertrug sich dieses Einheitsbewußtsein ganz gut. Nur das Gefühl innigen nationalen Zusammenhanges zwischen den germanischen Völkerschaften des Reiches ist nicht zu finden. Noch stand der östliche, germanisch gebliebene Franke dem westlichen, romanisirten Franken näher als jedem Anderen — der Sachse noch dem Angelsachsen, dem er Altsachse hieß[8] — oder dem Jüten, der ihm Rückhalt gewährt hatte im Kampfe gegen Christenthum und Franken —

dem Bayern war der halb oder ganz romaniſirte Langobarde lange Zeit der wichtigſte Nachbar geweſen; von ihm, wie es ſcheint, hatte er die Veränderung der Ausſprache der Konſonanten überkommen und weiter gegeben, die als ſogenannte zweite Lautverſchiebung den ſprachlichen Abſtand der hoch- und niederdeutſchen Stämme verſtärkt hat.

Ein Gegenſatz anderer Art iſt der zwiſchen der romaniſchen oder lateiniſch gebildeten Geiſtlichkeit und den Laien; das mangelhafte Einvernehmen der geiſtlichen und weltlichen Großen beobachtete Karl ſelbſt mit Mißbilligung. Der Bearbeiter der Wunder des heiligen Goar am Rhein erzählt von einem gewiſſen Reginar, der den Anblick der romaniſchen Geiſtlichen ſo ſehr verabſcheute, daß ihm ein Knecht den Kopf einhüllen mußte, wenn ſie in Sicht kamen. Wenn dies 839 niedergeſchrieben iſt, ſo wird der Prümer Mönch wohl auch andere als hiſtoriſche Gründe gehabt haben.

Aber auch innerhalb der Klöſter ſelbſt fehlte es nicht an Reibungen der Nationalitäten. Die Laune des Zufalls hat davon gelegentliche Spuren bewahrt.[9]

Aus der Zertrümmerung der karolingiſchen internationalen Monarchie ging nach tiefgreifender Verwirrung eine politiſche Vereinigung der deutſch ſprechenden Stämme hervor unter einem Königthum, das mehr auf Anerkennung ſeiner inneren Berechtigung, als auf erblicher Macht beruhte. Die Wahl verbürgte ſowohl ſeine Untheilbarkeit als die ſtaatliche Einheit der deutſchen Stämme, deren völliger Auseinanderfall durch die Geiſtlichkeit und die kirchliche Organiſation verhindert werden mußte. Die Gewöhnung politiſcher Verknüpfung ging dem Gefühl nationaler Zuſammengehörigkeit voraus, das langſame Aufkommen des Geſamtnamens der Deutſchen als ſtaatlicher und ſprachlicher Volkseinheit zeigt dies. Man könnte geradezu von einer geiſtlich-kirchlichen Stufe der Entwickelung des

Einheitsgefühles ſprechen, die vom Ausgang der Karolinger bis in den Inveſtiturſtreit hinein wirkſam war, doch iſt es eben mehr politiſch und durch ziemlich eigennützige Standesintereſſen geſtärkt, als eigentlich national. Aber immerhin iſt der ſchroffe Gegenſatz gegen die Volksthümlichkeit gemildert, wenn auch nicht auf dem Wege, den die geiſtliche Kunſtdichtung im neunten Jahrhundert verſucht hatte. Bei der Geringfügigkeit des Verkehrs jeder Gattung blieb dies engere Stammesgefühl noch lange ungebrochen; Widukind ſchrieb, ſo weit er als Mönch überhaupt und in lateiniſcher Sprache konnte, auf dem geiſtigen und politiſchen Standpunkte des Sachſen.

Der gewiſſermaßen fremde Urſprung des Königthums aus dem Karolingiſchen, die wechſelſeitige Verbindung mit der Geiſtlichkeit wirkte fort, die Ausübung der eigentlichen Regierung und Verwaltung wurde den Großen zugeſtanden, die Stämme behielten eine Art innerer Selbſtändigkeit; der hohen Geiſtlichkeit wurden für ihre raſch wachſenden Güter Rechte und Pflichten für das Reich zugeſprochen, dem Königthume waren faſt nur die gelegentlichen Entſcheidungen und Eingriffe vorbehalten. Bei ſolcher Abgrenzung, wie ſie Otto der Große befeſtigte, war das Königthum zur Stärkung ſeines Anſehens auf Erfolge nach außen hingewieſen. Schon Heinrichs Siege über Slaven und Ungarn hatten das Selbſtgefühl der Sachſen geſteigert. Otto der Große, im Bereich des alten karolingiſchen Gebietes der mächtigſte Fürſt, konnte mit Recht auch das Kaiſerthum in Anſpruch nehmen und den Deutſchen den Glanz der Vormachtſtellung in Europa darbieten, der ſie mit nationalem Stolz erfüllte. Sie durften ſich im Vorſprung und Vorrang vor allen anderen Völkern fühlen, eine Empfindung, die auch bei den mönchiſchen und geiſtlichen Geſchichtsſchreibern zum Ausdruck kommt, wenn ſie von der Ehre und Würde des Reiches ſprechen. Zwar zeigte ſich, daß gerade die mächtigſten und leiſtungsfähigſten

Stände des Volkes für die Aufrechterhaltung der europäiſchen Machtſtellung des Königthums und Kaiſerthums keine Opfer bringen wollten, als das Papſtthum nach Selbſtändigkeit trachtete und der Vorſprung eingeholt wurde. Aber der nationale Machtſtolz oder Anſpruch ging doch, ſeit die Ehre der Waffenführung mehr zum Standesvorrecht wurde, auf den emporſteigenden Stand der Ritter und Reichsdienſtmannen ungemindert über. Die hohen Geiſtlichen des Reiches, bisher die Träger der ſtaatlichen Einheit und für deren Würde und Glanz nach außen beſonders beſorgt, können dieſen Uebergang zur ritterlichen Stufe des nationalen Gefühles nur theilweiſe mitmachen. Der Beſitz des Kaiſerthums wird nach dem tiefen Sturze des Königthums unter Heinrich IV., nach der endgültigen Feſtſetzung der Wahl und des Reichsfürſtenthums noch mehr Ehrenſache des Königs und des Reiches, deſſen Spitze und Vertreter er iſt. Ekkehard von Aura iſt der Dolmetſch der Zeitſtimmung unter Heinrich V., auch in ihrem Wechſel der Auffaſſung. Die Verknüpfung Italiens mit dem deutſchen Reich, deren ſchroffere Sonderung ſeit dem jähen Tode Heinrichs III. im Gange war, ſtellt er als eine Eintracht und zugleich als altes Recht dar; aber der Gebrauch der deutſchen Sprache in italieniſchen Angelegenheiten durch Heinrich V. drückt die Thatſache der Herrſchaft wohl kaum ohne Abſicht aus oder ohne Zuſammenhang mit dem gewachſenen nationalen Stolze des ritterlichen Standes. Lothars von Sachſen vielſeitige Erfolge erfüllen auch ſächſiſche Schriftſteller mit dieſer Empfindung.

Freilich wird bald gegenüber dem mächtig emporgeſchoſſenen Papſtthum der Zuſammenhang der Kaiſerwürde mit dem alten römiſchen Kaiſerthum bis zum Myſtiſchen betont, um gleichen Schritt mit der dogmatiſchen Vertiefung der geiſtlichen Monarchie zu halten.

Einblick in dieſe ſeltſame, echt mittelalterliche Gedankenwelt

bietet das ſogenannte Tegernſeeer Oſterſpiel vom Antichriſt.[10] Die eigentliche Fabel, daß der letzte Kaiſer freiwillig die Krone niederlegt und daß dann der Antichriſt die Herrſchaft an ſich bringt, bis das jüngſte Gericht eintritt, iſt eine theologiſche Ausſpinnung neuteſtamentaliſcher Stellen, die ſich, wie es ſcheint, von Byzanz her verbreitet hatte. Die Ehrfurcht vor der Ueberlieferung, die Uebertragung dieſer religiöſen Subſtruktion des Kaiſerthums auf die Träger deutſcher Abkunft hätte an ſich mit dem nationalen Gefühle nichts zu thun; aber der geiſtliche Verfaſſer verbindet damit den Preis deutſcher Tapferkeit, der ſich die anderen Völker beugen müſſen, auch die Franzoſen, — ſchlägt den kriegeriſchen Angriff des Antichriſts zurück und giebt erſt ſeinen Wundern nach. Mehrfach iſt der an ſich zeitloſe Stoff mit Zeitbeziehungen verlebendigt: die Geringſchätzung der Griechen, die Weigerung der Franzoſen, der kaiſerlichen Oberherrſchaft Raum zu geben, deuten auf Friedrichs I. Zeit.

Und auch bei nüchternen Geſchichtsſchreibern der Zeit wird die Tapferkeit als der Ruhmestitel des deutſchen Ritters in Anſpruch genommen. Beſonders im Schwertkampf, Mann gegen Mann, durfte er ſich allen Andern überlegen fühlen. Schon unter Heinrich IV. bezeugt ein italieniſcher Autor das Gefühl körperlicher Ueberlegenheit, mit dem die Deutſchen auf die kleineren Normannen herabblickten.[11]

Allerdings hat das Ritterweſen zugleich einen internationalen, beſonders franzöſiſchen Anſtrich in Sitte und Standesbenennungen; aber dem nationalen Gefühl des Stolzes auch gegenüber den franzöſiſchen Rittern that dies keinen Eintrag, und ſelbſt bei den internationalen Unternehmungen der Kreuzzüge trat dieſe Eiferſucht und Abneigung hervor.[12] Sie führte dann ſpäter zur Gründung des deutſchen Ritterordens, im Gegenſatz zu den mehr italieniſchen Johannitern und den überwiegend franzöſiſchen Templern, die übrigens nach Zungen eingetheilt waren.

Auch in der Litteratur verſchaffte das Ritterthum ſich Geltung und ſetzte an die Stelle der geiſtlichen Richtung die weltliche ſeines Standes. Die Berührung mit dem romaniſchen Europa, die das Kaiſerthum mit ſich brachte, hatte die volksthümliche Dichtung in den höheren Kreiſen zurückgedrängt und die Pflege der lateiniſchen Sprache befördert, ſelbſt für andere als geiſtliche Stoffe. Die volksthümlichen Gattungen der Dichtung blieben ſich ſelbſt überlaſſen, die Bildung hatte kein Herz für ſie, beſonders für die Heldenſage der heidniſchen Vorzeit, außer wenn ſie durch das lateiniſche Gewand gehoben worden waren. In der Zeit des aufſtrebenden Ritterweſens mußten ſich die Recken die Moderniſirung zu Rittern gefallen laſſen — aber ihre alterthümliche Sprödigkeit der Beweggründe konnte nicht verwiſcht werden. Als Spiegel der ritterlichen Standesideale eigneten ſich die vorwiegend aus Frankreich eingeführten Stoffe zur Nachbildung und Ausbildung beſſer, die zunächſt noch Geiſtliche an ihnen übten. So herrſcht im Rolandslied das chriſtliche Ideal des Ritterthums, indem die deutſche Bearbeitung das national-franzöſiſche Element zurücktreten ließ. Die Kaiſerchronik, die Grenzen von Geſchichte und Sage verwiſchend, diente doch dem Ausdruck des nationalen Machtſtolzes; die ſpäteren höfiſchen Dichtungen ſind nur das Abbild der internationalen Aeußerlichkeit des Ritterthums, der Abenteuerlichkeit und Prunkliebe. Im Parzival Wolframs von Eſchenbach iſt ſie mit der Myſtik des geiſtlichen Ritters verquickt und geſteigert.

In der Löſung vom Boden der Volksthümlichkeit konnte dieſe Dichtung keine Berührung mit dem National- oder Staatsgefühl haben — und dies angeſichts der gewaltigſten Entſcheidungen und Kämpfe! Und denſelben Mangel zeigt die lyriſche Ritterdichtung; der einzige Walther von der Vogelweide ſetzt ſich höhere Ziele und greift mit Liedern und Sprüchen in den Streit der Gegenwart hinein, preiſt deutſche Art und Sitte

und nimmt Partei zwiſchen Königthum und Fürſtenthum, Papſtthum und Kaiſerthum, als die Verwickelungen der italieniſchen Politik der Hohenſtaufen, der jähe Sturz ihres Machtgebäudes nach Heinrich VI. Tod und das Einmiſchen der Päpſte alles in Verwirrung ſetzten, als die ſtaatliche Vereinigung und das nationale Gefühl auf ihre Feſtigkeit geprüft wurden. Erſt nach ihm zeigt ſich eine Theilnahme der Dichter an den Begebenheiten, die ſie erleben.

Allerdings war das Gefühl für die Ehre des Reiches, für die nationale Geltung des Königthums im Sinken, das Band zwiſchen dem Oberhaupt und den Gliedern des Reiches lockerer, ſeit die Hohenſtaufen ſelbſt Deutſchland hintangeſetzt, zu einem bloßen Theil ihres politiſchen Syſtems gemacht hatten — bis dann ſchließlich das deutſche Königthum als mehr internationaler Machtfaktor ſelbſt Fremden erreichbar wurde.

Aber ſelbſt darin liegt eine Art Beſtätigung des *geſteigerten Nationalgefühles*. Die Nation war ihrer Eigenart ſo ſicher, daß die ſtaatlichen Formen einer früheren Zeit, die Wiege des Nationalgefühles, ohne tieferes Bedauern ihrem Schickſal überlaſſen werden durften. Die Wucht der Koloniſation beweiſt dies gerade für die unteren Stände. Es iſt die Umkehr der Völkerwanderung; keine glänzenden Heldenthaten, aber Feſthalten am nationalen Zuſammenhang: die nationale Kultur erſetzte den zerſprengten nationalen Staatsbau.

Es beginnt die Zeit des *bürgerlichen Nationalgefühles*. Gewerbe und Handel bringen an ſich die Neigung zu weiterem Blick, die Erkenntniß größerer Intereſſengemeinſchaft mit ſich. Schon die Anfänge des deutſchen Städteweſens ſuchen die Anlehnung an die Königsmacht, den Gegenſatz zum weltlichen und geiſtlichen Herrenſtand, zur Zeit Heinrichs IV. Aber dieſer war kein weitſchauender, ſchöpferiſcher Staatsmann. Die Entwickelung der Städte blieb ungenutzt für die Königsmacht, die

RSITY OF CALIFORNIA

eher noch dem Fürſtenthum behülflich war, ſie aufzuhalten: eine der mannigfachen Unterlaſſungsſünden der hohenſtaufiſchen Politik, die das Nähere überſah vor den fernen phantaſtiſchen Zielen! Die Erſetzung des perſönlichen Moments, das dem Fürſtenthum anhaftete, durch den Zwang überperſönlicher Gemeinſamkeit barg die kräftigſten Keime in ſich; der Verfall der Zentralmacht zeitigte raſch die großen ſtädtiſchen Bündniſſe, die als ein neues, von ſelbſt entſtandenes politiſches Einheitsband für die Pfeiler des Reichsbaus hätten dienen können, während das Fürſtenthum als perſönliches Gut allen Zufällen der Theilung und Vereinigung anheimfiel.

Auch die Zentralmacht des Königthums erwies ſich bald wieder als nothwendig nach außen und innen. Nicht nur daß in die leergelaſſene internationale Stellung des hohenſtaufiſchen Königthums und Kaiſerthums die franzöſiſche Macht ſich einzudrängen drohte zur Gefahr der Selbſtändigkeit des Papſtthums, auch in Deutſchland erregte dies das Gefühl für nationale Ehre. Rudolfs von Habsburg Machtentfaltung in Burgund und gegen Frankreich, die Zerſtörung der böhmiſchen Großmacht zeigen, daß es für ein nationales deutſches Königthum noch immer Zeit war.

Vom Standpunkt ſpäterer Geſchichtsauffaſſung aus erſcheint das Interregnum als der große Wendepunkt der Geſchicke; den Zeitgenoſſen kam dies nicht zum Bewußtſein: Rudolf hatte unter Friedrich II. in Italien Dienſte geleiſtet, und nichts lag ihm ferner, als ein grundſätzlicher Verzicht auf die Hoheitsrechte dort, oder gar auf das Kaiſerthum. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, dies zeigt, wie Rudolf, ſein Zeitgenoſſe Jordanus von Osnabrück oder wer ſonſt für den Verluſt der Vormachtſtellung des deutſchen Königthums in dem Nebel eines theologiſchen Staatsrechtes Troſt ſuchte, mit einer erdichteten Nothwendigkeit des Kaiſerthums die Wirklichkeit meiſtern wollte. Die ſcharfe

Sonderung der Nationalitäten entging seinem Blicke nicht; aber das Spiel mit dem ethnologischen Schillernamen der Franken und Franzosen, mit der unverbrüchlichen Ordnung der Dinge durch Karl den Großen, die den östlichen Franken das Kaiserthum, den Franzosen die Wissenschaft und die Selbständigkeit, den Italienern das Oberpriesterthum zuwies, das Schrecken mit dem Antichrist, wenn der Kaiser fehle, verhindert die Klärung des nationalen Gefühles durch den Begriff der Nation als einer durch sich bestehenden Organisation.

Nach der Posse der Königswahlen des Interregnums, die durch gelegentliche humoristische Schlaglichter der Chronisten sattsam gekennzeichnet ist, scheitern zwar die Strebereien französischer Prinzen nach dem deutschen Königsthron an dem nationalen Instinkt. Aber nach kurzer Erhebung und Schwellung desselben wird doch in Heinrich von Lützelburg ein halber Franzose gewählt; sein Enkel Karl IV. scheint sich nach seiner eigenen Lebensbeschreibung eigentlich als Böhme zu betrachten.[13] Der Satz des Sachsenspiegels, daß der König von Böhmen zwar Reichsschenk, aber nicht Wähler sei, weil kein Deutscher,[14] ist wie ein Aufblitzen nationalen Bewußtseins in seiner raschen Verbreitung; den späteren Handschriften verdunkelt es sich wieder, und schon einseitige deutsche Abstammung giebt volle Geltung. Ebenso wenig führt der Anspruch päpstlicher Vormundschaft über den deutschen König, seit er als römischer betitelt, in unklarer politischer Vermengung mit der kaiserlichen Würde sich übernational darstellt, zu klarer Sonderung.

Auch Vortheil und Absicht der Fürsten ging nicht weiter, als auf eine dekorative Stellung des Königthums; dem Grundsatz der wechselnden Wahl kam die kurze Dauer der Regierungen zu Hülfe. Die wiederauflebende Phantastik des Kaiserthums, die leere Theorie seiner Berechtigung und Ansprüche konnte nicht darüber täuschen, daß die Macht des Königs und Kaisers nur mehr so weit, als seine Hausmacht Nachdruck

verlieh, Gehorsam fand. Die Abneigung des Fürstenthums, das Städtewesen als gleichberechtigt anzuerkennen, die Unmöglichkeit, es zu unterwerfen, verewigte die Unzulänglichkeit der Reichsverfassung. Die Gründung der lützelburgisch-böhmischen Hausmacht untergrub den Gedanken politischer und nationaler Geschlossenheit des Reiches, auch im Osten, wie schon im Westen und Süden verschwammen die Grenzen. Zugleich bewahrten die Kolonien des deutschen Bürgerthums, nicht ohne Erinnerung an den Stolz, dem ersten Volke Europas zu entstammen und mit Geringschätzung der Nichtdeutschen, ihre nationale Ausschließlichkeit; aber nicht ein unbestimmtes Gefühl der Nationalität, sondern das reale Band der Rechtsgleichheit knüpfte sie an die Heimath. Hier hatte zu dem lebhaften Verkehr des Handels und der Politik sich bald eine rein bürgerliche Bildung gesellt, ihr entsprach die Verwendung der deutschen Mundarten auch als prosaischer Schriftsprache, die das Latein mehr und mehr zur harmlosen Prunksache machte. Das nationale Gefühl verstärkt sich durch diese Eroberungen der Volkssprache, durch die Ansätze einer Litteratursprache im Buchdruck.

Das 15. Jahrhundert neigt sich. Nicht unvermittelt, doch mit der Plötzlichkeit des Erwachens nach unbehaglichem Druck tritt die Reflexion zum nationalen Gefühl hinzu.

Allzu klar lag der Bankerott der mittelalterlichen Ordnung in Reich und Kirche zu Tage. Die Absetzung König Wenzels war von den Kurfürsten damit begründet worden, daß er der Kirche nicht helfe, die Rechte des heiligen Reiches in Italien wie im Westen und im Innern nicht wahre, und es ist dabei bemerkenswerth, daß mehr private Aufzeichnungen zu diesen Gründen des Spruches des Kurfürsten noch den Bund mit dem Polenkönig von Krakau hinzufügen.[15] Noch nicht frei von kirchlicher Unklarheit — denn die heidnischen Bundesgenossen des Polen galten als bedenklich —, aber unverkennbar verschafft

der Begriff des Deutſchthums ſich Anerkennung. Beſſer wurde es ſo bald nicht: der Huſſitenkrieg zeigt erſt recht die Hülfloſigkeit des heiligen Reiches und der heiligen Kirche gegenüber dem nationalen und religiöſen Fanatismus der Tſchechen. Sigmunds litterariſcher Schildträger und Leibhiſtoriograph, Windecke, ſchreibt die Schuld den Fürſten zu, die den wohlmeinenden Abſichten Sigmunds ſich entzogen. Der Gedanke einer Reichsreform macht immer energiſcher Propaganda in den Gemüthern, gerade der unteren Klaſſen, doch noch befangen in der mittelalterlichen Verquickung von Religion und Staat, in der Nachwirkung des idealen phantaſtiſchen Kaiſerthums und ſeiner Anſprüche auf höhere Weihe, als die Wirklichkeit und die Macht ſie verleihen konnte.

Aber ſchon im 15. Jahrhundert gewann doch auch das Wort Nation und „teutſche Nation“ ſeine ſcharfe Ausprägung, im jetzigen Sinne, der die Thatſache der Gemeinſamkeit der Sprache und der Art mit dem Anſpruch auf Selbſtbeſtimmung verknüpft, etwa „Staatsvolk“. Der Einfluß der tſchechiſchen Ausſchließlichkeit, die Ausgeſtaltung einer franzöſiſchen Nationalkirche mögen mitgewirkt haben. Auf dem Konzil von Konſtanz wie auf den älteren Univerſitäten bezeichnet das Wort nur die allgemeinſte geographiſche Eintheilung wie nach Himmelsgegenden der Herkunft und umſchließt Leute ganz verſchiedener Sprache. So ſchloß auch die Verbindung der deutſchen Kaufleute in Venedig, der fondaco tedesco, Savoyarden, Polen und Ungarn nicht aus. Dann verſtärkt ſich im Laufe des XV. Jahrhunderts der ſprachlich-nationale Gegenſatz. Nach dem Statut der deutſchen Nation auf der Univerſität Bologna von 1497 beſchränkt ſie ſich auf die, die Deutſch als Mutterſprache reden, ohne jedoch die von alters her zugelaſſenen Skandinavier, Slaven und Litauer abzuweiſen. Selbſt deutliche Spuren von pro patria-Paukereien im beſten Sinne finden ſich ſeit dem

16. Jahrhundert, nicht nur Huttens bekannter Kampf für die Ehre des deutschen Namens gegen eine Ueberzahl.[16]

Wie hier im kleinen, so ist im großen Maximilians Entschluß, ohne päpstliche Krönung den Titel römischer Kaiser deutscher Nation anzunehmen, ein Schritt auf dem gleichen Wege zu einem Reich, das nur mehr auf der deutschen Nation aufzubauen wäre.

Auch auf dem Wege oder Umwege gelehrter Vermittelung war der Begriff der deutschen Nation in geschichtlichem Sinne aufgefunden worden.

Eine neue Gelehrsamkeit, sich abwendend von der ausgelebten kirchlichen Metamorphose der lateinischen Sprache, ging auf die heidnischen Klassiker als Muster der Bildung, Vorbilder der Lebensauffassung zurück. In Italien konnten sie von den Humanisten ganz unbefangen als nationale Vergangenheit in Anspruch genommen werden. In Deutschland stießen die neuen Bildungsideale anfänglich auf Widerstand, dem sich wohl auch gelegentlich ein Theil nationaler Abneigung gegen ihre welsche Herkunft beimischte.[17] Solchen Vorwurf wußten die Humanisten bald zu entkräften. Mit Hingebung und nationaler Genugthuung gruben sie die wirkliche Geschichte des deutschen Volkes aus der Tiefe der Vergessenheit und reinigten sie von dem Schutt der Jahrhunderte, von den Spinnweben der kirchlichen Spekulationen und Meisterungen der Wirklichkeit. Die klassischen Geschichtsschreiber wurden mit nicht größerer Befriedigung begrüßt, als die mittelalterlichen Funde. Diese gelehrt reflektirte Stufe des nationalen Bewußtseins erweckt auch die Heldengestalt des Arminius zu neuem Leben; aus dem Dunkel der Urzeit hervor ragt er in die Zukunft hinein, als Erinnerung, als Mahnung und Warnung. So hat ihn Hutten, Ritter und Gelehrter zugleich, als unerschöpfliches Symbol aufgestellt.

Seltener ist in jener Zeit die mattere Allegorie der Germania; neben dem getreuen Eckhart tritt sie wohl gelegentlich bei Hans Sachs auf, der sich auch sonst in solchen Einkleidungen gefällt, wo er schwächer bleibt. Ihre Berechtigung zu erweisen, bot erst später die bildende Kunst die Hand.

Aber nicht nur der Vergangenheit diente das nationale Gefühl und Bewußtsein der deutschen Humanisten, sondern gleich gern oder noch lieber der Gegenwart, die ja auch der Rhetorik noch mehr Spielraum bot. Aus dem Deutschthum des Elsasses suchte Wimphelings Germania dessen Zugehörigkeit zum Reiche tiefer zu begründen gegenüber französischer Begehrlichkeit.[18] Doch fehlt es sonst keineswegs an Verherrlichung des Kaiserthums im alten Sinne, oder Maximilians im besondern; als der französische König ihm die Braut wegnahm, fand dies lebhaftes Echo der Entrüstung. Ein volksthümliches Lied verdenkt ihm die Nachgiebigkeit gegenüber der Schmach der deutschen Nation und tadelt das österreichische Blut.[19] Wie hätten diese vom Tag lebenden Litteraten nicht die Buchdruckerkunst als ihre Nährmutter erkennen sollen? Als deutsche Erfindung ward sie gepriesen neben anderen. Auch die später von Meißner wieder aufgenommene Gegenüberstellung der deutschen Erfindungen der Uhr, der Feuergewehre und der Verkommenheit der angeblichen Römerenkel, — sie hat in dieser Gestalt auf die Kinderseele eines Bismarck kräftig gewirkt — ist humanistischen Ursprungs.

Der Widerspruch der lateinischen Sprache und der nationalen Tendenz ward auf dieser gelehrten Stufe des bürgerlichen Nationalbewußtseins kaum empfunden.

Der Widerspruch gegen das Papstthum und seine Nebenregierung in Deutschland war nicht neu. Walther von der Vogelweide, auch darin seiner Zeit vorauseilend, hatte schon versucht, ihn als nationalen Gegensatz darzustellen.

Als Friedrich III. selbst die kirchlichen Forderungen der

Reformpartei an den Papſt verrathen hatte, da empfanden dies die Kurfürſten auf dem Tag zu Frankfurt 1456 als eine Schmälerung der nationalen Ehre. Die Beſchwerden der deutſchen Nation, der Ausdruck der volksthümlichen Entrüſtung dauerten fort. Ihr noch mehr, als ſeiner dogmatiſchen Oppoſition verdankte Luther den unerhörten Eindruck auf die Nation, die in ihm ihren Wortführer anerkannte. Der ungeahnte Erfolg der 95 Theſen zeigte ihm den Weg; als er ſich unmittelbar an die Nation wandte, gab ihm der Buchdruck die Möglichkeit, zu Tauſenden gleichzeitig zu ſprechen. Der Humaniſt Wimpheling hatte wenige Jahre früher den Gehorſam der Deutſchen gegen die päpſtlichen Forderungen als nationale Tugend dargeſtellt; Luther bekämpft ſie wie eine Fremdherrſchaft. Die alte Geſchichtsfabel von der Uebertragung des Kaiſerthums von den Griechen an die Deutſchen durch den guten Willen der Päpſte erklärt er als bloße Liſt und Uebervortheilung; das rechte römiſche Reich beſteht ſchon längſt nicht mehr und iſt durch die Getten (Geten, Gothen) und Türken (d. h. Muhamedaner) zerſtört. Deshalb ſpricht er auch kurzweg von deutſchen Kaiſern, Anſprüche aus der päpſtlichen Krönung gelten ihm nichts. Ein rechter und freier Kaiſer ſoll er ſein. Eigentlich müßte der Papſt Rom herausgeben.[20]

Wohl trug zu Luthers Macht über die Gemüther auch die Gewalt ſeiner Schreibart bei. Für ihre Verbreitung mehr noch aufs Vorleſen, als auf ſtille Betrachtung angewieſen, erinnern ſeine erſten Flugſchriften mehr an den heftigen, aufreizenden Volksredner, den Prädikanten, dem es um raſche Wirkung zu thun iſt, als an den Verkündiger eines neuen, tieferen Herzensglaubens.

Alle angeborene Genialität des echten Schriftſtellers entband ihn nicht davon, daß die Sprache ſich ihm noch nicht als fertiges Mittel des Ausdruckes darbot. Er ſelbſt bezeugte ſpäter, daß es einer bewußten wählenden Arbeit bedurfte, eines Strebens nach all-

gemeiner Verſtändlichkeit, für alle Gegenden Deutſchlands und für alle Schichten der Geſellſchaft. Ein großer Schriftſteller nnd eine allgemeine nationale Sache mußten ſich vereinigen, um gegenüber den überwiegenden Mundarten die Wichtigkeit einer Gemeinſprache praktiſch aufzuzeigen. So ward man ſich der deutſchen Sprache als nationalen Gemeingutes bewußt, während früher der Gebrauch der Volksſprache oder des Lateiniſchen mehr Sache der Bequemlichkeit geweſen war. Die nahe Verbindung der Sprache mit den Forderungen des nationalen Bewußtſeins führte denn dazu, daß ein Hutten der lateiniſchen Sprache, die den Humaniſten wieder als die vornehmere gegolten hatte, den Abſchied gab und deutſch zu ſchreiben verſuchte. Es iſt auch etwas Neues, daß jetzt die erſte deutſche Grammatik erſchien, etwas Anderes als frühere gelegentliche Spuren von Beobachtungen an der Volksſprache. So ward auch der deutſche Gottesdienſt, die deutſche Predigt nationale Forderung, die vorher im Sinne der internationalen Kirche nur Abfindung geweſen; die deutſchen Kirchenlieder Luthers wurden faſt Kampfmittel. Aus der nationalen Hochſtellung der Volksſprache folgte denn auch, daß man die Einmiſchung fremder Wörter als Verunreinigung zu empfinden begann. Gegen die zahreichen franzöſiſchen Wörter der höfiſchen Dichtungen hatte kein Widerwille ſich geregt.

Aber dieſes Aufflammen des nationalen Bewußtſeins, das im Laufe weniger Jahrzehnte ſich vorbereitet, warf zwar ein grelles Licht auf die Bedürfniſſe, aber die gewaltige Fortwirkung der Vergangenheit vermochte es nicht aufzuheben. Die Reichsreform von oben war zum großen Theil an dem Kaiſer ſelbſt geſcheitert, dem die Sorge für die habsburgiſche Machtſtellung näher lag. Nach Maximilians Tode taucht der Gedanke eines rein deutſchen Kaiſerthums nur flüchtig auf; dann wieder im Aufſtand Sickingens und klar formulirt im Bauernkrieg. Aber dieſe gründliche Reichsreform von unten iſt

ſchlechthin revolutionär, die Macht des Fürſtenthums ſo feſt, daß auch die religiöſe Bewegung ſich darnach richten, ja ſie befördern muß.

Eine Täuſchung war es geweſen, wenn Hutten und Andere das edle deutſche Blut des jungen Habsburgers Karl V. angerufen hatten: Mutter und Großmutter hatten es bei ihm noch mehr, als einſt bei Otto III., durch fremden Saft verdorben Im ſchmalkaldiſchen Krieg ſteht der alte Zauber des Kaiſernamens, das Reichsgefühl, das er in Anſpruch nimmt, im Widerſtreit mit dem nationalen und zugleich religiöſen Gefühl deutſcher Eigenart und Selbſtbeſtimmung, ein unentwirrbarer Widerſtreit ſelbſt für einen Hans Sachs, den Mann aus einem Guſſe.[21]

Aber auch das Beſtreben des Kaiſers, mit der religiöſen Zwangseinheit die des Reiches zu erneuern, endet damit, daß das Kaiſerthum zum bloßen Ehrenvorrang wird und die Aufgaben des Staates ganz den Territorien zuwachſen. Das Reich wird zur ehrwürdigen, aber leeren Form und Hülſe des Lebens.

Die Ausbildung der religiöſen Parteien, ihre ſteigende Verbitterung überwuchert das einheitliche Nationalbewußtſein und führt bald internationale Verbindungen herbei. Früher hatte der Dienſt auf feindlicher Seite die ſchärfſte Beurtheilung gefunden. Frundsberg hatte nach der Schlacht bei Pavia 1525 alle auf feindlicher Seite gefangenen Deutſchen in die Spieße jagen laſſen. Jetzt ſtumpfte ſich das Urtheil nach und nach ab; doch erregte des Kurfürſten Moritz von Sachſen Bund mit den Franzoſen noch lange Unmuth. Aber die religiöſe Gemeinſchaft überwog die nationale; im dreißigjährigen Kriege bedrohte dieſe die deutſche Nation mit der Gefahr völligen Verluſtes der Selbſtändigkeit, ja des Volksthums, wie eifrige Patrioten öfter ausſprachen.

Die proteſtantiſche Theologie war völlig in die Gelehrſamkeit

ausgemündet; ſie ſuchte darin einen Erſatz für die höhere Stellung, die den Gegnern die Prieſterweihe gewährte[22] — aber die deutſche Bibel, das deutſche Geſangbuch, die deutſche Predigt blieb dem Volke. So dauert deſſen proteſtantiſches Bewußtſein doch zugleich als deutſch. Das Abfaſſen deutſcher Kirchenlieder iſt jetzt faſt ſo Gemeingut aller Stände, wie einſt das Volkslied. Hingegen ward das Nationalgefühl katholiſch gebliebener oder wieder gewordener Volkstheile durch die ſpaniſchen und italieniſchen Einflüſſe, die durch die Gegenreformation in der katholiſchen Kirche vorherrſchten, nicht gefördert. Die ſteigende Abſonderung der Gebiete verſchiedener Religion, das Aufhören der Freizügigkeit hat manche Schranke errichtet, die früher nicht vorhanden war, und damit auch den geiſtigen Zuſammenhang, die Vorausſetzung des neueren Nationalbewußtſeins, geſchädigt. Dazu kam noch die wachſende Entfremdung zwiſchen den oberen und unteren Ständen, der Unterſchied einer verrohenden und abſterbenden volksthümlichen und der gelehrten, vorzugsweiſe lateiniſchen Litteratur. Fiſchart, der litterariſche Vertreter des proteſtantiſchen und zugleich deutſchen Bewußtſeins, ſucht auch hierin die beſte Tradition der großen Bewegung feſtzuhalten, wenn auch die Abſicht und Reflexion überwiegt in der Bemühung, volksthümlich zu ſein. Auf dem weſtlichen Bollwerk des Reiches gegen Frankreich wog ein ſolcher Mann ein Heer.

Der innere Niedergang iſt ſchon vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ſo fühlbar, daß dem Nationalbewußtſein die Furcht aufſteigt, ſein Inhalt, die nationalen Güter, möchten ihm ſchwinden, die Beſchämung beim vergleichenden Hinblick auf das weiter vorgeſchrittene Ausland. Die furchtbaren Verwüſtungen des langen Krieges, die faſt den Fortbeſtand der Nation in Frage ſtellen, rechtfertigen dieſe Beängſtigung.

Aber die Sammlung zum Widerſtand, die Sorge, zu retten, was noch zu retten iſt, zu erſtreben, was man vermißt, beginnt

auch ſchon vor dem Ausbruch. Eine Dichtkunſt, über die der Fremde nicht die Naſe rümpfen dürfe, fordert Opitz in ſeiner Erſtlingsſchrift, bezeichnenderweiſe für den Ausgang von der gelehrten Reflexion lateiniſch geſchrieben, im gleichen Jahre, in dem die Aufrechterhaltung des nationalen Charakters der deutſchen Sprache, ihrer Würde und Reinheit gegenüber der Gefahr der Verwelſchung und Zerſetzung, als Zweck und Arbeitsfeld der fruchtbringenden Geſellſchaft aufgeſtellt wird, ein Jahr vor Ausbruch des Krieges. Es iſt nur ein kleines Häuflein vaterländiſch begeiſterter Männer, Adelige und Gelehrte, die durch die Stürme des Krieges die Hoffnung fortführen, die nationalen Güter einer beſſeren Zukunft vermehrt und veredelt zu überliefern. Zur Sprache und Dichtung tritt die Vertheidigung der Sitte und Tracht, der Kampf gegen das Eindringen des Ausländiſchen, — à la mode nennt es die Zeit — wird ſchon bald aufgenommen, ſo in einer Flugſchrift von 1634, deren Verfaſſer den Untergang Deutſchlands bis auf den Namen drohen ſieht.[23] Die beſten Schriftſteller ſetzen dieſe patriotiſchen Bemühungen fort, bald mehr ſatiriſch, bald durch den Hinweis auf die Vergangenheit ermahnend und aufſtachelnd.

Inſofern Reich und Kaiſerthum überhaupt noch eine Berührung mit dem nationalen Geſichtspunkt beſaßen, führten die Anläufe, die kaiſerliche Politik zugleich mit der katholiſchen Sache zu betreiben, nach kurzen Erfolgen nur zur völligen Untergrabung des Reichsgefühles, auch der katholiſchen Stände. Wallenſteins Heer, das erſte rein kaiſerliche Aufgebot, kann allerdings in manchem Sinne als Ausdruck des Einheitsmoments gelten, ſchon in ſeiner Erhebung über die konfeſſionellen Gegenſätze — man darf ihm auch mit Recht den Gedanken zuſchreiben, die Schweden wieder aus dem Reich hinauszudrängen — aber gerade dieſer nationale Geſichtspunkt brachte ihn in Gegenſatz mit dem des Wiener Hofes; das Haus Habsburg war viel mehr international

als deutſch, ſchon ſeit Karl V., und fühlte ſich vor allem anderen als katholiſche Vormacht.

Der weſtfäliſche Friede räumte nun aber allen Reichsſtänden das Recht ein, unter geringem Vorbehalt internationale Politik zu treiben. Die Haarſpaltereien der Staatsrechtslehrer über die richtige Bezeichnung der Reichsverfaſſung drehen ſich nur darum, ob der Schatten mehr oder weniger gelten ſolle. Was das Reich in Zukunft dem Ausland gegenüber als nationale und politiſche Einheitsform der deutſchen Staatsgebiete bedeuten ſollte, hing ausſchließlich davon ab, inwieweit ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit, der Anhänglichkeit, der Opferwilligkeit bei den Gliedern beſtand und die Politik beherrſchte.

Noch immer wäre der Buchſtabe der Reichsverfaſſung, wie ſie der weſtfäliſche Friede geſchaffen, der Belebung fähig geweſen. Lang genug dazu war Leopolds I. Regierung. Schon ſeine Wahl war eine Verwahrung gegen Frankreichs hochfliegenden Ehrgeiz, und ein bedeutungsloſer Schnörkel war die Kaiſerwürde ſo lange nicht, als der Kaiſer auch der größte Landesherr über deutſche Gebiete war, und Vorderöſterreich wie der Pfeiler einer wenn auch morſchen Brücke über Süddeutſchland ſich erſtreckte. Die mächtigſten Reichsfürſten hielten es für keine Schmälerung ihrer verbrieften Selbſtherrlichkeit, unter den kaiſerlichen Fahnen zu fechten oder ſie zu tragen; der Türkenkrieg, die Abwehr Frankreichs galten ſchließlich doch als Reichsſache. Freilich der geſchloſſenen Wucht des franzöſiſchen Königthums gegenüber ſpielt das deutſche Reich die klägliche Rolle eines ſchlaftrunkenen Rieſen — aber war dies zu Zeiten Heinrichs V. oder Friedrichs I. anders? Wann hätten je die Könige und Kaiſer das Reich mit ſich fortreißen können?

Leopold war dazu der ungeeignetſte. Die ſchwindende Zeugungskraft der Habsburger vermochte keine Rudolfe, Albrechte oder Maximiliane, wie die erſten, mehr auszuſtatten. Nach dem

dreißigjährigen Kriege iſt nicht nur das Volk, auch die Fürſtenhäuſer ſind mit ſeltenen Ausnahmen unter das Maß der Ahnen herabgeſunken. Nur Habsburger, dem von mütterlicher Seite her das dreimal zuſammengefloſſene Blut des Hauſes den Blick verengte, erregte eine Pflicht für die Ehre des Reiches ihn kaum, noch viel weniger eine für die deutſche Nation. Straßburgs Fall ließ ihn gleichgültig, hatte doch ſchon Ferdinand II. den Elſaß an Spanien überlaſſen wollen; und auch ſpäter ließ die habsburger Hauspolitik die Möglichkeit ungenützt, ihn wieder ans Reich zu bringen. Mit dem Lutherthum der oberungariſchen Städte ward durch die katholiſche Wiederherſtellungspolitik auch das Deutſchthum der Karpathenländer tödtlich getroffen, die Brücke nach Siebenbürgen zerſtört.

Die mächtigen Fürſtenhäuſer des Reiches fanden keinen Antrieb, die vom Kaiſer aufgegebene Nationalpolitik auf ſich zu nehmen, und trieben gleichfalls je nach dem Maß ihrer Kräfte und Verbindungen internationale Politik. Mehr als Andere dazu durch die Lage und Selbſtändigkeit ſeines Oſtpreußens veranlaßt, bewahrt ſich der große Kurfürſt doch auch das deutſche Nationalgefühl unbeirrt, was von Anderen nicht behauptet werden kann. Max Emmanuels Bund mit den Franzoſen führte freilich die Reichsacht herbei; aber die moraliſche und nationale Beurtheilung war doch zahmer bei den Zeitgenoſſen, als ſpäter.[24]

Das eigentliche Reichsgefühl muß man viel mehr als bei den großen Fürſten bei den kleinen, bei den geiſtlichen Reichsſtänden, Reichsſtädten und Reichsrittern ſuchen; doch, da ſie an den alten Einrichtungen den einzigen Schutz gegen das Ausdehnungsſtreben der Mächtigeren fanden, iſt eine ſtarke Beimiſchung von Eigennutz und Berechnung anzunehmen.

Reiner ſpricht es ſich in der eigentlichen Volksſtimmung aus. Gegenüber der troſtloſen Kleinſtaaterei hatte der Name Kaiſer und Reich immer noch den idealen Schimmer der Größe und

Macht. Hier fanden der Fall Straßburgs, die Mordbrennereien der Franzoſen den Widerhall nationalen Schmerzes, nationaler Entrüſtung, er fand ſeinen Weg wohl auch gelegentlich zu Höheren, wie zum edlen Kurfürſten von der Pfalz, der den franzöſiſchen General zum Zweikampf forderte. Die kaiſerlichen Siege in Ungarn, wie ſchon die des großen Kurfürſten über die Schweden ſprachen zu dieſem wieder aufgerüttelten nationalen Gefühl der unteren Kreiſe; es klingt im Volkslied vom Prinzen Eugen bis auf unſere Tage fort. Es verbürgte die Fortdauer der Sprache, die von den vielgeplagten pfälziſchen Bauern auch in Pennſylvanien nach der Auswanderung mit Zähigkeit feſtgehalten wurde. Dieſer Untergrund des deutſchen Volksthums behauptete das Schwergewicht ſeiner kompakten Maſſe; auch in den höchſten Kreiſen fanden ſich Vertreter, wie die Pfalzgräfin Eliſabeth am franzöſiſchen Hofe, oder Friedrich Wilhelm; der erſte engliſche König aus dem Hauſe Hannover mochte gar nicht Engliſch lernen; auch ſeine Nachfolger blieben ihres Urſprungs und Heimathslands gern eingedenk, wie auch die Oldenburger auf dem däniſchen Throne. Das kräftige Leben der deutſchen Volksſprache zeigt ſich in dem Einfluß auf Peter den Großen, der ſeiner neuen Hauptſtadt einen deutſchen Namen gab, von dem man ſogar behaupten konnte, daß er der deutſchen Sprache in ſeinem Reich eine bevorzugte Stellung geben wolle.

Aber es fehlt dieſem Nationalgefühl, dieſer Zähigkeit der Feſthaltung, das klare nationale Bewußtſein ſeiner leitenden Kreiſe, nicht nur die Berührung mit dem Staatsleben. Dieſe blieb der Wirkung von oben her überlaſſen, wenn einmal der Gegenſatz von Befehlen und Gehorchen nach einer Ergänzung verlangte.

Eher konnte es nicht ſein, als bis das Nationalbewußtſein, aus ſeinem Schlummer erwacht, ſich wieder kräftiger regte. Das mußte von unten kommen. Die Anlegung förmlicher franzöſiſcher

Kolonien und deren langes Fortdauern ist ebenso bezeichnend, als die Jahrgelder, die deutsche Gelehrte oder Staatsmänner von Ludwig XIV. entgegennahmen.

Es bestand ja etwas wie eine Dichtung in deutscher Sprache, ein Interesse an der Sprache selbst, eine gelehrte Beschäftigung mit der nationalen Vergangenheit. Aber im ganzen und großen waren die höheren Stände durch ihre mühsam errungene Bildung doch der Volksthümlichkeit entfremdet: die vornehme Welt dachte französisch, die gelehrte lateinisch. Die Aufschriften der Briefe liebte man französisch; noch Lessing that dies, an seinen Vater schreibend.

Das staunenswerthe Genie des Leibniz, vereinsamt, fast befremdend mitten unter seinen Landsleuten, kaum verstanden von ihnen, nicht gewillt, sich in die enge Sphäre des zünftigen Gelehrten einzuschließen und lieber als Staatsmann dilettirend, ragt aus seiner Zeit hervor wie ein Wegweiser zu den Aufgaben, zu den Meilensteinen des nationalen Fortschritts. Von englischer und französischer Bildung und internationaler Wissenschaft genährt, empfindet er doch die Aschenbrödelrolle seiner Muttersprache, während ihn Stoff und Leserkreis nöthigt, lateinisch und französisch zu schreiben. Ihm, der den Blick fürs Große besitzt, ist es natürlich, daß er am Begriff des Reiches festhält, dessen Rechte Frankreich gegenüber vertheidigt wissen will, mit Wien und dem Kaiser Verbindung sucht, freilich nur, um zur Einsicht zu gelangen, daß man dort keine Miene macht, den geistigen Schwerpunkt und die wirkliche Hauptstadt darstellen zu wollen, daß der Partikularismus der politischen Entwickelung fortan feststehe. Er sah klar, wie der religiöse Zwiespalt für nationale Einheit und Macht Deutschlands von Schaden war; nur täuschte er sich in seiner sanguinischen Ueberschätzung des reinen Gedankens darüber, von wo aus die Zusammenführung der Konfessionen erfolgen könne, wurde doch selbst für die Geltung der deutschen Schriftsprache der Hader der Konfessionen

nur langsam überwunden, da die eifrigen Katholiken zum Einfluß Luthers auf das Neuhochdeutsche und zu dessen protestantisch-norddeutschem Beigeschmack scheel blickten.[25]

Im Gebiete der Wissenschaft erlangte das Deutsche rascher Geltung, als Leibnitz angenommen; schon 1688 wagt Thomasius in Leipzig die Neuerung deutscher Universitäts-Vorlesungen, nicht ohne Hinblick auf den Vorgang des Auslandes, auf die englische und französische Litteratur. Zwar fiel der gelehrte Zopf, die Vornehmheit der lateinischen Sprache nicht mit einem Male und erlebte wieder eine Auferstehung; doch wurden die Universitäten mehr und mehr deutsche Hochschulen; unter dem Namen und Deckmantel der Beredsamkeit oder Poesie fand auch die deutsche Sprache Beachtung. In dieser gelehrten Luft fliegt ihr ziemlich viel Pedanterie an, der aufgezwungene Gleichschritt mit dem gezirkelten Französisch lähmt die freie Bewegung. Auch die deutsche Dichtung, die Forderung dieses gelehrten Nationalbewußtseins, wechselt nur die Mode der gelehrten Anempfindung, holländisch-philologische Steifheit, italienischer Schwulst — dann als nicht mehr bloß liederliche Studenten wie Günther, sondern auch gesittete sich dazu berechtigt sahen — die Anregungen der klassischen Schullektüre. Diesem rein litterarischen Nationalbewußtsein schwebt stets die Pflicht vor, den Leistungen des Auslandes und des Alterthums gleichartige entgegenzustellen. Aber nach der Meinung der Zeit gelang es — und gerade das steigerte wieder das nationale Bewußtsein und führte es in weiteren Kreisen ein, hauptsächlich ein Verdienst Klopstocks durch seine Messiade, der dann auch das deutsche Alterthum, ja die nordische Mythologie als vermeintlich deutsch zur Bereicherung nationaler Güter heranzog. Unterdessen hatte schon Lessing, noch mehr mit Bewußtsein und Reflexion arbeitend und wählend, die französischen Muster-Kinderschuhe wie geringschätzig beiseite geworfen und durch schöpferische, ja geniale

Kritik und Geſchmacksſchulung den Punkt getroffen, wo die Volksthümlichkeit und die Zeitumſtände nach Berührung ſuchten. Die Minna von Barnhelm, der ſpezifiſch norddeutſchen Gehalt Goethe zuſchreibt, überragt dadurch alle Bemühungen Klopſtocks, da dieſer, wenn auch vielleicht an dichteriſcher Befähigung reicher, doch nur ſuchte, wo Leſſing fand, und durch die Steigerung ſubjektiver Stimmungen ſich ins Gezwungene verſtieg.

Es war nicht Leſſings Schuld, daß er nur eine Minna von Barnhelm ſchreiben konnte. Die Berührung des Nationalgefühles mit den perſönlichen Erfolgen Friedrichs des Großen, — an die Schlacht von Roßbach braucht nur erinnert zu werden — konnte nur vorübergehend ſein. Klopſtock flüchtete ſich in die germaniſchen Wälder zu Hermann dem Cherusker. Leſſing, der dem franzöſiſchen Einfluß gegenüber ſtets ſein Deutſchthum vertrat und mit dem franzöſiſchen Abenteurer in der Minna doch die Franzöſelei Friedrichs ſelbſt treffen wollte, durfte den Berliner Patriotismus ablehnen, ihn höchſtens als heroiſche Schwachheit bezeichnen, denn er war nur preußiſcher Partikularismus.[26] Die Siege des Nationalbewußtſeins waren keine Siege auf dem Schlachtfeld. Wieland eroberte der deutſchen Sprache und Lektüre weite Kreiſe des Adels, beſonders in Oeſterreich und Süddeutſchland, wo bisher nur franzöſiſch geleſen wurde. Herder gewann, über die Schranken, die die Bildung und die Kunſtdichtung ſo lange nach unten abgeſchloſſen hatten, hinwegſchreitend — allerdings nach dem Vorgang Gleims in den Grenadierliedern — wenigſtens den Begriff einer allen Ständen gemeinſamen Volksthümlichkeit; im Humanitätsideal ſtrebte er, dem deutſchen Nationalbewußtſein einen Inhalt zu ſchaffen, der weitaus alle Schädigungen der Entwickelung ſeit Karl dem Großen, alſo vor allem die Mängel politiſcher Einheit oder Macht gut machen ſollte.

Es gehört zum Weſen des litterariſchen, reflektirten Nationalbewußtſeins des 18. Jahrhunderts, daß es das Bedürfniß empfand, ſich theoretiſch zu rechtfertigen. Das Unbefriedigende der politiſchen Geſtaltung Deutſchlands wurde immer wieder empfunden. Nicht nur beim Rückblick in die Vergangenheit: wie etwa Möſer bedauerte, daß aus den Städtebündniſſen kein Unterhaus hervorgegangen ſei; ſonſt würde, meint er, ſtatt Lord Clive ein Hamburger Rathsherr am Ganges Befehle ertheilen. Auch für die Zukunft ſchwebte der Gedanke einer beſſeren Form Deutſchlands vor — aber die Mittel und Wege waren für jene Zeit ebenſo dunkel, wie der jetzigen Zeit der Widerſpruch zwiſchen dem nationalen Intereſſe für die Deutſchen außerhalb des deutſchen Reiches und der Unmöglichkeit einer politiſchen Vereinigung unlösbar erſcheint.

Jede Zeit hat ihre eigenen Sorgen; das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts empfand am brennendſten den Druck ſchrankenloſer Fürſtenmacht und beengender geſelliger Verhältniſſe; in Emilia Galotti, in Kabale und Liebe wetterleuchtet der Sturm, der in Frankreich ausbrach.

Allerdings liegt in dem Verhältniß der unteren Stände zu den Herrſchern ein internationales Moment der Auflehnung. Aber dieſe Dichtungen waren eben nicht nur litterariſche, ſondern auch nationale Thaten.

Ein merkwürdiges Stück von Leiſewitz verknüpft beide Tendenzen in voller deutlicher Abſicht: Arminius erſcheint um Mitternacht einem Fürſten des 18. Jahrhunderts, der ſeine welſche Maitreſſe erwartet. Die Beziehung lag wohl in nächſter Nähe.[27]

Die Emporhebung der unteren Stände, die ſich auch in der Pflege des bürgerlichen Schauſpiels ausdrückt, iſt zugleich ein Fortſchritt des Nationalgefühles, inſofern es auch ein Gemeingefühl trotz des Unterſchiedes der Stände ſein muß. Beim

Schalten fremder Heere auf deutſchem Boden, im ſpaniſchen oder öſterreichiſchen Erbfolgekriege, blieben die Leiden der Bürger und Bauern ohne Widerhall in der höheren Litteratur. Was galt ihnen die Erinnerung an Arminius? Erſt die Siege Friedrich des Großen über die Franzoſen konnten einige Genugthuung geben. Dadurch erlangte Friedrich eine Popularität bis über die Grenzen des Reiches hinaus, überall, wo Deutſche wohnten.

Denn noch verknüpfte das Band der Mutterſprache auch die ſonſt Getrennten. Nach der Schlacht bei Roßbach läßt Archenholz einen Preußen zu einem Oeſterreicher, der einen gefangenen Franzoſen befreien will, ſagen: Bruder Deutſcher, laß mir den Franzoſen — eine Anekdote, die doch aus dem Kriege ſelbſt herrühren wird, obgleich ſie erſt 1789 gedruckt iſt. Die Gemeinſamkeit der Sprache zu pflegen, war die volksthümliche Litteratur, Kalender und Traumbücher, Geſangbücher, Bibeln oder Legendenſammlungen immerhin gut genug. Hauſirer konnten ſie weithin vertreiben. Handwerksburſchen durchſtiefelten nach guter alter Sitte halb Europa, bevor ſie hängen blieben; ein viel höher entwickeltes Verkehrsweſen hat ſolche kleine Wirkungen mit verdrängt. Freilich hat ſchon das Zeitalter der Kriege dieſe leichten Fäden der Landſtraße wohl vielfach zerriſſen.

In anderer Art waren auch die Univerſitäten ſchon des 18. Jahrhunderts ein Gegengewicht gegen die Abſchließung, gegen die Beſchränkung der Freizügigkeit des Mittelalters. Allerdings verbot Friedrich der Große direkt ſeinen Landeskindern den Beſuch nichtpreußiſcher Univerſitäten. Alſo fiel es vorher auf? Trotz der mühſeligen Reiſen hielt man eben etwas darauf, auch ein Stück der Fremde zu ſehen. Mancherlei kaum nachzuweiſende Beziehungen mögen wichtig geweſen ſein. Die Deutſchen Pennſylvaniens bezogen ihre Prediger und

Lehrer lange besonders von Halle. Allenthalben auf deutschen Hochschulen waren die Kurländer und Livländer bekannt. Auch die Landsmannschaften der Universitäten waren nicht immer, was ihr Name sagen könnte; den Heidelberger Schwaben waren z. B. die Amerikaner und Schweizer zugetheilt.

Aber auch in sozialer Hinsicht bildeten die Universitäten noch mehr, als vielleicht gerade heute, ein Moment der Ausgleichung. Die Freiheit des Zugangs und Abgangs, wie der Dauer des Studiums, der Mangel eigentlicher staatlicher Prüfungen und die Unsicherheit der Anstellungen verhindern ebenso die Strenge heutiger Anforderungen, als die Ausbildung eines Standesgefühls der Studirenden, die vielfach wieder im Volk verschwanden. Größere Beweglichkeit, der Zwang, vorlieb zu nehmen, macht sie zu einem Element der Gährung; gerade die Begabteren haben einen starken Zug von Abenteuerlichkeit; sie waren, wie man heute sagt, Geistesproletariat; die zahlreichen großen und kleinen Hofhaltungen sollten ihnen Stellung und Brot geben.

Diese Elemente gaben auch der Sturm- und Drangperiode das Gepräge; sie ist zugleich etwas wie eine Auflehnung des süddeutschen sinnlicheren Wesens gegen die gesetztere Art der spezifisch norddeutschen Litteratur, hat doch schon Klopstock etwas Studentisches, auch wo er „schwärmt", noch mehr die Anakreontiker oder Göttinger. Die verrotteten Zwergstaaten Süddeutschlands gehören mit dazu, um z. B. Schubarts Träume von nationaler Macht und Größe zu erklären.

Josephs II. Thronbesteigung, seine deutsch-nationalen Anläufe, machen in dieser Beziehung Epoche in dem Uebergreifen des litterarischen Nationalbewußtseins auf politische Wünsche. Die Wiener Litteraten genossen den Vortheil, daß für sie Reichs- und Nationalbewußtsein völlig zusammenfallen durfte. Aber eine Art offizieller Anerkennung des letzteren sahen auch

die Zeitgenoſſen in Joſephs Auftreten; Klopſtock feierte ihn jetzt im Gegenſatz zu Friedrich; ſelbſt Leſſing ſchöpfte Hoffnungen auf Wien als Hauptſtadt Deutſchlands.

Nur ein ſpezifiſches Reichsgefühl darf man nicht mehr erwarten, als höchſtens bei dem Adel, deſſen Intereſſe die abgeſtorbenen Auswüchſe, die geiſtlichen Gebiete oder die Zwergſtaaten dienſtbar waren. Die Bereitſchaft der Volksſtimmung, auf alle Veränderungen einzugehen, war deutlich genug. Nicht einmal die Vergrößerungspläne Joſephs II. auf Koſten Bayerns erregten dort die Gemüther. Vergebens, daß der Fürſtenbund oder die Emſer Punktationen noch einmal die Reichsverfaſſung zu galvaniſiren ſuchten. Man mußte es ohnehin den Fürſten überlaſſen, ihre Rechte zu regeln, von deren Wohlwollen auch die namhaften Schriftſteller ſich abhängig ſahen bei der Schmälerung litterariſchen Einkommens durch den Nachdruck.

Gegen die Unfertigkeit und Unerquicklichkeit der Zuſtände waren die führenden Geiſter nicht blind. Goethes Abneigung, Italien zu verlaſſen, führt ein Brief ſeines Freundes Knebel darauf zurück. „Unſer elendes Reichsſyſtem, Vorurtheile aller Art, Plumpheit, Ungeſchmack ſind noch ſchlimmer, als die ſchlimmſte Luft.“

Zwanzig Jahre früher hatte Leſſing ſeine hamburgiſche Dramaturgie mit dem bitteren Ausſpruch abgeſchloſſen, daß die Deutſchen noch keine Nation ſeien; nicht von der politiſchen Verfaſſung rede er, bloß von dem ſittlichen Charakter, als geſchworne Nachahmer alles Ausländiſchen.[28]

Als dann Goethe ſelbſt das Diſtichon ſchrieb:

„Zur Nation Euch zu bilden. Ihr hofft es, Deutſche vergebens.
Bildet, Ihr könnt es dafür, freier zu Menſchen Euch aus!“

das im Sinne Herders die Humanität als den idealen Inhalt des deutſchen Nationalbewußtſeins hinſtellte, da ſchien doch eine Bedrohung der Nationalität ſelbſt ganz außer Betracht und Befürchtung.

Freilich ſtand nicht einmal die nachdrucksvolle, vornehme Bedeutung des Wortes „Nation“, trotz Büchertiteln, wie v. Moſers vom deutſchen Nationalgeiſt 1765, oder Sturz vom Nationalſtolz 1776 — im Sprachgebrauch feſt. Unbedenklich konnte es auf fremde Völkerſchaften, auf Stämme und Splitter übertragen werden. Vom Nationalcharakter der Bayern, von ihrem Nationalhaß gegen die Oberpfälzer ſprach ſchon eine Flugſchrift von 1784; es iſt ein Sprachgebrauch, der die Rheinbundszeit überdauert hat.

Eine allzuhohe Schätzung des Staates freilich lag jener Zeit fern, als Wilhelm von Humboldt ſeine Schrift über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates niederſchrieb.[29] Doch war es bei aller Ablehnung eines ſchlechten Staatsweſens ein ſchmerzlicher Verzicht auf das eine Gut, um das andere deſto werthvoller zu machen für die Menſchheit. Darin fand ſich Goethe mit Schiller zuſammen, der nach dem ſtürmiſchen Kampf ſeiner Jugend gegen jeden perſönlichen und ſozialen Zwang ſich dem Ideale näherte, das auch durch die aufblühende Alterthumskunde, durch die Geſchichte der Griechen als geeignet erſchien, den nationalen Zuſammenhang zu rechtfertigen, umſomehr, als die Politik der Fürſten den nationalen Geſichtspunkt verabſäumte und die Bekämpfung der Revolution zuerſt als Standesſache der Fürſten ſchlecht genug führte, um ſich dann vollends auf den rein dynaſtiſchen Standpunkt des Erwerbes von Land und Leuten, gleichviel ob deutſcher oder polniſcher Nationalität, zurückzuziehen. Allerdings eine Verirrung des inſtinktiven Nationalgefühles iſt Schillers flüchtiger Plan, in Frankreich durch Eintreten für Ludwig XVI. ſich eine Stellung zu verſchaffen — nachdem ein ſchlichter Handlungsgehülfe aus Frankfurt ſein Auftreten gegen die landesgefährliche Vergötterung der Franzoſen brieflich gefordert hatte.[30]

Der Baſeler Friede geſtattete es Norddeutſchland zehn Jahre lang, wie von einem ſicheren Hafen den Kriegsſtürmen zu zu-

ſehen, es iſt die goldene Zeit der deutſchen Litteratur und zugleich die einer Gleichgültigkeit gegen politiſche Dinge, als ob ſie wie Wind und Wetter hingenommen werden müßten, getragen von der Ueberzeugung, daß Wichtigeres als bloß äußerliche Güter unter Dach zu bringen ſeien. War dies Selbſttäuſchung?

Der Baſeler Friede iſt eben auch der Ausdruck des Gegenſatzes zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Für den dynaſtiſch-internationalen Geſichtspunkt der Politik war die Stellung in Deutſchland nur ein Moment der thatſächlichen Macht. Die Geſchichte des Nationalgefühles iſt etwas Anderes, als die des Dualismus oder der deutſchen Frage, wie man das Ringen der beiden Mächte ſpäter genannt hat; ſie iſt die des Verhältniſſes der öffentlichen Meinung zur Politik der Höfe.

Die Kriege der Revolution und des Kaiſerreiches haben nicht, wie man gemeint hat, das Nationalgefühl erſt erzeugt, ſie haben ihm nur Luft gemacht und den Höfen ſeine Bedeutung gewieſen. Seine höhere Stufe iſt die Bereicherung des literariſch-äſthetiſchen Nationalbewußtſeins durch politiſche Ideale, die durch den Druck der verworrenen ungünſtigen Verhältniſſe nur langſam zur Klarheit gedeihen.

Nach einigem Zögern hatte die Furcht vor Oeſterreichs Begehrlichkeit die ausſchlaggebenden Fürſten Süddeutſchlands in die Arme Frankreichs getrieben; der Lüge der Reichsverfaſſung war der letzte Anhalt genommen. Da regte ſich in den Gebieten, die ſo lange vorzugsweiſe das Reich geheißen hatten, eine Art Wehmuth, nicht ohne Widerſpruch mit dem wirklichen Werth des Verſchwundenen, im Kampf gegen die politiſche Gedankenloſigkeit eines Hebel, wie die bedientenhafte Bereitſchaft deutſcher Gelehrter, alles Beſtehende als vernünftig zu rechtfertigen, z. B. die Verknüpfung Bayerns mit Frankreich durch die gleiche Abſtammung von den Kelten.[31]

Der klägliche Zuſammenbruch der Staatsmaſchine Friedrichs

des Großen erwies, daß das Recht der Herrscher und der Gehorsam der Unterthanen nicht für alle Fälle ausreiche. Der Krieg hatte aufgehört, ein Schachspiel um Provinzen zwischen Standesgenossen zu sein. Die Dynastien lernten das nationale Gefühl der Völker für sich aufzurufen. So Oesterreich im Jahre 1809. Aber auch das nationale Bewußtsein wurde aus seiner Genügsamkeit aufgestört. Selbst der Zweifel stieg auf, ob die Fortdauer der Sprache und Volksthümlichkeit unter der Fremdherrschaft gesichert sein könne. Die Vergangenheit, das so lange geschmähte Mittelalter erschien nun als die Zeit, in der die Nation alles besessen hatte, was sie jetzt schmerzlichst entbehrte: Ungebrochenheit des geistigen Lebens, Einheit und Einfalt des Glaubens, Macht und Glanz nach außen. Das Ideal der Humanität als den Kern und Inhalt des Deutschthums suchte fast nur Fichte festzuhalten und in die neue Aufgabe herüberzunehmen. Die Romantiker wandten sich davon ab, mit dem Mittelalter nahmen sie den Katholizismus, eine affektirte Gläubigkeit, und die Ablehnung des Heidenthums in den Kauf. Aufrichtigere und nüchterne Naturen, wie Arndt und Jahn, auch Stein, verwarfen entschieden den Kosmopolitismus, allen leeren Luxus des Geistes; das französische Wesen in Deutschland zu pflegen, erschien wie das Hegen einer Ansteckung. Dies alles trug reiche Früchte für das nationale Leben: eine ausschließlich patriotische und volksthümliche Dichtung, eine deutsche Alterthumswissenschaft, neue Ideale der Erziehung, das Turnwesen sind daraus hervorgegangen.

Eine weit ausschauende, zielbewußte Pflege des Volksthums forderten Fichtes Reden an die deutsche Nation und Jahns Buch vom deutschen Volksthum — mitten in der Zeit der Fremdherrschaft, denn fast unter französischen Bajonetten sprach Fichte; Jahns Buch erschien zu Lübeck mit dem Stempel Empire Français Police générale Lubeck. Die Aufklärung, die Erziehung der Menschheit zu höherer Stufe geistiger Entwickelung tritt bei

Beiden zurück, wenn schon Fichte das Deutschthum in erster Reihe als einen unerläßlichen Faktor für die Zwecke der Gattung betrachtet und auch Jahn es als menschheitliches Volksthum im Gegensatz zu Roms nimmersatter Völkerhölle bezeichnet. Sonst sind sie freilich sehr verschieden. Fichte will die Erziehung in den Dienst seines sittlichen Ideals, der Heranziehung eines neuen Geschlechtes stellen, Jahn, an Tiefe unter ihm, an Klarheit und Durchführbarkeit seiner Forderungen überlegen, verlangt vom Staat, daß er seinen Zweck ausschließlich in die Pflege des Volksthums und Volksgefühles setzt, durch Feste, Ehrenzeichen, Volkstracht u. s. w. seine Thätigkeit beweist. Von und durch Preußen ahnt er eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches. Stände, ein Reichstag, die Gründung einer geeigneten Hauptstadt, eines Preußenheims in der geographischen Mitte unter dem Namen Teutona scheinen ihm wünschenswerth. Oesterreich, als ein Völkermang, in dem die Deutschen nur den vierten Theil ausmachen — 6,300,000 — dem es stets mißlingen muß, ihre Staatsbrüder zu verdeutschen, hat seine wahre Hauptstadt im Osten, Semlin und Belgrad, während Wien sein Verderben ist. Bis an die zwei Meere solle es sich erstrecken. Die Eintracht mit Preußen soll an die Stelle der Zwietracht treten. Kleinstaaterei, sagt er anderswo, kann sich nicht zum Volksgefühl erheben.

Diese patriotischen Phantasien Jahns griffen weit in die Zukunft hinaus, und auch sein Glaube, daß durch die Anordnung des Staates allein schon alles erreicht werden könnte, was wünschenswerth ist, sollte später sehr enttäuscht werden.

Aber von fast unmittelbarer Wirkung war doch die Entrüstung des nationalen Gefühles über die Fremdherrschaft.

Selbst der Aufstand der Tiroler erschien im nationalen Licht wie das Unternehmen Schills — ein Beweis, daß so häufig die Ereignisse nicht an sich fortwirken, sondern ihre Auf-

faſſungen. So war der Rheinbund durch die nationale Unterſtrömung ſchon vor dem Wechſel des Kriegsglückes gelockert, gehörte doch der Kronprinz Ludwig von Bayern ſelbſt zur franzoſenfeindlichen Richtung.

Der Ausbruch der volksthümlichen Empfindungen in den Befreiungskriegen und die ans Licht tretenden ungeſtümen Forderungen, die in Preußen bis in die höchſten Kreiſe Vertreter fanden, war den Kabinetten, beſonders Oeſterreich, ziemlich unheimlich; was man nur ausnutzen wollte, erhob den Anſpruch auf Mitherrſchaft. Der Gegenſatz zwiſchen den Höfen und den Völkern trat ſo wieder hervor — nach einem ſtillen Ringen ſiegt auch in Preußen die alte Staatsauffaſſung. Den Erwerb von Elſaß und Lothringen hatten noch preußiſche Generäle und Staatsmänner verlangt. Die anderen Forderungen des Nationalgefühles galten dem wiedergekitteten alten Europa ſchlechthin als revolutionär. Der Einheitsſtaat ſcheiterte ſchon am Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſterreich, die ihre ſelbſtändige Lebenskraft erhärtet hatten; Oeſterreich lag auch an einem erneuerten deutſchen Kaiſerthum herzlich wenig. Die Theorie von der Rechtsverwirkung der Rheinbundsfürſten, eine kühn vorweggenommene Folgerung von Pflichten gegen die Nation aus deren neugewonnenem Begriff — aber dadurch auch ein Angriff auf die Legitimität des Fürſtenthums — konnte keinen Anklang finden, praktiſch führte ſie zum Selbſtbeſtimmungsrecht der Nation und weiter zur Forderung der deutſchen Republik im Jahre 1848.

So blieb das Nationalgefühl dem Volke überlaſſen und dem Mißtrauen der Regierung preisgegeben.

Die ſoziale Seite der Ausprägung gegenüber den inneren Grenzen, deren Vorläufer ſchon die geheimen Geſellſchaften des 18. Jahrhunderts geweſen waren, kam in der deutſchen Burſchenſchaft und im Turnweſen zum Ausdruck, die ſich auch der Forderung einer deutſchen Nationaltracht in ihrer Weiſe an-

nahmen.[32] Wie bei den Universitäten wurde auch für die deutsche Wissenschaft etwas später die bloß sprachliche Gemeinschaft zur nationalen erhoben durch die Gelehrten-Versammlungen. Das Vereinswesen erlangte dann überhaupt die Bedeutung eines nationalen Charakterzuges und gemeinsamen Bandes; Sänger und Schützen folgten auf diesem Wege nach, für die höhere Einheit über alle Grenzen zu demonstriren.

Das geklärte Nationalbewußtsein hielt an dem Bedürfniß der Macht fest, die den übrigen mühsamen errungenen Gütern die Bürgschaft der Dauer hinzufügen sollte. Der Hinblick auf Frankreich, England und Rußland ließ dies Bedürfniß noch brennender empfinden.

Der deutsche Bund, die künstliche Fristung und Kodifizirung des Verfalles des alten Reiches, stieß die Gemüther ab; die Einheit, die er darzustellen sich den Anschein gab, entbehrte eben gerade der Macht.

Kein Zeitraum der Geschichte zeigt so deutlich, daß die Politik unfruchtbar bleibt, die sich den Forderungen der Völker entfremdet, auch wenn sie sich im Rechte fühlt. Die Geringschätzung des Bundes, die tiefe Unbefriedigung mit dem zu Recht Bestehenden prägte dem politischen und geistigen Streben des Volkes ihren Stempel auf.

In dieser Hinsicht war es auf poetische Befriedigung angewiesen. Die Sagengestalt des Kaisers Barbarossa, als Symbol ehemaliger Einheit und Macht des ganzen Deutschlands, beherrschte die Gemüther. Der poetische Zauber verhüllte lange für die Meisten den tiefen Ernst der „deutschen Frage", an welchen der zwei großen Staaten, — von denen der eine deutsch sein wollte, ohne es zu können, der andere konnte, ohne es zu wollen, — die kleinen sich anlehnen sollten, um die möglichst große Macht darzustellen. Die Begeisterung für das Recht der Nationalität erzeugte die Sympathien für die Aufstände der

Griechen und der Polen bis zur Unklarheit über die rein deutschen Interessen. Das deutsche Nationalbewußtsein rang mit der Schwierigkeit, die uns der Verlauf unserer Geschichte auferlegt hat, zur geistigen Volkseinheit auch zugleich die Staatseinheit und die Macht hinzuzufügen. Das Frankfurter Parlament, eine glänzende Heerschau über die Vertreter des nationalen Bewußtseins, erschöpfte die Erörterung aller Möglichkeiten und schloß mit der Anfrage, wo das Wollen zum Können hinzutreten mußte. Der Verzicht auf volle staatliche Einheit, eine politische Nothwendigkeit, die Lösung der deutschen Frage im kleindeutschen Sinn vollzog sich im Gegensatz zu den Wünschen des Nationalgefühles, das jeder Trennung widerstrebte.

Aber eine Erneuerung des alten Reiches, das Barbarossa mit sich hinabgenommen hatte, in seinem vollen Umfang war von Anfang an undenkbar. Die Absonderung der alten Reichsgebiete im Südwesten und Nordwesten, der Schweiz und der Niederlande mußte als unwiderruflich gelten, seit hier im Laufe der Jahrhunderte die Differenzirung sich gesteigert hatte, auf staatlichem Gebiete bei beiden gleich, auf sprachlichem durch die Annahme der hochdeutschen Schriftsprache in der Schweiz gemildert.

Und selbst vom geographischen Gebiete der Volks- und Kultureinheit Deutschlands mußte ein gutes Viertheil ausgeschnitten werden, um dem Reste straffe Zusammenfassung zu einer rein deutschen Macht zu ermöglichen. So sehr die politische Absonderung des Südostens seit sechs Jahrhunderten sich ausgebildet hatte, so waren doch die geistigen Schranken, die die Gegenreformation aufgerichtet hatte, mehr und mehr gefallen, und zu einem neuerstandenen nationalen Gut, der Musik, hatte Oesterreich seinen vollgemessenen Beitrag gestellt.

Gewinn auf der einen Seite, Verlust auf einer anderen, diese Erfahrung der deutschen Geschichte blieb auch dem 19. Jahr-

hundert nicht erspart. Abgesehen von der Völkerwanderung hat zu keiner Zeit die Entdeutschung an den Grenzen und in Sprachinseln infolge verlöschenden Nationalgefühles in solchem Umfange stattgefunden. Fast ausschließlich war der Blick der führenden geistigen Kräfte auf die politischen Kämpfe gerichtet; trotz der Warnung wiederholte sich der zeitflüchtige Idealismus Goethes und Schillers, die Verwahrlosung der äußerlichen räumlichen Geltung des Volksthums: es ist ein unfruchtbarer Luxus geistiger Interessen, der die nationale Gemeinsamkeit mit den unteren Ständen geringschätzt. Vor allem war es für Oesterreich eine schwere Unterlassungssünde, daß es nach außen deutsch sein wollte, nach innen aber vergaß, die weise Staatskunst des 18. Jahrhunderts fortzuführen, — wenn auch nicht aus nationalen, doch wenigstens staatlichen Erwägungen. Die Einverleibung Ungarns ins Reich hatten allerdings magyarische Größe und deutsche Publizisten und Fürsten vergebens von Leopold I. gefordert, der selbst die Hand bot zur Knickung des deutschen und protestantischen Städtewesens der Karpathen. Aber seit des Prinzen Eugen Erwerbung des Banats war der Strom der deutschen Einwanderung ins entvölkerte Land geleitet worden. Militärkolonien nach altrömischem Muster forderte eine Denkschrift von 1720; Josephs II. Ackerbaukolonien wandelten Wüsten und Sümpfe in Kornkammern; die Verlegung der Residenz an die Theiß erschien nach der großen Gebietsverschiebung von 1809 nicht ungereimt, dachte man dabei doch nicht daran, den deutschen Ursprung des Reiches zu verwischen. Aber die nachfolgende Zeit überließ diese Saat allen Wechselfällen.

In Ungarn, in Amerika, in Rußland bestand so gewissermaßen schon, was Goethe gelegentlich aussprach, daß die Deutschen in alle Welt verpflanzt und zerstreut werden müßten wie die Juden, um zum Heile aller Nationen zu entwickeln,

was in ihnen liegt. Nach Goethe ſind noch Millionen den Weg der Zerſtreuung gegangen; allem Anſchein nach werden noch weitere Millionen ihn gehen müſſen. Alle ſind dem Zwange oder der Verlockung fremden Volksthums ausgeſetzt. Die neuzeitliche Auffaſſung vom Staat, daß er nationalen Zwecken zum Werkzeug dienen ſoll, und daß auch die Nationen ſelbſt nur durch den Schutz des Staates Dauer haben können, hat ſich gelaſſen mit der Ausſicht abfinden können, daß für alle Deutſche außerhalb der Grenzen des neuen deutſchen Reiches der Abſchluß der Völkerwanderung, die Auffaugung durch andere Völker unvermeidlich ſei. Ein theurer Preis für die errungene Einheit und Macht, dem Untergange ſelbſt der an den Reichsgrenzen wohnenden Landsleute mit verſchränkten Armen zuſehen zu müſſen. Hat auch Goethe nichts Anderes gemeint, als was man ſpäter bitter Völkerdünger genannt hat?

Allerdings der ſehnlich erſtrebte deutſche Staat iſt dagegen machtlos; ſelbſt der Wunſch, in überſeeiſchen Kolonien ein neues Deutſchland zu gründen, ſchon vor 1848 ein Untertheil des Verlangens nach Macht, iſt um einige Jahrzehnte zu ſpät erfüllbar geworden; die Welt iſt von Zeus weggegeben. Und doch hoffte Schiller am Anfang unſeres Jahrhunderts, daß die deutſche Sprache einſt die Welt beherrſchen werde, nicht durch Zwang des Staates, ſondern durch ihren inneren Werth als Trägerin der Bildung.[33] Sollen auch wir nur hoffen?

Im 20. Jahrhundert erwächſt dem Nationalbewußtſein mithin dieſelbe Aufgabe, nur in weiterem Umfange und höherem Grade, die das Nationalgefühl des deutſchen Volkes im 15. und 16. Jahrhundert gelöſt hat, in den Faktoreien der Hanſa, in den deutſchen Bürgerſchaften Ungarns oder Polens. Aber ſo viele Verluſte unſer Jahrhundert zu verzeichnen hat — aus Schwäche des Nationalgefühles nicht nur der Verſprengten und Verlorenen, ſo iſt doch auch ſchon der Weg der Erhebung

beſchritten. Allerdings beſaß jenes Nationalgefühl etwas, was dem unſeren noch fehlt, den unbeirrten Stolz höheren Werthes, die Ueberlegenheit gegenüber allen Fremden, die Ausſchließlichkeit.

Uns iſt das Fremde etwas Angeſtauntes, Nachahmungswürdiges geworden, von der franzöſiſchen Mode, der engliſchen Sitte bis zum Schnürenrock der Ungarn. Wenig wiegt gegen ſolche Unſicherheit des Widerſtandes das reflektirte Bewußtſein höherer Kultur und Bildung, Litteratur und Wiſſenſchaft. Nur die ſoziale Ausprägung des Nationalgefühles kann uns die Zähigkeit nationaler Sitte gewähren. Zwar iſt die Achtung des deutſchen Namens, der Glanz der Kriegsthaten und die Machtſtellung für jeden Einzelnen eine Quelle innerer Erhebung, eine Mahnung gegen Wegwerfung. Aber der Staat hat ſeine feſten Grenzen; über ſie hinaus reicht nur das Gemeingefühl der Volksgenoſſen, denen die deutſche Sprache trauter klingt, als jede andere, gleichviel unter welchem Himmel, die den Wunſch eines Deutſchen, deutſch zu bleiben, nicht gleichgültig anhören. Meiſt genügt ja ſchon der Wunſch allein. So ſtark die Verſtreuung iſt, ſo ſtark iſt auch der Verkehr geworden. Länder, Berge und Meere ſind nicht mehr die Hinderniſſe, wie im Mittelalter. Wie die Eiſenbahnen von Nord nach Süd, nach Oſt und Weſt die abgelegenſten Gegenden Deutſchlands in das große Ganze hineingezogen, das Gefühl der Gemeinſamkeit erweckt und gepflegt haben, ſo haben ſie andererſeits auch die geiſtigen Grenzen der Nationen, die Sprachen ſchärfer zum Bewußtſein gebracht; aber ſie müſſen auch die räumlichen Trennungen von Sprachinſeln bedeutungslos machen, wie der Brief, das Buch ſie überſpringt. So kann jeder Einzelne, der in der Fremde auf Deutſche trifft, einen leiſen Faden flechten, der ſie an die Heimath und an die Mutterſprache heftet. Nicht nur der Afrikaforſcher, ſondern jeder Reiſende und Wanderer ſteht ſo im Dienſte ſeines Volkes, je weiter ſich dieſes verzweigt. So iſt das entlegenſte Alpen

dorf der deutschen Sprache gerettet, sobald es durch die lebendige Kraft des Verkehrs an das große Ganze angeschlossen wird.

Wo der Einfluß des Einzelnen noch nicht ausreicht, da ist die Kraft der Vereinigung von Nutzen. Das Wesen der nationalen Güter ist die Gemeinsamkeit, ihre Bethätigung ist der Verein der Einzelnen, welchem Zwecke er diene, wenn er nur den Gebrauch der Sprache voraussetzt. Hierin liegt die große nationale Bedeutung des Vereinswesens. Jeder deutsche Gesangsverein oder Turnverein ist ein Stück geistigen Deutschlands, sobald er will. So mächtig auch der Einfluß fremder Sprache sein mag, so sehr er durch den Zwang des fremden Staates gefördert werden kann, auf diese Weise kann ihm entgegengewirkt werden. Dem Nationalbewußtsein ist damit ein reiches Feld der Thätigkeit erwachsen, um so reicher, wenn auch der Unterschied der Stände, Berufe und der Bildung dabei zurücktritt. In erster Reihe ist die Sprache zum Reden, nicht zum Lesen und Schreiben da. Tiefer gewurzelt ist die gesprochene, als die geschriebene Sprache.

Und auch in bewußter Klarheit des Zweckes, der Abbröckelung des deutschen Sprachgebietes entgegenzubauen, hat das deutsche Vereinswesen kräftige Anläufe genommen, das zu thun, was dem Staate versagt ist. Der Gustav-Adolf-Verein ist damit vorausgegangen, deutsche Protestantengemeinden im Auslande zur Festhaltung des deutschen Nationalbewußtseins zu befähigen. Ein noch weiteres Arbeitsfeld hat sich der deutsche Schulverein in Oesterreich gesteckt, das deutsche Sprachgebiet gegen weitere Einbußen zu sichern durch Erhaltung deutscher Schulen da, wo immer die Kinder deutscher Eltern in Gefahr sind, dem Deutschthum entfremdet zu werden — eine echte Geburt nationalen Gewissens, die die Geschichte des deutschen Volksthums, so lange es ein solches giebt, höher als blutige Feldzüge stellen muß. Als Aufschwung des deutschen Nationalbewußtseins, als Folge der

neuen Machtſtellung wird man dereinſt nicht minder den allgemeinen Schulverein und den deutſchen Sprachverein würdigen, beide im deutſchen Reiche aus der Nation hervorgegangen als Ausdruck des ernſten Willens, ihren Beſitzſtand auch außerhalb der ſtaatlichen Grenzen auf dem Erdball zu wahren und das erſte und wichtigſte Gemeingut der geiſtigen Volksthümlichkeit, die Sprache, immer mehr zum reinen Spiegel deutſcher Art zu geſtalten. Und noch manche andere Saat iſt geſät, deren Aufwuchs das Bewußtſein geiſtiger Gemeinſamkeit aller Theile des großen Volkes nähren wird. Viel bleibt noch zu thun und vorzubereiten.

Aber wie die deutſche Nation im Bewußtſein ihres inneren Werthes die Macht erſtrebt und erreicht hat, nicht um ſich an deren Glanz zu berauſchen, ſondern um ihre Eigenart gegen äußere Bedrohung zu ſchirmen, ſo verbürgt ihr Nationalbewußtſein, wenn es nur erſt in allen Gliedern waltet, eine frohere Zukunft, in der ihre geiſtigen Güter, ohne Neid und Anfeindung zu finden, alle Welt zu Gaſte laden dürfen.

Anmerkungen.

Die nachfolgenden Belege und Verweisungen machen um so weniger Anspruch auf Vollständigkeit als zu ihrer Ergänzung auf die eingehende Darstellung des Verfassers, die seit längeren Jahren in Vorbereitung sich befindet, hingewiesen werden kann, besonders für die neuere Zeit.

[1] Wort Nationalgefühl (Grimm, Deutsches Wörterbuch). In der Stelle aus Herder hat es überdies nicht die heutige Bedeutung, wie der Zusammenhang zeigt.

[2] Tacitus Germania 2, 4. Damit berühren sich wieder die neuen Hypothesen. (Penka, Origines Ariacae 1883. Herkunft der Arier 1886. Pösche, Arier 1878) — Ueber Kindesmord, vgl. besonders Friedberg Aus deutschen Bußbüchern 10.

[3] Jordanis 36, 192 (Auctores antiqu. V 193). Siehe auch 21, 111. 28, 142.

[4] Vandalen: Procop. Vandal.-Krieg I., 22.

[5] Salisches Gesetz: Die Rezension b bei Hessels und Kern L. Sal. fügt noch den Selbstruhm der Treue hinzu, aber fidelibus atque amicis!

[6] Vaterunser lateinisch zu lernen: die Bestimmung 1. Kap. 802 (Boretius II. 1, 106 = LL. I. 90, I. 105 im Zusammenhang mit den epist. ad Garib. I. 127 und anderen Anhaltspunkten nur so zu verstehen — gegen Hauck, Kirchengeschichte II. 241. Ueber das undatirte Kap. LL. I. 129, in der neuen Ausgabe 257 bestritten, — am anderen Ort! Lateinische Gesetzessprache, vgl. Waitz III. 623.

[7] Mönch v. St. Gallen I. 10, Mitte.

[8] Sachſen und Angelſachſen. Bonifatii epist. 39, Jaffe, 167.

[9] Reginar, Vita S. Goaris Acta Sanct. O. Bened. Mabillon II., lib. II. Kap. 11. — Spuren: Kaſſeler Gloſſen. W. Grimm, Kleine Schriften III, 389. Walahfried Haupt-Zeitſchrift XXV. 99.

[10] Das Tegernſeeer Spiel, herausgegeben, überſetzt und überſchätzt von G. von Zezſchwitz, 1877.

[11] Guillermus Apulus II. 93 M. G. S. IX. 253.

[12] Ekkehard von Aura ad 1099. M. G. S. VI. 214. Nach ihm bei Otto von Freiſing chron. VII. 5.

[13] Karl IV. als Tſcheche. Vita bei Böhmer Fontes I, 246—48.

[14] Zur Stelle des Sachſenſpiegels Phillips, Kl. Schriften III. 360 ff. Maurenbrecher, Königswahl 229.

[15] Abſetzung Wenzels: Deutſche Reichstagsakten III. S. 22 und 254 ff.

[16] Begriff der Nation, Paulſen Hiſt. Zeitſchr. von Sybel 45, 387. Inſtitut. für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung IX. 494. Acta nationis Germaniae Bononiensis 1887 und das ſchöne Referat, Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſchichtsvereine 1891, S. 1 (Knod).

[17] Nationaler Widerſtand: Wattenbach, Zeitſchr. f. G. d. Oberrheins 25, S. 50.

[18] Noch eingehender in der declaratio gegen Murner S. 5.

[19] Liliencron, Volkslieder II. Nr. 250.

[20] Zuſatz zur zweiten Ausgabe „Aus dem chriſtlichen Adel". Neudruck Braune S. 72 ff.

[21] Liliencron IV, S. 519—530.

[22] Paulſen, Geſchichte des gelehrten Unterrichts 152.

[23] Teutſcher Achior 1634.

[24] Heigel, Sitzungsberichte der bayeriſchen Akademie, Hiſtor. Klaſſe 88, S. 1—2.

[25] Erſt 1765 wurde von den kurbayeriſchen Beamten der Gebrauch der reinen Schriftſprache gefordert.

[26] Leſſings Briefe an Gleim, 14. Februar 1759 und 16. Dezbr. 1758, konnten wirklich mißverſtanden werden! Man brauchte nur die Briefe an denſelben vom 2. Oktober 1757 und 6. Februar 1758 daneben zu halten.

[27] Leiſewitz, Beſuch um Mitternacht im Göttinger Muſenalmanach 1775, S. 226, geht wohl auf Braunſchweig und die Brankoni.

[28] Der Brief Knebels iſt datirt 14. April 1788; das 100—104. Stück der Hamburger Dramaturgie vom 19. April 1768 (zurückdatirt).

[29] Humboldts Schrift vollſtändig gedruckt erſt 1851. Siehe dort über die Gründe: Einleitung XII.

[30] Nach Schillers Briefwechſel an Körner, auch ſchon bei Woldemar

Wenck, „Vor hundert Jahren“ II. Theil (vorher Grenzboten 89, II. Quartal. S. 171.) — Der Brief des Frankfurters bei Urlichs Briefe an Schiller, unterm 6. November 1790.

[31] Pallhausen, in dem Buch Garibald, der erste König Bojariens 1810, ist aber weder der erste noch der einzige Vertreter. Auch die Konsequenzen zog er nicht selbst.

[32] Zu den von Jahn Volksthum 333, der Ausgabe von 1810 genannten Vorläufern kam denn z. B. noch 1815: Vortheile einer Nationaltracht. Das „deutsche Feyerkleid“ 1814 bezieht sich nur auf eine bestimmte Gelegenheit und nur auf die Frauen.

[33] Schiller, kritische Ausgabe, von Gödeke II. 410.

Ueber die
Volksdichtung der Römer.

Von

Lucian Mueller
in St. Petersburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaf
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Der folgende Vortrag bildet gleichsam die Einleitung des vor kurzem in dieser Sammlung (N. F. 4. Serie, Nr. 92) veröffentlichten „Die Entstehung der römischen Kunstdichtung", den ich zu vergleichen bitte.

Wie bekannt, hat sich seit hundert Jahren, zuerst in Deutschland, von da auch in den meisten übrigen Ländern Europas die Gunst des gebildeten Publikums ebenso sehr den griechischen Klassikern zugekehrt, als sie sich von den römischen abwandte. Während bis dahin Cicero als das Ideal eines Redners, Virgil als das Muster eines Dichters galt, noch ein Lessing für Horaz die reinste, jeden Zweifels bare Bewunderung hegte, ging diese Verehrung immer mehr in Kälte, ja Geringschätzung über, seitdem eindringlicheres, auch nicht bloß auf Philologen beschränktes Studium die Originalität, Fülle, Kunstfertigkeit der Lehrmeister Roms, der Griechen, weiten Kreisen bekannt und verständlich gemacht hatte. So verfielen nicht Wenige aus einem Extrem in das andere, und vergessend des Dankes, welcher den römischen Schriftstellern gebührt, theils wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüge, theils deshalb, weil sie durch ihre Nachahmung der Griechen als Vermittler und Wegweiser dastehen zwischen diesen und der neueren Zeit, war man vielfach geneigt, ihnen allen selbstständigen Werth abzusprechen, ja überhaupt das Volk des

Romulus für halbe Barbaren auszugeben, nicht viel beſſer als die Mongolen und Tartaren, die wohl im Zerſtören fremder Kulturen, aber nicht in der Aufrichtung eigener Fertigkeit gezeigt haben.

Beſonders erſtreckte ſich jenes abſprechende Urtheil auf die Poeſie, trotzdem daß dieſe auf die Litteratur der Neueren viel mehr Einfluß geübt hat als die Proſa. Es läßt ſich nun auch nicht leugnen, daß gerade auf jenem Gebiete die mehr verſtandesmäßig und praktiſch angelegten Römer merklich hinter ihren griechiſchen Vorbildern zurückſtehen und ihre Werke deshalb dem Geſchmack des letzten Jahrhunderts, das Originalität und Schwungkraft am Dichter höher ſchätzt als Nachahmung fremder Muſter, mag ſie auch mit Geiſt, Geſchmack und Freiſinn betrieben werden, weniger zuſagen müſſen.

Gleichwohl iſt auch hier die Verkleinerung viel zu weit gegangen. — Wenngleich nun in den letzten Jahrzehnten ſich eine verſtändige Reaktion angekündigt hat, die, ohne der Griechen hohen Ruhm zu ſchmälern, auch den Römern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen bereit iſt, ſo fehlt doch noch viel, daß jenes ungünſtige Vorurtheil gänzlich überwunden wäre.

Es hat ſogar nicht an Leuten gemangelt, welche meinten, daß die Römer überhaupt keine Poeſie beſeſſen hätten vor der nach Beendigung des erſten puniſchen Krieges durch Livius Andronicus begonnenen und bald durch die Autorität des Ennius für alle ſpätere Zeit geheiligten Nachahmung der Griechen. Dafür ſollte als Beweis der Umſtand dienen, daß die im Latein gebräuchlichſte Bezeichnung des Dichters („poëta“) griechiſchen Urſprungs iſt. — Dies beweiſt freilich nicht mehr, als wenn man meinte, die Slaven und Germanen hätten vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum der Poeſie ermangelt, weil im Ruſſiſchen der Vers mit griechiſchem Namen „stich“ heißt, im Deutſchen die Worte „Vers“, „dichten“, „Dichter“ aus dem

Lateiniſchen entlehnt ſind. — Es iſt nämlich ein allgemeines Geſetz, daß wenn ein rohes Volk, ſo zu ſagen, in die Schule geht bei einem gebildeten, es von dieſem die techniſchen Ausdrücke in Litteratur, Kunſt und Wiſſenſchaft übernimmt. — So haben dieſe die Römer den Griechen entlehnt, wie den Römern das übrige Europa.

Leugnen läßt ſich allerdings nicht, daß die Bewohner Latiums weder an poetiſcher Begabung, noch an Neigung zur Poeſie den Griechen gleichkamen. — In harter Arbeit mit dem zum Theil wenig dankbaren Boden mußten ſie ihren Lebensunterhalt finden. Außerdem fehlte ihnen die Anregung, welche den Griechen dank dem Inſelreichthum des ägäiſchen Meeres und den zahlloſen Häfen des Feſtlandes ſeit frühen Zeiten die Seefahrt, der Verkehr mit den Völkern des Oſtens und Weſtens brachte. — Roms Geſchichte endlich bietet mit dem Ende der Königszeit jahrhundertelang nur das Bild innerer und äußerer Wirren.

So iſt denn die römiſche Mythologie dürftig im Vergleich zur griechiſchen. Die wenigen einheimiſchen Sagen, die Latium eigenthümlich ſind, nicht, was ſehr früh begann, unter dem Einfluß der Griechen gebildet, kommen nicht in Betracht gegen die unerſchöpfliche Fülle phantaſtiſcher Gebilde, wie ſie uns in den homeriſchen Geſängen entgegentritt. Entſprechend dem oben Dargelegten wird man auch begreifen, daß bei den Latinern unmöglich ſo umfänglich und kunſtvoll angelegte Werke entſtehen konnten, wie Ilias und Odyſſee, mag man dieſe nun als die Verbindung verſchiedener, allmählich zur Einheit zuſammengeſchmolzener Volkslieder oder, was wenig wahrſcheinlich iſt, als die Schöpfung eines einzelnen Dichters anſehen.

Gleichwohl hat auch in der Bruſt des latiniſchen Stammes der Same für Dichtkunſt gelegen, wie bei allen für Kultur nicht ganz unempfänglichen Völkern. Wir finden bei den Latinern

ſeit älteſten Zeiten alle Arten der Dichtung gepflegt. Daß ſie ſich nicht zur Blüthe entfalteten, wie bei den Griechen, vielmehr ſtagnirten oder abſtarben, hat den Grund in der verſchiedenen Begabung und der verſchiedenen Entwickelung beider Völker. Denn während bei den Griechen mit Ausnahme Spartas ſtets der freien Entwickelung jedes Einzelnen ein beträchtlicher Spielraum gelaſſen war, ferner ſeit dem peloponneſiſchen Kriege immer mehr das ſtaatliche Leben zurückging, bis ſie durch Philipp von Macedonien die Freiheit verloren und endlich ohne eigene Geſchichte nur noch als Pioniere der Kultur im römiſchen Weltreiche fortlebten, entwickelte ſich der römiſche Staat zu beiſpielloſer Macht und Größe, aber freilich unter ſolchen Mühen und Kämpfen, daß er die Kraft und das Streben der Bürger faſt ganz abſorbirte, ihnen kaum Zeit zur Beſtellung ihrer häuslichen Angelegenheiten ließ, geſchweige zu den Werken der Muſen.

Darüber werden wir noch ſpäter einige Worte ſagen. — Nunmehr wollen wir uns mit den älteſten, bis zum Ende des erſten puniſchen Krieges, alſo ohne nennenswerthen Einfluß der Griechen, in Latium kultivirten Dichtungsarten befaſſen.

Wir ſchicken voraus die Bemerkung, daß es ſich im Folgenden durchaus nur um kleinere Gedichte handelt. Ein größeres, einheitlich geſtaltetes Kunſtwerk hat die römiſche Vorzeit nicht geſchaffen.

Wie bekannt, zerfällt die Poeſie in epiſche, lyriſche, dramatiſche. Den Stoffen nach iſt ſie entweder religiöſen oder weltlichen Inhalts.

Man darf annehmen, daß all dieſe verſchiedenen Arten, ſeit ſich die Menſchheit zu den erſten Anfängen höherer Kultur emporgearbeitet hatte, gleichmäßig beſtanden. Aber wie das Beiſpiel der griechiſchen Poeſie zeigt, der einzigen, die ſich ganz naturgemäß ohne fremde Einwirkung, voll entwickelt hat, gelangt zuerſt zur künſtleriſchen Vollendung das Epos, welches objektiv die

Geſchicke der Götter und Könige, ſowie die Thaten oder Leiden des geſamten Volkes verherrlicht, dann die Lyrik, welche den Empfindungen verſchiedener Gruppen, wie ſie Geſchlecht, Alter, Neigung und Stand in der menſchlichen Geſellſchaft entwickeln, zuletzt ſogar jedes Individuums, ſo zu ſagen, ihr Recht gewährt, das ſubjektive Gefühl zum Ausdruck bringt, endlich das Drama, welches wieder die Intereſſen des Einzelnen mit denen des Staates und der Geſellſchaft zu verſöhnen und auszugleichen ſucht, an Beiſpielen von Befolgung oder Verletzung der beſtehenden göttlichen und weltlichen Geſetze und Bräuche Rechte und Pflichten des Bürgers darlegt, und ſo, gleich dem Epos, an das ganze Volk appellirt.

Entſprechend der Tradition, daß die Poeſie ein unmittelbares Geſchenk der Gottheit ſei, beſtimmt, die Menſchen aus dem thieriſchen Zuſtand zur Bildung und Geſittung überzuführen, hießen bei den älteſten Römern die Dichter religiöſer Geſänge und ſonſtiger Lieder von höherem Schwunge „vates“, d. h. „Propheten“. Wie die Verfaſſer anderer Dichtungen genannt wurden, iſt unbekannt; vielleicht, als wandernde Sänger, „spatiatores“ oder, nach der unten erwähnten Dichtungsart, „fescennini“. — Wie bei allen rohen Völkern, war urſprünglich bei den Römern die Poeſie von Geſang und Muſik unzertrennlich. Deshalb hieß die Beſchirmerin der Dichtkunſt „Camena“ (urſprünglich „Casmena“, von „canere“, „ſingen“); wie auch die alte Göttin der Weisſagung „Carmentis“ genannt wurde. Das einzige muſikaliſche Inſtrument der Römer war lange die Flöte; ſpäter nahm man von den Griechen die Zither und Lyra an. — Mit dem Geſange waren oft Tänze und rhythmiſche Körperbewegungen verbunden.

Sicherlich ſpielten bei einem ſo frommen, mit peinlicher Sorgfalt die gottesdienſtlichen Zeremonien wahrenden Volke die religiöſen Dichtungen eine große Rolle. Doch iſt von dieſen

viel zu wenig erhalten, als daß wir über ihren Inhalt im Klaren wären.

Ohne Zweifel hatte jede vom Staat verehrte Gottheit auch ihre Lieder und Gebete, die bei beſtimmten Feſttagen, oder wo es ſonſt galt Segen zu erflehen oder Unheil abzuwehren, von den Prieſtern und den ſonſt Betheiligten vorgetragen wurden. Doch kennen wir nur wenige Einzelheiten.

Uralt, nach Varro das älteſte Denkmal römiſcher Dichtung, waren die Geſänge der Salier, deren Urſprung zugleich mit dem Kollegium ſelbſt auf den fabelhaften König Numa zurückgeführt wurde. Ihre Anzahl betrug urſprünglich, entſprechend der Zahl der Hauptgötter, zwölf, wurde aber ſpäter verdoppelt. Man erlas ſie aus älteren und jüngeren Mitgliedern der vornehmen Geſellſchaft. — Der Name „salii“ bedeutet Tänzer. Genannt ſind ſie davon, daß ſie bei feſtlichen Gelegenheiten, beſonders im März, dem Monat des Frühlings und alten Jahresanfangs der Latiner, in phantaſtiſchem Aufzuge tanzend und ſingend durch die Stadt zogen. — Denn die Abneigung der Römer gegen den Tanz von Männern (bekannt iſt ihr Sprichwort: „niemand tanzt nüchtern“) galt nicht für religiöſe Feierlichkeiten. — Die Tänze waren begleitet von Liedern.

Das berühmteſte von dieſen verkündete das Lob der zwölf Hauptgötter („di consentes“) des römiſchen Volkes, vor allem des Mars, des uralten Sonnen- und Frühlingsgottes, den die ſpätere Sage zum Gott des Krieges und Stammvater der Römer machte. Auch der Helden der Vorzeit ward gedacht, namentlich des Romulus und Remus. Am Schluſſe ward verherrlicht Mamurius, eigentlich wohl nur ein anderer Name für Mars (der auch Mamers, Mavors hieß), nach der Sage jedoch der Schmied der elf Schilde („ancilia“), welche nach dem Muſter eines angeblich vom Himmel gefallenen gefertigt waren. An dieſem ſollte nämlich das Heil des Reiches hängen, und um

die Menge zu beruhigen, falls dasſelbe verloren ginge, hatte nach der Ueberlieferung König Numa jene Kopien herſtellen laſſen, die zugleich mit dem echten von den Saliern verwahrt und bei ihren Feſtzügen durch die Stadt getragen wurden. — In anderen Geſängen ſpielten ohne Zweifel Bitten, Gelübde oder Dankſagungen die Hauptrolle.

Die Lieder der Salier galten, wie ſchon bemerkt, als die älteſten Denkmale römiſcher Poeſie. Doch waren ſie ſchon am Ende der Republik (vermuthlich ſelbſt viel früher) den Laien, großentheils wohl auch den Prieſtern unverſtändlich. Deshalb wurden von den Gelehrten mehrfach Kommentare zu ihnen verfaßt.

Die erhaltenen Bruchſtücke kommen nur für den Sprachforſcher in Betracht, nicht in äſthetiſcher Hinſicht, da wegen ihrer Geringfügigkeit und Dunkelheit ein Urtheil über ihren poetiſchen Werth nicht möglich iſt.

Das Kollegium der Salier war hochgeehrt bis in die ſpäte Kaiſerzeit. Ihre Lieder wurden noch geſungen bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Es galt für eine beſondere Ehre, wenn die Namen von Kaiſern oder Prinzen des Kaiſerlichen Hauſes den Namen der in den Liedern angerufenen Götter angereiht wurden, wie dies z. B. dem Auguſtus widerfuhr. — Den Schluß der Zeremonien bildeten Gelage, die wegen ihrer Opulenz ſprichwörtlich waren, wie überhaupt die römiſchen Prieſter einen guten Tiſch liebten.

Minder angeſehen, doch ebenſo aus vornehmen Kreiſen erwählt war das Kollegium der „fratres arvales“, angeblich ſchon von Romulus geſtiftet, welches gleichfalls, wie urſprünglich die Salier, zwölf Mitglieder umfaßte. Sie hielten vornehmlich im Mai ihre Feſtlichkeiten mit Tanz und Sang ab, indem ſie außer andern Zeremonien im Hain der nur aus ihren Verhandlungen bekannten dea dia, ohne Zweifel einer Schirmerin

der Felder und Fluren, wie Ceres oder Ops, Gedeihen der Aecker, ſonſt aber auch gelegentlich von andern Gottheiten alles Mögliche erflehten. In der Kaiſerzeit betheiligten ſie ſich, gleich den Saliern, eifrig an den Ovationen für das kaiſerliche Haus. — Von ihren Verhandlungen ſind in Rom ſehr bedeutende Ueberreſte aufgefunden worden, die ſich vom Jahre 14 n. Chr. bis ins dritte Jahrhundert erſtrecken. — Beſonders berühmt iſt ein uraltes, aber erſt auf einer Inſchrift des Jahres 218 n. Chr. erhaltenes Gedicht von 5 je dreimal geſungenen Zeilen, das Anrufungen der Laren, des Mars und der „semunes“ (etwa den Heroen der Griechen vergleichbar) enthält, mit der Bitte um Abwendung einer Seuche. Den Schluß macht die fünfmal wiederholte Interjektion „triumpe“.

Das Gedicht iſt merkwürdig, weil es ſichere Spuren des älteſten Versmaßes der Römer, des ſaturniſchen, von dem noch nachher zu ſprechen ſein wird, enthält. Durch die Unkenntniß des älteſten Lateins jedoch, wie ſie in der Kaiſerzeit herrſchte, und die Nachläſſigkeit des Steinmetzen iſt es ſo verderbt auf uns gekommen, daß es nur zum Theil verſtändlich iſt.

Außer den ſeit alter Zeit beſtehenden Feſtlichkeiten und Zeremonien religiöſer Art wurden oft bei außergewöhnlichen Anläſſen Feierlichkeiten veranſtaltet und Hymnen zur Ehre der Götter geſungen, die dann im Auftrage des Senates irgend ein Dichter verfaßte, ſo z. B. gegen Ende des zweiten puniſchen Krieges der älteſte Nachahmer der Griechen, Livius Andronicus.

Bei einem ſo abergläubiſchem Volk wie die alten Römer hatten natürlich auch Propheten („vates“) jeder Art ein dankbares Handwerk. — Selbſt der Staat und die Behörden benutzten ihre Weiſſagungen häufig. — Nicht gehören jedoch hierher die uralten ſibylliniſchen Bücher, da ſie griechiſch und in Hexametern abgefaßt waren.

Der Schutzgott der einheimiſchen Propheten war Faunus,

der Beherrscher der Wälder und Fluren. — Von ihm begeistert, hatten viele Sänger jahrhundertelang den Söhnen Latiums das Dunkel der Zukunft erhellt. Doch sind ihre Namen fast sämtlich verschollen. — Nur die Brüder Marcius heben sich aus dieser Schar hervor.

Sie waren aus vornehmem Geschlecht; ihr Zeitalter ist unbekannt. Doch steht fest, daß sie vor dem zweiten punischen Kriege lebten, in welchem ihre Weissagungen zu Ehren kamen und sogar der Senat infolge derselben Spiele zu Ehren des Apollo einsetzte. Ohne Zweifel wurde ihnen damals manches untergeschoben, wie überhaupt in jenen für Rom so kritischen Zeiten alle Arten frommen Betruges blühten. — Erhalten sind in prosaischer Umschreibung zwei ihnen zugeschriebene Orakel, von denen das eine sich auf die Schlacht bei Cannä bezieht, deren unglücklichen Ausgang es voraussagt, während das andere empfiehlt zur Vertreibung der Punier dem Apollo Spiele zu geloben. Doch sind beide in so freier, zumal sprachlich ganz umgearbeiteter Form überliefert, daß eine Herstellung des Originals unmöglich ist.

Die Alten erwähnen bald zweier Marcier, bald eines, der wohl der berühmtere war. Dem einen von ihnen ward auch eine Spruchsammlung zugeschrieben, mit der des Appius Claudius (um 300) ein erster Anfang römischer Kunstdichtung.

Bei Besprechung der ältesten römischen Orakel kommen nicht in Betracht die fälschlich sogenannten „sortes Praenestinae“, d. h. eine Auswahl Weissagungen, an verschiedenen Orten Latiums zu verschiedenen Zeiten gespendet, doch wohl sämtlich vor Chr. Geburt verfaßt, die man früher für saturnisch hielt, während die neuere Kritik in ihnen das Versmaß der griechischen Orakel, daktylische Hexameter, freilich sehr schlechte, oft fehlerhafte, erkannt hat. — Danach können auch die ältesten kaum vor dem Tode des Ennius, der zuerst diesen Vers bei den Römern

einführte († 168), verfaßt ſein; ſie bedürfen alſo hier keiner Beſprechung.

Oft wurden auch Weihgeſchenke, zur Erfüllung eingegangener Gelübde dargebracht, mit poetiſchen Widmungen verſehen. Als Probe des Stils derſelben mag eine Inſchrift dienen, die allerdings erſt aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. ſtammt:

„Was bang der Vater gelobte, als ſein Glück ſchlimm geſchädigt war, das bringen in Erfüllung des Gelübdes, den Zehnten als Opfer weihend, die Kinder gern dem Herkules dar, der dies wohl verdient hat. Zugleich flehen ſie, daß du ſie oft zum Darbringen des Gelobten veranlaſſeſt."

Seit alter Zeit waren ferner in Italien beliebt Hexenkünſte, Beſchwörungen, Verfluchungen. — So ſind denn auch uralt bei den Römern Zauberlieder u. dergl. — Schon in dem Geſetzbuch der zwölf Tafeln ward mit Strafe bedroht, wer die Ernte ſeines Nachbars durch ein Lied auf den eigenen Acker überführte. — Es haben ſich einzelne ſolcher Formeln erhalten, die aber theilweiſe unverſtändlich ſind. Hier möge erwähnt werden ein von Varro überlieferter Spruch, den man nach ſeiner Anweiſung bei Fußleiden, ohne etwas vorher genoſſen zu haben, 27 mal abſingen, dabei die Erde berühren und ausſpeien ſollte:

„Die Erde ſoll das Unheil empfangen, hier ſoll das Hel bleiben!"

Die Ueberreſte der religiöſen Poeſie ſind zu unbedeutend, als daß man über dieſe ein erſchöpfendes Urtheil fällen könnte Ohne Zweifel hatte ſie die Grandezza und Feierlichkeit, welche theils der Natur des Gegenſtandes, theils dem Charakter des römiſchen Volkes und der lateiniſchen Sprache zukam. Von großen künſtleriſchen Leiſtungen konnte in ihr keine Rede ſein Dies verhinderte theils die Roheit der Zeiten, theils der Umſtand, daß ſie ſich vielfach in feſten, ſeit langem geheiligten Ausdrücken bewegte, die man, ſchon aus religiöſer Scheu, nicht

zu ändern wagte, ſelbſt wenn man ſie nicht mehr verſtand. Uebrigens waren die Formeln, die man bei feierlichen Anläſſen anwandte, keineswegs immer, wie manche geglaubt haben, in Verſen. Wie das Beiſpiel anderer Völker zeigt und noch mehr die minder poetiſch angelegte Natur des römiſchen Volkes glaublich macht, waren ſie vielmehr überwiegend proſaiſch abgefaßt, was um ſo weniger zu verwundern, als ſie meiſt kurz waren und ſich deshalb auch ohne das Hülfsmittel eines beſtimmten Metrums leicht dem Gedächtniß einprägten. — Man hat dies verkannt und mit gleichem Unbedacht ſogar angenommen, daß auch alle möglichen Schriftſtücke des älteſten Roms, wie z. B. das Geſetzbuch der zwölf Tafeln, ja ſogar Inſchriften der Meilenſteine in poetiſcher Bearbeitung exiſtirt hätten. — Was erfindet nicht zuweilen die Phantaſie grübelnder Philologen!

Wir gehen nun zu der weltlichen Poeſie der Römer über.

Man ſollte wohl annehmen, daß bei dieſem ebenſo thatkräftigen, als ruhmbegierigen Volke vor allem das Epos gepflegt ſei. In der That haben viele Gelehrte nach dem Vorgang Niebuhrs vermuthet, daß die Entſtellungen, Uebertreibungen und Widerſprüche, an denen die älteſte römiſche Geſchichte leidet, umfangreichen Epen der älteſten Zeit den Urſprung verdanken. Doch iſt dieſe Anſicht heute gänzlich verlaſſen. Auch ſpricht nichts für ſolche Epen, ſelbſt abgeſehen von dem Schweigen der Alten über derartige Dichtungen. Zwar ſind, wie ſelbſtverſtändlich, in der älteſten Geſchichte Roms viel ſagenhafte Elemente, doch haben zu ihrer Geſtaltung weit mehr Kombination, Rhetorik, Neigung zur anſchaulichen Charakteriſtik der Helden und Staatsmänner, endlich Nachahmung der Griechen beigetragen als die heimiſche Dichtung.

Allerdings gab es bei den Römern Lieder zum Lobe der Ahnen. Solche wurden vornehmlich bei Tiſche geſungen, theils von den Gäſten ſelbſt, wie bei den Griechen, theils von ihren

Söhnen. — Sie mögen zum Theil Improviſationen des Augenblicks geweſen ſein, wie die Skolien der Griechen, weit öfter jedoch Wiederholungen älterer, allbekannter Geſänge. — So werden Lieder zum Lob des Romulus und Remus, wie des Coriolanus erwähnt. Und gewiß ward noch mancher König oder Kriegsheld der fabelhaften Vorzeit in gleicher Weiſe verherrlicht. Allein nichts deutet an, daß jemals ſich ein Mann gefunden hätte, der ſolche wenig umfangreichen Produkte zu irgend einer Einheit, wie ſie in den homeriſchen Gedichten erſcheint, verbunden, geſchweige daß Kunſtdichter aus den vorhandenen Sagen eigene Epen geſtaltet hätten. — Uebrigens hörte der Gebrauch an der Tafel das Lob der Vorfahren zu verkünden, bereits viele Menſchenalter vor dem Ende der puniſchen Kriege auf.

Dagegen blieb die gleichfalls uralte Sitte bei Leichenbegängniſſen die Thaten und Eigenſchaften des Verſtorbenen gebührend zu preiſen.

Es war bei den Römern ſeit früher Zeit Brauch die Verdienſte angeſehener Männer (ſpäter auch Frauen) durch Leichenreden zu verherrlichen. Ferner beſtand die Gewohnheit, daß gedungene Weiber die Todtenklage („naenia“) unter Begleitung der Flöte, ſpäter auch der Zither anſtimmten, die Führerin der Schar aber, die ſogen. „praefica“, ein Loblied zu Ehren des Verſtorbenen ſang.

War der Leichnam in die Gruft geſenkt, ſo ward ihm oft eine ehrende Grabſchrift, in Proſa oder Verſen, zu theil. Ein günſtiges Geſchick hat es gefügt, daß wir mehrere ſolcher Denkmäler aus älterer Zeit beſitzen. — Es ſind dies die in dem Grabmal der Scipionen entdeckten fünf Elogien hervorragender Männer jenes Hauſes. Die älteſte Inſchrift mag bald nach dem Jahre 250 v. Chr. Geb. verfaßt ſein, die jüngſte etwa hundert Jahre ſpäter. — Die vier erſten ſind in dem nationalen

Metrum, dem saturnischen verfaßt, die jüngste in elegischen Distichen. Offenbar zeigt sich bei dieser der Einfluß des den Scipionen befreundeten Dichters Ennius, der zuerst dies den Griechen entlehnte Metrum anwendete. — Die Inschriften sind ziemlich gut erhalten, leider aber stammen sie nicht sämtlich von kundigen Verfassern. Es gab nämlich im Alterthum, wie jetzt, Leute, die für Geld Gelegenheitsgedichte anfertigten, ohne genügende Kenntniß der Sprache und Metrik, während die Kunstdichter sich meist zu gut hielten für Lohn zu arbeiten. Daher sind so viele alte Inschriften fehlerhaft in Versbau und Prosodie. — Wir geben hier einige Proben, da sie besser als viele Worte den altrömischen Geist, der alles dem Staat und Ruhm opferte, charakterisiren.

So lautet die Grabschrift des Lucius Cornelius Scipio (Konsul im Jahre 259):

„Es stimmt überein der Römer große Mehrzahl, daß dieser vor Allen der beste Mann unter den Guten war, Lucius Scipio, der Sohn des Barbatus. Er war Konsul, Zensor, Aedil bei euch. Er nahm Corsica und die Stadt Aleria. Den Stürmen weihte er nach Verdienst einen Tempel."

Daß der Anfang dieses Gedichtes nicht Eigenthum des Verfassers war, sondern eine damals auf Grabschriften allgemein verbreitete Formel, zeigt das von Cicero bewahrte Elogium des jenem Scipio gleichzeitigen Aulus Atilius Calatinus:

„Es stimmt überein der Völker große Mehrzahl, daß er vor Allen der erste Mann der Römer war."

Auf dem Sarge eines anderen Lucius Cornelius Scipio, der im Jahre 298 Konsul war, lautet die etwas jüngere Inschrift:

„Cornelius Lucius Scipio Barbatus, der Sohn des Vaters Gnaevus, ein tapferer und kluger Mann; der Konsul, Censor, Aedil bei euch war, Taurasia, Cisauna, Samnium nahm, ganz Lucanien bezwang und Geiseln heimführte."

Von einem allzufrüh Verſtorbenen meldet der Nachruf:

„Der du den Apex (eine turbanartige Kopfbedeckung), den Schmuck des Flamen Dialis getragen haſt, dein Tod bewirkte, daß alles kurzſtundig war, Ehre, Ruf und Tugend, Ruhm und Begabung. Hätteſt du dies in langem Leben nutzen dürfen, ſo hätteſt du leicht durch Thaten den Ruhm der Vorfahren übertroffen. Deshalb nimmt dich gern in ihren Schoß auf die Erde, Publius Cornelius Scipio, Sohn des Publius."

So heißt es in der vierten Inſchrift von einem gleichfalls früh Verſtorbenen:

„Dem das Leben gebrach, nicht die Ehre zur Blüthe, der liegt hier im Grabe, der nie an Tugend übertroffen wurde."

Gleich kurz und treffend, ebenfalls in epiſchem Charakter gehalten, lauteten die poetiſchen Inſchriften, welche die Feldherrn, denen die höchſte Ehre eines römiſchen Kriegers, ein Triumph, zu theil geworden war, nach vollendetem Feſtzug auf dem Kapitol dem Jupiter oder anderen Göttern darbrachten.

So hieß es in einer derſelben:

„Er warf nieder, verjagte, vernichtete die mächtigen Scharen des Feindes."

Ueber dem Eingung des Tempels der Meeresgeiſter, der im Jahre 179 zur Erinnerung an einen im Kriege mit Antiochus dem Großen erfochtenen Seeſieg errichtet wurde, kündete eine Inſchrift, daß die Römer, „um den großen Krieg zu enden und die Könige zu bewältigen", die Flotte der Feinde im Angeſicht des Königs Antiochus und ſeines ganzen Heeres beſiegt, niedergeworfen, zermalmt, verjagt hätten.

Das Gegenſtück zu dieſen prunkvollen Selbſtzeugniſſen bildeten die ſchlichten Verſe, welche die den Triumph begleitenden Soldaten ſangen, oft zum Lobe der Feldherren, noch öfter aber, um ihn zu höhnen. Theils geſchah dies, um der

den Römern wie allen Italienern eigenen Freude an Spott und Schimpf zu fröhnen, theils um den Triumphator zu erinnern, daß auch er ein Menſch ſei und nicht übermüthig werden ſolle, beſonders aber weil ſie häufig mit Recht oder Unrecht meinten, von dem Anführer bei Vertheilung der Beute verkürzt oder ſonſt ſchlecht behandelt zu ſein.

Dieſe uralte Sitte blieb bis in die Kaiſerzeit. Aus dem erſten Jahrhundert v. Chr. ſind uns mehrere Spottlieder dieſer Art erhalten, die an Schärfe nichts zu wünſchen laſſen. Sie können als Beiſpiel für die älteren, verlorenen dienen.

Bei einem Triumph Cäſars ſangen die Soldaten:

„Bürger, wahret eure Frauen; wir bringen einen kahlen Wüſtling. In Gallien haſt du das Geld verhurt; hier haſt du es auf Borg genommen.“ — Bekanntlich hatte Cäſar frühzeitig ſein Haar verloren. — Auch behaupteten ſeine Feinde, daß er nur, um ſeinen Gläubigern zu entgehen, die Eroberung Galliens unternommen habe.

Von anderen militäriſchen Liedern iſt nichts bekannt, obwohl ſolche unmöglich gefehlt haben können.

Auch ſonſt liebten die Römer ſeit älteſter Zeit ihrem Groll gegen hochgeſtellte Männer durch Gaſſenhauer Luft zu machen, die, wie das Beiſpiel Pompejis und Herculanums zeigt, mit flüchtigem Griffel oder auch Pinſel an die Mauern der Häuſer geſchrieben wurden und ſo ihre Runde durch die Bürgerſchaft machten. — Wir haben noch eine Menge ſolcher Pasquille, freilich meiſt aus der Kaiſerzeit, wo die Beſchränkung der Redefreiheit viele anonyme oder pſeudonyme Publikationen hervorrief. — Noch im vierten Jahrhundert n. Chr. verſiegte den Römern nicht der Witz. Als Conſtantin der Große ſeinen Sohn Criſpus, ſpäter ſeine Gattin Fauſta hatte hinrichten laſſen, ſchrieb ein vornehmer Mann, Ablavius, an die Thür des kaiſerlichen Palaſtes:

„Wer vermißt noch des Saturnus goldene Zeiten? Die unſeren ſind gar von Edelſtein, doch von dem des Nero.“

Es war eine häufige Schmeichelei zur Zeit der Kaiſer, das goldene Jahrhundert ſei zurückgekehrt. — Ablavius meint, die Gegenwart gleiche ſogar einem Edelſtein, aber freilich dem nach Nero, dem Mutter- und Brudermörder benannten.

Die Thätigkeit der älteſten Römer war noch weit mehr als die der Griechen in ihrer Blüthezeit vornehmlich dem Staat gewidmet. Aber auch das Privatleben behauptet ſeine Rechte. Betrachten wir nun die Dichtungen, die auf dieſes Bezug hatten.

Zunächſt verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſolche Lieder den Römern nicht fehlten, deren Exiſtenz ſo zu ſagen in der Natur der einzelnen Menſchen, ſowie der menſchlichen Familie begründet iſt. — So wiſſen wir ſicher, daß es Trinklieder gab. Und bedarf es eines Zeugniſſes für Liebeslieder? Die geſchlechtliche Neigung iſt ja das Gefühl, das ſich am wenigſten in den konventionellen Feſſeln der alltäglichen Proſa zu halten weiß.

Immerhin darf man annehmen, daß auch in den römiſchen Trink- und Liebesliedern, entſprechend dem Charakter des Volks, das realiſtiſche Element auf Koſten des idealiſtiſchen beträchtlich vorgewogen hat.

Ebenſo gab es natürlich Geſänge, um Kinder einzuſchläfern oder zu beruhigen und willig zu machen. Ebenſolche werden erwähnt für die Kinderſpiele.

Von dieſen haben wir noch einige Beiſpiele, freilich aus ſpäterer Zeit. So hieß es bei einem Spiel, das den Sieger zum König machte (auch die Vorſitzer bei Gelagen hießen Könige):

„König wird, wer recht thut, wer nicht recht thut, wird es nicht.“

Bei einem Wettlauf rief der Leiter des Spieles:

„Die Krätze ſoll kriegen, wer zuletzt zu mir kommt.“

Wie bekannt, war bei den Römern der älteſten Zeit, bis

zum erſten puniſchen Kriege, durchaus der Ackerbau die Grundlage ihres geſamten Lebens; der Ackerbau und was ſich an ihn anſchloß, bildete neben den politiſchen Intereſſen faſt die einzige Beſchäftigung des Bürgers in Zeiten des Friedens.

So hat es denn auch nicht an Liedern der Bauern und Hirten gefehlt, die freilich wohl zum größten Theil dem Gebiete der religiöſen Dichtungen, der Zauber- und Beſchwörungsformeln u. dgl. angehört haben.

In dem mühſamen Beruf des Landmanns giebt es einen Lichtpunkt: die Ernte; in Italien außerdem die Weinleſe. — Bei dieſer Gelegenheit vergaß der von harter Arbeit zur Erwerbung des täglichen Brotes geplagte, dazu ſo oft von inneren Wirren oder Kriegen mit den Nachbarn in Anſpruch genommene Römer den Kampf um das Daſein, und die angeborene italieniſche Fröhlichkeit trug den Sieg davon über den Ernſt und die Würde („gravitas“), die ſonſt als wichtigſte Eigenſchaft jedes Römers galten. — Dieſen ländlichen Feſten vornehmlich verdankt bei den Römern wie bei den Griechen das Drama ſeinen Urſprung. Denn die ſüdliche Lebendigkeit begnügt ſich nicht, wie meiſt der Nordländer, in geſchloſſenen Räumen und einzeln oder in kleinem Kreiſe ſich des Lebens zu freuen. Man zieht am liebſten in dichten Haufen mit möglichſt großem Lärm und Gepränge durch die Straßen, und ſo entſteht von ſelbſt Tanz, Geſang in Chören und Wechſelrede. Dieſem Getreibe kommt zu ſtatten das milde Klima.

Aus ſolchen Anfängen entwickelte ſich in Attika neben der Komödie die höchſte Gattung der Poeſie — die Tragödie; in Rom fand mehr Scherz und Schimpf eine Stätte, wozu, neben der italieniſchen Spottluſt und der Neigung einmal gründlich den meiſt ſehr ſchweren Druck des Lebens zu vergeſſen, die bei jenen Gelegenheiten unbeſchränkte Redefreiheit, ferner die dabei üblichen Maskeraden gleichſam einluden.

So entstanden die drei ältesten Arten des römischen Dramas, wohl zu scheiden von den seit dem Jahre 240 durch Livius Andronicus eingeführten Nachahmungen der Griechen: Satire, Fescenninus, Atellana.

Ueber das Wesen der Satire kursiren noch heute viel irrige Meinungen, was nicht zu verwundern, da selbst die Alten darüber viel Unklares oder Falsches berichten. — Meist wurde die „satura“ von dem griechischen σάτυρος abgeleitet. Danach sollte diese Dichtungsart, die angeblich von den üppigen und übermüthigen Begleitern des Bacchus ihren Namen hatte, ganz dem Scherz, Spott und Muthwillen gewidmet sein, ähnlich dem satyrischen Drama der Griechen.

Allein dem widerspricht zunächst der Umstand, daß dergleichen Stoffe unzweifelhaft die Domäne der Fescenninen waren, ferner die Thatsache, daß die Satiren des Ennius, des ältesten Vertreters dieser Dichtung, von dem wir genaueres wissen, nach den Fragmenten zu urtheilen, mindestens eben so oft Ernstes, ja Erhabenes, als Komisches oder Alltägliches behandelten. — Deshalb ist ohne Zweifel vorzuziehen die gleichfalls altüberlieferte Ableitung des Wortes „satura“ von „satur“ = „reich“, „mannigfaltig“, „vollgepfropft mit allen möglichen Dingen“. Danach sind „saturae“ Gedichte buntesten Inhalts, wie er den mannigfachen Bildern alltäglichen Lebens, aus dem sie in echt römischer Weise ihre Stoffe schöpften, entspricht; auch wohl solcher, in denen, wie in einem Potpourri, die verschiedensten, selbst entgegengesetzte, Situationen oder Empfindungen vorgeführt werden.

Die Satiren wurden sicher oft in der Form des Gespräches resp. Wechselgesanges aufgeführt, wie sie auch noch bei Ennius vielfach erscheinen; ob dies jedoch stets geschah, läßt sich nicht entscheiden. — Was den Inhalt anlangt, so war derselbe, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, zwar sehr verschieden, doch

werden wir nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß die Satire hauptsächlich den Ernst des Lebens vorführte, und deshalb meist in würdigem, zuweilen selbst feierlichem Tone gehalten war.

Jedenfalls hatte das, was wir jetzt unter „Satire", „satirisch" verstehen, mit der ältesten Dichtungsart dieses Namens sehr wenig zu schaffen.

Erst der römische Ritter Lucilius (180—102 v. Chr.) verlieh der Satire den Charakter, welchen sie seitdem behalten hat, d. h. er machte sie zu einem Gedicht, welches durch Spott und Tadel die Gebrechen und Fehler des Einzelnen wie der ganzen Gesellschaft zu heben und damit zugleich bessere Zustände des gesellschaftlichen Lebens anzubahnen suchte. — Sein Beispiel ist dann für alle Zeit maßgebend geblieben.

Dagegen war dem Scherz und Hohn von Anfang an gewidmet der Fescenninus (ein Wort, dessen Ableitung unbekannt ist). Namentlich wurden bei den Lustbarkeiten der Ernte und Weinlese (wie bei anderen Gelegenheiten) übelberüchtigte Personen oft von Einzelnen oder ganzen Haufen verhöhnt, wie denn überhaupt die Sitte der Katzenmusiken, wie alle andern Arten der Lynchjustiz, im Alterthum eben so häufig war, als in der Neuzeit. Die Urheber dieser und ähnlicher Scherze wahrten ihre Anonymität, wie die Darsteller der Atellanen, durch roh aus Rinde geformte Masken. — Doch tändelte lange der entfesselte Uebermuth, wie Horaz sagt, in liebenswürdiger Weise, bis der Unfug allmählich so stark wurde, daß schon in den zwölf Tafeln die Beleidigung mittelst schmähender Gedichte mit Todesstrafe bedräut wurde, die aber selten genug ausgeführt sein mag. — Sicher ist jedoch, daß die Fescenninen allmählich in Verfall und Verruf geriethen. Zu Ciceros Zeit und später wurden nur noch Hochzeitslieder (Epithalamien) mit diesem Namen bezeichnet. Mit solchen wurde nämlich das

Brautpaar vor der Vermählung empfangen, und auch nach der Zeremonie erſchallten Sänge zu ſeiner Ehre, nicht immer beſonders feine und züchtige. — Noch von dem genialſten Dichter der nachklaſſiſchen Zeit, Claudianus, ſind kurz vor dem Zuſammenbruch des Römerreichs „Fescenninen" verfaßt zur Vermählung des Kaiſers Honorius mit Maria, der Tochter ſeines Vormunds Stilicho, von denen der letzte trotz alles Wandels der Jahrhunderte und Sitten, trotz Hofetiquette und Chriſtenthum lebhaft an den Muthwillen und Uebermuth erinnert, der in Catulls Gedicht auf die Hochzeit des Manlius und der Vinia ſein Weſen treibt.

Am beſten ſind wir über die dritte Art des altrömiſchen Dramas unterrichtet: die Atellane, nur daß deren Name noch heute nicht genügend erklärt iſt. Die Alten bezeichnen ſie oft als „Oscum ludicrum", als eine Spielgattung, die aus Campanien, dem Sitz der ausgelaſſenen und ſittenloſen Osker, nach Latium eingewandert ſei. Ja, der Geograph Strabo, in Sachen der römiſchen Litteratur freilich eben ſo unzuverläſſig wie alle anderen Griechen, behauptet, es würden noch in ſeiner Zeit (um 15 n. Chr.) Stücke in oskiſcher Mundart in Rom aufgeführt. — Allein ſolches iſt überhaupt nie geſchehen, am wenigſten damals, wo dieſe ſogar in ihrer Heimath erloſchen war. — Der Inhalt der Atellanen war, ähnlich wie bei den Fescenninen, hahnebüchen, burlesk, gemein, oft bis zur Unfläthigkeit. Doch ſcheint in denſelben mehr das perſönliche Element des Spottes und Schimpfes zurückgetreten zu ſein, und dies möchte der Unterſchied zwiſchen den beiden Dichtungsarten ſein. — Entſprechend jener Beſonderheit war es, daß in der Atellane wie im Volksluſtſpiel des neueren Italiens ſtehende Charaktermasken wiederkehrten, beſonders der Maccus, unſerm Hanswurſt oder Harlequin vergleichbar, der Bucco (von „bucca", dem volksthümlichen Ausdruck für Mund), ein Paraſit, ebenſo

freßluſtig wie redſelig, Pappus ein geſchwätziger und vertrauensſeliger Alter, endlich der Doſſennus, (von „dorsum“, Rücken), wahrſcheinlich ein buckeliger Induſtrieritter und Intrigant, der zugleich von Weisheit überfloß, der „dottore“ der modernen italieniſchen Komödie.

Sonſt war der Inhalt dem Alltagsleben, ländlichem oder ſtädtiſchem, wie es ſich in den unteren Kreiſen der Geſellſchaft abſpiegelt, entlehnt und entſprechend derb, ja grotesk behandelt.

Alles dies aber läßt im Ungewiſſen die Erklärung des Namens „Atellana“; denn die oben geſchilderten Eigenheiten dieſer Dichtungsart ſtimmen ebenſo zum latiniſchen wie zum kampaniſchen Volkscharakter. Außerdem war die Atellane ſeit uralter Zeit in Rom eingebürgert. Für die Sympathien, deren ſie genoß, iſt bezeichnend der Umſtand, daß ſie das einzige Bühnenſpiel war, das bis zur Zeit des Auguſtus von Römern ohne Verluſt ihres Bürgerrechtes und ohne Rüge ſeitens der Cenſoren aufgeführt werden durfte, während alle übrigen Arten, wenigſtens ſeit der neuen Kunſtſchule des Livius Andronicus (240 v. Chr.), von Nichtrömern, meiſtens griechiſchen Sklaven und Freigelaſſenen, ausgeführt wurden.

Wahrſcheinlich iſt die Benennung „Atellana“ erſt ſpäteren Urſprungs. Ob ſie aber daher rührt, weil in Atella, der zweiten Stadt Campaniens, dergleichen Poſſen mit beſonderer Fertigkeit gepflegt wurden, oder ſolche ſo zum Spott der Atellaner genannt wurden, ſei es von den Campanern, ſei es nach Niederwerfung dieſes Ortes, der im zweiten puniſchen Kriege mit Capua zu den Karthagern abgefallen war und nach ſeiner Wiedereroberung wie dieſes grauſam gezüchtigt und ſeiner ſtädtiſchen Rechte beraubt wurde, von den Römern (man vergleiche die deutſchen „Schildbürgerſtreiche“, „Krähwinkeleien“), bleibt ungewiß.

In die Litteratur eingeführt und dadurch, ebenſo wie die

Satire und der Mimus, ſtark gräciſirt ward die Atellane zu Sullas Zeit von den Dichtern Pomponius und Novius. Doch blieb ſie mit dem Mimus bis zur ſpäteſten Kaiſerzeit immer das Symbol der Frechheit und Obſcönität.

Der Mimus kann hier füglich übergangen werden, obwohl er trotz ſeines griechiſchen Namens (= Nachahmer, nämlich des Alltagslebens) ohne Zweifel bei den urſprünglichen Bewohnern Italiens ebenſo von alters her beſtand, wie bei den ſtammverwandten griechiſchen Einwanderern. Man verſtand unter „mimi“ Tauſendkünſtler („scurrae“), die entweder einzeln oder in Kompagnie herumzogen, um durch gute und ſchlechte Späße, Zoten, Geſang, Tanz und Geſtikulation die Leute zu vergnügen und ſich ſo das Brot zu verdienen; ebenſo hieß das Gewerbe „mimus“. Oft wurden dieſelben auch von reichen Leuten zur Beluſtigung des Hauſes unterhalten, wie ſpäter die Hofnarren, um namentlich bei der Tafel ihre Herren zu erheitern. — Ein ſolcher Wettſtreit zweier „scurrae“, von Horaz in der Satire „Die Reiſe nach Brundiſium“ geſchildert, zeigt, wie populär jenes Geſchlecht bei den Römern war und wie ſelbſt geiſtreiche Männer an den ziemlich faden oder hahnebüchenen Scherzen ſolcher Leute Gefallen fanden. — Da jedoch die künſtleriſche Ausbildung des Mimus erſt in die Zeit Ciceros fiel, ſo kommt derſelbe hier nicht in Betracht.

Wir haben geſehen, daß, abgeſehen von der Tragödie, es keine Dichtungsart gab, deren Urſprünge ohne jede Nachahmung der Griechen ſich nicht auch in Latium nachweiſen ließen. Woher kam es nun, daß trotzdem jene Anfänge nicht zur Blüthe kamen, vielmehr großentheils verkümmerten, das Latein verwilderte, ſo daß, als Rom ſeit der Mitte des 5. Jahrhunderts d. St. einen neuen geiſtigen Aufſchwung nahm, die römiſche Dichtung verachtet war bei den Eingeborenen wie bei den Fremden, die ſie bald umgeſtalteten, da ſie von Livius Andronicus

und ſeinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen aufgebaut und zugleich die Sprache reformirt ward.

Es kann dies nicht an mangelnder Befähigung des latiniſchen Stammes liegen. Denn wenn derſelbe auch nicht zu den am meiſten muſiſch begabten Mitgliedern der ſogenannten indogermaniſchen Völkerfamilie zählt, ſo gehört er noch minder zu den am wenigſten begünſtigten, ſteht vielmehr im Gebiete der Dichtung und Kunſt, wenn auch nicht produktiv, ſo doch rezeptiv den engverwandten Griechen am nächſten.

Es war der eherne, erbarmenloſe Gang der römiſchen Geſchichte ſeit Vertreibung der Könige, welcher die Poeſie theils tödtete, theils im Wachsthum behinderte. Wie die Träger der Weltgeſchichte, durch die Staaten begründet, erhöht oder auch zum Abgrund geführt werden, die oft ganzen Völkern oder Epochen den unvertilgbaren Stempel ihrer mächtigen Hand aufdrücken, ſelten Zeit und Stimmung finden die zarten und milden Eigenſchaften der menſchlichen Begabung zu pflegen, ſo war es bei dem geſamten Römervolke. In den ſchweren Jahrhunderten, die nach der glänzenden und kunſtliebenden Regierung der letzten Könige folgten, faſt ohne Unterbrechung von äußeren Kriegen und inneren Zwiſten ausgefüllt, erſtarb der muſiſche Geiſt und konnte nicht aus ſich ſelbſt, ja zunächſt nicht einmal durch Anſchluß an die vor allen Völkern poetiſch begabten Griechen wieder zu neuem Leben erweckt worden. Die Begründer und Mehrer der ſeit dem Ende des erſten puniſchen Krieges in Nachahmung der Griechen entſtandenen Dichtungen waren 150 Jahre hindurch größtentheils Nichtrömer. Zunächſt bot ein äußerer Umſtand, das Aufkommen der Bühnenſpiele, den Anlaß zu ihrer Thätigkeit, weshalb auch die ſpäteſte Frucht der dichteriſchen Entwickelung, das Drama, im Anfang der neuen geiſtigen Bewegung Roms ſtand. Ihm ſchloß ſich bald das Kunſtepos an.

Doch über Entſtehung und Entwickelung der römiſchen Kunſtdichtung iſt in der Einleitung der erwähnten Arbeit ausführlich gehandelt worden.

Entſprechend der geringen Pflege, welche die Poeſie in den drei erſten Jahrhunderten der Republik zu Rom fand, iſt die Thatſache, daß für alle Dichtungsarten ohne Unterſchied ein Metrum genügte (wenigſtens läßt ſich die Benutzung anderer nicht erweiſen), nämlich das ſaturniſche oder fauniſche. Jenen Namen hatte es (zur Bezeichnung ſeines grauen Alters) von Saturnus, der, nachdem ihn Jupiter entthront, in Latium geherrſcht haben ſollte, dieſen von dem Gott der Felder und Wälder, Faunus, dem es zur Verkündung ſeiner Orakel diente.

Es war gebaut, wie alle Verſe der Römer und Griechen, mit ſtrenger Beobachtung von Länge und Kürze, nur mit gewiſſen durch die damalige Ausſprache des Latein bedingten Modifikationen der Quantitäten, wie ſolche auch bei den älteſten Dramatikern der Römer ſich finden.

Während das urſprüngliche Metrum der Griechen naturgemäß daktyliſch war, beſteht der Saturnier, entſprechend dem Bau der lateiniſchen Sprache, aus Jamben und Trochäen. Seine urſprüngliche Geſtalt zeigt das folgende Schema:

So begann die lateiniſche Odyſſee des Livius Andronicus:

Den Mann, den liſtenreichen, | künde mir, Camene!

Allein ſolche ganz rein gehaltene Verſe finden ſich nirgends. Zunächſt war es erlaubt, überall ſtatt der kurzen Senkung eine lange zu verwenden, wenn dies auch nach dem Einſchnitt hinter

der erſten, iambiſchen Hälfte ſelten geſchah, ferner durfte jede Hebung durch zwei Kürzen erſetzt werden, wie ſolche auch gelegentlich ſtatt der langen Senkung verwandt wurden. Auch der Einſchnitt wurde zuweilen vernachläſſigt. Endlich fand, wie in der älteren deutſchen Metrik, häufig eine Unterdrückung der Senkung ſtatt, d. h. nur der dritten und ſechſten, eine Erſcheinung, die uns übrigens auch ſchon in der Griechen lyriſcher Dichtung begegnet. — Noch ſonſt hatte der Saturnier manche Beſonderheiten, die ihn theilweiſe von der Verskunſt der dramatiſchen Dichter ſeit Livius, noch mehr von der des Ennius und ſeiner Nachfolger auffällig unterſcheiden. Uebrigens iſt gar manches in den Geſetzen desſelben bis zur Stunde zweifelhaft und dürfte kaum je ganz entſchieden werden, da die in jenem Maß verfaßten Ueberreſte der Litteratur wenig zahlreich, überdies durch die Unwiſſenheit der ſpäteren Römer, dann der Abſchreiber des Mittelalters vielfach ſtark verderbt oder willkürlich verändert ſind. Die ſaturniſch gehaltenen Inſchriften aber ſind deshalb keine zuverläſſigen Zeugniſſe, weil ſie großentheils von wenig gebildeten Verfaſſern herrühren.

Noch die älteſten Kunſtdichter Livius und Nävius verwandten dieſen Vers bei ihren Epen, Jener zur Uebertragung der homeriſchen Odyſſee, Dieſer zur Verherrlichung des erſten puniſchen Krieges, in dem er unter den Bundesgenoſſen der Römer mitgefochten hatte. Als aber der größte und begeiſtertſte Vertreter des Hellenismus, Quintus Ennius, der zuerſt in ſeinem Epos, den „Annalen", Roms Heldenthaten vom Beginn bis auf die Gegenwart im Versmaß Homers zu beſingen wagte, bei der zweiten, ums Jahr 184 erfolgten Ausgabe des Werkes mit Spott der Verſe gedachte, „welche einſt die Faunen und Barden ſangen, als Niemand die Klippen der Muſen erklommen hatte, noch ſich der Rede Kunſt befliß", da waren die Tage des ehrlichen Saturniers gezählt. Er verlor ſich ſchnell aus dem

Gebrauch, ward vergeſſen und verachtet, in der Regel nur noch als Beweis altväteriſcher Roheit und Unmanierlichkeit erwähnt. Die Geſetze ſeines Baus aber waren ſchon den Gebildeten, ja ſelbſt den Sprachgelehrten zur Zeit des Cicero und Horaz völlig unklar. Viele hielten den Saturnier gar nicht für ein Metrum, ſondern für einen „Rhythmus", mit welchem Namen die Grammatiker des Alterthums alle Verſe bezeichneten, deren Geſetze zu entziffern ſie nicht im ſtande waren.

Das nordiſche Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts,

ſonderlich in Hinblick auf das Schweizerhaus.

Von

Dr. Wilhelm Goetz

in Waldenburg bei Baſel.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1891.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Die ſchönen Worte Eugen Kölbings in deſſen Uebertragung von „Die Geſchichte von Gunnlang Schlangenzunge“: „Der Tag wird kommen, wo jene Erzählungen, deren Wiege inmitten der Felsberge Islands geſtanden hat, zwiſchen den Alpen wiederholt werden, wo ihre individuelle Schönheit von allen ziviliſirten Nationen genoſſen werden wird“, ſind kein frommer Wunſch mehr. Die nordiſchen Sagas von der Nialsſaga bis zur Hervararſaga ſind uns zu eigen geworden, nicht zu rechnen die uns mit dem Norden gemeinſamen Sagen, wie wir denn nur an Romangs „Frieſenwäg“ „aus gruſam alter Zyt“ zu erinnern brauchen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir dem Anfange dieſes außerhalb der Schweiz wenig bekannten Gedichtes, das ſo ſehr den Ton altnordiſcher Balladen anſchlägt, hier als einer Folie Raum geben:

D'r Frieſenwäg.

(Dialekt des Saanenthales im Berner Oberlande.)

D'r Chüjer ſeit zum Meiſterchniächt:
„I d's Thal embry grad wollt' ich g'ſchwind,
Es blanget mich na Wyb u Chind,
Jetzt acht mir zu mim Sachli recht.
Un Eis vor Allmu mußt mir loſen,
Süſt biſt du z'Hand in böſen Hoſen:
B'ſchlüß d' Stallthür nit, i wollt's nit han,
La's wyt u wagen offen ſtahn.

Es iſt nit Blug, es iſt mir Aeriſt.
Uens Stiefeli iſt hie etwäriſt
Grad buwes uf en Frieſenwäg,
D'rum b'ſchlüſſ nit, ol ſüſt biſt nit zwäg!

„Vor ſchüſter, gruſam alter Zyt
Zſt d's Frieſenvolch i d's Ländli chon,
Het B'huſig hie u Triſtig g'non,
Wahar daß chon iſt weiß nu nit.
Hergägen g'hört van Zyt zu Zyten
Mu's dütlich in den Bergen lüten;
G'hört rüefen u d' Harſchhoren gan,
Glychanhi chunnt's mit Roß u Man; —
Sie müeßen us den Gräbern ſtygen,
Uf ſälbem Wäg, wo chon ſie ſygen,
Heimgan i d's uralt Heimatland, —
D'rum los, b'ſchlüß d' Stallthür nit de z' Hand![1]"

Die Kenntniß der alten nordiſchen Welt, ſei ſie Island insbeſondere, ſei ſie Skandinavien überhaupt, iſt uns nahe gerückt; und in dem Gedenken, jüngſt zumal angeregt durch F. Vetters (Bern) Reiſeſchilderungen aus Island, der den Stätten der Nialsſaga[2] nachgegangen, betreten wir das baugeſchichtliche Gebiet des Nordens, unſer Augenmerk auf das nordiſche Wohnhaus und deſſen Eigenart richtend, doch nicht ohne ähnliche Erſcheinungen auf unſerem Schweizerboden vergleichend heranzuziehen.

Ein Franzoſe, Charles d'Ogier, welcher im ſechzehnten Jahrhundert Schweden bereiſte, erzählt von den hervorragendſten Bauernwohnungen, den Paſtoraten, daß ſie ſehr niedrig geweſen ſeien und von außen einem Gänſe- oder Hühnerſtalle ähnlich ausgeſehen hätten.[3] Und doch waren dieſe Wohnungen königlichen Geſchlechts, konnten ihre Herkunft von jenen Königshallen ableiten, in welchen vordem Hunderte von Männern Platz gefunden, wenn der Skalde von Walhalla ſang und von „Nordens hohen Göttern". Aber neue und beſſere Formen waren im Laufe der Jahre aufgekommen; und, von dem Adel ſowohl als

oen Bürgern aufgegeben, hatte die alte Bauart ſich unter die Bauern zurückgezogen. Was ſie hierdurch an Prunk einbüßte, gewann ſie an Verbreitung; und hartnäckig hielt ſie auf ihrem letzten Gebiete aus, indem ſie ihre Stärke darin beſaß, daß ſie den Bedingungen des Lebens entſprach, wie denn die in den Bauernwohnungen zur Geltung kommende Grundidee in der Einheit des Aufenthaltsortes für alle Hausgenoſſen ohne Ausnahme beruht.

Den beherrſchenden Mittelpunkt bildete die Feuerſtätte, welche innerhalb dieſes Kreiſes ihre Fürſorge über Alle erſtreckte, aber auch jeden Verſuch, beſondere Räume für eigenen Gebrauch abzuſondern, unter den Bann ſtellte und mit Ausſchließung von ihrer Wärme ſtrafte.

Es erinnert uns dies an das niederſächſiſche Haus. „Die Wohnung eines gemeinen Bauern", ſagt Juſtus Möſer, der wackere Verfaſſer einer Osnabrückiſchen Geſchichte, der Geſchichte ſeines Vaterlandes, in der er hauptſächlich die alten Verfaſſungs-, Rechts- und Sittenzuſtände unterſucht, „iſt in ihrem Plane ſo vollkommen, daß ſolche gar keiner Verbeſſerung fähig iſt und zum Muſter dienen kann. Der Herd iſt faſt in der Mitte des Hauſes und ſo angelegt, daß die Frau, welche bei demſelben ſitzt, zu gleicher Zeit alles überſehen kann. Ein ſo großer und bequemer Geſichtspunkt iſt in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzuſtehen, überſieht ſie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt Denen, die hereinkommen, heißt ſolche bei ſich niederſetzen, behält ihre Kinder und ihr Geſinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, ſpinnt immerfort und kocht dabei — und ruhet nimmer. Ihre Schlafſtelle iſt hinter dieſem Feuer, und ſie behält aus derſelben eben dieſe große Ausſicht, ſieht ihr Geſinde zur Arbeit aufſtehen und ſich niederlegen, das Feuer verlöſchen und anbrennen und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh freſſen und beachtet Keller

und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen." —

Die Heerstraße führt von den Bauernhäusern mit den bis zum Erdboden reichenden Dächern zur Stadt.

Dänemarks Städte weisen im sechzehnten Jahrhundert durchweg die vier Stufen auf, welche die Gebäude des Landes in ihrer Entwickelung seit den ältesten Zeiten bis heute durchlaufen haben: Häuser aus Holz, Fachwerkbauten aus Lehm, solche mit Mauersteinen, grundgemauerte. Zum letzten Male treten sie da noch nebeneinander auf; denn schon im siebzehnten Jahrhundert sind die Holzbauten aus den Städten völlig verschwunden. Indem sie noch so gemeinsam auftreten, gewähren sie uns ein Bild des Weges, den der menschliche Erfindungsgeist sich trotz allen Hindernissen zu bahnen gewußt hat.

Am Ausgang des Jahrhunderts war die gewöhnliche Bauart in allen einigermaßen wohlhabenden Städten die folgende: Fachwerk, nach der Straße zu mit einer zierlichen Front, deren Getäfel mit Mauersteinen gefüllt war, während die drei anderen Hausseiten sich nach alter Weise mit lehmgefülltem Getäfel genügsam darstellten. Viele dieser Fachwerkhäuser waren wenigstens zwei Stockwerke hoch, wie denn das Domkapitel der Frauenkirche zu Kopenhagen Jedem, der in dem Bereiche desselben bauen wollte, ausdrücklich die Bedingung auferlegte, in besagter Höhe zu bauen. Auch hatte es gewiß seinen guten Grund, wenn das vorgeschriebene Meisterstück der Zimmerleute in Kopenhagen darin bestand, daß ein Haus von zwei Höhen (Stockwerken) erstellt werden mußte. In diesem Falle war das obere Stockwerk häufig niedriger, als die „Stube"; das Erdgeschoß dehnte sich dabei unter der letzteren hinaus, und das Dach ragte über beiden Geschossen.

Es war eine echte Zimmerwerk-Konstruktion. Und jener Baustil, nicht unähnlich dem der Schweizer Holzbauten,[4] stand

in inniger Harmonie ſowohl mit der Beſchaffenheit des angewandten Baumaterials als auch mit den Anforderungen der häuslichen Bequemlichkeit. Die weit hinausragenden Dächer und oberen Stockwerke dienten dazu, ſowohl das obere Gebälke mit den freiſtehenden Balkenköpfen als auch die Schwelle gegen Regen zu ſchirmen; unterhalb derſelben konnte man Buden aufſchlagen, konnten Bänke auf der Straße unbehelligt ſtehen, konnte endlich auch ein offener Söller („Laube", wie man in der Schweiz ſagt) an der Hofſeite zweckmäßig angelegt werden. In welchem Grade man indes die Sache übertreiben konnte, was ohne Zweifel in Skandinavien gerade ſo gut geſchehen iſt, wie anderswo, davon bekommen wir eine Vorſtellung durch einen gleichzeitigen Bericht aus England. In York, Englands „zweiter" Stadt, gab es ein Wohnhaus, deſſen oberſtes Stockwerk nicht weniger als fünfzehn Fuß über die Schwelle hinüberragte. Erſt durch eine Verordnung von 1683 wurde in Kopenhagen dieſe Bauweiſe verboten, und dies wegen der durch ſie entſtehenden Einengung der Straßen. Das war anderweit freilich nicht anders, und ſo darf es uns nicht wunder nehmen, wenn ſchon zu Heinrichs IV., deutſchen Angedenkens, Zeit, wie Lambert von Hersfeld von dem „hiligen" Köln erzählt, die Straßen das Menſchengedränge nicht faſſen konnten.

Fügen wir hinzu, was Gladbach in ſeinem „Die Holz-Architektur der Schweiz" von den Schweizerhäuſern ſagt. „Dieſe Holzbauten," ſo äußert ſich der Kenner, „ſind auch für den Kunſthiſtoriker dadurch intereſſant, daß ſich einestheils deren allmähliche Entwickelung oder gänzliche Umgeſtaltung, anderntheils deren weſentlich unveränderte Erhaltung im Laufe der letzten drei Jahrhunderte deutlich nachweiſen laſſen, indem die Zeit der Erbauung an vielen Häuſern ſorgfältig eingeſchrieben iſt. Die Mannigfaltigkeit, wie auch häufig die Eleganz der dabei angewandten Formen, welche ſtets der Natur des Holzes dadurch

angepaßt ſind, daß ſie weniger quer die Spiegelfaſern durchſchneiden, weit mehr ſich denſelben anſchmiegen, beweiſen die Geſchicklichkeit der damaligen ſchlichten Handwerker, welche gleiche Freude an der Arbeit wie am Lohne ſuchten.

In der Neuzeit iſt dieſer Bauſtil bei Landhäuſern und dergleichen ſelbſt in den fernſten Gegenden den veränderten Bedürfniſſen angepaßt worden, und große Etabliſſements im Oberland wie auf Maloja in Graubünden wetteifern mit Hülfe der Dampfkraft in der Reprobuzirung dieſes eigenthümlichen Holzbaues. Das Schweizerhaus ſpiegelt die Sitten und das Leben der Gebirgsbewohner, ſowie deren verſchiedene Nationalitäten und zeigt auf einem verhältnißmäßig engen Terrain ſowohl in konſtruktiver als dekorativer Hinſicht eine große Mannigfaltigkeit, nicht allein gruppenweiſe nach den Kantonen getrennt, ſondern auch in den größeren Thälern derſelben Kantone verſchieden, wenn auch oft nur dem geübten Auge bemerkbar."

Treten wir nunmehr in das zürcheriſche Wohnhaus des ſechzehnten Jahrhunderts, Umſchau haltend, ein. Zürich lockte in alter wie neuer Zeit den Wanderer.

Denn „bei der Eidgenoſſenſchaft
Hat dieſe Stadt durch Tugendkraft
Zu ſolcher Achtung es gebracht,
Daß ſie zum Vorort ward gemacht." (Fiſchart.)

Unſer nächſtes Ziel ſind die oberen Theile des Hauſes. Dahin gelangen wir auf einer ſteinernen gewundenen (Schnegg) oder einer hölzernen, gerade fortlaufenden Stiege. Beim Abſatze des erſten Stockwerks biegen wir ab und erreichen unmittelbar oder durch eine Gemachthüre die untere „Laube" (gangartiger Anbau). Dieſe iſt nach der Hinterſeite des Hauſes gelegen, hat einen „Blättliboden" (Steinplattenboden) und dient bei ungünſtiger Witterung als willkommener Tummelplatz der fröhlichen Kinderwelt. In den heißen Sommertagen aber wird ſie

zum angenehmen Verſammlungsplatz der Hausbewohner bei ihren täglichen Mahlzeiten. Hier blendet uns ſofort das „Blattengeſtell“ (Geſchirrrahmen), denn auf ihm ſpiegelt ſich das blankgeſcheuerte Zinngeſchirr, beſtehend aus Platten und Schüſſeln für alle Zwecke.

Von hier geht es in die Wohnſtube. Welch eine Fülle von wohlthuenden Eindrücken überraſcht uns da! Zunächſt richtet ſich unſer Auge nach der langen Fenſterreihe, deren überſpannte Bogen von einem kunſtreich in Stein gehauenen Mittelpfeiler geſtützt werden. Durch die in Blei gefaßten, runden oder vieleckigen Scheiben ſchweift unſer Blick nach dem ehrwürdigen Rathhauſe gegenüber oder hinab in das bunte Gewühl des Marktes zu unſeren Füßen. Und ſchauen wir zurück in das Innere der Stube nach den mit zierlichem Schnitzwerk vertäfelten Wänden! Auf der einen Seite gegen die „Laube“ erregt unſere Bewunderung der mächtige Ofen aus glaſirten, einfarbigen oder bunt bemalten Kacheln. Seine untere Hälfte, auf einer von kurzen Säulen getragenen Steinplatte, hat die Form eines Würfels; die obere iſt ſechseckig. Längs den Wänden laufen Bänke oder vielmehr Kiſten mit beweglichen Deckeln, zum Sitzen mit Bank„küſſi“ (-Kiſſen) belegt. Eine lange Bank gegenüber den Fenſtern nimmt das Büffet ein. In ſeiner Mitte ſteht auf „gewürkter Tecki“ (gewirkter Decke) ein irdenes Geſchirr mit Henkeln, deſſen friſch gepflückter Blumenſtrauß köſtlich duftet. Die oberen Abſätze ſind mit zinnernen Becken und Schalen ausgeſtattet.

Wir gehen weiter in die Jungfrowen-Kammer, welche den dienſtbaren Geiſtern des Hauſes angewieſen iſt. Ihr waren nur die nothwendigſten Geräthe zugetheilt, eine „ufgerüſte“ Bettſtatt mit einer „Federſtecki“, ein „Spanbett“ mit einem Laubſack und zwei „Teckinen“.

Zum letzten Raume im erſten Stockwerk, dem ſogenannten

Sprachhus (Abtritt) führte eine ſchmale Flur von der Laube; es befand ſich über dem zwiſchen den Rückſeiten zweier Häuſerreihen hinlaufenden Graben (Kloake) und entbehrte nicht eines Vorraths von „Mies" (Moos) oder dürrem Gras, ſpäter von „Schrentzbappyr".

Wir ſteigen in den zweiten Stock und gelangen zunächſt auf die obere Laube. Die Gemächer, deren Thüren auf dieſe mündeten, beſtanden in etlichen Häuſern aus einem Saal oder einer „oberen Stube", meiſtens aber nur aus Kammern. Der Saal hatte nichts aufzuweiſen, als geweißte Wände und geweißte Decke. Deſſenungeachtet wurden innerhalb desſelben alle frohen und traurigen Ereigniſſe des Hauſes begangen, das „Taufimahl" eines jüngſtgeborenen Erdenbürgers, das „Hochſigeſſen" (Hochzeitseſſen) glücklicher Neuvermählter, die feſtliche Feier erlangter Ehren und Aemter des Hausherren, gleichwie das ernſte „Lichenmahl" (Leichenſchmaus) nach dem Begräbniſſe lieber Familienglieder.

Größeren Schmuck verwandte man auf die „obere Stube". Wir erinnern an diejenige im alten Seidenhof, welche in das Gewerbemuſeum zu Zürich verſetzt worden iſt.[5]

Das Gegenſtück zu jener iſt in Baſel ein herrlich eingerichtetes Wohnzimmer, welches, da es in der „mittelalterlichen Sammlung" dieſer Stadt aufgeſtellt wurde, Jedwedem zu ſchauen geſtattet iſt. Eine Abbildung desſelben enthält das „Basler Neujahrsblatt 1880". Es zeigt uns, wie ſehr man bei aller Einfachheit des Aeußeren in reichen Häuſern beſtrebt war, als Entſchädigung die Innenräume ſo ſchön als möglich zu geſtalten, und gereicht ſo dem Beſteller und dem Künſtler zu hoher Ehre, denn wir haben es hier mit einer ganz ausgezeichneten Schöpfung des Kunſthandwerkes zu thun. Der konſequente und klar durchdachte Aufbau des Ganzen, verbunden mit einem ebenſo meiſterhaften Detail, ſpricht dafür, daß nur ein ganz geübter Künſtler

hier gearbeitet hat. Man betrachte, um einen Begriff von der Feinheit der Zeichnung zu erhalten, das Mittelſtück der Decke, die Wappen; man ſtudire die ſinnige Anordnung, wodurch die gegebene Form des Zimmers verdeckt wird, man bewundere die Genauigkeit, mit welcher die einzelnen Verzierungen, z. B. der Zahnſchnitt des Frieſes, gearbeitet ſind, man ſtaune ob des prächtigen, verſchiedenen Holzes, durch welches auch in der Farbe die lebendigſten Effekte hervorgebracht werden.[6] —

Einen ſonderlich eigenen Eindruck auf den Beobachter unſerer Tage würden die Fenſter des nordiſchen Hauſes während des ſechzehnten Jahrhunderts machen.

Es war Sitte, Jahreszahl, Namen, Figuren den Scheiben einzubrennen, aufzumalen oder auch Scheiben mit verſchieden gefärbtem Glas einzuſetzen. Ein ſolches buntes Bild diente nicht allein als Zeugniß für die Kunſtfertigkeit des Meiſters ſelbſt, ſondern es bezeugte auch den Reichthum und den Geſchmack des Beſitzers. Auch war es Brauch, ſolche Fenſterſcheiben als Geſchenke bei Hochzeiten oder bei Richtfeſten zur Einweihung eines neuen Hauſes zu verwenden. Wie heutigen Tages die Photographien, erinnerten ſie an den Geber, indem ſie, wenn auch nicht ſein Bild, doch deſſen Namenszug oder Wappen zeigten.

Die Sitte der Fenſterſchenkung blühte in keinem Lande ſo, wie in der Schweiz, zumal im ſechzehnten Jahrhundert. „Während die eidgenöſſiſchen Stände vorher und nachher neu entſtehende, öffentliche und private Bauten in ihren eigenen Gebieten wie außerhalb der Schweiz mit Beiſteuern, größeren und kleineren, unterſtützten, auch nebenher Geld und Baumaterialien zum gleichen Zwecke verabreicht wurden, bildet ſich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als ſtehende Sitte eine eigenthümliche Art der Beſchenkung neuer Bauten heraus: die Schenkung von Fenſter und Wappen. Das heißt: man zahlt ein Fenſter und ſchenkt ſein in Glasmalerarbeit ausgeführtes

Wappen darein. Dieſe Sitte machen gleichmäßig auch Städte, Klöſter, Zünfte, Schützengeſellſchaften und Private mit. Die Geſellſchaft der Zeit ehrt und unterſtützt ſich gegenſeitig, ſetzt ſich mit dieſen Schenkungen ſelbſt Denkmäler. Bei dem Vergnügen, das man beiderſeits, in der Stellung des Gebers ſowohl wie in derjenigen des Empfängers, an dieſem Sporte findet, wird an der urſprünglichen Requiſite „Neubaute“ nicht ſtrenge feſtgehalten; auch kleinfügige Aenderungen am alten Hauſe werden zum Anlaß der Schenkung genommen. Zwei Jahrhunderte werden dieſe Schenkungen hinüber und herüber gegeneinander ausgeſpielt. Im großen und ganzen geht es in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts damit zu Ende“.[7]

Von den Fenſtern ſchweifte der Blick zu den Wandſprüchen, zu den Inſchriften der ſchnitzwerkreichen Häuſer des Nordens zumal, welche ſonderlich in Bibelſprüchen und Verſen erbaulichen oder geſchichtlichen Inhalts beſtanden. Zu der letzten Gattung gehörten im Norden vor allem Angaben von Feuersbrünſten, denen das Haus oder die Stadt ein Opfer geweſen. Unter den Inſchriften von mehr allgemeinem Inhalte gab es ſolche, die dem damaligen Geſchlechte beſonders zuſagen mochten und daher öfter Platz fanden. Es waren dies vorzüglich die zwei Zeilen:

„Gott helfe uns, ſo bauen und wohnen hienieden,
Daß wir erlangen den ewigen Frieden.“

So ſind auch die Sinnſprüche an Blockhäuſern im ſchweizeriſchen Prättigau zumeiſt erbaulichen Inhalts:

„Ich laß es Gott walten. 1575.“

„Hab Gott lieb in allen Dingen,
So mag dir nit mislingen. 1575.“

Sie gehören zum Charakter der Wohnhäuſer, dieſe Sprüche:

„Die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.“

In oben gedeutetem Sinne ſind auch die Monatsbilder und der Thierkreis aufzufaſſen, Vorſtellungen, die faſt an jeder franzöſiſchen Kathedrale erſcheinen, die Darſtellungen der Jahreszeiten, der Planeten u. ſ. w., lauter Bilder, die an und für ſich zwar einen profanen Charakter haben, aber niemals ohne Rapport zu den religiöſen und kirchlichen Gedankenkreiſen gegeben wurden. Ein Beiſpiel dieſer Art, eines der intereſſanteſten und vollſtändigſten, geben die Glasgemälde, welche die Roſette im ſüdlichen Querſchiff der Kathedrale von Lauſanne ſchmücken. Es ſind Werke des dreizehnten Jahrhunderts, die zuſammen den ganzen Zeit- und Weltkreis repräſentiren. Da ſieht man um die Allegorien der Jahreszeiten die Monatsbilder gruppirt; weiter in ähnlicher Zuſammenſtellung die vier Elemente, umgeben von den Zeichen des Thierkreiſes und den antiken Perſonifikationen der Sonne und des Mondes. Dann wieder die vier Paradiesflüſſe, die Winde und ſchließlich eine Reihe von wunderlichen Geſtalten: einen Mann, der ſein Geſicht auf dem Rumpfe hat, den Hundsköpfigen, den Pygmäen, den Vieräugigen, lauter Halbweſen, Unholde und Zwittergeſtalten, wie ſie den Alten zufolge in fernen und unbekannten Welttheilen gelebt haben ſollen.

Der Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen mit den übrigen Vorſtellungen iſt in der hier vorliegenden Gruppirung leicht zu verſtehen: verſinnlicht das Ganze die Wechſelwirkung der Dinge in Zeit und Raum, den Kreislauf des Lebens nach göttlicher Ordnung, ſo gilt es, durch jene abſonderlichen Kreaturen zu zeigen, wie die Weisheit und Allmacht des Schöpfers auch Das beherrſcht und regelt, was dem Menſchenverſtande unbegreiflich, fremd und zuwiderlaufend erſcheint.

So urtheilt ſchon der heilige Auguſtinus. In ſeinem Werke De civitate Dei (XVI, 8) ſagt er: „Denn Gott iſt der Schöpfer von allem; derſelbe weiß, wo und wann etwas ge-

ſchaffen werden muß oder hat geſchaffen werden müſſen, indem er weiß, mit der Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit welcher Theile er die Schönheit des Ganzen verbinden ſoll. Wer nun nicht im ſtande iſt, das Ganze einzuſehen, der ſtößt ſich wohl an der ſcheinbaren Mißgeſtalt des einen Theiles, weil er nicht einſieht, worauf derſelbe ſich bezieht."

Das ganze Mittelalter hindurch hat dieſe Auffaſſung gegolten; noch ſpäter — im ſechzehnten Jahrhundert — finden wir dieſelbe vertreten, bei Sebaſtian Münſter z. B., der im ſiebenten Buche ſeiner Kosmographia die lange Reihenfolge derſelben Wundergeſtalten mit ihren fremdartigen Gewohnheiten und Lebensäußerungen aufzählt und dann bemerkt: „Doch will ich Gott in ſeiner Gewalt nicht geredt haben, er iſt wunderbarlich in ſeinen Werken, und hat ſein unausſprechliche Weißheit und Mechtigkeit wöllen den Menſchen durch mancherley Werck für die Augen ſtellen, und in einem jeden Land etwas machen, darüber ſich die Eynwohner der Länder verwunderten, und vorab hat er in India und auch im innern Africa ſeine hohe Weißheit etwas ſonderlich wollen anzeigen mit ſo viel ſeltzamen Creaturen oder Geſchöpffen, und das ſo wol im Waſſer als auff dem Landt."[8]

Und jene Aufſchrift im Berner Oberlande, welch ein Zeugniß echter Menſchlichkeit!

Hören wir Heinrich von Kleiſt! Aus Thun ſchrieb dieſer an Zſchokke: „Was mich betrifft, wie die Bauern ſchreiben, ſo bin ich, ernſtlich geſprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Luſt zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir mit Geßner die Freude Ihres Beſuches ſchenken werden, ſo geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, auf dem folgender Vers ſteht:

Ich komme, ich weiß nicht von wo,
Ich bin, ich weiß nicht was.

Ich fahre, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe.

Es erinnern uns jene Inschriften aber auch an die reichgeschnitzten Häuser Goslars aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Einen fast rührenden Eindruck machen diese so vielfach und so zierlich geschnitzelten Häuser, jedes wieder anders, mit allen ihren schönen und holdspielenden Formen, ihren Karyatiden, Sirenen, Drachen, Löwen und Bären, ihren Palmetten, Rosetten, Wappen, Säulchen, ihren fröhlichen Früchten und Blumengewinden und harmlosen Bildwerken, und dazwischen schlingen sich noch, der ganzen stillheimlichen Pracht die Weihe des Geistes gebend, edle Sinnsprüche hindurch, selbst wieder als Zierden in schöngehaltenen Zügen:

„Ich bin jungk gewesen und alt worden und habe noch nie gesehen,
Den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen".

„Laßt uns das Zeitliche verachten,
Und nach dem ewigen Gute trachten. 1585."

„Ein jeglich Haus wird von Jemand bereitet,
Wer aber alles bereitet, ist Gott. 1679."[9]

Wir betreten die nordische Wohnstube. „Schornstein" war der vornehmere Name für die Feuerstätte derselben. Gleichbedeutend mit Dem, was man heutigen Tages „Kamin" heißt, nahm er in der Stube einen Ehrenplatz ein und war unleugbar ein wahrer Segen im Vergleich mit den alten „Rauchöfen", welche den Rauch im Zimmer zurückließen. Bedeutend nahm er sich dabei aus mit seiner steinumsetzten Thüröffnung und allem seinen traulichen Zubehör von Feuereisen, Feuergabel, Kohlenschaufel und Blasebalg. Und der Schornstein oder Kamin gewährte den Vortheil, daß er die Stube nicht nur erwärmte,

ſondern auch erhellte. Um ihn ſammelte ſich daher, ſobald das Dunkel herabgekommen, die ganze Familie; Jeder hatte um dieſen Mittelpunkt des Hauſes ſeinen beſtimmten Platz.

Im allgemeinen aber wieſen die Wohnſtuben des ſechzehnten Jahrhunderts nicht weniger als vier Hauptformen der Feuerſtätte auf: Kamin, gemauerte Oefen, Kachelöfen, Eiſenkachelöfen. Nimmt man hierzu die kleinen beweglichen Abarten, als da ſind Feuerkieke („Gluthhund") und Wärmtöpfe, welche zur Unterſtützung des Kamins herbeigeholt wurden, ſo muß man zugeben, daß es an Vorkehrungen, dem leidigen Froſte trotzen zu können, nicht fehlte.

Wir würden aber ſicherlich irren, wenn wir bezüglich der Erwärmungsmittel auf eine entſprechende Reihe von Uebergängen innerhalb jeder einzelnen Wohnſtube ſchließen wollten, wie ſich denn Kamine, welche ſchon im Anfange des Jahrhunderts von den Oefen überflügelt waren, trotzdem an vielen Orten behaupteten. In jenen Tagen war es ja eben, da in den ſüdlicheren Ländern die Kamine ihren Ruf als die anmuthigſten Beſtandtheile der Stube erlangten, als die Stelle, auf welche der meiſte Luxus verwandt wurde. Und der Vorgang mußte nothwendigerweiſe auch auf den Norden von Einfluß ſein, zumal da die Renaiſſance auf dem Wege über das weltfrachtfahrende Holland ihren Einzug gehalten hatte.[10]

Von allen Möbeln der nordiſchen Stube zog ſofort das mächtige Himmelbett die Aufmerkſamkeit des Eintretenden auf ſich und verdiente ſie; denn wie eine Stube in der Stube beherrſchte es das Ganze, ein Zeuge des Wohlſtandes und Geſchmackes der Bewohner, das Vorbild, das ſich ihnen im ſtillen bot, wenn es ſich darum handelte, das ganze Zimmer zum Feſte zu ſchmücken. Nicht ohne Grund machte es den Eindruck, daß es etwas mehr vorſtelle, als ein bloßes Möbel; und die Zeit, da es, ein Staat im Staate, wirklich ein beſonderes kleines

Zimmer, einen Alkoven mit festen Wänden, mit Decke und Thüre, ausgemacht hatte, war in Erinnerung verblieben. Ja, noch im Jahre 1593 heißt es von einem Manne zu Bergen, welcher ungestört zu sein wünschte: „Er schloß seine Bettthüre zu und schlug einen langen Eisenhaken vor.“

In der Regel waren jedoch nur die Pfosten und Rahmen des Bettes von Holz; das Dach und die Seitenwände wurden aus dem Umhang gebildet. Letzterer machte dann nach außen den wichtigsten Bestandtheil des Bettes aus und war daher auch Das, worauf das Meiste verwandt wurde. War er völlig so, wie es sich gehörte, so bestand er wenigstens aus drei Stücken: oben der Himmel, rings um denselben ein Umhang mit herabhängenden Fransen und Quasten und endlich der eigentliche Vorhang oder die Gardine (Spärlagenet). Diese war entweder in zwei Theile getheilt, zwischen welchen man ins Bett hineinsteigen konnte, oder er bestand aus einem Stücke, welches sich auf Ringen zur Seite ziehen ließ.

Schwache Spuren weisen darauf hin, daß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, da die Leinwand noch als Kostbarkeit galt, weiße Umhänge als das Schönste erachtet wurden. Dieser Gebrauch wurde bald verdrängt durch die überwiegende Vorliebe der Zeit für das Bunte. Brandgelbe, grüne, hochrothe Vorhänge kamen in Mode. Der benutzte Stoff war anfänglich Wolle oder Baumwolle. Schon im Jahre 1524 aber hören wir von Seidengardinen im Gebrauche des Mittelstandes; und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verlangte der gute Ton, daß in einem wohlhabenden Bürgerhause das Bett mit silberdurchwirktem Damast oder mit Zeug aus einer der berühmten Fabriken von Arras oder doch wenigstens aus Nürnberg verhängt sei. In Zürich war schwarzer „Arriß“ beliebt.[11]

Es klingt fast unglaublich, was an Stoff für einen Vorhang aufging. Ein Bett, welches die Königin Katharina von Schweden

im Jahre 1559 ausstatten ließ, erforderte für die Gardine 87 und für den Himmel 83 Ellen Seidenbrokat. Ihre Zeitgenossin Dorothea, Königin von Dänemark, hinterließ einen Bettumhang, dessen Gardine 80 Ellen Seidendamast erforderte.

In Bezug auf die ausgedehnte Sitte des sogenannten Zeltens, d. h. des Behängens auch der Wände mit kostbaren Stoffen — ein Vorgang, der wohl zumal infolge der Ostfahrten, deren in der „Edda" häufig gedacht wird und die auf die frühzeitige Handelsverbindung mit Miklagaard (Konstantinopel) deuten, geblüht hat — verweisen wir sonderlich auf Franz Bocks „Goldstickereien und Webereien in alter und neuer Zeit".[12]

Als mit der Entdeckung Amerikas und der Eroberung Mexikos durch die Spanier sich für das Abendland eine neue reiche Fundgrube eröffnete zur Gewinnung goldenen Edelmetalls, wurde im sechzehnten Jahrhundert der Fabrikation der vergoldeten Silberdrähte zunächst zur Darstellung von Goldgespinsten ein erhöhter Impuls gegeben. Fast zu gleicher Zeit kam in Frankreich die Fabrikation der sogenannten Leonischen Gold- und Silberdrähte in Aufnahme. Aber auch Deutschland blieb in dieser Periode in der Anfertigung von Gold- und Silbergespinsten nicht zurück, indem schon 1545 Andreas Schulz in Augsburg eine Golddrahtfabrik in Betrieb setzte, desgleichen ein Franzose, Antoine Feurnier mit Namen, zu Nürnberg im Jahre 1570 eine solche begründete.

Von dem ersten erzählt Paul von Stetten in seiner Geschichte Der Heil. Röm. Reichs Freyen Stadt Augspurg: „Um diese Zeit brachte einer, Nahmens Andreas Schultz, aus Italien die Kunst, Silber- und Goldfäden zu spinnen, mit sich nach Augspurg und würckte sich vom Rath die Freyheit aus, daß solches niemand neben ihm treiben dürfte; er gerieth aber darüber in große Schulden und mußte nach drei Jahren deßwegen flüchtig werden."

In Basel begann erst um 1630 Franz Passavant eine „neue Fabrike des Gold- und Silberpassamenten".[13]

In jenen Tagen auch kamen zu den Nordländern die vergoldeten Ledertapeten. Sie wurden in Spanien verfertigt, wo bekanntlich die Mauren es in der Bearbeitung von Leder weit gebracht hatten. Mit großen Blumen auf Goldgrund oder goldenen Mustern auf rothem Grunde nahmen sich diese Tapeten vortrefflich aus.

Auch der Fußboden wurde farbig gehalten. Die Natur liefert uns in den blumengeschmückten Wiesenteppichen das Vorbild eines Fußbodens, auf welchem man gehen und sich lagern kann; und so folgte man auch im Norden der Natur, indem man zumal bei festlichen Anlässen den Fußboden mit Gras, Laub und Blumen bestreute. Nirgendwo ging man hierin so weit, wie in England. Bei Shakespeare ist der Sitte häufig gedacht. Gepflasterte Fußböden waren das Kennzeichen von Prunkstuben.

Werfen wir noch einen Blick auf die Nippsachen, die namentlich in Nürnberg, dem damaligen Tandladen der Welt, für den Norden zur Anfertigung kamen, wie uns dies Johannes Voigt in seinem „Blicke in das kunst- und gewerbereiche Leben der Stadt Nürnberg im sechzehnten Jahrhundert"[14] des Ausführlichen berichtet.

Unter den Kleinigkeiten fand sich denn manch ein Erbstück, das sich Generationen hindurch im Hause unversehrt erhalten, bei dessen Anblick der Greis bedenkt, daß er es schon seit vielen Jahren so und nicht anders gesehen:

„Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips. Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel."—

Krüge, Kannen und Becken waren in jenen Tagen gemeiniglich von Zinn, wie denn noch im Jahre 1628 für das Frederiksborger Schloß ein reichlicher Vorrath von Wasserbecken,

Kannen und Nachtgeschirren, alle von Zinn, mit Krone und Namenszug des Königs auf dem Boden, angeschafft wurde. Ja, in England wurde für das Bankett in der Londoner Guildhalle, welches Georg III. in Staatsgala im Jahre 1762 mit seinem Besuche beehrte, neues Zinngeschirr im Werthe von 264 Pfd. Strl. gekauft.

Englisches Zinngeschirr — siehe Shakespeare „Der Keiferin Zähmung" II. 1 — war aber weltberühmt, und so handelt — mit England stand Zürich schon von Heinrichs VIII. Tudor Zeiten her in reger Wechselwirkung — der zu Zürich aufgenommene Engländer Hilles in Frankfurt mit Zürcher Büchern gegen englisches Wolltuch und Zinngeschirr.[15] Im Zürcher Wohnhause spielen so „zinnin" Teller eine Rolle. Und in einer Geschichte der Stadt Liestal[16] in Basels Nähe finden wir folgendes Inventarium:

Zinnen gschir:

20 groß und klein Brotiß- (Braten-) Blatten
20 Fleisch-Blatten
32 Reisblättli
6 groß Supenblatten
4 klein Supenblatten
18 Senfblättli
6 Orenschüsseli
3 Blattenteller
54 Teller
3 gescheubte Salzbüzli
9 Zangenkannen
21 mässig Kannen u. s. w. u. s. w.

Was die Dachbekleidung der Burgen des Nordens anbelangt, um wieder auf die Herrensitze zu kommen, so herrschte in dieser Beziehung eine gewisse Willkür; eine bestimmte Regel, vollends ein deutlicher Entwickelungsgang scheint nicht nachweisbar zu sein. Die Sache war wohl diese. Insgemein mußte man darin einig sein, daß das Kupfer das Beste, aber zugleich

das Theuerſte ſei, ſo daß es für Viele nur ein frommer Wunſch blieb, ſolches verwendet zu ſehen. Hierzu kam, daß es keineswegs immer zur Hand war. Bleidächer ſtanden in hohem Anſehen, wie denn unter dem verſchiedenen Baumaterial, das die durch die Reformation zum Abbruch verurtheilten Kirchen und Klöſter abgaben, ohne Zweifel das Blei auf den Dächern das Willkommenſte war.

Ziegel aber waren die gewöhnliche Bekleidung des Daches. Auch drang während des ſechzehnten Jahrhunderts eine andere bauliche Sitte im Norden merklich durch: die Anwendung von Schieferdächern.

Was im beſonderen Grade dazu beitrug, den Dächern der damaligen Zeit Leben mitzutheilen, das war die immer mehr um ſich greifende Luſt, ſie mit Thurmſpitzen, Erkern und Wetterfahnen zu bevölkern. Während die alten Gebäude es höchſtens bis zu Treppengiebeln brachten, im übrigen aber nur kahle Dachflächen zeigten, ſelbſt ohne irgend eine Luke oder ein Dachloch, ja während ſie ſogar die Thürme nicht einmal in eine Spitze auslaufen ließen, ſondern dieſelben mit einem platten oder einem gewöhnlichen Dache verſahen, ſo erwachte ungefähr um die Mitte des Jahrhunderts ein ungeſtümer Drang nach dem Aufwärtsſtrebenden und dem Mannigfaltigen. Zunächſt und vor allem baute man jetzt alle Thürme mit Spitzen. Beſonders auf den Schlöſſern, wo die Mittel dazu nicht fehlten, traten hierdurch die prächtigſten Formen ins Daſein, entweder jene langen, ſchlanken Kirchthurmſpitzen, wie auf dem älteren Frederiksborg (Seeland), oder anſchwellende Kuppeln, bald nach unten eingeſchnürt, wie jene eigenthümlichen auf Engelsholm in Jütland, bald aus der Thurmfläche hervorwachſend, wie ein Hünengrab auf Säulen, und nach obenhin beſtändig neue Schichten ausſondernd von leichteren, durchbrochenen, luftig gebauten Formen.

Alle die Thurmſpitzen, große wie kleine, fanden auf dieſelbe Weiſe ihren Abſchluß in einer langen Stange, welche eine vergoldete Wetterfahne trug.

Hatte der Beſucher das Thor eines Herrenſitzes mit ſeinen Inſchriften paſſirt und ging über den Hof, um in das Innere des Gebäudes einzutreten, ſo trat ihm, wenigſtens in allen neueren Schlöſſern, ein anſprechendes Bild vor Augen. Es war dies „der Brunnen", wie der beſcheidene Name lautete; in Wirklichkeit war es ein ſtolzer Springbrunnen, welcher mit ſeinem mächtigen Steinbaſſin und lebhaften Plätſchern den ganzen Hofraum beherrſchte, wie denn die Renaiſſance bezüglich des Brunnens „zur Form eines weiten Beckens zurückgreift". Vollkommen ebenſo großartig war, was dem Auge ſich entzog, die Waſſerleitung unter der Erde, welche oft von weit entfernten Hügeln ausging, und das ganze Netz von Adern, welches ſich unter dem Steinpflaſter nach allen Seiten verzweigte, in die Küche hinein, nach der Brauerei, zu der Badeſtube, allüberall hin. Was hier ausgeführt war, gehörte zu den vorzüglichſten Werken der Zeit und würde noch heute gerechte Bewunderung erwecken.

Der äußere Anlaß der ganzen Bewegung war unſtreitig das erwachende Intereſſe der Renaiſſance für ähnliche Arbeiten des Alterthums. Der Anblick der mächtigen römiſchen Waſſerleitungen, der ſonderlich im Süden ſo bezaubernde, unwiderſtehliche Eindruck von Schönheit, den ein reich ſprudelnder Waſſerborn hervorbringt, hat gewiß zuerſt italieniſche Meiſter dazu begeiſtert, ſich in dieſer Richtung zu verſuchen. Von Italien breitete ſich die Bewegung weiter aus, ſo nach den Niederlanden; und gerade von hier drang ſie nach dem Norden vor.[17]

Die Begeiſterung für die Waſſerkünſte war ein echtes Kind der Renaiſſance, ein charakteriſtiſches Erzeugniß der Zeit, deren

Sinn hauptſächlich auf das Reiche, das Friſche, das Sprudelnde gerichtet war. Und dem leiht Worte C. F. Meyers:

„Der Springquell plätſchert und ergießt
Sich in der Marmorſchale Grund,
Die, ſich verſchleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Rund;
Und dieſe giebt, ſie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Fluth,
Und jede nimmt und giebt zugleich,
Und alles ſtrömt, und alles ruht."

Es war das gleiche Verlangen, zu der Natur in ein innigeres Verhältniß zu treten, das ſich, wie wir in der Folge ſehen werden, auch in dem Kultus der Gärten ausſpricht, ein Sehnen, welches ſpäter die Gemüther vergewaltigen ſollte und welchem der Dichter, da dasſelbe auf deutſchem Boden den Höhepunkt erreicht hatte, ſo tiefen Ausdruck giebt:

„Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob es die warme himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles ringsumher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Ortes, das alles hat ſo was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde daſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemals die Töchter des Königs ſelbſt verrichteten. Wenn ich daſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie, alle die Altväter, am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen

wohlthätige Geiſter ſchweben. O, der muß nie nach einer ſchweren Sonntagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.“[18]

Water is the liquid gold.

Und es iſt war, die Brunnen ſind, gleich anderen Werken von vorwiegend praktiſcher Beſtimmung, in ihrer künſtleriſchen Ausſchmückung vortreffliche Gradmeſſer für das Kunſtbedürfniß und die Kunſtrichtung eines Volkes und zugleich Spiegel der jeweilig herrſchenden Kulturſtrömung.

Bezeichnend iſt es daher, wenn in der Schweiz im ſechzehnten Jahrhundert in den reformirten Gegenden auch die Zünfte anfingen, ſich eifrig an der Aufſtellung ſchöner Brunnen zu betheiligen. Solche waren u. a. die Brunnen in der Riehenthorſtraße zu Baſel, zum ehemaligen Zunfthauſe der Rebleute gehörig, und derjenige des Venner in der Marktgaſſe zu Bern vor dem früheren Zunfthauſe der Büchſenſchützen. Wie die Zünfte bis dahin in den Kirchen gemeinſchaftliche Kapellen oder Altäre geſtiftet hatten mit werthvollem Altargeräth, Votivbildern und Glasſcheiben, um ihren Reichthum zu zeigen, ſo ſtellten ſie dieſen jetzt in reich verzierten Zunfthäuſern mit oft koſtbarem Geräth und ſchönen Glasſcheiben und auch in Brunnen zur Schau. Es iſt die Nord-, Mittel- und Weſt-Schweiz, wo in der Blüthezeit der Renaiſſance die ſchönſten Brunnen erſtellt wurden; aber es ſind hauptſächlich die weſtlich gelegenen Kantone, in denen wir ſie noch heute finden.[19]

In ſeinen „Basler Stadtbildern“[20] giebt uns F. A. Stocker eine Abbildung des Fiſchmarktbrunnens zu Baſel und führt an: „Man würde dieſe ſanft geſchweiften Figuren, ſagt Rahn in ſeiner Geſchichte der bildenden Künſte in der Schweiz, mit ihren ſüß lächelnden Mienen und den langen ſchmiegſamen Gewändern unbedenklich für Werke des vierzehnten Jahrhunderts halten, wenn nicht ein urkundliches Zeugniß den ſpäteren Urſprung verbürgte.“

Berühmt war im Norden der Neptunsbrunnen zu Kronborg, dem Doppelmayr in „Hiſtoriſche Nachricht von nürnbergiſchen Mathematicis und Künſtlern“ durch Beſchreibung und Abbildung — das Kunſtwerk erlag trotz ſeinen zweihundert Zentnern Erzes den Stürmen der Zeit — ein Erinnerungsmal aeere perennius geſetzt hat.[21]

War das Hauptgebäude der Burg nur ein Haus, ſo bildete das oberſte Stockwerk meiſtens einen einzigen Saal mit freier Ausſicht nach allen Seiten; beſtand das Gebäude aus vier Flügeln, ſo nahm der Ritterſaal wenigſtens den höchſtgelegenen Wohnraum des ganzen Hauptflügels ein. Selbſt unter dieſen letzten mehr beſchränkten Verhältniſſen konnte der Ritterſaal eine bedeutende Flächengröße erreichen. Auf Rygaard (Fünen) betrug ſein Umfang nicht weniger als zwölf Ellen Breite und dreiunddreißig Ellen Länge. Jedoch war dieſer Umfang für gar nichts zu rechnen im Vergleich mit den Räumen, welche die königlichen Schlöſſer aufweiſen konnten. In dem Kopenhagener Schloſſe war der Ritterſaal nicht weniger als vierzig Ellen breit und ſechsundachtzig Ellen lang. Auf Kronborg war es etwas ſchmäler, dafür aber erheblich länger.

In der Regel war der Eingang zum Ritterſaale von der Wendeltreppe des Thurmes aus, welche an der Seite desſelben mündete. Seltener führte die Treppe in die Mitte des Fußbodens hinauf. Die Ausſtattung des Ritterſaales war von derjenigen der anderen Stuben merklich verſchieden. Hier ſtand kein Himmelbett, keine wohlverſchloſſene Kiſte, ſondern eine Reihe Kanonen lag da und ſtarrte zu den Fenſtern hinaus, beſtäubt und die Mündungen mit Spinngeweben überzogen. Längs der Wand ſtanden gewöhnlich Tiſchplatten und Böcke, welche hier auf die Seite geſtellt waren; und unter der Decke hingen ein paar Kerzenkränze mit niedergebrannten Lichtſtumpfen vom letzten Feſte her.

Es war der Renaissance vorbehalten, neues Leben auch in den Schloßbau des Nordens zu bringen. Und die folgenden Worte Lübkes (Geschichte der Renaissance in Frankreich) von den französischen Herrensitzen zur Zeit, da die bezeichnete Lebenserfrischung in Frankreich Eingang fand, sie deuten die gleiche Strömung im Norden:

Schon seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hatte man die alten Schlösser unbehaglich gefunden. Die engen Höfe, die massigen Thürme, die geringen Lichtöffnungen, der ganz bloß auf Vertheidigung berechnete Charakter wurde drückend und lästig in einer lebenslustigen Zeit, deren Sinn auf heiteren Genuß gerichtet war. Ohnedies waren die Befestigungen durch die Einführung des schweren Geschützes und durch das Uebergewicht der königlichen Macht unhaltbar geworden. Aber den Schein des Feudalschlosses wollte man doch aufrechthalten, da traditionelle Vorurtheile doch zu fest daran hafteten. Außerdem hatten manche Lebensgewohnheiten, die ihren Ausdruck in den Schlössern gefunden, sich so in die neue Zeit vererbt, daß man sie nicht aufgeben mochte. Daher die vielen versteckten Gänge und Treppen, die hohen Dächer mit dem Walde von Kaminen, die Dachgeschosse mit giebelschmückenden Fenstern, die selbständige Bedachung der einzelnen Gebäudetheile, vor allem die gewaltigen runden Thürme und endlich die Wassergräben mit Wällen und Zugbrücken.

Aber alle diese Formen sollten einen neuen Sinn erhalten. Die Thürme, vordem nur zur Vertheidigung dienend, mit den spärlichen Oeffnungen, mit Zinnenkranz und Machicoulis, werden zu Wohnräumen, erhalten große Fenster zum Ausschauen in die Landschaft. Ueberhaupt, während man früher sich nach innen zurückzog, legt man jetzt die Flucht der Wohnräume gern nach außen, um des Blickes in die umgebende Natur froh zu werden. Denn nicht bloß der vorbeiziehende

Strom, Wald und Wieſe und ein Hügelzug — wahrlich das Alte: „ut fons, ut campus, ut nemus placuit“! — locken zur Ausſicht, auch die Kunſt trägt zur Verſchönerung der Umgebung bei. Gartenanlagen, Blumenparterres, mit Terraſſen, Pergolen und Springbrunnen geſchmückt, umgeben fortan den Herrenſitz, und ein ſtattlicher Park macht den Uebergang zu Wald und Feld.

Während früher das Schloß ſich finſter gegen außen abſperrte, öffnete es ſich jetzt feſtlich einladend. Ja, das nordiſche Haus ward in den Garten gepflanzt.

Schon die Italiener des ſechzehnten Jahrhunderts, bei denen die Anlage von Prachtgärten zu einer Art Leidenſchaft wurde, waren davon durchdrungen, daß der Garten ein architektoniſcher Gedanke ſein müſſe; aber ſie wußten ſehr wohl und blieben ſich klar darin, daß ſozuſagen die Baumaterialien, die ihnen dabei zur Verfügung ſtanden, von ganz anderer Art waren, als diejenigen für ihre Paläſte und Kirchen, daß ſie es, anſtatt mit gefügigem Stein, Holz oder gebranntem Thon, die ſich *ihren* Gedanken bequemten, mit den lebendigen organiſchen Gebilden der Natur zu thun hatten, die ſich, unabhängig vom menſchlichen Einfluſſe, ihre eigene Geſtalt ſchaffen. Sie hatten alſo bei der Kompoſition ſchon mit fertigen Formen zu rechnen, die ſie unangetaſtet ließen, wenigſtens nicht wider ihre Natur behandelten. So ließen ſie wohl in der Anlage die gerade Linie vorherrſchen, ſie zerlegten die gegebene Fläche in große ſymmetriſche Felder, ſie bauten vom Palaſt abwärts Terraſſen mit Baluſtraden und Rampentreppen, ſie ließen reichlich ſtrömendes Waſſer in gerader Linie hindurchfließen, ſie pflanzten Alleen und Pinienhaine, aber die Cypreſſen behielten ihren natürlichen Wuchs und die Pinienhaine ſelbſt den Schein der Wildheit; ſie ließen ferner die umgebende große, freie Natur, die Bergformen, die Veduten der Städte, das Meer und die

Wälder in ihre Gärten hereinblicken und zu dem großen architektoniſchen Geſamtbilde mitwirken. So war in der That der italieniſche Garten der Uebergang vom Palaſt zur Landſchaft, von den ſtarren Formen der Architektur zu den freien Gebilden der Natur.

Auch die reichen Bewohner der deutſchen Städte, zumal aber die Niederländer liebten und übten, von Italien aus angeregt, damals mit Leidenſchaft die Gartenbaukunſt; auch bei ihnen herrſchten in der Anlage Richtſchnur und Winkelmaß, doch in der Weiſe des Ziergärtners, nicht des Architekten.

Das Idealſchloß, wie den vorbildlichen Renaiſſance-Garten aber giebt uns Rabelais in ſeiner Schilderung der Thelemitenabtei:

„Inmitten des Hofes war ein herrlicher Brunnen von ſchönem Alabaſterſtein; darauf ſtanden die drey Grazien mit den Hörnern des Ueberfluſſes und gaben das Waſſer aus Brüſten, Ohren, Mund, Augen und anderen Oeffnungen des Leibes von ſich. Der innere Bau des Hauſes über dem Hofe ſtand auf mächtigen Pfeilern von Chalzedon und Porphyr mit ſchönen antikiſchen Bögen, innerhalb welcher ſchöne lange geräumige Galerien waren, verziert mit Schildereyen, mit Hörnern von Hirſch, Rhinozeros, Einhorn, Flußpferd, mit Elephantenzähnen und anderen Merkwürdigkeiten. . . .

Auf der Fluß-Seit war der ſchöne Luſtgarten, und mitten darin das artige Labyrinth belegen. Zumittelſt der beiden andern Thürn das Ballſpiel und der große Ballen. Dem Thurn Kryere gegenüber war der Fruchtgarten voller Obſtbäume all im Quincunx angepflanzet; hinter demſelben das große Gehäg, von allen Arten Gewildes wimmelnd . . . Alle Zimmer, Säl und Gemächer waren nach den Jahreszeiten verſchiedentlich tapezirt, die Böden all mit grünem Tuch bedeckt, die Betten von Stickerey.“[22]

Skandinaviſches Gartenweſen ward nun vorzüglich von Holland her, welches direkt an Italien anlehnte, beeinflußt.[23]

Ungefähr ſeit der Mitte des Jahrhunderts läßt ſich eine beſtändig wachſende Neigung nachweiſen, Luſthäuſer aufzuführen. Anfangs ſcheinen dieſe Dem entſprochen zu haben, was die Gegenwart mit dieſem Namen bezeichnen würde; aber hurtig überſprang die Bewegung die engen Schranken. Die Luſthäuſer wuchſen heran zu fundamentirten, zwei und drei Stockwerke hohen Gebäuden mit Spitzen und Thürmen, inwendig ausgeſtattet mit marmornen Fußböden und Säulen anderen Geſteins.

Wir behaupten den Geſamteindruck: War die griechiſche Architektur hauptſächlich Tempelbau, beruhte auch im chriſtlichen Mittelalter der Schwerpunkt des architektoniſchen Schaffens in den kirchlichen Denkmalen, ſo ſteht bei der Renaiſſance der Profanbau im Vordergrund, nicht nach dem Maße der Leiſtungen, denn darin bleibt die kirchliche Kunſt keineswegs zurück, ſondern nach dem für alle Zeiten gültigen Werth derſelben. Seit der Römerzeit hatte der Profanbau nicht mehr dieſe Bedeutung gehabt. Nunmehr aber tritt er entſcheidend hervor, und indem er ſich vor allem der Verherrlichung des Einzeldaſeins widmet, erhebt er den Privatbau zur höchſten Stufe künſtleriſcher Bedeutung, monumentaler Würde. Das Wohnhaus, vom fürſtlichen Palaſt bis hinab zu der einfachſten bürgerlichen Form, erfährt mit der „Wiedergeburt“ zum erſten Male ſeit dem Alterthume eine muſtergültige Behandlung.

Und ſo laſſen wir des Gedenkens unſeren Vortrag ausgehen, nicht ohne jedoch noch an das Alte „Das Haus iſt das Kleid der Familie“ zu gemahnen.

Anmerkungen.

[1] Das Gedicht findet sich in Bächtolds Deutschem Lesebuche für höhere Lehranstalten der Schweiz. II. (Frauenfeld, Huber, 1881), sowie bei Trenkle „Die Alemannische Dichtung seit Johann Peter Hebel (Tauberbischofsheim, J. Lang, 1881)". „Wer die Schönheit dieses Gedichtes zu empfinden vermag, der wird dasselbe geradezu für ein klassisches Produkt halten. Und es ist dieses nicht bloß durch Ton und Stimmung, die dasselbe beherrschen, und durch seine künstlerisch vollendete Abrundung, sondern ebensosehr durch die Reinheit des Dialekts, worin dieses Gedicht in der neuen schweizerischen Poesie einzig dasteht." Wir lassen einige Worterklärungen folgen: Meisterchniächt: Meisterknecht, — embry: hinab, — wollt: will, Präs. ind. von wollen, — es blanget mich: ich habe Sehnsucht. — Sachli: Vermögen, Geschäft, — z'Hande: diesen Abend, heute Nacht, — wyt u wagen offen: ganz weit offen, — Blug, der: die Täuschung, — Aerist: Ernst, — Stieseli: Diminutivum zu Staffel, Sennhütte, — etwäriſt: quer, — buwes: gebaut, — ol: oder, — schüster: schauderhaft, — Bhusig und Tristig nehmen: Haus und Hof aufschlagen. — mu: man, — Harschhornen: Harschhörner, — sälb: der nämliche, — losen: hören.

Von der Sage selbst handelt ausführlich Vetter in der Gratulationsschrift der Universität Bern zur vierten Säkularfeier der Universität Upsala (Bern 1877), und zwar sucht er nachzuweisen, daß die Sage nicht bloß aus Nachrichten mittelalterlicher Historiker zusammengestoppelt und ins Volk geworfen, sondern ihrem Kerne nach der Rest einer alten, echten, mit denen anderer germanischer Stämme zusammengehörigen und ebenbürtigen Wandersage der Alemannen sei, historisch natürlich nur in ihrem allgemeinsten Inhalt, der Einwanderung von Norden her. Wichtig ist diese Sage als solche auch darum, weil sie jedenfalls mit der Tellsage zusammenhängt (Siehe Tobler, Schweizerische Volkslieder. Frauenfeld 1882).

[2] Dr. Wilhelm Goetz, Die Nialssaga ein Epos und das germaniſche Heidenthum in ſeinen Ausklängen im Norden. Berlin, 1885.

[3] Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des ſechzehnten Jahrhunderts. Kopenhagen, 1882.

[4] Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz (Zürich, Orell Füßli).

[5] Zürcher Taſchenbuch auf das Jahr 1879 (Zürich, Orell Füßli, 1879).

[6] Basler Neujahrsblatt 1880.

[7] Hermann Meyer, Die ſchweizeriſche Sitte der Fenſter- und Wappenſchenkung vom fünfzehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert (Frauenfeld, Huber, 1884.).

[8] Rahn, Die Schmiedſtube in Zürich, in Zürcher Taſchenbuch 1879.

[9] E. Paulus, Bilder aus Kunſt und Alterthum in Deutſchland, Stuttgart 1883.

[10] Goetz, Altnordiſches Kleinleben und die Renaiſſance (Berlin 1886).

[11] Zürcher Taſchenbuch 1879.

[12] Nürnberg, Bieling, 1884.

[13] Geering, Handel und Induſtrie der Stadt Baſel.

[14] Berlin, Brigl und Lobeck.

[15] Geering, Handel und Induſtrie der Stadt Baſel.

[16] Brodbeck, Geſchichte der Stadt Lieſtal. Lieſtal, A. Brodbeck. 1872.

[17] Goetz, Altnordiſches Kleinleben und die Renaiſſance. Berlin 1886.

[18] Goethe, Die Leiden des jungen Werther, erſchienen 1774.

[19] Schubert, Die Brunnen in der Schweiz. Frauenfeld, 1885.

[20] Baſel, Georg, 1890.

[21] Goetz, a. a. O.

[22] Lübke, Geſchichte der Renaiſſance in Frankreich, giebt Rabelais' Gargantua I. 53 und 55 nach der Ueberſetzung von Regis.

[23] Goetz, a. a. O.

Märtyrer des freien Denkens

aus alter und neuerer Zeit.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Uralt — faſt ſo alt wie die Menſchheit ſelber — iſt auch der ſpekulative Trieb des menſchlichen Geiſtes — der Vater jedes tiefſinnigen metaphyſiſchen Gedankens und jeder kühnen, weltbewegenden reformatoriſchen Idee. Vieltauſendjährig iſt ſeine Geſchichte — denn ſchon in der Kindheit des Menſchengeſchlechtes hat der Gang ſeiner Entwickelung ſeinen Anfang genommen, und ſeine Spuren laſſen ſich rückwärts verfolgen, bis ſie ſich fern im Morgenlande, im Dunkel einer ſagenhaften Vorzeit, im Schatten indiſcher Palmenhaine und ägyptiſcher Pyramiden verlieren. . . . Seitdem iſt der Hang zum Grübeln und Forſchen, der Hang zu ſpekulativer Betrachtung unter den Menſchen nicht wieder zur Ruhe gekommen, ſondern hat immer aufs neue mehr oder minder erfolgreiche Verſuche gemacht, den Bann ererbter Anſchauungsweiſen und durch Gewohnheit geheiligter, langjähriger Vorurtheile zu brechen und — ſoweit möglich — den Schleier des Saisbildes zu lüften. . . . Denn wieder und wieder ſeit jenen fernen halbmythiſchen Tagen hat es kühne, ſelbſtändig denkende Geiſter gegeben, die ſich bei den jeweilig beſtehenden geſellſchaftlichen Einrichtungen oder auch bei den gerade herrſchenden religiöſen Vorſtellungen und metaphyſiſchen Lehrmeinungen nicht zu beruhigen vermochten, die nach Verbeſſerung der erſteren ſtrebten oder nach tieferer und vollkommenerer Einſicht, als die letzteren

ſie ihnen zu bieten ſchienen, verlangten. Und wieder und wieder im Laufe der Jahrtauſende geriethen dieſe ſeltenen, zu geiſtiger Selbſtändigkeit veranlagten Individuen mit ihrer Zeit und Umgebung nicht bloß innerlich in Widerſtreit, ſondern oft auch äußerlich in einen mehr oder minder heftigen und für ſie verderblichen Konflikt; wieder und wieder im Laufe der Jahrtauſende regten ſie den Haß herrſchſüchtiger Prieſter, den Fanatismus blindgläubiger Maſſen, die Wuth der frommen Verfolgungsſucht und oft auch die Mordſucht und Tücke tyranniſcher Gewalthaber gegen ſich auf.

So iſt die Entwickelungsgeſchichte des denkenden Menſchengeiſtes die Geſchichte eines endloſen, raſtloſen Kampfes — eines Kampfes, der um ſo furchtbarer iſt, weil er nicht bloß mit geiſtigen Waffen geführt wird, ſondern ſeitens der jeweilig herrſchenden Parteien nur zu häufig mit denen tyranniſcher Willkür und brutaler, roher Gewalt. Groß iſt die Zahl der Märtyrer, die in dieſem unſeligen Kampfe gefallen, die dem Dämon der Unduldſamkeit zum Opfer gebracht worden ſind. Aber nur ein winziger Bruchtheil jener Hunderttauſende gehört der kleinen Schar der ſelbſtändig denkenden Geiſter, die ſich nicht führen ließen, ſondern Anderen Führer und Leiter wurden, an. Dennoch ſind ſelbſt dieſe Wenigen, die zugleich Märtyrer und geiſtesmächtige Vorkämpfer mehr oder minder kühner und kulturell werthvoller Ideen geweſen ſind, großentheils in weiteren Kreiſen kaum ihrer wahren Bedeutung nach gewürdigt, ja vielfach nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Zwar blickt die geſamte gebildete und frei geſinnte Welt auch heute noch voll Ehrfurcht und dankbarer Bewunderung zu der Geſtalt des großen griechiſchen Weiſen, der zu Athen den Giftbecher trank, und zu den gewaltigen, weltgeſchichtlichen Erſcheinungen eines Girolamo Savonarola, eines Johannes Huß und Giordano Bruno auf; — zwar beugt ſie auch heute noch

verehrend vor der Lichtgestalt des besten und edelsten Menschensohnes, der jemals auf Erden gewandelt ist, vor der wahrhaft unvergleichlichen Gestalt des schlichten Zimmermannssohnes aus Nazareth, der am Kreuz zu Golgatha sein schuldloses Leben verhauchte, ihr Haupt — daß hindert aber nicht, daß zahlreiche andere unter den Märtyrern und Vorkämpfern des freien Denkens, die sich zwar großentheils an Bedeutung mit den eben genannten nicht messen können, dennoch aber zu ihrer Zeit und in ihrer Umgebung ebenfalls als vielbewunderte, ein mehr oder minder helles Licht ausstrahlende Gestirne erglänzten, heutzutage vergessen und fast verschollen sind. Wer erinnert sich beispielsweise heute noch eines Julius Cäsar Vannini und Tommaso Campanella? wem sind die Irrfahrten Michael Servets, wem ist nicht bloß sein tragisches Schicksal, sondern auch seine bleibende kulturgeschichtliche Bedeutung bekannt? — Und noch eine ganze Reihe gleich interessanter Charakterköpfe weist die Galerie der unerschrockenen und todesmuthigen Helden des geistigen Befreiungskampfes, von dem hier die Rede ist, auf. — Es müßte eine lohnende Aufgabe sein, die Spuren aller Derjenigen, die diesem Kreise angehören, durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ihre bedeutenden Gestalten in lebensvollen und farbenreichen Bildern den Lesern vorzuführen und sie gleichsam wie in einem idealen Pantheon menschlicher Geistes- und Gesinnungsgröße in Gedanken um ihn zu versammeln. Aber die Verwirklichung eines so gewaltigen und viel umfassenden Planes führte uns an dieser Stelle zu weit.

Ich muß mich daher darauf beschränken, nur wenige flüchtige Skizzen zu entwerfen, und greife demgemäß nur einige der merkwürdigsten Persönlichkeiten aus theilweise weit auseinanderliegenden Zeitepochen als Repräsentanten der ganzen Klasse heraus.

Digitized by Google

I.

Ein uns räumlich und zeitlich sehr fernliegender Schauplatz ist es, auf den der erste Rückblick, den wir in die Tiefen weltgeschichtlicher Entwickelung werfen, uns versetzt. Der Vorhang einer mehr als anderthalb Jahrtausende umfassenden Vergangenheit rauscht empor. Wir befinden uns im alten Babylonien, am Tigrisufer, in der altehrwürdigen Residenz der Meder- und parthischen Perserkönige und der späteren Sassanidenherrscher, im „schätzereichen" Ktesiphon. Hier wurde, wahrscheinlich um das Jahr 214 nach Christi Geburt, zu der Zeit, da der grausame und verschwenderische Wütherich Caracalla den römischen Kaiserthron einnahm, Mâni oder Mânes, der Sohn Fatiks oder Futtaks, der Begründer der seiner Zeit im Orient außerordentlich weit verbreiteten Sekte der Manichäer geboren.[1] Die Zeit seiner Kindheit und reiferen Jugend war unruhig, ja theilweise stürmisch bewegt. Noch saßen die Arsaciden, das einst so ruhmreiche parthische Königsgeschlecht auf Persiens Thron;[2] aber schon war ihre Macht durch die mehr als hundertjährigen unglücklichen Kriege gegen die Römer, die ihnen schon unter Trajan (von 114—117) und später unter Septimius Severus große Theile ihres Reiches entrissen hatten, in trauriger Weise geschwächt; Armenien, Assyrien und Mesopotamien waren längst in die Hände der Feinde gefallen, und auch Ktesiphon, die alte Haupt- und Residenzstadt des Reiches und muthmaßliche Vaterstadt Mânis, schmachtete seit geraumer Zeit mit Seleukia und Babylon unter dem verhaßten römischen Joch. Nichtsdestoweniger dauerten die erbitterten Feindseligkeiten zwischen Parthern und Römern auch damals noch fort, und Caracalla selber kam im Jahre 217 — als Mâni etwa drei Jahre zählen mochte — auf einem Feldzuge gegen jene um. — Inzwischen bereitete sich für Persien und die angrenzenden Länder ein neuer gewaltiger Umschwung

vor: Ardaſchîr (Artaxerxes), der Sohn Bâbaks, aus dem altperſiſchen Geſchlecht der Saſſaniden, brachte zuerſt die eigentliche Provinz Perſien und in der Folgezeit ganz Iran in ſeine Gewalt und warf ſich endlich nach der ſiegreichen Schlacht bei Hormuz, in der der letzte Partherkönig Artabanes V. Krone und Leben verlor, im Jahre 226 n. Chr. (während der Regierungszeit des Alexander Severus) zum gefürchteten Oberhaupt des gewaltigen neuperſiſchen Reiches auf. Bald empfanden denn auch die Römer die wieder erſtarkte perſiſche Macht: perſiſche Heere drangen erobernd über die ſchlecht vertheidigten römiſchen Grenzen, Babylonien und Aſſyrien wurden wiedergewonnen, und Artaxerxes zog triumphirend in den alten Königspalaſt zu al Madâin oder Kteſiphon, aus dem die Römer die Partherfürſten vordem vertrieben hatten, ein.

Unter ſolchen Verhältniſſen wuchs Mâni als ein den Schilderungen nach frühreifer, etwas ſchwärmeriſcher und insbeſondere für Einwirkungen religiöſer Natur allem Anſchein nach ſehr empfänglicher Knabe heran. Seine Familie war altperſiſchen Urſprungs; ſein Vater, der aus Hamadân (dem alten, im eigentlichen Perſien gelegenen Ekbatana) gebürtig und nach Babylonien eingewandert war, gehörte dem angeſehenen perſiſchen Geſchlecht der Haskaniſa, ſeine Mutter vielleicht ſogar dem Geſchlechte der alten Partherkönige, der Aſchganiden oder Arſaciden ſelber an. So traten naturgemäß auch die religiöſen Anſchauungs- und Vorſtellungsweiſen, die in Perſien von alters her heimiſch geweſen, frühzeitig an ihn heran: perſiſche Magier unterrichteten ihn in dem Licht- und Feuerkultus ſeines altperſiſchen Heimathlandes — ſie lehrten ihn den tieferen Sinn des Mithrasdienſtes, dieſer uralten, dem Sonnengott huldigenden, mediſch-perſiſchen Volksreligion, verſtehen und führten ihn in die Geheimniſſe der Ormuzdlehre, wie ſie ſeiner Zeit von Zoroaſter in den heiligen Büchern der Zend-Aveſta niedergelegt wurden, ein. Aber dies

waren nicht die einzigen und auch nicht die ersten und frühesten Einwirkungen religiöser Art, die der wißbegierige Knabe empfing. Sein Vater Futtak war wohl ursprünglich Parse gewesen — aber er schloß sich später — wie wir aus dem Fihrist[3] erfahren — und zwar kurz ehe Mânî geboren wurde — der schwärmerischen Sekte der Mugtasila, die die unzugänglichen, sumpfigen Niederungen östlich und westlich vom Euphrat und Tigris bewohnten, an. Wie wir später noch sehen werden, weist die nachmalige Lehre Mânîs deutliche Spuren der Anschauungen, die von den Anhängern dieser Sekte ihm eingeflößt wurden, auf. Endlich zog ihn früher oder später auch das Christenthum, das in jenen Gegenden bereits im ersten Jahrhundert seines Bestehens festen Fuß gefaßt zu haben scheint,[4] in die ihm eigenthümlichen Vorstellungs- und Ideenkreise hinein.

Unter dem Einflusse so vieler verschiedenartiger, einander in wesentlichen Stücken widersprechender und befehdender Auffassungsweisen setzte sich in der Seele des schwärmerischen Jünglings allmählich die Ueberzeugung fest, daß er von Gott berufen sei, der Menschheit ein neues Evangelium zu verkünden und als der verheißene „Tröster" oder „Paraklet" die Mission Jesu Christi fortzuführen und zu vollenden. Geheimnißvolle Visionen und Traumgesichte, die er zu haben glaubte, bestärkten ihn in dieser Meinung, sein „neues Evangelium" nahm nach und nach feste Formen in seinem Innern an und bildete sich schließlich zu einem eigenthümlichen, stark mit phantastischen Elementen versetzten, aber doch in seiner Art großartigen und in sich geschlossenen Gedankengebäude heraus. Nachdem er schon längere Zeit im stillen für seine Lehre Propaganda gemacht und Anhänger für dieselbe geworben hatte, trat er endlich in seinem 24. Lebensjahre bei einer außergewöhnlich feierlichen Gelegenheit, am Tage der Thronbesteigung Sâbûrs I.,[5] des zweiten Sassanidenherrschers, wahrscheinlich um 238, öffentlich in Ktesiphon als Verkündiger derselben auf.

Der Erfolg dieſes Schrittes iſt ein für ihn verhängnißvoller geweſen, und wenn man die gegebenen Verhältniſſe in Betracht zieht, ſo kann man nicht über dieſen Erfolg an ſich, ſondern einzig und allein über die Kühnheit des Wagniſſes, das ihn herbeigeführt hat, erſtaunen. Man vergegenwärtige ſich nur die Lage der Dinge: der Ort, den Mânî für ſein erſtes öffentliches Auftreten ſich auserwählt, war der Herrſcherſitz des Saſſanidengeſchlechts, der politiſche und geiſtige Mittelpunkt des von ihnen begründeten Reiches. In ganz Perſien aber war gerade zu jener Zeit — infolge der Siege Ardaſchîrs — zugleich mit der Erſtarkung des altperſiſchen Nationalgefühls auch die Begeiſterung für die alte perſiſche Volksreligion, die durch das Heidenthum und das Chriſtenthum und durch das ſtetig zunehmende Sektenweſen ſtark untergraben war, neu erwacht. Die Saſſanidenherrſcher ſelber waren eifrige Vorkämpfer des alten Parſenglaubens und ergriffen ſchon aus politiſchen Gründen in leidenſchaftlicher Weiſe für denſelben Partei; ſie richteten aller Orten die Feueraltäre wieder auf und ſtellten die Lichtreligion Zoroaſters in ihrer früheren Einfachheit und Reinheit wieder her. Infolgedeſſen ſtand das Magierthum, das vorher an Anſehen ſtark eingebüßt hatte, gerade damals auf dem Gipfel ſeiner Macht, und Mânî forderte ſehr zu ſeinem Schaden die Feindſchaft dieſer ſtolzen und herrſchſüchtigen Prieſterkaſte durch die öffentliche Verkündigung ſeiner „neuen Lehre“ heraus.

Die Verfolgungen, denen er ſich aus dieſem Anlaß von ſeiten der letzteren ausgeſetzt ſah, nöthigten ihn denn auch ſehr bald zur Flucht: er verließ ſein Vaterland und hielt ſich lange Jahre außerhalb der Grenzen aller von Sâbûr beherrſchten Staaten auf. Ungefähr vierzig Jahre lang — ſo wird berichtet — zog er in den transoxaniſchen Ländern, in Turkeſtan und Churâſân, in Chokand und in der hohen Tartarei, in Kaſchmir und Thibet umher — er wanderte bis an die Grenzen

Für die Fruchtbarkeit und schöpferische Kraft seines Geistes spricht die große Anzahl (theils in syrischer, theils in persischer Sprache abgefaßter) Schriften, die ihm von den verschiedenen morgen- und abendländischen Autoren mit großer Bestimmtheit zugeschrieben werden — für sein großes Organisationstalent die großartige, von ihm im engsten Anschluß an sein Lehrgebäude und an die vorausgesetzte „Hierarchie" der Himmelsmächte geschaffene, reich gegliederte Kirchenverfassung, die er bei seinem Tode schon voll ausgebildet hinterließ. Von seiner Lebensweise wissen wir nur, daß sie der von ihm gepredigten strengen Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitslehre voll und ganz entsprach. Fassen wir endlich die wichtigste von allen uns zur Beurtheilung seiner geistigen Individualität zu Gebote stehenden Quellen — sein Lehrgebäude — ins Auge, so erscheint er in diesem als ein Mann von Tiefsinn und Geist, von seltener Größe der Auffassungsweise, von unleugbarer poetischer Begabung und reicher, schöpferisch gestaltender Phantasie. Nehmen wir alle diese einzelnen Momente zusammen, so gewinnen wir den Eindruck einer groß angelegten und ungemein reich und vielseitig begabten, durchaus eigenartigen und machtvollen Individualität, einer Individualität, die allem Anschein nach mit all ihren mannigfachen geistigen Vorzügen zugleich auch jenen Zauber der Persönlichkeit, der allein Mânis außergewöhnliche Erfolge als Sektenstifter und Mann des Volkes erklären kann, verband.

Was sein Lehrsystem als solches betrifft, so ist dieses ebenfalls in hohem Maße interessant. Er versucht es darin, das Christenthum mit dem Parsenthum, oder genauer noch, das dem letzteren entlehnte Dogma von den beiden gleich ewigen und gleich anfanglosen Urprinzipien mit der christlichen Heils- und Erlösungslehre zu verschmelzen.

Von Ewigkeit her — lehrt Mânî — standen sich gutes und böses Prinzip, Lichtreich und Reich der Finsterniß unabhängig

und ſcheinbar ebenbürtig gegenüber. Da entbrannte zwiſchen beiden der Kampf: die Dämonen der Finſterniß, die bis dahin untereinander im Streit gelegen hatten, vereinigten ſich zu einem gemeinſamen räuberiſchen Einfall in die Reiche des Lichtes. Zwar wurden ſie nach heftigen Kämpfen zurückgeſchlagen, doch riſſen ſie Theile des Himmelslichtes an ſich, vermiſchten es mit Theilen ihres eigenen, unreinen Elementes und zogen es mit ſich hinab. Um dieſes von den Banden der Finſterniß umſtrickte Licht zu befreien und nach und nach wieder an ſich zu ziehen, ſchuf Gott aus dem erwähnten Gemiſch von reinen und unreinen Subſtanzen die Welt. In dieſer repräſentirt die Materie das böſe Prinzip, die ihr innewohnende belebende und beſeelende Kraft (die Weltſeele) aber das durch ſie gebundene und gefangen gehaltene Licht. Mânî ſtellt nun in ſeinen Schriften des weiteren ausführlich dar, durch welche Mittel und Wege die Wiedervereinigung dieſes von den Dämonen geraubten Lichtes mit dem ewigen, göttlichen Urlicht nach dem Rathſchluß Gottes gelingt. Er ſchildert uns, wie der Fürſt der Finſterniß dieſen Rathſchluß zu vereiteln trachtet, indem er zur Schöpfung der erſten Menſchen, zur Schöpfung Adams und ſeines Weibes Hawwa (Eva) ſchreitet, damit durch die innige Vereinigung der menſchlichen Seele mit dem menſchlichen Leibe die Materie das reine Licht nur um ſo feſter umklammere und mit den unwürdigen Feſſeln unreiner Sinnlichkeit umſchlinge. Er erzählt uns dann ferner, wie der Gottesſohn Iſa oder Jeſus zu dem erſten Geſchöpf oder Urgeſchöpf (d. h. zu Adam) entſandt wird, damit er die Lichtſeele des letzteren und die in gleicher Weiſe des göttlichen Lichts theilhaftigen Seelen ſeiner Nachkommen aus dieſen Feſſeln der Sinnlichkeit löſe, indem er ſie vor den Fallſtricken des Dämons warne und ihnen den Rathſchluß Gottes und den Weg, der zum Heil führt, verkünde. Er berichtet uns endlich, wie die reine Lehre des Gottgeſandten durch Juden und

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Christen verfälscht worden sei,[10] und wie er, Mânî, infolgedessen den Auftrag empfangen habe, das Werk Jesu Christi zu vollenden. — Natürlich endet bei ihm der jahrtausendelange Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip schließlich mit dem denkbar vollkommensten Sieg des „Königs der Paradiese des Lichtes": durch einen allgemeinen Weltbrand wird am Ende aller Dinge auch der letzte Rest des einst geraubten Lichtes befreit, und der Dämon der Finsternis kehrt, gedemüthigt und für immer unschädlich gemacht, in den Abgrund, dem er entstiegen, zurück.

In seiner Sittenlehre, in der er die strengste Enthaltsamkeit von seinen „Auserwählten" fordert und als den einzigen Weg des Heils und der Erlösung aus den Banden der Materie preist, schließt sich Mânî nicht bloß an die Moralvorschriften des Christenthums, an die Gebote der allgemeinen Menschenliebe, der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit ꝛc., sondern auch in augenfälliger Weise an die weit asketischere Moral der oben erwähnten Sekte der Mugtasila an.[11]

Die außerordentliche historische Bedeutung des Manichäerthums und seine ungewöhnlich schnelle Verbreitung (insbesondere unter den Völkern des Morgenlandes) wird durch die zahlreichen orientalischen und occidentalischen Schriftsteller, die sich mit ihm beschäftigt haben, bezeugt. Nicht umsonst wurden Mânî und seine Anhänger nicht allein von dem frommen Eifer der Feuerpriester, sondern auch von demjenigen der christlichen Fanatiker verfolgt. In der That hatte die junge christliche Kirche im Orient kaum einen zweiten, ihr gleich gefährlichen Feind, schlich er sich doch sogar versteckterweise in die Reihen ihrer eigenen Geistlichkeit, vornehmlich in die Reihen der Bischöfe und Metropoliten der ägyptischen Kirche ein. Daß auch der Kirchenvater Augustinus ursprünglich dem Manichäismus huldigte, ist bekannt. Trotz aller Verfolgungen, die letzterer von Anbeginn zu bestehen

hatte, breitete er sich indessen mit erstaunlicher Schnelligkeit zuerst durch die mittel- und kleinasiatischen Reiche, dann an der Nordküste Afrikas und endlich auch in Sizilien und Süditalien aus. Im vierten Jahrhundert zogen sich seine Bekenner, der mehr und mehr sie bedrängenden Verfolgungen wegen, tief in das Innere von Asien zurück, erhielten sich aber auch im Abendlande in einzelnen Ueberresten bis spät in das Mittelalter hinein und tauchten in den verwandten Erscheinungen der Paulicianer (im siebenten und achten Jahrhundert) und der Katharer und Albigenser (im zwölften Jahrhundert) in verschiedenen Gegenden Europas wieder auf. So war es ein großartiges historisches Drama, das mit dem Auftreten Mânis im dritten Jahrhundert n. Chr. begann und das erst neunhundert Jahre später mit dem greuelvollen Schlußakt der Albigenserkriege (1209—29) auf den Trümmern zahlreicher blühender Städte und bei dem Brande rauchender Scheiterhaufen seinen erschütternden Abschluß fand.[12]

II.

Den denkbar größten Gegensatz zu der gewaltigen, einen großartigen, aber vorwiegend düsteren Charakter tragenden und in ihrer schwankenden Unbestimmtheit einigermaßen schattenhaften Erscheinung Mânis bildet der Philosophin Hypatia anmuthig edle, sich in klaren, festen Linien, plastisch wirksam und lichtvoll zugleich vom dunklen Hintergrund ihrer Zeit und Umgebung abhebende Gestalt. Mânis Persönlichkeit übt einen geheimnißvollen, fast unheimlich bestrickenden Reiz; es scheint eine echt orientalische Mischung von ungewöhnlicher Verstandesschärfe und ausschweifender Phantastik, von glühender Sinnlichkeit und abstrakter Gedankentiefe in seinem Charakter gewesen zu sein, die uns fesselt und mächtig ergreift; Hypatia dagegen zieht uns vornehmlich durch die echt hellenische Feinheit und Geistesanmuth, die ihr eigenthümlich waren, durch ihren echt griechischen Schönheitssinn

und durch den Zauber jungfräulicher Hoheit und Reinheit und echt weiblicher Liebenswürdigkeit, der von ihr ausstrahlt, an. — Mânes ist der leidenschaftliche und wortgewaltige Verkündiger eines neuen und in seiner Art großartigen Evangeliums — er fühlt sich und muthet auch uns fast an wie ein alttestamentlicher Prophet; Hypatia ist die pietätvolle Hüterin der angesammelten Geistes- und Wissensschätze einer absterbenden großen Zeitepoche, eine der spätesten und idealsten Vertreterinnen einer unwiderruflich dem Untergange geweihten Kultur. Sie hat etwa anderthalb Jahrhunderte später als Mâni gelebt; als sie gegen das Ende des vierten Jahrhunderts in Alexandria geboren wurde, war dieser wohl schon länger als hundert Jahre todt.

Während dieses Zeitabschnittes hatte der langsame, aber unaufhaltsame Zersetzungsprozeß des römischen Weltreichs, der schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts mit Marc Aurels Tode seinen Anfang genommen, nach allen Richtungen hin die gewaltigsten Fortschritte gemacht; alle staatlichen und gesellschaftlichen Bande hatten sich mehr und mehr gelöst. Das Volk war immer tiefer in materielles Elend und moralische Verkommenheit hineingerathen, die Kaiserkrone war zum Spielball ehrgeiziger Söldnerführer herabgesunken, Parteiungen zerrissen im Innern, die sich mehrenden Einfälle der Barbarenvölker bedrohten von außen her das Reich. Die wenigen kräftigen Kaiser dieser Periode sahen sich außer stande, dem mehr und mehr überhand nehmenden allgemeinen Verderben zu wehren. Die Unmöglichkeit einer wirksamen Beherrschung des zerfallenden Riesenreiches seitens eines Einzelnen erkennend, hatte endlich (im Jahre 395) auf seinem Todtenbette Kaiser Theodosius der Große dasselbe unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius getheilt. Unter der Herrschaft des Ersteren, dem das Morgenland und damit auch die Herrschaft über Aegypten zufiel, wuchs

Hypatia als Tochter und demnächstige Schülerin des tüchtigen, in wissenschaftlichen Kreisen allgemein geschätzten Mathematikers Theon heran. Durch Letzteren wurde sie nicht bloß in seiner eigenen Wissenschaft unterrichtet, sondern auch frühzeitig mit Liebe und Begeisterung für die Wissenschaften im allgemeinen und für die Philosophen ihres altgriechischen Heimathlandes im besonderen erfüllt. Ihre weitere philosophische Ausbildung erhielt sie in Athen. Als sie von da zurückgekehrt war, erlangte sie in Alexandria als Vorsteherin der dortigen Philosophenschule großen Ruhm, war sie doch eine geistvolle, sich und Andere für die erhabenen Ideen der großen griechischen Weisen begeisternde Vertreterin der von Anbeginn her in Alexandria heimischen, zuerst durch Ammonius Sakkas und seinen großen Schüler Plotinus daselbst begründeten neuplatonischen Philosophie, jenes tiefsinnigen metaphysischen Gedankensystemes, das sich als eine sinnreiche Verschmelzung platonischer, pythagoreischer, aristotelischer und orientalischer Lehren darstellt, unter engster Anlehnung an die Ideenlehre Platons ursprünglich in erster Reihe den Begriff des Ewig-Einen, des wesentlich einheitlichen göttlichen Urwesens begrifflich zu entwickeln unternahm, daneben aber (vornehmlich in seinen späteren Vertretern) durch allegorische Deutung der alten Göttersagen die altheidnische Volksreligion zu vergeistigen und neu zu beleben sich bestrebte und in einer mystischen Vereinigung der menschlichen Seele mit dem Ewig-Göttlichen, in einer ekstatischen „Intellektualanschauung" des letzteren „den höchsten Triumph und das Endziel alles philosophischen Forschens und Strebens" erkannte. Hypatia gehörte der letzteren Richtung an; sie war die Priesterin eines ideal gefaßten Altheidenthums, eines allegorisirten und geistig verklärten Götterglaubens und kämpfte, wie kurz vorher Julian, der Apostat, es gethan, mit allen Waffen ihres reichen Geistes und unter Zuhülfenahme aller bedeutsamen Errungenschaften

altheidniſcher Weltweisheit, gegen den gefährlichſten Feind der von ihr vertretenen Geiſtesrichtung, gegen das junge Chriſtenthum und das in ihren Augen unzertrennlich mit ihm verbundene Barbarenthum an. Aber das Heidenthum hatte längſt allen Boden im Volke verloren, und das Chriſtenthum war eine in jugendlicher Friſche emporſtrebende, mehr und mehr die Gemüther gefangen nehmende Macht; es hatte ſich allen Verfolgungen zum Trotz erhalten, es war jüngſt durch Konſtantin den Großen zur Staatsreligion erhoben worden, und es wurde gerade zu Hypatias Zeiten durch Theodoſius II., den Nachfolger des ſchwachen Arcadius, oder richtiger noch durch ſeine fromme Schweſter Pulcheria, die an ſeiner Stelle den Gang der Staatsgeſchäfte leitete, von oben herab nachdrücklich unterſtützt. So konnte es nicht fehlen, daß Hypatia in ihrem Kampf gegen die heranwachſende Weltmacht erlag. Aber die Art, wie ſie erlag, gereicht dieſer letzteren nicht zum Ruhm. Kaum ſelbſt den Verfolgungen ihrer Feinde entronnen, trat die junge chriſtliche Kirche ſchon ihrerſeits als intolerante Verfolgerin abweichender Meinungen auf. Insbeſondere das Heidenthum empfand ihre ſchwere, unnachſichtlich ſtrafende und rächende Hand. Tauſende der ſchönſten altheidniſchen Tempel und Heiligthümer wurden erbarmungslos zerſtört, und vornehmlich im Morgenlande reizten gewaltthätige chriſtliche Mönche und Prieſter das Volk aller Orten gegen die Götzendiener und Götterbilder und gegen die Altäre, an denen ſie verehrt wurden, auf. Der Schar dieſer wahnwitzigen Fanatiker gehörte auch der hochbegabte, aber ehrgeizige und herrſchſüchtige Cyrillus, der zu Hypatias Zeiten den Biſchofsſtuhl von Alexandria inne hatte, an. Er war Hypatias erbittertſter Feind, denn er haßte in ihr die begeiſterte Verkünderin heidniſcher Weisheitslehren und gewahrte mit Neid und Ingrimm ihren ſtets wachſenden Einfluß in den Kreiſen der alexandriniſchen vornehmen Jugend und geiſtigen Ariſtokratie. Lange Jahre

hindurch führte er gegen ſie einen unausgeſetzten, erfolgloſen Kampf; da er ihr aber trotz aller Intriguen nicht beizukommen vermochte, ſo nahm er endlich ſeine Zuflucht zur Gewalt und reizte den Pöbel Alexandrias zur Ermordung der bitter Gehaßten und heimlich Gefürchteten auf: Hypatia ward auf ſein Anſtiften in eine chriſtliche Kirche geſchleppt und fand unter den Steinwürfen der rohen, fanatiſirten Menge ihren Tod.

In ihr ſank die liebenswürdigſte Verkörperung jener ſpezifiſch alexandriniſchen Geiſtesrichtung, die auf dem Boden der altägyptiſchen Weltſtadt als ein Erzeugniß der ſich daſelbſt berührenden helleniſchen, orientaliſchen, chriſtlichen und jüdiſchen Kulturelemente erwachſen war, dahin. Ihre geiſtige Begabung ſcheint eine ſehr bedeutende geweſen zu ſein; unter ihren Schriften, die leider ſämtlich verloren gegangen ſind, wird von Suidas ein Kommentar zu der Schrift des Apollonius von Perga über die Kegelſchnitte, ein aſtronomiſcher Kanon und ein Kommentar zu Diophantus erwähnt; unter ihren Schülern iſt vornehmlich der ihr lebenslang treu ergebene chriſtliche Biſchof von Ptolemais, Syneſius von Cyrene, bekannt. Sie war eine zu ihrer Zeit viel gefeierte Perſönlichkeit, und ihr Name ward weit über die Grenzen Alexandrias hinaus mit Verehrung und Bewunderung genannt. Dabei waren es nicht bloß ihre hervorragenden Geiſtesgaben, ſondern auch ihr Seelenadel und ihre Sittenreinheit in Verbindung mit ihrer weiblichen Schönheit und Liebenswürdigkeit, denen ſie das unbeſtrittene Anſehen, deſſen ſie ſich erfreut hat, verdankte. Aber trotz allem Glanze, den ihre Erſcheinung ausſtrahlt, umſchwebt ein Hauch von Trauer und Schwermuth die liebliche Geſtalt; ihr grauſamer Untergang warf ſeine Schatten bei ihren Lebzeiten ſchon voraus: ſie fühlte allem Anſchein nach, daß es ein verlorener Poſten war, den ſie mit dem ganzen Aufgebot ihrer außergewöhnlichen geiſtigen und ſittlichen Kraft zu vertheidigen ſtrebte, aber ſie vertheidigte ihn

dennoch und hielt treulich und tapfer bis zum letzten Athemzug auf ihm aus. Hierin vor allen Dingen liegt das Tragiſche ihres Geſchicks. Ihr Tod iſt von ſinnbildlicher Bedeutung: er iſt, wie Bunſen[13] ſich treffend ausdrückt, das ſymboliſche Todtenopfer des (antiken) heidniſchen Geiſtes.

III.

Und wieder hebt ſich der Vorhang, der die Geſchicke vergangener Generationen und Menſchheitsepochen den Blicken der ſpäten Enkel und geiſtigen Erben derſelben verhüllt, wieder thut ſich ein Schauplatz bedeutender weltgeſchichtlicher Begebenheiten vor unſerem geiſtigen Auge auf. Aber freilich iſt dieſer Schauplatz durch eine breite und tiefe Kluft von demjenigen, auf dem ſich Cyrill und Hypatia gegenüberſtanden, getrennt. Mehr als ſieben Jahrhunderte nämlich ſind ſeit den zuletzt geſchilderten Ereigniſſen dahingegangen — die alte Welt iſt lange in Trümmer gefallen — die Hochfluth der Völkerwanderung iſt verrauſcht. — Das Chriſtenthum, das wir im vorigen Abſchnitt erſt im Beginn ſeiner weltgeſchichtlichen Laufbahn erblickten, hat längſt ſeine Weltmachtſtellung erobert — die ſtreitende Kirche der erſten Jahrhunderte iſt in die ſiegreich triumphirende verwandelt und wieder zur Hauptſtadt der Welt erhoben, thront Völkern gebietend auf ſeinen Hügeln, wie einſtmals das ewige Rom. Von Rom aus aber beherrſcht das Papſtthum — wie ehedem die Kaiſer es thaten — die Welt. Sein Einfluß auf das geſamte ſoziale und ideelle Leben der abendländiſchen Völker iſt nahezu unbegrenzt. Das Jahrhundert, in deſſen Beginn wir ſtehen — es iſt dasjenige Friedrich Barbaroſſas, dasjenige des zweiten und dritten Kreuzzuges — trägt den Stempel dieſes Einfluſſes an der Stirn — es iſt durch und durch mit chriſtlichem — oder genauer noch mit päpſtlich-hierarchiſchem — Geiſte getränkt. Und es verkündigt die Macht dieſes Geiſtes

nicht bloß durch die großen welthiſtoriſchen Thaten, die es vom Feuerrauſch jugendlicher, religiöſer Begeiſterung ergriffen, vollbringt; es dokumentirt ſie auch in der praktiſchen Lebensgeſtaltung, in der Wiſſenſchaft, die faſt ausſchließlich in der ihr von kirchlicher Seite vorgeſchriebenen, dogmatiſch-ſcholaſtiſchen Bahnen wandelt und in der mehr und mehr vom ſpezifiſch chriſtlichen Geiſt der Gothik ergriffenen und beherrſchten Kunſt; es verräth ſie endlich in der nie dageweſenen Ausdehnung, die das chriſtliche Mönchs- und Ordensweſen, dieſe „Miliztruppe des Papſtthums" erlangt. Das ganze Dichten und Trachten der Völker iſt ſcheinbar in die Grenzen des Kreiſes, den die Allgewalt der Kirche ihm angewieſen, gebannt.

Aber doch eben nur ſcheinbar, — denn ſchon machen ſich die erſten Anzeichen einer energiſchen Gegenſtrömung bemerkbar — ſchon beginnt's in den Geiſtern zu gären — ſchon wird der Druck, den die Kirche ausübt, hier und dort als ſolcher empfunden, ſchon kämpft man von verſchiedenen Seiten — allerdings noch meiſt verſteckt, meiſt zaghaft und erfolglos — gegen ihn an. Da tritt, kühner und unerſchrockener als irgend ein Anderer, zuerſt in ſeiner lombardiſchen Heimath, dann im eigenſten Zentrum der römiſchen Machtſtellung, unter den Augen des Papſtes in Rom ſelber — Arnold von Brescia mit der Forderung einer völligen „Entweltlichung" der Kirche und einer entſprechenden gründlichen Umgeſtaltung der beſtehenden Kirchenverfaſſung auf. Die außergewöhnliche Erſcheinung dieſes Mannes verdient es wohl, daß wir uns etwas eingehender mit ihm beſchäftigen.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts in Brescia geboren, ward er von ſeinen Eltern (deren Lebensſtellung und Herkunft unbekannt iſt) frühzeitig dem prieſterlichen Stande beſtimmt. Durch Otto von Freiſing erfahren wir, daß er in ſeiner Vaterſtadt zum Lektor geweiht ward, dann aber ſich nach Frankreich zu Abälard begab und hier während mehrerer Jahre ſeine weitere

philoſophiſche und theologiſche Schulung unter der perſönlichen Leitung dieſes ausgezeichneten und hochberühmten Magiſters empfing. Als er wieder nach Brescia zurückgekehrt war, erlangte er daſelbſt die Prieſterweihen und ward zum Probſt des Chorherrnſtiftes, in das er eingetreten war, ernannt. In den Berichten ſeiner Zeitgenoſſen erſcheint er ſchon damals als ein ungewöhnlicher, Aufſehen erregender Mann. Die Historia pontificalis und Andere ſchildern ihn als einen ſcharfſinnigen, aber unruhigen Kopf, einen feurigen Prediger der Weltentſagung, der durch Faſten und rauhe Kleidung ſich ſelbſt kaſteite, dabei eifrig und ausdauernd im Studium war und durch den Zauber ſeiner Beredſamkeit und durch das Beiſpiel, das er durch ſeinen Lebenswandel gab, bald einen großen Anhang unter der Laienbevölkerung gewann.

Unter dem Einfluß patareniſcher Lehren, die ſich in Brescia länger als anderwärts erhalten zu haben ſcheinen,[14] durch das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter, und wahrſcheinlich auch durch dasjenige des römiſchen Rechts, war in dem lebhaften Geiſt und in der feurigen Seele dieſes Mannes nämlich das Ideal einer neuen chriſtlichen Geſellſchaftsordnung, einer Kirchen- und Staatsverfaſſung von apoſtoliſch-republikaniſcher Einfachheit nach dem Muſter des Urchriſtenthums und altrömiſcher Einrichtungen gereift. In leidenſchaftlich begeiſterter Weiſe und mit dem ganzen Feuer der ihm zu Gebote ſtehenden Beredſamkeit kämpfte er infolgedeſſen gegen den weltlichen Beſitz des Klerus und der Klöſter und gegen die Hoffart und Ueppigkeit der „verweltlichten" Geiſtlichkeit an. Weltliche Macht und weltlichen Reichthum erklärte er nach den Grundſätzen des Chriſtenthums für unvereinbar mit dem geiſtlichen Amt und wies nicht bloß in ſeinen Predigten, ſondern auch durch ſeinen Lebenswandel auf ein in Armuth, altevangeliſcher Einfachheit und Weltentſagung geführtes Daſein als auf die einzige, einem

christlichen Priester angemessene und für ihn gebotene Lebensweise hin. Durch solche Lehren aber gerieth er naturgemäß sehr bald mit den Vertretern der bestehenden Kirchenordnung in Konflikt. Schon auf dem großen Konzil, das Papst Innocenz II. im April des Jahres 1139 im Lateran abhielt, traten denn auch verschiedene Geistliche seiner heimischen Diözese, darunter der Bischof von Brescia selbst, mit schweren Anklagen gegen ihn auf. Da er infolge derselben seines Amtes entsetzt und zur Verbannung aus Italien verurtheilt wurde, begab er sich aufs neue nach Frankreich und suchte seinen alten Freund und Lehrer, den von ihm hochverehrten Abälard wieder auf. Dieser berühmteste Vertreter des sogenannten „Nominalismus“ [15] behauptete bekanntlich eine etwas unabhängigere Haltung der herrschenden Kirchenlehre und hierarchischen Autorität des Papstthums gegenüber und war einer der wenigen Verfechter einer wenigstens relativen geistigen Freiheit und Selbständigkeit innerhalb der Grenzen der scholastischen Philosophie. Er war zu jener Zeit gerade in heftige Streitigkeiten mit dem heiligen Bernhard (von Clairvaux) verwickelt und lehrte wieder, wie ehedem, auf dem Berge der heiligen Genovefa zu Paris. Arnold ergriff in leidenschaftlicher Weise für ihn und seine Lehre Partei; letztere aber wurde im Jahre 1140 auf der Kirchensynode zu Sens für ketzerisch und verderblich erklärt und Abälard als Häretiker aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen und zu ewigem Schweigen verdammt. Außerdem befahl der Papst, daß man ihn und seinen Schüler Arnold als Feinde des katholischen Glaubens, getrennt voneinander, in Klöster einsperre und ihre verderblichen Schriften beschlagnahme und verbrenne.

Abälard war alt und gebrochen und besaß zu fernerem Widerstand nicht den Muth; er ging freiwillig ins Kloster zu St. Marcel bei Chalons sur Saone, machte dort seinen Frieden mit der Kirche und starb daselbst schon wenige Jahre darauf (am 21. April 1142),

Arnold hingegen trat nunmehr öffentlich und unerschrocken an seiner Stelle auf dem Berge der heiligen Genovefa als Lehrer auf. Und merkwürdig genug: so sehr er von klerikaler Seite gehaßt und gefürchtet wurde, keiner der französischen Bischöfe wagte es, den Befehl des Papstes an ihm zu vollziehen. So setzte er seine Lehrthätigkeit ungehindert fort, bis ihn König Ludwig VII. von Frankreich auf Betreiben des heiligen Bernhard des Landes verwies. Der abermals Vertriebene suchte und fand nunmehr in Deutschland ein Asyl. Durch Otto von Freising wissen wir, daß er sich in Zürich niederließ,[16] wo er allem Anschein nach abermals als Lehrer großen Einfluß übte und mächtige Freunde und Gönner gewann. Aber auch dort sah er sich von dem frommen Eifer und der Unduldsamkeit des heiligen Bernhard, der den Bischof von Konstanz gegen ihn aufzureizen wußte, verfolgt. So ging er schon 1143 von Zürich wieder fort — doch ist nicht mit Sicherheit festzustellen, wohin er sich von dort aus und während der folgenden Jahre gewandt. Erst 1145 taucht er für uns aufs neue — diesmal in Italien — wieder auf. Sein hartnäckiger Gegner und Verfolger nämlich, Papst Innozenz II. war todt; die unmittelbaren Nachfolger desselben Cölestin II. und Lucius II. waren kurz nacheinander ebenfalls ins Grab gesunken, und seit dem Februar des Jahres 1145 saß Eugen III. auf dem päpstlichen Thron. Unter diesem nun söhnte sich Arnold (wahrscheinlich durch Vermittelung des ihm befreundeten Kardinals Guido) mit der Kirche wieder aus und kehrte mit Genehmigung des Papstes in sein Vaterland zurück.

Und zwar ging er direkt nach Rom. Hier aber fand er eine Lage der Dinge und Verhältnisse vor, die ihn zur Wiederaufnahme seiner reformatorischen und agitatorischen Thätigkeit geradezu herauszufordern schienen, ja die ihn gewissermaßen mit innerer Nothwendigkeit zu derselben zwangen. Seit geraumer Zeit nämlich war in der ewigen Stadt eine mächtige Bewegung gegen die

weltliche Papſtherrſchaft im Gange, die, ganz im Sinne der Arnoldſchen Reformidee und wohl auch angefacht durch die früheren Predigten desſelben, auf nichts Geringeres abzielten, als auf die dauernde Trennung der weltlichen von der kirchlichen Gewalt und auf die Wiederbegründung der altrömiſchen Republik. Schon in den letzten Regierungsjahren Innocenz II. hatte dieſe Bewegung ihren Anfang genommen, und obwohl Arnold urſprünglich nicht perſönlich handelnd in dieſelbe eingegriffen hatte, ſo war es doch natürlich, ja ſelbſtverſtändlich, daß dieſelbe durch ſein Erſcheinen in Rom erneute Nahrung gewann. — Dennoch hielt er ſelbſt ſich zunächſt — ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß — oſtentativ von ihr fern. Ueber Jahr und Tag hat er allem Anſchein nach, lediglich mit ſtrengen Andachts- und Bußübungen beſchäftigt, ſtill und zurückgezogen in Rom gelebt. Schließlich aber riſſen ihn dennoch der Sturm und Drang der Verhältniſſe und der geheime Zug ſeines eigenen leidenſchaftlichen Herzens aufs neue in den Strudel der Bewegung hinein. Während der Papſt (vom März 1147 bis zum April 1148) in Frankreich verweilte, trat Arnold in Rom in alter Weiſe als begeiſterter Vorkämpfer der Ideen und Ideale, die in ſeinem Herzen lebten, auf. Bald war die Zahl ſeiner Anhänger, wie aller Orten, wo er bisher gepredigt hatte, ſehr groß. „Die Sekte der Lombarden“, wie man dieſelben von kirchlicher Seite zu bezeichnen pflegte, nahm in kurzer Zeit derartig zu, daß der Papſt ſchon auf der Rückreiſe von Frankreich, von Breſcia aus, eine energiſche Warnung vor den Irrlehren derſelben unter ſtrenger Bedrohung aller Derjenigen, die ſich ihr anſchließen würden, erließ. Bald darauf verhängte er ebenfalls, wie einſt ſchon Innocenz II. gethan, über den „Schismatiker“ und „Häretiker“ Arnold die große kirchliche Exkommunikation.

Von da an knüpfte ſich zwiſchen dieſem und dem römiſchen

Senate ein feſtes Band. Die Häupter der politiſchen und kirchlichen Revolution ſchloſſen eine Art Schutz- und Trutzbündniß miteinander und nahmen gemeinſam den Kampf gegen Papſtthum und Prieſterherrſchſucht auf. Immer entſchiedener drängt ſich ſeitdem für die hiſtoriſche Betrachtung der Dinge die Geſtalt und Perſönlichkeit Arnolds in den Vordergrung der damaligen römiſchen Begebenheiten, immer wirkungsvoller tritt ſie hervor, immer bedeutender hebt ſie ſich von dem Hintergrund einer an und für ſich ſchon hochintereſſanten geſchichtlichen Epiſode ab. Faſt ſieben Jahre lang ſtand der kühne und unerſchrockene Mann thatſächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, als geiſtiger Lenker und Leiter derſelben an der Spitze jener merkwürdigen, aus ſeinen Ideen herausgeborenen und mit ihnen fort und fort genährten römiſchen Republik. Höher und höher verſtieg ſich während dieſer Periode, im Bewußtſein der Macht, die er durch ſeine Beredſamkeit über die Gemüther der Menſchen ausübte, allem Anſchein nach ſein Geiſt. Stolze Träume von der Wiederkehr altrömiſcher Größe und Herrlichkeit bewegten ſeine Seele, großartige Gedanken und Pläne, wie derjenige von einem engen Anſchluß der Republik an die deutſchen Könige und von einer durch „den Senat und das Volk der Römer“ ohne jede Mitwirkung des Papſtes vorzunehmenden römiſchen Kaiſerwahl, beſchäftigten ſeinen Sinn. Aber der Stern der Republik war im Sinken begriffen, und Arnold ſelbſt war unrettbar dem Untergange geweiht. Alle Hoffnungen, die er und ſeine Freunde auf die hohenſtaufiſchen Könige, auf Konrad II. und nachmals auf Friedrich Barbaroſſa, geſetzt hatten, erwieſen ſich in kürzeſter Friſt als trügeriſch — die Republik ſah ſich ausſchließlich auf ſich ſelbſt geſtellt und harrte vergebens jahrelang auf phyſiſche oder moraliſche Unterſtützung von außen. Zwar wußte ſie — merkwürdig genug — trotz alledem bis in das Jahr 1155 hinein ihre Freiheit und Unabhängigkeit den Päpſten (Eugen III. und

ſeinem Nachfolger Anaſtaſius IV.) gegenüber zu behaupten. Dann aber kam ihr von außen her, von eben der Seite, von der ſie Rettung erhofft, nicht Hülfe, ſondern Verderben.

Friedrich Barbaroſſa war über die Alpen geſtiegen und zog mit großer Heeresmacht — nicht, wie Arnold vor Zeiten gewähnt —, als gewaltiger Schirmherr der römiſchen Freiheit, ſondern im Gegentheil als Bedränger derſelben, als erklärter Bundesgenoſſe des Papſtes und mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſich von dieſem die Kaiſerkrone aufs Haupt ſetzen zu laſſen — heran. Im Vertrauen auf ſeinen Beiſtand trat denn auch Hadrian IV., der im Dezember des Jahres 1154 den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, mit großer Energie und Entſchiedenheit dem römiſchen Senat gegenüber auf. In drohendem Tone verlangte er vor allen Dingen die Austreibung Arnolds aus der Stadt. Und als der Senat die Erfüllung dieſer Forderung verweigerte, da that er, was noch keiner ſeiner Vorgänger zu thun gewagt: er verhängte über Rom das Interdikt.

Die Wirkung dieſer Maßregel war eine ungeheure. Die ganze Stadt gerieth in wilde Bewegung, Schrecken und Entſetzen bemächtigte ſich der Gemüther, aufgeregte Volksmaſſen ſtürmten, Drohungen und Verwünſchungen ausſtoßend, in den Sitzungsſaal des Senats. Dazu ſteigerte ſich mit jedem Tage die von außen drohende Gefahr. Schon ſtand Friedrich der Rothbart mit ſeinem Heere in den Ebenen der Lombardei. Der Senat war eingeſchüchtert: er ſah ſich von allen Seiten beſtürmt, zur Unterwerfung gedrängt, bedroht. In ſolcher Lage der Dinge bewilligte er die Forderung des Papſtes und gab Arnold und ſeine Freunde preis. Am 28. März 1155 verließ dieſer als Heimathloſer, vom Bann und Fluch der Kirche verfolgter Flüchtling die Stadt. Er erreichte die Grenzen Toskanas, gerieth aber hier binnen kurzem in Friedrich Barbaroſſas Gewalt. Dieſer lieferte ihn ohne Zögern, dem Verlangen des heiligen

Vaters Folge gebend, an Hadrian IV. aus. Damit war das Schickſal des beklagenswerthen Mannes beſiegelt: er ward dem Präfekten von Rom übergeben und auf Befehl des Papſtes erhängt. Dann ward ſein Leichnam den Flammen überliefert und ſeine Aſche in den Tiber geſtreut, damit nicht, wie Otto von Freiſing ſagt, „das thörichte Volk ſeine Gebeine verehre."

So endete Arnold von Brescia, einer der erſten, kühnſten und begeiſtertſten Vorkämpfer des reformatoriſchen Gedankens — ein Reformprediger im großen Stil wie mehr als dreihundert Jahre ſpäter Girolamo Savonarola einer war, und einer der wenigen freien, den Bannkreis der herrſchenden, kirchlich-hierarchiſchen Anſchauungsweiſe durchbrechenden, unerſchrocken das Recht des freien Denkens der allgemein anerkannten geiſtlichen Autorität gegenüber zur Geltung bringenden, wahrhaft ſelbſtändigen und unabhängigen Geiſter ſeiner Zeit. Er war, wie Gieſebrecht[17] treffend hervorhebt, kein Häretiker im gewöhnlichen Sinn: er hat weder einzelne Dogmen der katholiſchen Kirche, noch auch die metaphyſiſche Geſamtanſchaunng, die ihr zu Grunde liegt, bekämpft. Seine Lehre iſt — wie Gieſebrecht ſich ausdrückt — „durchaus nüchtern" geweſen, ohne jeden Anflug jener den Ketzern ſonſt eigenthümlichen Schwärmerei; indeſſen, wenn er auch kein ſpezifiſch religiöſer Schwärmer im engeren Verſtande des Wortes war — ein Schwärmer war der Mann, der ſein Ideal eines reinen Urchriſtenthums, einer von aller Verweltlichung freien Urkirche und einer auf altrömiſche Einfachheit und Sittenſtrenge gegründeten republikaniſchen Staatsverfaſſung in einer ganz anders gearteten Welt zu verwirklichen ſtrebte und allem Anſchein nach ernſtlich an die Möglichkeit einer ſolchen Verwirklichung glaubte, trotz alledem und alledem doch.

Und merkwürdig genug: der Erfolg gab dem „Schwärmer" recht — bei ſeinen Lebzeiten wenigſtens — denn wo immer er hingekommen iſt, da hat er durch das Feuer ſeiner Beredſamkeit

die Gemüther der Menſchen mit ſich fortgeriſſen und hat nicht bloß in ſeinem Vaterlande, ſondern auch in Frankreich und der Schweiz, ja bis tief in das Herz von Süddeutſchland hinein Tauſende und Abertauſende mit denſelben ethiſchen und ſozialen Ideen, die ihn begeiſterten erfüllt. Doch ſcheint es, daß die Bewegung, die durch ſein Auftreten hervorgerufen ward, faſt allenthalben ebenſo ſchnell, wie ſie Platz gegriffen hatte, auch wieder erſtarb; nur bis gegen das Ende des Jahrhunderts hin begegnen wir noch einzelnen Nachwirkungen derſelben, vornehmlich in den alemanniſchen Gegenden und in den Städten der Lombardei; ſpäterhin verliert ſich auch in dieſen jede Spur.

Daß es ſo kam und kommen mußte, kann uns nach Lage der Dinge nicht befremden. Soweit wirklich fruchtbare und entwickelungsfähige Keime in den Lehren des kühnen Brescianers enthalten waren, war er eben ſeiner Zeit und Umgebung um Jahrhunderte voraus; denn erſt ſehr viel ſpäter geborene Geſchlechter nahmen den großartigen, nachmals weltbewegenden Gedanken einer „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern", den vor ihm Keiner mit gleicher Energie der Empfindung und gleicher Gedankentiefe erfaßt und mit gleich großer Entſchiedenheit zum Ausdruck gebracht hatte, wieder auf. Freilich war Das, was Arnold von Brescia erſtrebte, keine Reformation in Luthers Sinn, denn er ſuchte ſeine Ideale in der Vergangenheit und zielte auf eine Erneuerung der Kirche im Sinne urchriſtlicher Weltabwendung und Weltentſagung hin. Aber welches auch die Irrthümer und Mängel ſeiner praktiſch undurchführbaren Ideen geweſen ſein mögen, unvergeſſen wird es ihm bleiben, daß er, als der erſte wirklich bahnbrechende Vertreter des reformatoriſchen Gedankens, dieſen in einer Zeit, die noch ganz vom mittelalterlich-hierarchiſchen Geiſte erfüllt war, ſo kraftvoll zu vertreten wagte und unter den Augen des Papſtes ſelbſt die Fahne der geiſtigen und bürgerlichen Freiheit zu entfalten und

jahrelang unerschrocken und unentwegt hochzuhalten und zu vertheidigen unternahm. Diese Thatsache sichert ihm bleibenden Ruhm; in ihr wurzelt seine weit über den ersten Erfolg und späteren Mißerfolg seiner Lehre hinausreichende wahrhaft weltgeschichtliche Bedeutung.

IV.

Den Kampf, in dem Arnold unterlegen war, den Kampf gegen die verweltlichte Papstkirche und gegen die päpstliche Weltherrschaft focht nahezu vier Jahrhunderte später Martin Luther siegreich aus. Aber er vollbrachte sein Werk nicht allein, galt es doch, einen Riesenbau zu erschüttern, und reichten doch Eines Mannes Kräfte — wie gewaltig dieser Mann auch war — zur Bewältigung dieser Aufgabe nicht aus. Als einen seiner Mitstreiter und Mitarbeiter im weiteren Sinne aber dürfen wir auch einen Mann bezeichnen, der im Verein mit anderen hervorragenden Gelehrten seiner Zeit sein Leben in erster Reihe der Bekämpfung des Aristoteles und des sich auf Aristoteles berufenden scholastischen Geistes, der damals noch in der Wissenschaft der allgemein herrschende war, geweiht. Dieser Mann war Petrus Ramus oder, wie er eigentlich heißt: Pierre de la Ramée. Im Jahre 1515 als Sohn eines Köhlers zu Cuth in Vermandois geboren, verließ er frühzeitig, von heißem Drang nach Erkenntniß getrieben, seinen Heimathsort und begab sich nach Paris. Hier wußte sein brennender Wissensdurst alle Schwierigkeiten, die sich seiner Befriedigung entgegenstellten, mit Zähigkeit und ausdauernder Energie zu überwinden. Zweimal durch den Mangel an Unterhalt zum Verlassen der Stadt genöthigt, kehrte er zweimal dahin zurück. Endlich erreichte er seinen Zweck; es gelang ihm, es durchzusetzen, daß er im Kollegium von Navarra zwar nur als Diener, aber doch mit der Erlaubniß, den Vorlesungen beiwohnen zu dürfen, dauernde

Aufnahme und Beſchäftigung fand. Hiermit eröffnete ſich ſeinem Talente die ihm gemäße Bahn; ſchon wenige Jahre ſpäter erlangte er an demſelben Kollegium die Würde eines Magiſters der Philoſophie. Das Thema, das er ſich bei dieſer Gelegenheit zur Disputation erkoren hatte, war überaus bezeichnend für ſeine Anſchauungsweiſe und kündigte in demonſtrativer Weiſe die Richtung, in der faſt ſeine geſamte Denk- und Lehrthätigkeit ſich lebenslang bewegen ſollte, an. „Alles, was Ariſtoteles gelehrt hat, iſt nicht wahr“ — ſo lautete der mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit (die kaum geringeres Aufſehen erregte als die Wahl des Themas ſelbſt) von ihm einen ganzen Tag hindurch vertheidigte paradoxe und damals doppelt befremdlich und ungeheuerlich klingende Satz. Und was er bei dieſer Gelegenheit unumwunden zu behaupten gewagt, das führte er, ſoweit es ernſtlich gemeint war, in ſeinen bald darauf (1543) erſchienenen „Ariſtoteliſchen Bemerkungen“ und in ſeiner „Dialektik“ weiter aus. In den erſteren greift er die Logik des Ariſtoteles als gekünſtelt und verworren und des wahrhaft wiſſenſchaftlichen Charakters entbehrend in der heftigſten Weiſe an; in der letzteren weiſt er den Künſteleien der ariſtoteliſchen Dialektik und dem ganzen widernatürlichen Treiben der damaligen gelehrten Schulen gegenüber auf die natürliche Dialektik des geſunden Menſchenverſtandes, „an der alle Menſchen, wie die Sterne am ewigen Lichte, Antheil haben“ hin. Das Aufſehen, das dieſe Schriften hervorriefen, war enorm. Ariſtoteles galt in den damaligen gelehrten Kreiſen noch als ſchlechthin unbedingte und unantaſtbare Autorität, war doch das ganze Dogmengebäude der katholiſchen Kirchenlehre von der ſcholaſtiſchen Schulweisheit auf dem Grunde dieſer Autorität errichtet worden, und bildete dieſelbe doch die feſteſte Stütze der geſamten orthodox ſcholaſtiſchen Philoſophie. In den Kreiſen des zünftigen Gelehrtenthums war denn auch infolgedeſſen die Entrüſtung gegen den kühnen Neuerer ebenſo

groß als allgemein. Man behauptete, daß er durch seine Angriffe auf Aristoteles die Autorität der Kirche und die Religion gefährde, man erklärte eben deshalb den „unerhörten" Fall für einen Kriminalfall von der allerschwerwiegendsten Bedeutung, und man unterbreitete ihn als solchen der rechtlichen Entscheidung des Parlaments. Aber ehe noch der höchste Gerichtshof des Landes sein Urtheil in der Angelegenheit abgeben konnte, ward auf Befehl des Königs eine besondere Kommission zur Prüfung und Begutachtung desselben ernannt. Durch Erkenntniß dieser letzteren wurden alsdann die erwähnten Schriften des Ramus für „verwegen, übelklingend und gottlos" erklärt, auch ward ihm selbst als einem „anmaßenden und unverschämten" Menschen die fernere Verbreitung derselben, die weitere Abhaltung von Vorlesungen ohne spezielle Erlaubniß und das „Vorbringen ähnlicher Anzüglichkeiten gegen den Aristoteles und andere altansehnliche Autoren" unter Androhung schwerer Strafen untersagt. König Franz I. bestätigte diesen harten und ungerechten Spruch. Derselbe ward „in Paris an allen Straßenecken angeschlagen und nach auswärtigen Universitäten versandt; die Gegner schmähten den Unterdrückten auf alle Weise und feierten selbst in Schauspielen seine Niederlage".[18] Aber die Genugthuung, die der Letztere verdient hatte, blieb nicht aus. Schon wenige Jahre später ward Ramus, um die durch die Pest verscheuchten Studenten wieder nach Paris zu locken — trotz des Widerspruchs der Sorbonne zum Lehrer der Beredsamkeit am Collége de Prêle und 1557, nachdem Franz I. gestorben war, sogar zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Pariser Universität ernannt. Zugleich hob Heinrich II. den unter seinem Vorgänger gegen Ramus gefällten Urtheilsspruch wieder auf, und Letzterer gab seine Bücher nunmehr unbehelligt in neuer Bearbeitung heraus. Gleichwohl brachen bald abermalige Verfolgungen gegen den Wehrlosen,

der ſich inzwiſchen öffentlich zum Calvinismus bekannt hatte, herein.

Die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts war für Frankreich wie für die meiſten übrigen europäiſchen Länder, insbeſondere in religiöſer Beziehung, unruhig und leidenſchaftlich bewegt. Auf Heinrich II. war Franz II., und nach deſſen kaum anderthalbjährigen Regierung im Jahre 1560 ſein minderjähriger Bruder Karl IX. gefolgt. Unter dieſem aber nahmen die religiöſen Zwiſtigkeiten und Parteiungen, die Kämpfe zwiſchen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens, zwiſchen der Partei der Guiſen und derjenigen der Hugenotten bald in trauriger Weiſe überhand. Auch Ramus gerieth wiederholt in den Strudel der allgemeinen, religiös-politiſchen Bewegung hinein. Er mußte mehrfach ſeines Glaubens wegen aus Paris entweichen und kämpfte 1567 im Hugenottenheere in der Schlacht bei St. Denis. Der bald darauf geſchloſſene Friede gab ihm auch dieſes Mal ſeine alte Stellung an der Pariſer Univerſität zurück. Aber die inneren Unruhen dauerten gleichwohl ununterbrochen fort, und Ramus, der durch dieſelben ſeine Sicherheit gefährdet ſah, entſchloß ſich infolgedeſſen, eine längere Reiſe ins Ausland zu unternehmen, bei welcher Gelegenheit man ihn insbeſondere in Zürich, Baſel und Heidelberg mit Auszeichnung und ausgeſuchter Zuvorkommenheit empfing. Gern hätte er eine Profeſſur an einer proteſtantiſchen, deutſchen Hochſchule übernommen; da ihm eine ſolche aber nicht angetragen wurde, kehrte er 1571 nach Paris zurück. Hier ward er gleich ſo vielen ſeiner Glaubensgenoſſen ein Opfer des furchtbaren Blutbades, das durch Katharina von Medicis in der Bartholomäusnacht des Jahres 1572 unter den Hugenotten Frankreichs angerichtet worden iſt; und zwar fiel er bei dieſer Gelegenheit als ein Opfer nicht bloß ſeiner religiöſen, ſondern auch ſeiner wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung, inſofern er ſeinen Tod durch die Hand eines Meuchelmörders,

den ſein alter Gegner Charpentier, ein Katholik und Ariſtoteliker, gedungen und in jener Schreckensnacht gegen ihn ausgeſandt hatte, empfing.

Ramus war ein tüchtiger, aber etwas pedantiſcher Gelehrter und ein trotz mancher Sonderbarkeiten hochherziger, von inniger Wahrheitsliebe beſeelter und in der Vertretung Deſſen, was er als Wahrheit erkannt zu haben glaubte, ſtandhafter und unerſchrockener Mann. Er ſcheint nicht frei von Gelehrtendünkel geweſen zu ſein, aber arbeitſam und mäßig und von edlem, zur Mildthätigkeit geneigtem Sinn. Seine kulturhiſtoriſche Bedeutung iſt nicht zu unterſchätzen. Er hat durch ſeine Polemik gegen Ariſtoteles nach den verſchiedenſten Seiten hin kräftig anregend gewirkt und beſonders auf den franzöſiſchen und deutſchen Hochſchulen eine lebhafte wiſſenſchaftliche Fehde zwiſchen den Anhängern und Gegnern ſeiner Anſchauungsweiſe, zwiſchen „Ramiſten“ und „Antiramiſten“ entfacht. Und wenn dieſe Fehde auch auf den erſten Blick ein bloßer Gelehrtenſtreit zu ſein ſcheint, ſo blieben ihre Wirkungen doch keineswegs auf die ausſchließlich gelehrten Kreiſe beſchränkt. Der Kampf gegen Ariſtoteles iſt eben nicht bloß ein hervorſtechender, ſondern auch ein hochbedeutſamer Zug im geiſtigen Antlitz jener merkwürdigen, in erſter Reihe auf dem religiöſen Gebiet nach Freiheit ringenden Zeit. Er ſchließt ſich den reformatoriſchen Beſtrebungen derſelben auf Allerengſte an, denn aus den Materialien, die ſie der geiſtigen Werkſtatt des Ariſtoteles entlehnt, hatte ja die Kirche die dogmatiſchen Feſſeln geſchmiedet, in denen ſie jahrhundertelang das religiöſe Denken und Empfinden der Menſchheit gefangen gehalten, durch die Autorität des Ariſtoteles, auf die ſie ſich fortgeſetzt berief, hatte ſie die Geiſter ſich unterwürfig gemacht und jeden freien Aufſchwung gehemmt. Darum war volle Freiheit nur möglich und der dauernde Beſitz der ſchon errungenen nur denkbar, nachdem man dieſe Autorität von Grund

aus geprüft und ſie, ſo weit dies nothwendig war, zerſtört hatte. Eben deshalb waren denn auch die Humaniſten, die eine gründlichere Kenntniß der alten Autoren, insbeſondere des Platon und des Ariſtoteles innerhalb wie außerhalb der gelehrten Kreiſe verbreiten und dadurch einer gründlichen Kritik derſelben die Wege ebnen halfen, die wirkſamſten Vorkämpfer und Beförderer der Reformation. Aber ſie waren es auch noch in einem anderen, höheren Sinne, denn thatſächlich waren es ja doch die humaniſtiſchen Studien geweſen, die jenen Geiſt der Freiheit, der gegen das Ende des Mittelalters hin immer kühner und gewaltiger die lange gefeſſelten Schwingen regte, in weiten Kreiſen geweckt. „Man erkannte," ſagt Carrière ſehr treffend, „daß es die Freiheit war, welche die Alten groß gemacht, und man rüttelte an den ſcholaſtiſchen Ketten."[19] Und man rüttelte ſo lange, bis man dieſe Ketten, und zwar zuerſt diejenigen des unechten ſcholaſtiſchen Ariſtoteles und dann auch diejenigen des wahren urſprünglichen Ariſtoteles, zerbrach. Unter Denjenigen aber, die ſie zerbrechen und damit das wiſſenſchaftliche Fundament des Katholizismus zerſtören halfen, ſteht Petrus Ramus obenan. Er verdient es, daß man ſeiner unter den Vorkämpfern der geiſtigen Freiheit, in deren Dienſt er lebenslang treu und unermüdlich thätig geweſen iſt und um derentwillen er ſein Leben ließ, gedenkt.

Freilich war er nur Einer unter Vielen, denn gerade das Zeitalter, in dem er lebte und wirkte, war an geiſtig hervorragenden Männern, die ihre Talente und Begabungen in den Dienſt des Freiheitsgedankens ſtellten, und leider auch an Solchen, die um ſeinetwillen mannigfache Leiden, oder wie Ramus ſelbſt, den Tod erdulden mußten, ganz beſonders reich; war es doch dasſelbe Zeitalter, das einen Vannini, einen Michael Servet, ja einen Giordano Bruno ſelbſt dem Scheiterhaufen überliefert hat, das einen Galilei durch Folterqualen zum Abſchwören der

erkannten Wahrheit zu nöthigen wußte, das einen Thomas Morus zum Blutgerüſt und einen Tommaſo Campanella zu ſiebenundzwanzigjähriger Kerkerhaft und zu geradezu unerhörten und beiſpielloſen Qualen verdammte.

Unſere Zeit hat dem größten unter dieſen Märtyrern des freien Denkens, hat Giordano Bruno jüngſt auf derſelben Stätte, die einſt ſeinen grauſamen Opfertod ſah, ein Ehrendenkmal geweiht; dennoch ſind wir auch heute noch von jenem Zeitalter wahrer Humanität und Duldſamkeit, für das er und ſeinesgleichen gelitten und geſtritten haben, himmelweit entfernt. Denn Tauſende und Abertauſende ſcheinen auch heute noch keine Ahnung davon zu haben, daß es, mit Galilei zu reden, nicht in der Gewalt des Mannes der Wiſſenſchaft ſteht, ſeine Anſichten freiwillig zu ändern und ſich beliebig zu dieſer oder jener Meinung, die man ihm aufdrängen will, zu bekennen — und daß man ihm eben deshalb auch keinerlei beſtimmte Meinung gebieten kann, ſondern daß man ſich bemühen muß, ihn zu überführen und zu überzeugen. Und Tauſende und Abertauſende ſcheinen es bis auf dieſen Tag auch ebenſowenig begriffen zu haben, daß es ein Verbrechen gegen den heiligen Geiſt der Wahrheit und der Wiſſenſchaft iſt, wenn man dem menſchlichen Geiſte verwehren will, frei und ungehindert im „Buche des Himmels“ oder, im weiteren Sinne, im Buche der Natur überhaupt, das offenkundig vor Aller Blicken daliegt, zu leſen. Sie Alle mögen es ſich von Galilei geſagt ſein laſſen, daß „die Lektüre der erhabenſten Gedanken, die mit leuchtender Sternenſchrift auf den Blättern dieſes Buches geſchrieben ſtehen,“ bei weitem noch nicht beendigt iſt, wenn man ſich einzig damit begnügt, „die Sonne und die Sterne bei ihrem Aufgang und Niedergang anzuſtaunen, was am Ende auch die Thiere vermögen“ — „ſondern, daß in den Blättern dieſes Buches ſo tiefe Geheimniſſe, ſo erhabene Ideen verzeichnet ſind, daß auch die Nachtarbeiten, die Beobachtungen,

die Studien von hundert und aberhundert der scharfsinnigsten Geister mit tausendjährigem Forschen sie noch nicht völlig zu entziffern vermochten, weshalb die Lust des Suchens und Findens ewiglich währt“[19] und der denkende Forscher immer Neues und immer Wunderbareres ans Licht zieht und enthüllt. Wir aber wollen von den Märtyrern des freien Denkens mit der zuversichtlichen Hoffnung scheiden, daß sie nicht umsonst ihr Leben daran gesetzt haben, um jenen Tag heraufführen zu helfen, den viele von ihnen vorahnend im Geiste geschaut — den Tag, an dem die Menschheit allgemein jene „Lust des Suchens und Findens,“ von der Galilei spricht, ihrem wahren Werthe nach zu würdigen weiß, und an dem sie in dem heißen, sehnenden Drang nach Erkenntniß den höchsten und edelsten Trieb, ja den wahrhaft göttlichen Trieb der Menschenseele erkennt.

Anmerkungen.

[1] Entweder in Ktesiphon selbst oder in der Nähe desselben, in einem kleineren mehr südlich gelegenen Ort. Vergl. darüber: „Mâni, seine Lehre und seine Schriften“ von Gustav Flügel. Leipzig. F. A. Brockhaus 1862. Demselben Werk sind auch die biographischen Daten über Mânis Abstammung und muthmaßliche Lebensschicksale entnommen. Flügel schöpft sie in erster Reihe aus dem Fihrist, der ältesten, uns bekannten Litteraturgeschichte der Araber, die 987/88 v. Chr. von Mohammed ben Ishâk (mit dem Zunamen en-Nedim, der „heitere Festgenosse“) verfaßt ist und deren auf Mâni bezügliche Abschnitte von Flügel zuerst im Urtext und zugleich in einer kritisch berichtigten und mit einem fortlaufenden Kommentar versehenen Uebersetzung unter dem oben erwähnten Titel herausgegeben sind. Von den abendländischen Quellen, die sich mit Mâni und seiner Lehre beschäftigen, wird die Lebensgeschichte des Letzteren freilich in einer ganz anderen, von der oben gegebenen wesentlich abweichenden Fassung erzählt. Nach diesen ist nicht er selber, sondern eigentlich Terebinthus, der mythische

Schüler ſeines ebenſo mythiſchen Lehrers Scythianus, der Schöpfer des fälſchlicherweiſe nach Mâni genannten Syſtems; Letzterer, der als Sklave in Perſien geboren und nachmals von ſeiner Herrin adoptirt worden ſein ſoll, hat — wenn wir dieſen Quellen Glauben ſchenken — nur von dieſer nach ihrem Tode einerſeits ihr ganzes bedeutendes Vermögen, andererſeits die vier Bücher, die die Geheimlehre des Terebinthus enthielten, geerbt — und er gab dieſe von Scythianus aus Aegypten bezogene Lehre, die er lediglich mit einigen abenteuerlichen Zuſätzen eigener Erfindung verſehen hatte, nur nachmals, völlig unberechtigterweiſe, für ſeine eigene Lehre aus. Auf die Widerſprüche und Dunkelheiten, die ſich in den betreffenden, ſtark tendenziös gefärbten Berichten finden, und auf die Unglaubwürdigkeit und innere Unwahrſcheinlichkeit derſelben weiſt Flügel in dem erwähnten Werke eingehend und überzeugend hin.

[2] Arſaces, der Ahnherr dieſes Herrſchergeſchlechtes, hatte ſeiner Zeit in der Gegend der heutigen Bucharei das Partherreich gegründet, indem er ſich — etwa 250 v. Chr. — unter dem kraftloſen Antiochus II. der Oberhoheit der Seleuciden, die ſeit dem Tode Alexanders des Großen das ſyriſche Reich und damit alle Länder vom Hellespont und vom Mittelmeer bis zum Indus und zum Jaxartes beherrſcht hatten, entzog. Hundert Jahre ſpäter ſchloß das parthiſche Reich der Arſaciden bereits alle zwiſchen dem Indus und Euphrat gelegenen Länder ein.

[3] Der „Fihriſt“ iſt die in der erſten Anmerkung erwähnte älteſte Litteraturgeſchichte der Araber, der Flügels Darſtellung der Lebensgeſchichte Mânis entſtammt.

[4] Nach Aſſemani, der in der Bibliotheca orientalis über dieſe Verhältniſſe berichtet, war al Madâin ſchon im erſten Jahrhundert n. Chr. Sitz eines chriſtlichen Patriarchats.

[5] Sâbûr, auch Schahpor oder Sapores genannt, war der Sohn Ardaſchirs, des Begründers der Dynaſtie.

[6] Die Berichte der Manichäer führen dieſelbe auf einen wunderbaren, überirdiſchen Glanz, der während der betreffenden Unterredung angeblich von des Propheten Schultern ausgegangen ſein ſoll, zurück. In Wahrheit iſt darin wohl nur ein Beweis des außerordentlichen Eindrucks zu erblicken, den Sâbûr gleich ſo vielen Anderen von der allem Anſchein nach imponirenden Perſönlichkeit des merkwürdigen Mannes empfing.

[7] Nach Anderen ſogar erſt von dem gleich zu erwähnenden Bahrâm, was aber wenig wahrſcheinlich klingt

[8] Es iſt vieles unklar und widerſpruchsvoll in den diesbezüglichen Berichten. Manche Schriftſteller laſſen Mâni ſchon unter Sâbûr ſterben, andere erſt unter Bahrâm II., die meiſten und zuverläſſigſten aber ſchreiben ſeinen Tod übereinſtimmend König Bahrâm I zu. Demnach iſt es wohl

zweifellos, daß Mâni zwiſchen 272 und 276 (ſo lange währte die Regierungszeit Bahrâms I.) ſein Ende fand. Auch in betreff der Todesart und der den Tod begleitenden Umſtände weichen die verſchiedenen Erzählungen zum Theil erheblich voneinander ab. Nach den Einen iſt Mâni im Gefängniß geſtorben, nach den Anderen ward er hingerichtet und ſein Körper in zwei Hälften getheilt, wieder nach Anderen ward ihm die Haut abgezogen, die Bahrâm — nach einer im Orient gebräuchlichen Sitte — mit Stroh auszuſtopfen und zum warnenden und abſchreckenden Beiſpiel für Jedermann an den Thoren von Dſchundiſâbûr aufzuhängen befahl.

[9] In China war er ganz allgemein als „Mâni, der Maler", bekannt; in Hyde's: Veterum Persarum Historia werden ſogar mehrere Tempel namentlich erwähnt, die er mit Bildern geſchmückt, und ein Buch, Artank oder Erteng genannt, das er mit Malereien kunſtvoll verziert haben ſoll. Wieder Andere ſchreiben ihm die Erfindung eines neuen, als perſiſche Lyra oder Laute bezeichneten muſikaliſchen Inſtrumentes zu.

[10] Zu den Verfälſchungen und Entſtellungen der wahren Jeſuslehre rechnet er in erſter Reihe die Behauptung, daß der Sohn Gottes leibhaftig als Menſch hier auf Erden gewandelt, daß er wie andere Menſchen von einem ſterblichen Weibe geboren und eines leiblichen Todes (am Kreuz) geſtorben ſei. Dies alles ſeien „jüdiſche, des Sohnes Gottes unwürdige Fabeln." Den Jeſus, den die Juden gekreuzigt hatten, den „Sohn der Witwe" — wie Mâni ihn mehrfach nennt — erkennt er ſeinerſeits gar nicht als wahren Gottesſohn an; der wahre Erlöſer des Menſchengeſchlechtes, der Jeſus, der zu Adam entſandt ward, iſt nach Mânes nie wirklicher Menſch geweſen, ſondern er trug nur ſcheinbar, als er dem erſten Menſchen erſchien, menſchliche Züge und Geſtalt. — Dieſe Leugnung der wirklichen Menſchwerdung Chriſti hat Mânes übrigens mit den verſchiedenen ketzeriſchen Sekten der erſten Jahrhunderte, die man mit dem gemeinſamen Namen der „Doketen" zu bezeichnen pflegt, gemein.

[11] „Iß kein Fleiſch, trinke keinen Wein und gehe keine Ehe mit Frauen ein!" Dieſe drei fundamentalen Gebote, deren ſtrengſte Ausübung Mâni von der Kaſte der „Auserwählten" oder „Wahrhaftigen" (der Prieſterkaſte des Manichäerthums) verlangte, hatte er den Mugtaſila entlehnt Auch die Lehre von den beiden gleich ewigen Urweſen, die überhaupt im ganzen Orient ſtark verbreitet war, fand er ſchon bei ihnen vor; doch nahmen ſie ein männliches und ein weibliches Grundprinzip, an deren Stelle Mâni nach dem Vorgang Zoroaſters das gute und böſe Grundweſen ſetzte, an. Repräſentirten die „Auserwählten", die in ſtrenger Enthaltſamkeit lebten und in die „Myſterien" des Manichäerthums eingeweiht waren, die „Prieſterkaſte" des letzteren, ſo fand das Laienelement bei ihm ſeine Vertretung in der Klaſſe der Zuhörer oder Auditores. Da letztere alle weltlich

praktiſchen Geſchäfte zu erledigen hatten, ſo geſtaltete ſich ihre Lebensweiſe ſchon durch ihre nothgedrungene beſtändige Berührung mit der „ſündigen“ Materie weniger ſtreng. Dieſelbe Scheidung des Laienelementes von dem prieſterlichen tritt auch bei den Manichäern des Mittelalters, den Katharern des zwölften Jahrhunderts hervor. Vergl. Flügel: „Mâni“ X. S. 284.

[12] Im Jahre 1209 wurden durch Papſt Innocenz III. die Güter des Grafen Raimund von Toulouſe, des Beſchützers der Albigenſer, dem grauſamen Simon von Montfort verliehen und zugleich Bann und Interdikt über die geſegneten Landſtriche an der unteren Rhone und oberen Garonne verhängt. Dies war das Signal zu dem greuelvollen „Kreuzzug“ gegen die Albigenſer, der erſt 1229, nachdem auch Ludwig VIII. von Frankreich gegen die „Ketzer“ das Schwert gezogen, durch die völlige Unterwerfung und Demüthigung des Grafen von Toulouſe ſein Ende fand.

[13] Vergl. Karl Joſias Bunſens „Vorwort“ zu Kingsleys bekanntem Roman „Hypatia.“

[14] Mit dem Namen der „patareniſchen“ bezeichnet man eine reformatoriſche Bewegung, die um die Mitte des elften Jahrhunderts in der Lombardei Platz gegriffen hatte und die ſich gegen die laxe Disziplin und die Zuchtloſigkeit und zugleich auch gegen die weltliche Macht der hohen lombardiſchen Geiſtlichkeit erhob. Da die übermächtigen lombardiſchen Biſchöfe und ihr Oberherr, der erzbiſchöfliche Nachfolger des heiligen Ambroſius in Mailand, noch eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit dem päpſtlichen Stuhle gegenüber behaupteten, ſo wurde, um ihren ſtolzen Sinn zu brechen und ſie völlig der Oberhoheit des heiligen Vaters zu unterwerfen, die patareniſche Bewegung zu jener Zeit auch von Rom aus unterſtützt. Später jedoch wollte die römiſche Kurie von den Lehren der Patarener nichts mehr wiſſen: ſie ließ die „Pataria“ fallen, nachdem ſie mit ihrer Hülfe ihr Ziel erreicht und die völlige Unterwerfung der lombardiſch-ambroſianiſchen Kirche erlangt.

[15] Er iſt in weiteren Kreiſen vornehmlich durch ſeine Liebe zu Heloïſe, der Nichte des Kanonikers Fulbert, bekannt.

[16] Vergl. v. Gieſebrecht: „Arnold von Brescia“. Sitzungsberichte der königl. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften zu München 1873. Heft VI. S. 133.

[17] Vergl. Gieſebrecht a. a. O. S. 148.

[18] Vergl. Moritz Carrière: „Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit“. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cottaſcher Verlag 1847, S. 62.

[19] Vergl. Carrière: „Weltanſchauung der Reformationszeit“, S. 140,

Die
thierische Eigenwärme
und deren Erhaltung.

Von

Prof. Hermann v. Meyer
in Frankfurt a. M.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Unter den mancherlei äußeren Einflüssen, welchen der organische Körper ausgesetzt ist, befindet sich einer, welcher denselben niemals und unter keinen Verhältnissen verläßt und sich daher beständig an demselben geltend macht. Es ist dieses die Temperatur des umgebenden Mediums, welches für den bei weitem größten Theil der höheren Thiere die atmosphärische Luft ist. Insoferne als der organische Körper eine Anhäufung einer gewissen Menge von Materie ist, muß er sich nach bekannten physikalischen Gesetzen in seiner eigenen Temperatur mit derjenigen seiner unmittelbaren Umgebung in Gleichgewicht setzen. Ganz entgegen diesem Gesetze finden wir aber die merkwürdige Thatsache, daß der Körper der sogenannten warmblütigen Thiere stets eine Eigenwärme von ungefähr 37° Celsius* behauptet, während doch in unserem Klima die Temperatur der Luft zwischen 20° minus und 30° plus sich zu bewegen pflegt, in anderen Klimaten aber diese Grenzen nach oben, beziehungsweise nach unten bedeutend überschreiten kann; melden uns doch Afrikareisende von 35° plus im Schatten und Polarreisende von 50° minus.

Vollständig unabhängig ist indessen doch die Eigenwärme des Organismus gegenüber der Lufttemperatur keineswegs, wie

* Alle Temperaturangaben in dem Folgenden sind nach Celsius.

Verſuche, welche für dieſen Zweck angeſtellt wurden, gezeigt haben. Berger und de la Roche ſetzten ſich für einige Minuten einer trockenen Wärme von 80—87° aus und erfuhren eine Zunahme ihrer Körperwärme (unter der Zunge gemeſſen) auf 42—43°; andererſeits fand Davy, als er ſich längere Zeit einer Temperatur von 0° ausſetzte, eine Verminderung ſeiner Körperwärme auf 35°. — Beide Beobachtungen zuſammen geben alſo einen durch die äußere Temperatur veranlaßten Unterſchied der Eigenwärme des Körpers von 7—8°. Mit Rückſicht auf den außerordentlich großen Unterſchied der für die Verſuche gewählten Lufttemperaturen erſcheinen dieſe 7—8° indeſſen doch verhältnißmäßig ſehr gering. Immerhin aber werden wir dadurch belehrt, daß doch ein gewiſſer Wärmeaustauſch zwiſchen dem Körper und der äußeren Luft ſtattfindet und daß es ſich dadurch erklärt, warum die für die Eigenwärme des Körpers aufgeſtellte Zahl 37° nach Individualität oder zufälligen äußeren Umſtänden um einige Zehntelgrade ſchwanken kann.

Daß größere Störungen der Eigenwärme mit mehr oder weniger großen Nachtheilen für den Organismus verbunden ſein müſſen, läßt ſich ohne weiteres vermuthen und wird auch durch die Erfahrung beſtätigt; und ebenſo iſt auch anzunehmen, daß ein gedeihliches Leben des Organismus nur innerhalb gewiſſer engerer Grenzen der äußeren Temperatur möglich iſt, welche die Erhaltung der Eigenwärme auf ungefähr 37° leicht geſtatten. Als den durch ſolche Grenzen eingeſchloſſenen Raum kann man die Wärmegrade zwiſchen 10° und 20° bezeichnen, und unſere Erfahrung rechtfertigt dieſe Aufſtellung, denn unter 10° finden wir es kalt und über 20° finden wir es warm, d. h. für unſer Wohlbefinden wird unter 10° zu viel und über 20° zu wenig von unſerer Eigenwärme in das umgebende Medium übergeführt.

Wenn alſo einerſeits feſtgeſtellt iſt, daß der Grad der Eigenwärme des Körpers durch die Temperatur ſeiner Umgebung

beeinflußt werden kann, und wenn andererseits die Erfahrung lehrt, daß nur innerhalb der bezeichneten sehr engen Grenzen diese Beeinflussung sich mit dem Wohlbefinden des Organismus verträgt, so drängt sich die Frage auf, bis zu welchem Grade jene Grenzen nach oben und nach unten überschritten werden dürfen, ohne daß das Leben des Organismus vernichtet wird. — Auch für diese Frage giebt die Wissenschaft entsprechende Antwort. Beobachtung und Versuch haben nämlich ermittelt, daß das Leben erlischt, wenn die Eigenwärme des Körpers auf 25° hinabgedrückt ist, — und ebenso, wenn die Eigenwärme auf einige Grade über 40° hinaufgetrieben ist, indem nach Weikart bei 42,6° Eigenwärme das Blut in den Adern gerinnt und bei 49° die Muskeln durch Gerinnung absterben. Das Maximum der Schwankungen, welchen die Eigenwärme ausgesetzt sein darf, ohne daß der Tod eintritt, beträgt also nur etwa 15°, von welchen 11° unterhalb und etwa 4° oberhalb der für die Eigenwärme normalen 37° gelegen sind, — so daß die Grenzen der möglichen Bewegungen der Eigenwärme des lebenden Organismus den Raum von 26—41° umschließen.

Wenn wir nun mit diesem Ergebniß den Umfang der Lufttemperaturgrade vergleichen, welchen wir in unserem Klima unterworfen sind, so finden wir einen auffallend großen Unterschied. Halten wir nämlich fest an den im Früheren aufgestellten Werthen, so besitzt der Umfang unserer Lufttemperatur von minus 20° bis plus 30° den Werth von 50°, während der Werth des Umfanges der möglichen Eigenwärme des Körpers, wie soeben gezeigt, nur 15° beträgt; und zwar liegen diese 50° äußerer Temperatur mit Ausnahme der wenigen Grade von 26°—30° alle tiefer als die möglichen Grade der Eigenwärme; der größte Theil dieser letzteren liegt also höher als das Maximum der Luftwärme unseres Klimas, welches nur von dem direkten Sonnenbrand überschritten wird. Wir bewegen uns daher stets

in einer Luft, deren Temperatur bedeutend tiefer ſteht als die Eigenwärme. Hieraus iſt aber zu erſchließen, daß die Erzeugung dieſer Eigenwärme eine Leiſtung des Organismus ſelbſt iſt, eine Lebenserſcheinung, welche geeignet iſt, einer mit den Funktionen des Organismus nicht verträglichen Auskältung zu widerſtehen. Es erſcheint daher als nächſte Aufgabe, nach den Quellen der Eigenwärme des lebenden Organismus zu forſchen.

In dieſer Beziehung lehrt uns nun die Phyſiologie, daß als Träger der Eigenwärme zunächſt das in ſeinen Gefäßbahnen alle Theile durchſtrömende Blut zu erkennen iſt, und daß dieſes in ſeinem überaus ſchnellen Umlaufe alle Temperaturverſchiedenheiten der einzelnen Theile des Organismus vollſtändig ausgleicht, ſo daß dieſer ganz gleichmäßig durchwärmt erſcheint. In gleicher Weiſe erzeugt bei der Warmwaſſerheizung das in Röhren umlaufende warme Waſſer eine annähernd gleichmäßige Durchwärmung des ganzen Hauſes. Das auf ſolche Weiſe verwendete Waſſer hat aber als ſolches die Wärme nicht in ſich, ſondern es muß dieſelbe erſt einem Heizungsapparate entnehmen, welchen es in ſeinem Umlaufe immer aufs neue durchſtrömt. Dasſelbe iſt auch bei dem Blute der Fall. Auch dieſes entnimmt ſeine Wärme zuerſt gewiſſen in dem Organismus beſtändig wirkenden Quellen. Als ſolche ſind aber anzuſehen die verſchiedenen chemiſchen Prozeſſe, welche im Verlaufe der Lebenserſcheinungen auftreten und die Reibungen, welche infolge der Bewegungen der Theile aneinander zu ſtande kommen.

Die chemiſchen Quellen der Wärme in dem lebenden Organismus finden ihr Beſtehen zunächſt darin, daß alle Lebensvorgänge mit Zerſetzungen der Subſtanz derjenigen Organe verbunden ſind, durch welche ſie in die Erſcheinung treten. Beſonders ausgezeichnet ſind in dieſer Beziehung die abſondernden Drüſen und die Muskeln. Das Zuſtandekommen dieſer Zerſetzungen iſt ſchon für ſich eine ſehr wichtige Wärmequelle; deren

Bedeutung wird aber noch wesentlich erhöht durch die Art und Weise, wie die Produkte dieser Zersetzungen aus dem Körper entfernt werden. Sie verbinden sich nämlich mit dem durch die Athmung in das Blut aufgenommenen Sauerstoff und werden dadurch in die beiden Stoffe Wasser und Kohlensäure umgesetzt, welche dann auf verschiedenen Wegen, namentlich aber durch die Lungen und die Haut ausgeschieden werden. Da nun aber diese Umwandlung in Wirklichkeit derselbe Prozeß ist, wie der Prozeß der Verbrennung, so ist es begreiflich, daß dieselbe eine überaus wichtige Quelle der Eigenwärme werden kann und muß; ist sie doch recht eigentlich eine innere Heizung des Körpers durch Verbrennung von Heizungsmaterial. Nach einer von angesehener Seite aufgestellten, gegenwärtig freilich vielfach angezweifelten Ansicht sollen auch gewisse Nahrungsmittel, welche sehr reich an Kohlenstoff sind, wie Fett, Mehl, Alkohol, sobald sie in das Blut gelangen, in diesen Verbrennungsprozeß hereingezogen werden und dadurch ihren Hauptwerth als Heizungsmaterialien für den Organismus finden.

Reibungen, welche wärmeerzeugend wirken, sind namentlich gegeben durch die Bewegungen der Muskeln und das Gleiten ihrer Sehnen, durch die Reibung der Lungen an der Brustwand beim Athmen, durch die Bewegung der Blutmasse innerhalb ihrer Gefäße ꝛc.

Indem das Blut in seinem Umlaufe durch die thätigen Muskeln und Drüsen und durch die übrigen Wärmequellen deren Wärme aufnimmt und mit derselben befrachtet die anderen Theile des Körpers, welche nicht eigene Wärmeerzeugung haben, durchströmt, durchwärmt es auch diese zugleich und zwar um so mehr, je mehr Wärme es hat aufnehmen können und je größer seine Menge überhaupt und insbesondere in den betreffenden Theilen sich zeigt. Die größte Eigenwärme muß also ein Organismus erkennen lassen, welcher durch gute Ernährung eine reichliche

Blutmenge beſitzt und ſtarke Muskelbewegung ausführt. Beweis dafür liefert die tägliche Erfahrung, daß eine reichliche Mahlzeit eine ſtärkere allgemeine Erwärmung zur Folge hat und daß uns bei ſtarker Muskelthätigkeit ſehr warm wird. Direkter ſprechen dafür die Thatſachen, daß nach ſtärkeren Blutverluſten, z. B. nach Verwundungen, die Eigenwärme von 37° bis auf 35½° ſinken kann, — und daß andererſeits bei dem Wundſtarrkrampf, in welchem in raſcher Folge eine Reihe heftigſter allgemeiner Krämpfe den Patienten befällt, deſſen Eigenwärme bis auf 42° und darüber bis zum tödtlichen Maximum ſteigen kann. Den ſchlagendſten Beweis dafür, daß wirklich gute Ernährung und Muskelthätigkeit die Hauptquelle der Eigenwärme ſind, liefern aber die Verſuche von Choſſat, welcher Thieren Nahrung und Möglichkeit der Bewegung entzog und dann fand, daß bei dieſen ſchon in ſehr kurzer Zeit ſelbſt bei einer Lufttemperatur von plus 12° bis 18° die Eigenwärme auf das tödtliche Minimum von 25° hinabging.

Der Organismus erzeugt alſo beſtändig eine je nach Umſtänden etwas größere oder etwas geringere Eigenwärme, welche im beſtändigen Austauſchverkehr mit der Temperatur der umgebenden Luft ſteht, und da dieſe letztere als Regel niedriger iſt als die Eigenwärme, ſo wird dieſer Verkehr vorzugsweiſe darin beſtehen, daß Eigenwärme nach außen abgegeben wird, wodurch ſich auch die bekannte Erfahrung erklärt, daß überfüllte Zimmer und namentlich Tanzlokale, in welchen lebhafte Muskelthätigkeit geübt wird, gar bald unangenehm warm werden.

Wie ſchon erwähnt, iſt eine Lufttemperatur von plus 10° bis 20° für den Organismus die gedeihlichſte, d. h. bei dieſer findet eine Art von Gleichgewicht in der Weiſe ſtatt, daß die Quellen der Eigenwärme genügen, den Abgang, welchen die um 20° bis 25° kühlere Luft dem Körper entzieht, vollſtändig zu erſetzen. — Bei höherer oder niederer Lufttemperatur iſt indeſſen dieſes Gleichgewicht

gestört. Bei höherer als plus 20° wird dem Körper zu wenig Wärme entzogen und bei einer solchen von über 37° wird ihm sogar noch Wärme von außen mitgetheilt; — bei niederer als plus 10° dagegen und gar bei einer solchen unter dem Gefrierpunkt wird ihm zu viel Wärme entzogen, ohne daß er im stande ist, den Abgang genügend zu ersetzen.

Die hier angegebenen Zahlen sind indessen nicht so anzusehen, als ob sie absolut genau gewisse Grenzen anzugeben im stande wären. Sie können vielmehr nur eine annähernde Genauigkeit haben, weil in ihrer Aufstellung nur die Temperatur der äußeren Luft allein maßgebend ist, während doch noch andere Verhältnisse derselben in Verbindung mit der Temperatur einen Einfluß auf den Organismus geltend machen, nämlich ihre Bewegung und ihr Wassergehalt (Feuchtigkeitsgrad).

Ist die Luft bewegt, d. h. trifft den Körper mehr oder weniger Wind oder Durchzug, so ist die Folge davon, daß immer wieder neue kühlere oder kältere Luft mit seiner Oberfläche in Berührung tritt und ihm Wärme entzieht und zwar um so mehr, je mehr die Luftströmung, die Kleider durchdringend, in die unmittelbare Nähe der Haut gelangen kann. Ein steter Wechsel der Luft befördert ferner auch die Verdampfung der beständig an die Oberfläche der Haut hervortretenden leichten Wasserausscheidung und wirkt auch dadurch wärmeentziehend. — Bewegte Luft vermehrt daher den Eindruck kälterer äußerer Temperatur und vermindert den Eindruck wärmerer. Die Grenzen der dem Organismus angemessenen Lufttemperatur werden dadurch nothwendig etwas nach oben verschoben und dürften dann etwa auf 15° bis 25° anzunehmen sein statt auf 10° bis 20°.

Als regelmäßiger Bestandtheil der Atmosphäre ist außer den dieselbe bildenden Gasen (Sauerstoff und Stickstoff), sowie etwaigen zufälligen Beimengungen stets noch eine gewisse Menge von Wasserdampf in Gasgestalt zu finden. Von dieser Thatsache

kann man ſich leicht überzeugen, wenn man einen kalten Gegenſtand in wärmere Luft bringt, denn man ſieht alsdann den vorher unſichtbaren Waſſergehalt der Luft in tropfbar flüſſiger Geſtalt auf der Oberfläche des kalten Gegenſtandes ſich niederſchlagen. Dieſer Waſſergehalt der Luft rührt her von der Verdampfung des vielen freien Waſſers, welches ſich überall findet und von dem Waſſerdampfe, welchen pflanzliche und thieriſche Organismen beſtändig an die äußere Luft, abgeben. — Im allgemeinen kann wärmere Luft mehr Waſſerdampf in ſich auflöſen als kältere Luft; aber dieſe letztere iſt darum doch im ſtande eine nicht unbeträchtliche Menge von Waſſer in ſich aufzunehmen, wenn ihr ſolches z. B. bei Regenwetter geboten wird. — Waſſer iſt aber ein beſſerer Wärmeleiter als Luft und entzieht deshalb bei der Berührung mit der Haut dem Körper in energiſcherer Weiſe ſeine Eigenwärme; daher erſcheint uns kaltes Waſſer kälter als Luft von der gleichen Temperatur. — Dagegen erſcheint uns warmes oder laues Waſſer wärmer, als Luft von gleicher Temperatur, weil es die abkühlende Verdampfung an der Hautoberfläche hemmt. Eine mit Waſſerdampf geſättigte, kältere oder kühlere Luft berührt uns deswegen empfindlicher, als es nach dem Stande des Thermometers zu erwarten iſt, und wir nennen ſie „rauh“. In gleicher Weiſe läßt uns auch eine mit Waſſerdämpfen geſättigte Luft die äußere Wärme unangenehmer empfinden, als möglichſt trockene Luft von gleichem Thermometergrade, und wir nennen ſie „ſchwül“. Feuchte Luft beſchränkt deswegen das Gebiet der zuträglichen äußeren Temperatur an ſeinen beiden Enden und verkleinert deswegen deſſen Umfang je nach Umſtänden in höherem oder geringerem Maße.

Trotz der unter allen Verhältniſſen ſehr engen Grenzen der dem Gedeihen des Organismus angemeſſenen Lufttemperatur ſehen wir doch, daß ſowohl unter der verſengenden Gluth des

Aequators wie in den eisstarrenden Zonen der Polarländer Säugethiere und Vögel sich kräftigen Lebens und fröhlichen Gedeihens erfreuen und dabei stets, wie Untersuchungen bestätigt haben, eine gleichmäßige normale Eigenwärme behaupten; — und nicht minder müssen wir uns davon überzeugen, daß auch der Mensch unter diesen beiden so extrem einander gegenüberstehenden klimatischen Verhältnissen lebt, gedeiht und sich heimisch gemacht hat. — Hieraus ist aber zu erschließen, daß die Warmblüter in sich selbst die Möglichkeit finden, der zu starken Einwirkung extremer Lufttemperaturen zu widerstehen; und in Wirklichkeit zeigt es sich auch, daß ihnen hierfür mancherlei Hülfsmittel zu Gebote stehen.

Das einfachste Hülfsmittel ist für Menschen und Thiere in dem Vermögen der Ortsbewegung gegeben, wodurch sie in den Stand gesetzt sind, solche Oertlichkeiten aufzusuchen, in welchen sie den nachtheiligen Einflüssen weniger ausgesetzt sind. Gegen zu niedrige Temperatur werden windgeschützte und gedeckte Orte aufgesucht, wie Höhlen oder Gebüsche oder auch zum Verkriechen geeignete Haufen von Laub oder anderen vegetabilischen Abfällen. Gegen zu hohe Temperaturen aber werden schattige und zugige Orte gewählt; und auch wohl durch kalte Bäder eine allerdings nur vorübergehende allgemeine stärkere Abkühlung erzielt. Dem Menschen ist es außerdem noch vergönnt, daß er in geschlossenen Räumen auf künstlichem Wege angemessene Temperaturen zu erzeugen und zu genießen im stande ist und daß er auch schon seine Wohnstätten so einzurichten vermag, daß sie ihm Schutz gegen die Angriffe des Klimas gewähren. Der Eskimo wohnt in künstlichen Erdhöhlen und der Neger in Hütten aus Holzstäben und Palmblättern.

Ein zweites sehr wirksames Mittel besteht darin, daß die Möglichkeit des gegenseitigen Einflusses der inneren und der äußeren Temperatur beschränkt oder auch möglichst gehemmt

wird. Dieſes kann aber dadurch geſchehen, daß die Oberfläche des Körpers in eine Luftſchichte eingehüllt wird, welche als ſchlechter Wärmeleiter die Ausſtrahlung der Eigenwärme in die kältere Luft erſchwert und in gleicher Weiſe auch die Einwirkung höherer Wärmegrade auf die Körperoberfläche hemmt. Eine ſolche Luftſchichte muß natürlich eine ruhende ſein und dadurch gewiſſermaßen einen Beſtandtheil des Körpers ſelbſt bilden. Dieſer Bedingung kann aber nur dadurch entſprochen werden, daß die der Körperoberfläche zunächſt liegende Luftmaſſe durch widerſtandleiſtende feſte Gebilde verhindert wird in die Strömungen der Atmoſphäre hineingezogen zu werden. In ſehr vollkommener Weiſe wird dieſes aber geleiſtet durch das Haarkleid der Säugethiere und durch das Federkleid der Vögel, bei welchen in den Zwiſchenräumen zwiſchen den Haaren beziehungsweiſe den Federn eine mehr oder weniger mächtige Luftſchichte ſich befindet, die Schutz gewährt nicht nur gegen Abgabe zu vieler Körperwärme an die Außenwelt, ſondern auch umgekehrt gegen zu ſtarke Einwirkung äußerer Wärme auf den Körper. Dem Menſchen gewährt den gleichen Schutz allerdings nur für den Kopf das Haupthaar. Im übrigen iſt er bekanntlich darauf angewieſen, den Vortheil, welchen Säugethiere und Vögel auf dieſe Weiſe genießen, durch ſeine Bekleidung zu erſtreben, welche theils in ihrem Gewebe und in ihren Zwiſchenräumen, theils in dem Raume, der ſie von der Körperoberfläche trennt, die einhüllende Luftſchichte feſthält. Je größer dieſe Luftſchichte, um ſo größer iſt auch der Schutz, den ſie gewährt. Deshalb iſt auch der Turban und der ſchleierumwickelte Hut ein ebenſo guter Schutz gegen die zu ſtarke Erwärmung des Kopfes in der Sonnenwärme, wie die wattirte Pelzmütze des Nordländers gegen Durchkältung des Kopfes, und ebenſo hat der Neger in ſeinem wohlgepflegten Wollhaar einen kräftigen Schutz ſeines Kopfes gegen den afrikaniſchen Sonnenbrand. — Da der Zweck der

Kleidung eine Hemmung der Wärmeſtrahlung nach einer oder der anderen Seite hin ſein ſoll, ſo iſt auch eine möglichſt helle Kleidung für beide Verwendungen das Angemeſſenſte, weil die weiße Farbe ein viel ſchlechterer Wärmeleiter iſt als die ſchwarze. — In Bezug auf Dichtigkeit und Färbung haben alſo unter den Säugethieren der Eisbär, der Yack und das Schaf das ausgezeichnetſte Schutzkleid.

Die beiden bisher beſprochenen Hülfsmittel beziehen ſich nur auf Regelungen der Verkehrsmöglichkeit zwiſchen der Temperatur der Luft und der Eigenwärme des Körpers. Neben dieſen beſitzt aber der Organismus in ſeinen eigenen Lebensfunktionen eine Reihe von Hülfsmitteln, welche im ſtande ſind innerhalb gewiſſer Grenzen den nachtheiligen Einwirkungen unpaſſender äußerer Temperaturgrade zu widerſtehen; und dieſe Hülfsmittel werden dadurch in die Erſcheinung gerufen, daß die Haut, welche die oberflächliche Schichte des Körpers bildet, bis zu einem gewiſſen Grade von der äußeren Temperatur durchdrungen und ſomit direkt von außen her erwärmt oder ausgekältet wird.

Iſt die äußere Temperatur eine zu hohe, ſo iſt die nächſte Folge der Durchwärmung der äußeren Haut eine Erſchlaffung der in dieſer reichlich vorhandenen Blutgefäße. Dieſe letzteren können deswegen dem von der Herzkraft mitgetheilten Drucke, unter welchem das Blut in den Gefäßen ſtrömt, nicht genügend widerſtehen und werden daher ſtark mit Blut erfüllt. Dem Auge bietet ſich dieſe Blutfülle als mehr oder weniger ſtarke Röthung dar, für den Organismus ſelbſt wird ſie aber von größter Wichtigkeit, indem auf ihr die Möglichkeit einer ſtärkeren Abkühlung desſelben beruht. Fürs erſte nämlich iſt dadurch eine gewiſſe größere Menge von Blut an die Oberfläche gerückt und kann etwas von ihrer Wärme an die immerhin noch kühlere Atmoſphäre abgeben, in ähnlicher Weiſe, wie ja auch ein zu warmes Getränk durch die Berührung mit dem angeblaſenen

warmen Athem abgekühlt wird. Viel wichtiger wird aber eine andere Folge der Blutfülle. Innerhalb der Grenzen der als angemeſſenſte erkannten äußeren Temperatur giebt nämlich das Blut der Hautgefäße eine gewiſſe Menge ſeines Waſſers nach außen ab; dieſe Menge iſt aber ſo gering, daß ſie ſogleich verdampft. Von ihrem Vorhandenſein kann man ſich jedoch leicht überzeugen, wenn man die Hand an die kalte Fenſterſcheibe bringt, denn ſie ſchlägt ſich dann in Geſtalt vieler kleiner Tropfen auf dieſe nieder. Sind die Gefäße von Blut ſtark ausgedehnt, ſo enthalten ſie einestheils eine größere Menge von Blut und anderentheils ſind die ausgedehnten Gefäßwandungen dünner, die Abgabe von Waſſer nach außen kann alſo auch leichter und reichlicher geſchehen, ſo daß die Haut ſich feucht anfühlt. Sehr bald aber kann dann auch unter Mitwirkung der Nerven eine ſo reichliche Waſſerausſcheidung eintreten, daß große Tropfen die Hautfläche bedecken und über ſie abfließen, eine Erſcheinung, die als Schwitzen hinlänglich bekannt iſt. Es iſt leicht verſtändlich, daß die Verdampfung des in ſolcher Menge ausgeſchiedenen Waſſers namentlich bei bewegter Luft im ſtande iſt, der Haut und dem in ihr umlaufenden Blute und ſomit auch dem ganzen Körper eine entſprechende Menge von Wärme zu entziehen, ſo daß dadurch das richtige Gleichgewicht zwiſchen innerer Wärmeerzeugung und äußerer Wärmeentziehung hergeſtellt wird. — Unterſtützt werden dieſe Vorgänge noch dadurch, daß die mit ſtärkerer äußerer Wärme ſtets verbundene allgemeine Schlaffheit lebhaftere Bewegungen vermeiden läßt, ſo daß die in den Muskelbewegungen gegebene Quelle innerer Wärmeerzeugung ſpärlicher fließt.

Wie wirkſam auch der Schutz iſt, welcher dem Organismus durch dieſe Verhältniſſe gegen die Einwirkung äußerer Wärme gegeben iſt, ſo genügt dieſer doch nur bis zu einer gewiſſen Grenze. Iſt die äußere Wärme nach Grad oder nach Dauer zu beträchtlich und findet dabei etwa auch noch ſtärkere Muskel-

thätigkeit ſtatt, alſo ſtärkere innere Wärmeerzeugung, wie z. B. bei angeſtrengter Feldarbeit im Sonnenbrand — oder findet lebhaftere innere Wärmeerzeugung durch andauernde ſtarke Muskelthätigkeit ſtatt, während engumſchließende, ſonnendurchwärmte Kleidung die Wärmeabgabe an die Luft hindert, wie z. B. bei militäriſchen Märſchen, — dann kann die Eigenwärme die zuläſſige Höhe überſchreiten und zu ſchwerer Erkrankung, ja zu plötzlichem Tode führen, welche Erſcheinung als „Hitzſchlag" bezeichnet wird.

Verwandt mit dieſer Erſcheinung iſt die auffallende Thatſache, daß Verbrennungen und Verbrühungen der äußeren Haut oft mit Folgen verbunden ſind, welche in gar keinem Verhältniß zu der Größe der Verletzung ſtehen. Eine Brandwunde, welche die Größe von zwei Handflächen hat, iſt im ſtande das Leben ernſthaft zu gefährden oder wenigſtens ſchwere allgemeine Erkrankung zu veranlaſſen, während doch die Funktion eines ſo unbedeutenden Stückes der Haut ohne irgend einen Nachtheil entbehrt werden kann. Unter dieſen Verhältniſſen iſt es unverkennbar, daß eine Brandwunde ſchon als ſolche ein mächtiger Eingriff in die Integrität des Organismus ſein muß; und allerdings beſitzen wir hierüber höchſt belehrende Mittheilungen von Welti,[1] welcher durch Verſuche die Art dieſes Eingriffes zu ermitteln ſuchte. Er tauchte die beiden Ohren eines Kaninchens in Waſſer von 43° und erwärmte dieſes allmählich bis auf 56°. Nach nicht voll einer Stunde war die Eigenwärme auf 42° geſtiegen, es erfolgten allgemeine Krämpfe und unter dieſen der Tod. In einem anderen Verſuche erfolgte der Tod in etwas kürzerer Zeit ohne Krämpfe aber bei einer Eigenwärme von über 43°. Dieſe Ergebniſſe geben ſchon einen intereſſanten Hinweis darauf, wie von einer einzigen verhältnißmäßig kleinen Hautſtelle aus in verhältnißmäßig kurzer Zeit der ganze Körper in eine beträchtlich höhere Eigenwärme, ſogar bis zum tödtlichen Maximum

derſelben übergeführt werden kann. Bei genauerer Unterſuchung der todten Thiere ſtellte es ſich dann heraus, daß das Blut bei ſeinem Umlaufe durch die erhitzten Ohren bedeutende Veränderungen erfahren hatte, welche in der Bildung zahlreicher klumpiger Maſſen beſtanden. Dieſe Maſſen waren dann, durch die Blutſtrömung weiter geführt, in den verſchiedenſten Organen, namentlich in Gehirn, Nieren und Magen ſtecken geblieben und hatten dort Störungen veranlaßt. Es durfte alſo zweifelhaft ſein, ob der Tod durch die Erreichung des Maximums der Eigenwärme oder durch die inneren Umlaufſtörungen namentlich des Gehirns herbeigeführt worden war. — Wenn aber die Thiere den Verſuch überlebten, ſo erlagen ſie doch nach einigen Tagen und zwar infolge der Zerſtörungen, welche die Gefäßverſtopfungen in den Nieren und dem Gehirne veranlaßt hatten.

Dieſe Unterſuchungen geben uns alſo genügende Erklärung über die unmittelbare oder mittelbare Tödtung durch umfangreiche Verbrennungen oder Verbrühungen. Zu gleicher Zeit aber geſtatten ſie auch für den Hitzſchlag ein ähnliches Zuſtandekommen zu vermuthen. Lange Einwirkungen des Sonnenbrandes auf entblößte Theile, wie Hals und Arme, muß in ähnlicher Weiſe wie das Eintauchen der Ohren des Kaninchens in heißes Waſſer die Eigenwärme allgemein erhöhen und dieſes muß um ſo ſchneller geſchehen können, je mehr zugleich angeſtrengte Muskelthätigkeit auch von innen her die Eigenwärme ſteigert. Bei Perſonen aber, welche den Anfall des Hitzſchlages überleben und nachher doch nach einiger Zeit erliegen oder eine langwierige Geneſung haben, dürfen wir wohl vorausſetzen, daß Veränderungen in dem Blute und deren Folgen wie bei Verbrennungen Urſache der Nachwirkung des Hitzſchlages werden.

In den beiden ſoeben näher ausgeführten Fällen des Hitzſchlages und der Verbrennungen hatten wir eine ſchaden- oder todbringende Steigerung der Eigenwärme durch äußere

Einwirkungen zu erkennen. Dieſen Thatſachen gegenüber iſt es nun zu beachten, daß unter geeigneten Verhältniſſen eine ſolche ſchadenbringende Steigerung der Eigenwärme auch allein durch innere Urſachen erzeugt werden kann, wenn nämlich die inneren Wärmeerreger zu ſtark wirken. Es iſt dieſes ſchon im Früheren von dem Wundſtarrkrampfe (Tetanus) erwähnt worden, bei welchem die heftigen Muskelkrämpfe die Eigenwärme bis zum Maximum ſteigern. Dieſer Erfahrung iſt nun noch die Erſcheinung beizufügen, daß auch andere noch theilweiſe unbekannte innere chemiſche Prozeſſe die Eigenwärme in hohem und gefährdendem Grade zu ſteigern vermögen. Dieſes iſt wenigſtens gegenwärtig als derjenige Vorgang erkannt, welcher in Begleitung der verſchiedenſten Erkrankungen beobachtet zu werden pflegt und als „Fieber" bezeichnet wird. Seit man dieſes erkannt hat, hat man deswegen auch allgemein angefangen, die Höhengrade des Fiebers nach dem Thermometer zu beſtimmen und die frühere Uebung zu verlaſſen, nach welcher man die Höhe des Fiebers nach der Zahl der Pulsſchläge beſtimmte, welche auf die gleichzeitig mit dem Fieber auftretende und durch dieſes veranlaßte Vermehrung der Herzthätigkeit hinwies.

Betrachten wir nunmehr die Einwirkung einer zu niedrigen äußeren Temperatur auf den lebenden Organismus, ſo fällt uns vor allem auf, daß die Eingriffe, welche dem Organismus von dieſer Seite her drohen, viel beträchtlicher ſein müſſen, als diejenigen, welche er von der entgegengeſetzten Seite erfahren kann und zwar deswegen, weil der Unterſchied zwiſchen der äußeren Temperatur und der Eigenwärme des Körpers ein ſehr bedeutender werden kann. Rechnen wir als höchſten Kältegrad in unſerem Klima nur minus 25°, ſo iſt dieſer immer noch 35° unter dem Minimum der dem Organismus zuträglichen äußeren Temperatur und 62° unter der Eigenwärme des Körpers.

Hieraus ist schon leicht ersichtlich, welche große Ansprüche an die Widerstandsfähigkeit des Organismus niederen Temperaturen gegenüber gemacht werden. Zwar hat er in seinen Funktionen auch nach dieser Seite hin die Mittel diesen Ansprüchen bis zu einem gewissen Grade zu genügen; dennoch aber muß der wichtigste Schutz hier immer durch die früher besprochenen äußeren Hülfsmittel gewährt werden, für die Thiere durch das Haar- beziehungsweise Federkleid und Aufsuchen geschützter Orte, für den Menschen durch Kleidung und geheizte Räume.

Indessen steht der Organismus für sich allein den Angriffen der Kälte gegenüber keineswegs vertheidigungslos da. Wie in der durchwärmten Haut die Gefäße erschlaffen und mehr Blut aufnehmen, so erfahren in der durchkälteten Haut die Gefäße eine starke Zusammenziehung und Verengerung und nehmen weniger Blut in sich auf. Allerdings wird dadurch der Haut ihre Wärmequelle beeinträchtigt und die Kälteempfindung wenigstens anfangs gesteigert; dagegen wird aber eine gewisse Menge von Blut vor der Wärmeabgabe durch die Haut behütet und dafür gegen die inneren Organe gedrängt, welche dadurch den Vortheil genießen, mehr Schutz gegen die Durchkältung zu finden.

In dem Inneren des Körpers ist übrigens das Blut vor den Angriffen der Kälte keineswegs gesichert, denn der Athmungsprozeß führt stets etwa zwanzigmal in der Minute eine gewisse Menge äußerer Luft in die Lunge. In diesem Organ zirkulirt aber eine sehr bedeutende Blutmenge in außerordentlich engen Netzen ganz dicht unter der Oberfläche seiner Luftkanäle, so daß Luft und Blut sich gegenseitig leicht beeinflussen können. Dieses ist ja auch der Zweck der Lunge; denn in ihr soll ein Gasaustausch zwischen Luft und Blut in der Weise stattfinden, daß das Blut aus der Luft deren Sauerstoff entnimmt und dagegen Kohlensäure an dieselbe abgiebt. Hierauf kann sich aber der gegenseitige Einfluß von Luft und Blut nicht beschränken, denn

wenn die äußere Luft einen Temperaturgrad beſitzt, welcher ſehr verſchieden iſt von demjenigen der Eigenwärme des Blutes, dann müſſen die ungleichen Temperaturen ſich auch ausgleichen. Daß dieſes auch in Wirklichkeit geſchieht, davon überzeugen wir uns ſehr leicht durch perſönliche Erfahrung, wenn wir z. B. vor einem geöffneten Ofen einen Athemzug von überhitzter Luft einnehmen und deren Wärme bis in die Bruſt hinein empfinden. In höherem Grade aber werden wir darüber belehrt, wenn wir an dem kühlen Abend eines warmen Sommertages tief einathmen und uns dann einer wohlthätigen Durchkühlung der ganzen Bruſt erfreuen. In der Lunge erfährt alſo das Blut in gleicher Weiſe eine Wärmeentziehung wie in der äußeren Haut, und die dadurch gegebene Abkühlung des Blutes iſt um ſo größer, je bedeutender der Kältegrad der in die Lunge eintretenden Luft iſt. — Das Unangenehme des Einathmens kalter Luft läßt ſich aber bekanntlich leicht vermeiden, wenn man dafür ſorgt, daß man nur erwärmte Luft einathmet; und dieſes bringt man dadurch zu ſtande, daß man ein Tuch vor Naſe und Mund hält, am beſten ein recht locker geſtricktes in mehrfacher Lage. Die ausgeathmete, in den Lungen erwärmte Luft durchdringt das Gewebe, erwärmt deſſen Fäden und bleibt zum Theil zwiſchen dieſen zurück. Wenn dann bei dem Einathmen die äußere Luft das Gewebe durchſtreicht, dann erwärmt ſie ſich an deſſen warmen Fäden und vermengt ſich mit der zwiſchen dieſen liegenden warmen Luftſchichte, und der in den Körper eintretende Luftſtrom hat dadurch ſchon viel von ſeiner Kälte verloren. — Der ſogenannte „Reſpirator“, welchen man bei Lungen- und Kehlkopfkranken vielfach angewendet ſieht, leiſtet ſeine Dienſte nach demſelben Grundſatze nur durch einen kleinen aus Metalldrähten gebildeten Apparat, welcher vor dem Munde getragen wird.

Es iſt nun von großem Intereſſe zu finden, daß in dem Baue des Organismus Anordnungen ſich vorfinden, welche nach

den gleichen Grundsätzen für die Erwärmung der eingeathmeten Luft wirksam sind. Um dieses zu verstehen, ist vor allem zu berücksichtigen, daß die richtige Eingangspforte für die eingeathmete Luft nur die Nase ist und nicht der Mund, obgleich durch diesen die Luft auf nächstem Wege zu dem Kehlkopfe und durch diesen in die Lungen gelangt. Die Nase ist nämlich allein in Bezug auf die Verbindung ihrer Höhle mit der Oeffnung des Kehlkopfes geeignet dem Luftstrom die angemessenste Richtung in die Luftröhre zu geben, während der durch die Mundhöhle geleitete Luftstrom erst den hinteren Abschluß der Mundhöhle durchbrechen muß und dann auch nicht einen direkten Einfluß in die Luftröhre findet. Außerdem sind auch die erwähnten Erwärmungsapparate nur in der Nasenhöhle zu finden. Ein alter Gesundheitsspruch für rauhes und kaltes Wetter heißt deswegen auch: „Halte den Mund verschlossen," d. h. athme allein durch die Nase und nicht durch den Mund. Bekanntlich wird diese Maßnahme auch noch von dem ästhetischen Standpunkte aus empfohlen, und wir müssen uns freuen, hierin wenigstens eine Gesundheitsvorschrift mit dem sogenannten Schönheitsgefühl des Publikums in Einklang zu finden.

Die Nasenhöhle hat ihren vorderen Eingang durch die enge Nasenöffnung, erweitert sich dann ziemlich beträchtlich nach oben und außen und geht dann wieder durch eine engere Oeffnung in den Schlundkopf über, in welchen auch von unten her die Luftröhre mit ihrem obersten Theile, dem Kehlkopfe, einmündet. — Diese Einrichtung bedingt es, daß der Luftstrom durch die Nase nur verhältnißmäßig langsam hindurch gehen kann. Durch die engere Nasenöffnung kann nämlich die Luft nicht so rasch einströmen, daß sie die in dem erweiterten Nasenraume enthaltene wärmere Luft schnell oder plötzlich verdrängen könnte. Sie mischt sich daher nur allmählich dieser Luft bei, während in dem gleichen Verhältniß die Luft des Nasenraumes nach dem

Kehlkopfe hin abfließt. Der Naſenraum kann alſo erſt mit der Zeit durch eine Luft erfüllt ſein, welche ganz oder annähernd die gleiche Temperatur zeigt wie die Atmoſphäre, und dieſe Luft kann nicht ſo ſchnell durch die engere Abflußöffnung entweichen, muß alſo eine gewiſſe Zeit in dem Naſenraume verweilen. Nun befindet ſich aber angeheftet an die äußere Wand der Naſenhöhle eine dünne Platte, „untere Muſchel“ genannt, welche bei dem Menſchen ſpiralig gerollt in den Hohlraum der Naſe hineinragt, — und dieſe iſt mit einer Schleimhaut überzogen, die mit vielen ſehr weiten Gefäßen durchſetzt iſt, ſo daß ſie überaus reichlich mit Blut erfüllt iſt. Es iſt unverkennbar, daß an dieſer Muſchel oder vielmehr an dem Blute, welches dieſelbe umſtrömt, die Luft während ihrer langſameren Fortbewegung durch den Naſenraum ſich wie an einem Ofen wärmen kann. Bei Säugethieren kann man beſonders gut erkennen, daß dieſes wirklich die Bedeutung der unteren Muſchel iſt, denn bei dieſen iſt ſie meiſt ſehr komplizirt gebaut, indem ſie theils in vielen Windungen zuſammengerollt iſt, theils auch, in viele Blätter zerſpalten, ein faſt ſchwammartiges Ausſehen gewinnt. In dieſen beiden Geſtalten bietet ſie aber dem über ſie hinſtreichenden eingeathmeten Luftſtrom eine außerordentlich große blutreiche Oberfläche dar, welche wohl geeignet iſt, denſelben zu durchwärmen.

Noch iſt einer merkwürdigen Einrichtung der Naſenhöhle zu gedenken, welche ohne Zweifel mit dieſer Schutzeinrichtung gegen das Eindringen zu kalter Luft in die Lungen in engſter Verbindung ſteht. In einem Theile der Geſichtsknochen befinden ſich nämlich Höhlen, welche durch enge Gänge oder Oeffnungen mit dem Luftraume der Naſenhöhle in Verbindung ſtehen und auch mit Luft erfüllt ſind. Dieſe Verbindungsöffnungen ſind aber ſo angeordnet, daß nur der ausgeathmete Luftſtrom in ſie eintreten kann, nicht aber der eingeathmete. Dieſe Anordnung giebt uns einen Hinweis auf deren Bedeutung für die Athmungsthätigkeit. Der aus-

geathmete Luftſtrom wird nämlich dadurch mit der ganzen Kraft ſeiner Bewegung theilweiſe in dieſe Nebenhöhlen hineingedrängt, ſo daß dieſe mit verdichteter warmer Luft gefüllt werden. Hört nun die Ausathmungsthätigkeit auf, ſo dehnt ſich dieſe Luft wieder aus und hilft den Luftraum der Naſenhöhle ausfüllen; — außerdem wirkt aber auch hernach die Einathmungsthätigkeit anſaugend auf die in den Nebenhöhlen verbleibende Luft, ſo daß dieſe dem eingeathmeten Luftſtrom als Erwärmungsmittel beigemengt wird. Die Nebenhöhlen der Naſe ſind deswegen als Vorrathsbehälter für erwärmte Luft anzuſehen.

Die durch die Naſenhöhle eingezogene Luft erreicht alſo ſchon gut durchwärmt den Eingang des Kehlkopfes, ſo daß eine Schädigung der dieſen Eingang bildenden Stimmbänder durch die Kälte der Luft vermieden iſt. Tritt ſie aber ſodann durch den Kehlkopf in die Luftröhre und durch dieſe in die Lungen, ſo findet ſie in dieſen noch einen beträchtlichen Vorrath von warmer Luft, denn die Lungen entleeren im gewöhnlichen ruhigen Athmen mit einer einzelnen Ausathmung nur etwa ein Sechſtel ihres Luftgehaltes, ſo daß etwa fünf Sechſtel zurückbleiben. Das Ein- und Ausathmen erſcheint deswegen nicht ſowohl als eine vollſtändige Entleerung und Wiederfüllung der Lungen, ſondern vielmehr als eine Ventilation der in ihnen enthaltenen Luft, ſo daß erſt etwa fünf bis ſechs Athmungsbewegungen eine annähernd vollſtändige Erneuerung der Luft in den Lungen zu ſtande bringen.

Unter dieſen Verhältniſſen ſind ſchon recht hohe oder ſehr lange einwirkende äußere Kältegrade erforderlich, um eine namhafte Wärmeentziehung für das Blut auf dem Wege der Athmung zu bedingen.

Trotz der beſprochenen Schutzmittel iſt indeſſen der Organismus keineswegs gegen wichtigere Nachtheile höherer Kältegrade geſchützt. Gegen ſolche bedarf es nicht allein des Schutzes, ſondern es bedarf zur Erhöhung der Widerſtandskraft des Organismus

auch noch vermehrter Leiſtung der inneren Wärmequellen. Dieſe wird aber gewährt durch lebhaftere Muskelthätigkeit in raſcherer Ortsbewegung oder in ſonſtiger anſtrengender Arbeit und durch kräftige Ernährung, namentlich auch mit reichlicher Beimengung von kohlenſtoffreichen Nahrungsmitteln, beſonders Fetten, weshalb auch die Eskimos in einem natürlichen Gefühle ſich ſo ſehr begierig nach Fett und Thran zeigen.

Bei längerer Einwirkung hoher Kältegrade genügt aber auch dieſes nicht mehr den Kampf gegen die elementaren Gewalten mit Erfolg weiterzuführen, und es erfolgt allmählich immer tieferes Eindringen der Kälte, bis der ganze Körper zuletzt auf das tödtliche Minimum von plus 25° durchkältet iſt, d. h. es tritt Tod durch Erfrieren ein. Bei Mangel an Bewegung und bei etwa noch vorhandener unvollſtändiger Ernährung genügen indeſſen oft verhältnißmäßig ſehr unbedeutende Kältegrade, um zu dieſem Ziele zu führen, wie vielfache Erfahrungen beweiſen und wie auch Choſſats ſchon erwähnte Verſuche darlegen, in welchen Thiere ohne Bewegung und ohne Nahrung ſelbſt bei + 12° bis + 18° auf + 25° auskälteten, d. h. alſo: erfroren.

Entgegengeſetzt der Erſcheinung bei tödtlicher Ueberhitzung, deren Folge ſo ſchnell einzutreten pflegt, daß ſie in ihrer Benennung einem Schlagfluß (Apoplexie) verglichen wird, tritt die Wirkung einer tödtlichen Durchkältung ſehr allmählich und unmerklich ein.

Zuerſt wird die äußere Haut durchkältet; ſie wird dadurch relativ blutleer und verliert infolgedeſſen noch mehr ihre Widerſtandsfähigkeit gegen weitere Durchkältung. Wie wichtig aber eine gewiſſe Blutfülle für dieſe Widerſtandsleiſtung ſein muß, läßt ſich ſchon aus dem früher über die Bedeutung des Blutes Entwickelten erſchließen, wird aber auch durch die Erfahrung hinlänglich dargelegt, welche ſich vielfach unangenehm aufdrängt. Glacéhandſchuhe und enge Stiefel haben bekanntlich den Zweck,

die Theile, für deren Bekleidung sie bestimmt sind, auf den kleinsten Umfang zusammenzudrücken; sie drängen deshalb bei ihrer Verwendung das Blut aus der Haut zurück, entziehen dieser damit ihre Wärmequelle und bedingen dadurch ein empfindliches Frieren der Hände und Füße bei kaltem Wetter. — Wenn die Haut einmal durchkältet ist, so gestattet sie nicht nur ein weiteres Eindringen der Kälte, sondern sie entzieht selbst, wie ein kalter Umschlag, den unter ihr liegenden Theilen von ihrer Eigenwärme; sie selbst aber kann bei längerer Einwirkung intensiver Kälte so stark ausgekältet werden, daß unbedeckte oder ungenügend gedeckte freierliegende Theile, wie Wange, Nase, Ohren, Finger, Zehen, wirklich zu Eis gefrieren können und dann nur durch sehr vorsichtiges Aufthauen noch gerettet und vor brandigem Abfallen bewahrt werden können.

Weiter eindringend befällt die Durchkältung zunächst die mehr oder weniger mit Fett versehene Unterhautzellschichte. Das Fett ist nicht ein für den Organismus wichtiges Gebilde, auch ist es nicht mit vielen Gefäßen versehen. Eine Durchkältung von dieser Schichte kann daher auch keine große Bedeutung zum Nachtheile des Organismus gewinnen. Dagegen aber kann eine mächtigere Fettschichte unter der Haut dem Organismus den Vortheil eines gewissen Schutzes gewähren, weil, so lange die Durchkältung diese Fettschichte noch nicht durchdrungen hat, die Muskulatur noch vor dem unmittelbaren Angriffe der Kälte gesichert bleibt, und damit ein folgereicher Eingriff in das Bestehen des Organismus noch verhütet wird. Die Durchkältung der Muskulatur muß nämlich für das Leben desselben verhängnißvoll werden, weil dadurch einerseits die Leistungsfähigkeit der Muskeln beträchtlich vermindert wird und andererseits das Blut aus ihnen mehr nach innen gedrängt wird. Die Folgen dieser Umstände sind aber Hemmung der Möglichkeit stärkerer wärmeerzeugender Bewegungen und zugleich Unlust zu

ſolchen, weil die innere Blutfülle einen betäubenden Druck auf das Gehirn ausübt. Beides wird dann als Müdigkeit und Schläfrigkeit empfunden, und dieſe Gefühle können ſich um ſo mehr geltend machen, als die Kälteempfindung ſchon ſehr frühe als Wirkung der Hautdurchkältung geſchwunden iſt. Wird aber dieſen Gefühlen nachgegeben und Ruhe und Schlaf geſucht, dann ſtellt ſich dieſer auch ſehr bald ein, aber ein Erwachen aus demſelben findet nicht mehr ſtatt.

Man ſollte erwarten und es iſt auch eine allgemeine Meinung, daß ein ſolcher Erfrierungstod etwas höchſt Peinliches und Qualvolles ſei. Dieſes iſt indeſſen keineswegs der Fall, wie die Erfahrungen der Nordpolfahrer lehren, von welchen nur diejenigen des bekannten Polarforſchers Kane[2] angeführt ſeien, der ſeine und der Seinigen Gefühle und Zuſtände ſchildert in einem Stadium, in welchem bei ihnen zu dem Erfrierungstode nichts mehr fehlte als das Niederlegen, um den verhängnißvollen Schlaf zu ſuchen, ſo daß unter dieſen Verhältniſſen nur ſeine mit kräftigſter Selbſtüberwindung durchgeführten energiſchen Maßnahmen ihn ſelbſt und ſeine Mannſchaft retten konnten. Dieſe Erfahrungen machte Kane auf einer Expedition von 72 Stunden Dauer, welche er von ſeinem Standquartier aus unternahm. Das Thermometer zeigte in dieſer Zeit anfangs minus 45° C., dann minus 49° und zuletzt minus 20°, im Mittel 41°. — Im Anfange ging alles gut, aber etwa in der Mitte der Rückkehr fühlten alle plötzlich einen ſolchen Nachlaß ihrer Kräfte, daß das mitgeführte Zelt ſchleunigſt aufgeſchlagen werden mußte, um die Leute darin zu verſorgen. Kane ſelbſt aber ging mit einem Begleiter weiter, um in einem auf der Hinreiſe als Zwiſchenſtation für die Rückkehr aufgerichteten Zelte den Empfang der Leute vorzubereiten, welche, nachdem ſie ſich erholt hatten, nachkommen ſollten. Ueber dieſen Marſch von etwa drei Wegſtunden äußert ſich Kane: „Ich kann nicht ſagen, wie

viel Zeit wir dafür brauchten, denn wir waren in einem eigenthümlichen Stupor und hatten gar kein Bewußtsein von Zeit. — Wir waren Beide nicht bei voller Besinnung und haben nur eine ganz verwirrte Erinnerung an die Erlebnisse vor der Erreichung des Zeltes. — Wir waren in einem vollständigen Delirium und hatten kein vernünftiges Verständniß mehr für die uns umgebenden Verhältnisse. Wir schritten nur vorwärts wie im Traum." — Auf dem Wege von dieser Zwischenstation nach dem Standquartier befiel die ganze Gesellschaft noch einmal ein allgemeiner Kräftenachlaß, dessen Folgen nur durch höchst energisches Eingreifen von Kane abgewendet werden konnten. Er äußert sich über dieses Erlebniß: „Mit dem abgestumpften (benumbed) und fast lethargischen Gefühl der äußersten Kälte war ich natürlicherweise genügend vertraut, aber das vielfach erwähnte schläfrige Wohlbehagen (sleepy comfort) des Frostes hatte ich stets als eine romantische Ausschmückung angesehen. Jetzt mußte ich mich aber von der gänzlichen Unrichtigkeit dieser Meinung überzeugen. Zwei unserer kräftigsten Leute kamen zu mir und baten um Erlaubniß zu schlafen, indem sie versicherten, sie befänden sich wohl, spürten keine Kälte und litten auch nicht durch den Wind, sondern bedürften nur etwas Schlaf; und diesen Versicherungen stimmten auch die Uebrigen bei; zwei Mann waren auch bereits stehend eingeschlafen."

Bisher wurden nur warmblütige Thiere, beziehungsweise Menschen berücksichtigt, und erkannt, daß diese im stande sind bis zu einem gewissen Grade einer höheren oder niedrigeren äußeren Temperatur gegenüber ihre Eigenwärme und damit die Möglichkeit ungestörten Lebens zu behaupten. Ein anderes ist es mit den sogenannten kaltblütigen Thieren, deren innere Lebensthätigkeiten mit so wenig Energie vor sich gehen, daß sie nur eine sehr geringe selbständige Eigenwärme entwickeln. Die Folge dieses Verhältnisses ist es, daß diese Thiere stets die

Temperatur des umgebenden Mediums zeigen oder nur unbedeutend davon abweichen. Wir beſitzen hierüber ſehr werthvolle genaue Unterſuchungen und Verſuche von Berthold,[3] von deren Ergebniſſen zuerſt nur angeführt ſei, daß trockene Amphibien (Eidechſen, Blindſchleichen, Schildkröten, Schlangen) ſtets $^1/_4{}^0$ bis 1^0 Wärme mehr zeigten als die Luft, welcher geringe Ueberſchuß einen Hinweis darauf giebt, daß auch dieſe Thiere nicht ganz ohne Eigenwärme ſind. Dagegen zeigten Fröſche und Aale an der Luft, nicht aber im Waſſer, etwas weniger Wärme als die Luft (bis zu $1^1/_2{}^0$ Unterſchied), offenbar infolge der Waſſerverdampfung an ihrer Oberfläche. Abgeſehen von dieſen kleinen Abweichungen ſah Berthold die Temperatur von Fiſchen im Waſſer, von Eidechſen, Blindſchleichen und Schildkröten in Luft und von Fröſchen im Waſſer und in Luft gleichmäßig mit der Temperatur des umgebenden Mediums ſteigen und fallen, wenn die Verſuchsthiere zu der Zeit, in welcher ſie in das Medium gebracht wurden, mit dieſem gleiche Temperatur hatten; — war indeſſen die Temperatur eine ungleiche, dann fand zuerſt eine allmähliche Ausgleichung ſtatt und ſodann erſt ein gleichmäßiges Steigen und Fallen.

Bertholds Verſuche ſtellten ferner auch, wenigſtens für Fröſche und Fiſche, die intereſſanten Thatſachen heraus, daß für dieſe eine äußere Wärme von ca. 25^0 C. tödtlich wird,[4] wenn derſelben die nöthige Zeit gegönnt war, ſich deren ganzem Körper mitzutheilen, — und daß bei einer Temperatur unter dem Eispunkt dieſelben Thiere feſt und hart zu Eis gefroren, aus welchem Zuſtande ſie indeſſen, wenn die Kälte nicht unter 5^0 bis 6^0 C. ging, durch vorſichtiges Aufthauen wieder ins Leben zurückgerufen werden konnten. Es iſt deswegen auch möglich, Fiſche in gefrorenem Zuſtande zu verſenden und ſie an dem Empfangsorte wieder aufleben zu ſehen. — Die Grenzen, innerhalb welcher die innere Körperwärme der kaltblütigen Thiere

ſich bewegen darf, ohne daß das Leben zerſtört wird, können alſo auf der einen Seite auf 0° und auf der anderen Seite auf + 25° C. geſtellt werden. Inſofern läßt ſich alſo das mögliche Schwankungsgebiet der Körperwärme für die Kaltblüter etwas größer als für die Warmblüter erkennen, und es iſt nicht ohne Intereſſe, zu finden, daß das tödtliche Maximum für erſtere mit dem tödtlichen Minimum für letztere zuſammenfällt, nämlich in plus 25° C.

Dieſen für das Allgemeine gültigen Thatſachen von dem Verhalten der Eigenwärme gegenüber iſt es indeſſen zu beachten, daß individuell die Maße der zuläſſigen äußeren Temperatur auch für die Dauer durch Angewöhnung erweitert werden können, wie die Beiſpiele von Reiſenden in den Aequatorial- und in den Polarländern genügend beweiſen. Offenbar iſt dieſes nur dadurch möglich, daß die in den Thätigkeiten des Körpers ſelbſt begründeten Widerſtandsmittel ſich den äußeren Temperaturgraden anpaſſen oder daß die inneren Lebensfunktionen mit der Zeit gewiſſermaßen es lernen, auch bei tieferer oder höherer Temperatur als ſonſt zuläſſig vor ſich zu gehen, ſo daß die engere Sphäre der gedeihlichen äußeren Temperatur um etwas nach oben oder nach unten verrückt wird. Ein ſolcher Anpaſſungsprozeß verlangt aber eine gewiſſe Zeit und kann nur allmählich zu ſtande kommen; zu plötzliche Sprünge in der äußeren Temperatur ſind immer ein ſtarker Angriff auf das Wohlbefinden des Organismus. Lehrt uns doch auch die eigene Erfahrung, daß wir in dem ruhigen Wechſel der Jahreszeiten allmählich einerſeits mit der Sommerwärme und andererſeits mit der Winterkälte vertraut werden, daß aber plötzliche Umſchläge der Witterung, wie ſie ja wohl bis zu 20° vorkommen können, höchſt unangenehm empfunden werden. — Ueber ähnliche Anpaſſungsfähigkeit der Kaltblüter fehlt es noch an genügenden Beobachtungen.[5]

Noch iſt einer höchſt merkwürdigen hierher gehörigen

Erſcheinung zu gedenken, welche, vereinzelt betrachtet, als etwas ganz Wunderbares erſcheint, in Wirklichkeit aber ſich an die eben beſprochenen Thatſachen von Anpaſſungen und an die Erfahrungen vom Wiederaufleben gefrorener Fiſche und Fröſche eng anſchließt. Es iſt dieſes der Winterſchlaf und der Sommerſchlaf gewiſſer Thiere, in welchem dieſe in einem vollſtändig erſtarrten Zuſtande mit ſehr herabgeſtimmten Lebenserſcheinungen für lange Zeit, ja für Monate hindurch, beharren, ohne die Möglichkeit zu verlieren, aus demſelben wieder zu friſchem und thätigem Leben zu erwachen.

Der Winterſchlaf ſtellt ſich bei einem gewiſſen Grade niederer Temperatur ein an Inſekten, Schnecken, Eidechſen, Schlangen, Fröſchen, Salamandern, nachdem ſie ſich an einem geſchützten Ort verkrochen haben. Auffallender und deswegen auch am meiſten Gegenſtand genauerer Beobachtung geworden iſt aber der Winterſchlaf von Warmblütern, wie Siebenſchläfer, Murmelthier, Hamſter, Fledermaus, Igel. Beobachtungen an ſolchen haben gelehrt, daß in deren Winterſchlaf die innere Eigenwärme auf ungefähr die Hälfte herabſinkt, alſo eine ſolche wird, wie ſie ſich ſonſt als abſolut tödtlich erweiſt, und daß dabei alle Lebensthätigkeiten erloſchen zu ſein ſcheinen mit Ausnahme der ſehr ſchwachen und auf die Hälfte ihrer Frequenz herabgeſunkenen Herz- und Athmungsbewegungen. Tritt während des Winters etwa einmal vorübergehend eine höhere Temperatur ein, ſo können ſie wohl zeitweilig zu ſchwachen Lebensthätigkeiten erwachen; ein vollſtändiges Erwachen zeigt ſich aber erſt bei Wiederkehr der wärmeren Jahreszeit.

Eine ähnliche Erſcheinung iſt der Sommerſchlaf, welcher in heißen Gegenden Krokodile, Schlangen, Eidechſen, Kröten und auch Inſekten bei einem gewiſſen höheren Wärmegrad befällt, nachdem ſie ſich an geſchützte Orte verkrochen haben, und aus welchem ſie erwachen, wenn die kühlere Regenzeit beginnt. Bei

Warmblütern iſt der Sommerſchlaf nur von dem Igel am Senegal und dem Tenrek auf Madagaskar bekannt.[6]

Beide Erſcheinungen erinnern an die allerdings in beſcheidenerer Geſtalt auftretenden Zuſtände des ſchläfrigen Stupors in ſtarker Kälte und der torpiden Erſchlaffung der ganzen Thierwelt in den Mittagſtunden heißer Sommertage und ſind offenbar nur Modifikationen derſelben, welche in den Kreis der normalen Lebenserſcheinungen eingetreten ſind.

Blicken wir zurück auf die mannigfaltigen Thatſachen, welche Forſchung und Beobachtung uns in Bezug auf den Gegenſtand unſerer Beſprechung kennen gelehrt haben, ſo werden wir von Erſtaunen ergriffen über die Leiſtungsfähigkeit des lebenden Organismus, welcher nicht nur mit den wunderbarſten Mechanismen ſich frei im Raume zu bewegen vermag und im ſtande iſt, ſeinen eigenen Fortbeſtand durch paſſende Ernährungsthätigkeiten zu ſichern, ſondern auch das Vermögen beſitzt, in mannigfaltigſter Weiſe den ſtörenden Angriffen elementarer Gewalten zu widerſtehen.

Anmerkungen.

[1] E. Welti, Ueber die Todesursache nach Hautverbrennungen. Diss. Zürich. Jena, Fischer 1889.

[2] Elisha Kent Kane, Arctic explorations 1853—55. Philadelphia, Childs & Peterson 1856. Vol. I. Chapt. XVI. Von dem vollständigen Stumpfsinn der beiden Wanderer nach dem Zelte der Zwischenstation giebt folgende Episode den besten Begriff: Indessen erinnern wir uns doch eines Bären, der langsam (leisurely) vor uns herging und eine am Wege liegende, tags vorher verlorene Pelzjacke zerzauste und zusammenballte, ohne übrigens unseren Marsch zu stören. Ich erinnere mich auch, daß ich ein unklares Gefühl hatte, unser Zelt und die darin liegenden Vorräthe könnten ein gleiches Schicksal erfahren. Mein Begleiter konnte auch in der Entfernung sehen, daß der Bär unser Zelt in gleich rücksichtsloser Weise behandelte. Es kam mir vor, als sähe ich dieses auch, aber wir waren so trunken von der Kälte, daß wir ruhig (steadily) vorwärts schritten, ohne, so viel ich weiß, unsere Schritte zu beschleunigen. — Wahrscheintich rettete unsere Ankunft das Zelt, denn wir fanden es unbeschädigt, aber der Bär hatte es umgeworfen und unsere Vorräthe in den Schnee geschleudert. Was wir uns erinnern und vielleicht alles, was wir uns erinnern, ist, daß wir große Schwierigkeit hatten, das Zelt wieder aufzurichten. Wir krochen darauf in unsere Schlafsäcke und genossen einen festen traumreichen Schlaf, welcher drei Stunden währte.

[3] A. A. Berthold, Neue Versuche über die Temperatur der kaltblütigen Thiere. Göttingen, Dieterische Buchhandlung 1835.

[4] Die Erkennung eines tödtlichen Maximums von + 25° für die Außenwärme und somit auch die Eigenwärme der Kaltblüter gestattet auch, den immer wiederkehrenden Erzählungen von Fröschen, Eidechsen, Salamandern, Blindschleichen, welche in dem Magen von Menschen gelebt oder gar in demselben sich aus verschluckten Eiern entwickelt haben sollten, ihre richtige Stellung als Fabeln ohne weiteres anzuweisen; denn wenn für diese Thiere das tödtliche Maximum der Wärme 25° ist, so konnten sie nicht in einer Wärme von 37° leben. Dieser einfachen Thatsache gegenüber erscheinen alle Diskussionen über Möglichkeit, Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit solcher Vorkommen als überflüssige Bemühungen. — Alle dergleichen Geschichten, so weit sie nicht rein erfunden sind, beruhen auf Täuschungen oder auf zweckvollem Betrug.

* Ueber Anpaſſungen an wärmere Klimate, wenn die Lebensweiſe vernünftig geführt wird, fehlt es in unſerer Zeit der Afrikareiſen keineswegs an entſprechenden Beiſpielen; auch iſt es bekannt, daß aus Afrika Zurückkehrende, um ſich langſam wieder an unſer Klima anzupaſſen, gerne an Zwiſchenſtationen verweilen.

Daß auch an kältere Klimate Anpaſſungen ſtattfinden können, lehrt der Winteraufenthalt in hochgelegenen Alpenthätern, in welchen windſtiller heiterer Froſt von 25° bis 30° gar bald auch in relativ leichter Kleidung ohne Beſchwerden ertragen wird. — Ferner zeugen dafür die Verſicherungen von Theilnehmern an dem kalten Feldzug nach Südfrankreich im Winter 1870/71, daß ſie ſich ſehr ſchnell in den Dienſt im Freien bei Tag und bei Nacht gefunden hätten. — Kane berichtet in Bd. I. Kap. XX. ſeines oben erwähnten Reiſewerkes, daß einer ſeiner Begleiter, Peterſon, welcher zwei Jahre in Upernawik gelebt hatte, dort ſelten ein geheiztes Zimmer betrat, und daß ein Anderer, Riley, bei minus 30° Fahrenheit (34° bis 35° C.) ohne Decke im Freien zu ſchlafen pflegte.

Dieſen Beiſpielen ſei in der folgenden Zeitungsnachricht ein Beiſpiel von der Einwirkung eines raſchen Temperaturwechſels gegenübergeſtellt:

Petersburg, den 3. Dezember 1890. Aus Orenburg wird telegraphirt: Infolge des plötzlichen Ueberganges der Temperatur von drei Grad Wärme auf dreißig Grad Kälte ſind dreißig durch die Steppe reitende Kirgiſen buchſtäblich erfroren; ferner wurden von der Kälte eine Anzahl Pferde, Schafe und Kamele getödtet. Schließlich ſollen in der Steppe noch Menſchen, Vieh und ganze Warenkarawanen umgekommen ſein.

* Immer und immer wieder kommen aus Oſtindien Nachrichten, daß Fakire nach einigen Tagen der Vorbereitung ſich in ausgemauerte Gräber einſchließen ließen und dann nach ein bis zwei Monaten aus dem geöffneten Grabe ziemlich heruntergekommen herausſtiegen, ſich aber bald wieder erholten. Hochgeſtellte Perſonen werden als Zeugen dafür angeführt, mit der Verſicherung, daß dieſe die Möglichkeit einer Täuſchung auf das Vorſichtigſte verhütet hätten. — Sollten dieſe Nachrichten auf Wahrheit beruhen? Inſofern als das Verhalten des Fakirs während ſeines Verweilens im Grabe, falls der Luftzutritt nicht vollſtändig abgeſchloſſen iſt, keine andere Erſcheinung darbietet, als ſie ſich auch in dem Winterſchlafe warmblütiger Thiere zeigt, dürfte die Sache als nicht gerade unmöglich erſcheinen; aber — ſollten dieſe Leute wirklich das Geheimniß beſitzen, ſich künſtlich in einen Winterſchlaf zu verſetzen?

Geschichtliche Entwickelung

des

Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens

in Deutschland.

Von

P. Treutlein,

Professor am Gymnasium zu Karlsruhe.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Am 18. März 1890 hat der preußische Kultusminister Herr v. Goßler der preußischen, der deutschen Welt eine nicht geringe Ueberraschung bereitet, da er im Abgeordnetenhaus die Mittheilung machte, es stehe in naher Aussicht, „daß das ganze Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesen aus der ganzen Behandlung schulorganisatorischer Fragen ausscheidet", daß also, wie man bald des näheren erfuhr, künftig als Vorbedingung zur Ausfolgung des Einjährigen-Berechtigungsscheines das vollständige erfolgreiche Durchlaufen einer der bestehenden höheren Schulen gelten solle.

Wie sollte eine solche Nachricht nicht tiefgehende Erregung hervorrufen, wenn man bedenkt, daß wohl an 8000 junge Männer alljährlich beim Heer als Einjährige dienen, daß demnach alle die Tausende von Schülern unserer höheren Schulen, daß die Familien, denen sie zugehören, d. h. daß die nach Bildung und Besitz obersten Schichten unserer gesamten Bevölkerung, aufs ernstlichste von einer so einschneidenden Abänderung der seitherigen Bestimmungen getroffen werden! Diese Abänderung als Thatsache angenommen, läge es nahe und wäre es hauptsächlich betreffs unseres höheren Schulwesens interessant, einen Ausblick in die Zukunft zu thun, Vermuthungen anzustellen, wie wohl Schule und Einjährigenwesen bei solcherlei neuen

Lebensbedingungen ſich geſtalten mögen — doch ich verzichte darauf, die Rolle des Propheten zu ſpielen; mir ſcheint, daß man einzig Sicheres für die Zukunft erlerne aus der Betrachtung des Vergangenen, daß man den Blick für das Werdende ſchärfe durch das Studium des Gewordenen und ſeines Werdens.

Drum ſei es heute meine Aufgabe, der geſchichtlichen Entwickelung unſeres Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungsweſens nachzugehen, dieſes in ſeinen erſten Anfängen aufzuſuchen und ſeine Geſtaltung, ſeine allmähliche Ausbildung bis zur Gegenwart darzulegen. Ich werde mich alſo nicht kümmern um das Einjährig-Freiwilligen-Weſen ſelbſt, ſei's bei uns, ſei's in fremden Landen, zumal nach ſeiner militäriſchen Seite hin, alſo nicht um die Art der Ausbildung unſerer Einjährigen, um ihren Dienſt, um ihre Prüfungen und deren Entwickelung, um ihre Beförderung — alles dies rein Militäriſche ſoll ausgeſchloſſen bleiben von meiner Betrachtung; ich habe, wie ich ſchon betonte, das Berechtigungsweſen im Auge, d. h. alſo hauptſächlich die Beziehung des Freiwilligenweſens zum höheren Schulweſen, die allmählichen mehr oder minder ſtarken und guten Anpaſſungen beider ſtaatlichen Einrichtungen aneinander.

Unſer deutſches Einjährig-Freiwilligen-Weſen iſt bekanntlich auf preußiſchem Boden erwachſen, iſt ein kräftiger Seitenſchoß des jetzt ſchon ſo gewaltigen, aber immer noch weiter wachſenden Stammes der allgemeinen perſönlichen Wehrpflicht und iſt wie dieſe ein Erzeugniß der hohen patriotiſchen Begeiſterung unſerer Freiheitskriege.

Die genannten Neuſchöpfungen zu verſtehen, zu würdigen, müſſen wir für einen Augenblick uns zurückverſetzen in die Zeiten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts.

Alle die Schlachten jener Zeiten wurden geſchlagen von im weſentlichen geworbenen Soldaten, die „Werbung“ war die allgemeine Ergänzungsweiſe der Heere, auch der ſtehenden Heere.

Sehr langſam nur trat hierin eine Aenderung ein. So führte Friedrich Wilhelm I. für Preußen im Jahre 1733 eine Art Aushebung ein, indem er die ſogenannte Kantons-Verfaſſung ſchuf: das ganze Land ward in Bezirke, ſogenannte Kantone eingetheilt und jedem Regimente ein ſolcher Bezirk zugewieſen, um hier, ſoweit die Werbung nicht ausreichte, den nöthigen Rekrutenbedarf zu entnehmen. Dem Grundgedanken nach ward damals ſchon beſtimmt, daß alle Männer zum Waffendienſte verpflichtet ſeien; in Wahrheit aber wurden ſo viele Ausnahmen zugelaſſen, daß von einer allgemeinen Wehrpflicht nicht die Rede war. Adel, Beſitz, Bildung, auch örtliche Beſonderheiten galten als Befreiungsgrund, und ſo geſchah der Haupterſatz auch weiterhin durch Werbung, beſonders durch Werbung im Auslande. Vollends Friedrich der Große wollte erſt recht nicht ſeinem ſchwach bevölkerten Lande den Hauptſtamm ſeiner Heere entnehmen; ſchon 1742 beſchränkt er die Zahl der „Einländer" auf ein Drittel der Geſamtſtärke, auch er läßt werben, er ſcheut ſich ſogar nicht, Deſerteure und ſelbſt Gefangene in großer Zahl in ſeine Reihen einzuſtellen, er entnimmt kurzweg Rekruten aus den eroberten und beſetzten Gebieten. Nur eine überſtrenge, empörend rohe Mannszucht konnte ſolche Maſſen zuſammenhalten. Auch ſpäter iſt dem großen König nicht die Idee aufgegangen, daß der Waffendienſt eine gemeine ſtaatliche Pflicht ſei; 1763 wurde zwar die Zahl der Einländer da und dort bis zu ſechzig Prozent erhöht, aber bis 1786 beſtanden noch ganze Regimenter nur aus Geworbenen; die Kaufleute, die Fabrikanten, die vornehmeren Handwerker, die „wirklich angeſeſſenen Bürger und Bauern" und ſelbſtverſtändlich die Beamten wurden von der Einrollirung befreit, theils durch förmliche Privilegien, theils durch „Exemtion" der Orte, in denen ſie wohnten, ja ganze Provinzen wurden von der Kantonspflicht befreit; die Uebungszeit der Kantoniſten wurde abgekürzt, 1743 auf acht, nach 1763 auf ſechs Wochen.

So blieben der Einrollirung nur unterworfen die Söhne der niederen Handwerker, der Bauern, der Taglöhner „und anderer gemeiner Leute"; wer aber einmal Soldat geworden, wurde spät, möglichst spät verabschiedet, er blieb oft bis zum sechzigsten, selbst über das sechzigste Lebensjahr hinaus[1] gemeiner Soldat.

Erst in den letzten Regierungsjahren Friedrichs regten sich Zweifel an der Zuträglichkeit seines militärischen Systems; unter seinem Nachfolger ging man langsam mit Abänderungen vor: nothgedrungen ward die ausländische Werbung beschränkt, noch nicht abgeschafft. Das neue Kantonsreglement von 1792 bestimmte zwar ebenfalls theoretisch die allgemeine Wehrpflicht, fügte aber sofort eine schier endlose Reihe von „Exemtionen" bei, so daß thatsächlich die Kriegsdienstverpflichtung auf den Schultern der Ackerbürger und der gemeinen Handwerker ruhen blieb. Auch die Dienstzeit blieb die lange: noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gaben in Preußen selbst zwanzig Jahre Heeresdienst noch kein Anrecht auf Verabschiedung.

Aber schon war die neue Zeit angebrochen, die auch hier Wandel schaffen sollte: die große Revolution und ihr gewaltiger Sohn schufen ihn. In Preußen freilich bedurfte es des schwersten Ungemachs, der Schlacht von Jena und des schimpflichen Friedens von Tilsit, um den Wechsel herbeizuführen, und es bedurfte der Männer wie Stein und Scharnhorst, um das Neue zu gestalten. Zunächst fällt die ständische Sonderung, dieses Grundübel, die gesetzliche Scheidung zwischen Bauer und Bürger und Edelmann (Edikt vom 9. Oktober 1807); daß hierdurch auch die grundsätzliche Aenderung der bisherigen Heeresverfassung bedingt ist, wird alsbald klar. Sie einzuleiten und durchzuführen war eine der Aufgaben der am 20. Juli 1807 eingesetzten „Militär-Reorganisations-Kommission", deren Haupt Scharnhorst wurde. Begründung des Heeres auf wirklicher allgemeiner Dienstpflicht, und neben dem Heere Schaffung einer Miliz und einer Landwehr — das

waren die Grundforderungen der Kommission (März 1808); aber solche Neuerungen erregten beim Könige die schwersten Bedenken, er verschob ihre Ausführung.

Ein zweiter Entwurf ward geplant: dem obwaltenden französischen Drucke nachgebend, wollte man jetzt einzig das stehende Heer bilden, auf knapp zwei Jahre sollte die Dienstzeit herabgesetzt, und für Gebildete sollte sie selbst noch weiter verkürzt werden (20. Dezember 1808) — wiederum versagte der König.

Aber auch er konnte sich in der Folge der Einsicht nicht verschließen, daß der Krieg, der unvermeidliche, herannahe; so wollte er wenigstens rüsten, und Scharnhorst plante die Art der Rüstungen (8. März 1809). Daß jetzt endlich mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst gemacht werden müsse, nahm er als selbstverständlich an, und so faßte er denn auch neben der Errichtung einer Reserve-Armee die Bildung von „Jäger-Compagnien aus Freiwilligen" ins Auge, deren Mannschaften sich selbst bekleiden, bewaffnen, remontiren und zum Entgelt dafür lebenslang von der Konskription befreit sein und überdies künftig ein Vorzugsrecht auf alle Staatsämter haben sollten. Aber wieder vermag der König seiner Unschlüssigkeit nicht Herr zu werden; er genehmigt nichts von all diesen Plänen, obwohl doch schon im Sommer vorher (3. August 1808) ein Gesetz über allgemeine Wehrpflicht amtlich und öffentlich in Aussicht gestellt worden war. Scharnhorst aber läßt nicht nach. Die Siegesnachricht von Aspern läßt Großes auch für Preußen, für Deutschland erhoffen. Drum weiß er den König zur Einsetzung einer Kommission zu bewegen, welche prüfen und entscheiden solle, ob und wie die verheißene allgemeine Wehrpflicht ein- und durchgeführt werden könne. Am 1. Juli 1809 berichtet die Kommission, der „allgemeine Heerbann", ohne jegliche Exemtion, sei rathsam, ja dringend nöthig: aus den Nichtbegüterten solle eine Miliz gebildet werden, in welcher jeder zum Waffentragen Befähigte

zu dienen verpflichtet ist; alle begüterten jungen Männer sollten aber aufgefordert werden, bei den zu formirenden „Volontär-Jägern" Dienste zu nehmen; wer hierzu im stande sei, sich aber jetzt in der Noth nicht melde, solle für die Zukunft von jedem Staatsamte ausgeschlossen werden. Aber zum dritten Male verwirft der König die allgemeine Wehrpflicht, er läßt den vorgelegten Gesetzentwurf unausgeführt, ein halbes Jahr lang unbeantwortet.

So beginnen Anfang 1810 die Verhandlungen der Konskriptions-Kommission aufs neue. Wieder empfiehlt ihr Schlußbericht vom 5. Februar 1810 die durchaus allgemeine Wehrpflicht, derart freilich, daß die Auszuhebenden durch das Los zu bestimmen seien, und diese sollten vier Jahre dienen; die Vermöglichen aber, welche sich aus eigenen Mitteln Uniform, Bewaffnung und Unterhalt zu beschaffen vermöchten, sollten, wenn ausexerzirt, beurlaubt und nur zur Uebungszeit wieder einberufen werden, so daß ihre Dienstzeit thatsächlich auf etwa fünf Monate beschränkt werde; diejenigen aber, welche sich den Wissenschaften und Künsten gewidmet, sollten in solche Garnisonen gesandt werden, wo sie Gelegenheit hätten, ihre Bildung fortzusetzen, und sie sollten auch durch Urlaub begünstigt werden, auch wenn sie nicht im stande seien sich selbst zu bekleiden und zu bewaffnen.

Wie schön war dies alles geplant — aber das Jahr 1810 verging, und die endgültige Entscheidung blieb aus, die allgemeine Wehrpflicht wurde noch nicht eingeführt, und als 1811 eine neue Krisis über Preußen hereinbrach, war eben immer noch das alte Kantons-Reglement' von 1792 das militärische Grundgesetz des Staates.

Erst das große Jahr 1813 sah die Verwirklichung der Scharnhorstschen Gedanken. Der russische Feldzug war mißglückt; das Volk stand auf, der Sturm brach los. Da endlich erlangte der große Organisator die Genehmigung des Königs zu zwei Aenderungen der heimischen Wehrverfassung, zur

Errichtung von „Detachements freiwilliger Jäger“ (3. Febr.) und zur „Aufhebung der bisherigen Exemtion von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges“ (9. Febr.). Volk und Heer ſollten ſo in die engſte Verbindung kommen, und ſie kamen es wirklich: das Volk wurde erfüllt mit Antheilnahme, mit Liebe für das Heer, dem Heere wurden die edelſten und koſtbarſten Theile des Volkes zugeführt.

Alle ſiebzehn- bis vierundzwanzigjährigen jungen Männer aus „denjenigen Klaſſen der Staatsbürger, welche bisher vom Dienſte befreit und wohlhabend genug ſind, um ſich ſelbſt bekleiden und beritten machen zu können“, dürfen ſich als Freiwillige melden und ihren Truppentheil wählen; Jäger ſollen ſie heißen und ſein, d. h. der freieſten und ungebundenſten Truppengattung angehören; nicht zum inneren Dienſt in Garniſonen oder zu Schildwachen ſollen ſie gebraucht werden, ſondern zum Detachiren, zum Dienſte der leichten Truppen; wer ſich auszeichne, werde in ſeiner ſpäteren Zivil-Laufbahn beſonders berückſichtigt. Von allen Seiten ſtrömten ſie herzu, dieſe freiwilligen Jäger, und da Viele aus Mangel an Geld hätten zurückbleiben müſſen, trat die Nation helfend ein und rüſtete Einzelne wie bald auch ganze Freikorps aus. Und wie haben ſie Alle den gehegten Erwartungen entſprochen, wie vor Allen die Lützower!

In ſchwerem Ringen, in furchtbaren Kämpfen ward endlich der Korſe bezwungen; der Mann aber, der die allgemeine Wehrpflicht erkämpft und die Freiwilligen geſchaffen, er ſah nicht mehr das Ende des Ringens, die reife Ernte ſeiner Saat.

Wohl aber durfte man annehmen, daß die, freilich nur für die Dauer des Krieges, aufgehobene Exemtion nach Beendigung desſelben nicht wieder eingeführt werden würde. Und dennoch — nach Beendigung des Krieges haben die Gegner der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen noch einmal geſiegt: ein Kabinettsbefehl hob die am 9. Febr. 1813 verkündigte unbedingte

Kantonpflicht wieder auf (27. Mai 1814). Aber der wenige Tage danach zum Kriegsminister ernannte Boyen nahm sich der Sache, für die er an der Seite seines Meisters lange sorgenvolle Jahre hindurch gekämpft hatte, mit regstem Eifer an, und der Erfolg krönte sein Wirken: am 3. September 1814 wurde das neue Gesetz „Ueber die Verpflichtung zum Kriegsdienst" vollzogen. „Und eben dieses Gesetz ist es, welches die Bedingung aller kriegerischen Erfolge des preußisch-deutschen Staates geworden ist und heute die Runde um den Erdball macht" (Lehmann).

Dieses Grundgesetz[2] nun erkennt einleitend mit Dank an, „daß die allgemeine Anstrengung Unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt" habe, daß deshalb auch „die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht wird, die Grundsätze der Kriegsverfassung des Staates bilden sollen."

Demgemäß spricht sofort § 1 des Gesetzes den großartigen Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht aus, indem bestimmt wird: „Jeder Eingeborene, sobald er das zwanzigste Jahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet." Aber „um im allgemeinen die körperliche und wissenschaftliche Ausbildung so wenig als möglich zu stören," gestattet der § 9 „jedem jungen Manne schon nach vollendetem siebzehnten Jahre, wenn er die nöthige körperliche Stärke hat, sich zum Kriegsdienste zu melden." Freilich soll der Mann nicht mehr, wie früher, zeitlebens oder jahrzehntelang bei der Fahne bleiben, sondern „um die allgemeine Verpflichtung, besonders im Frieden, auf eine solche Art auszuführen, daß dadurch die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden, so sollen in Hinsicht der Dienstleistungen und Dienstpflicht Abstufungen

ſtattfinden," derart, daß (§ 2) „die bewaffnete Macht beſtehen ſoll a) aus dem ſtehenden Heere (= 5 Jahre), b) aus der Landwehr des erſten Aufgebotes (= 7 Jahre), c) aus der Landwehr des zweiten Aufgebotes (= 7 Jahre) und d) aus dem Landſturme (= vom 17. bis zum 50. Lebensjahr)."

Während nun weiter i. a. verfügt wird (§ 6), daß „die Mannſchaft des ſtehenden Heeres die drei erſten Jahre ſich durchgängig bei ihren Fahnen befinden ſoll," wird ſofort im § 7 diejenige Einrichtung vorgeſehen, aus welcher ſich das heutige Einjährig-Freiwilligen-Weſen heraus entwickelt hat. Es wird nämlich beſtimmt: „Junge Leute aus den gebildeten Ständen, die ſich ſelbſt kleiden und bewaffnen können, ſollen die Erlaubniß bekommen, ſich in die Jäger- und Schützenkorps aufnehmen zu laſſen. Nach einer einjährigen Dienſtzeit können ſie zur Fortſetzung ihres Berufes auf ihr Verlangen beurlaubt werden. Nach den abgelaufenen drei Dienſtjahren treten ſie in die Landwehr des erſten Aufgebotes, wo ſie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältniſſe die erſten Anſprüche auf die Offizierſtellen haben ſollen."

Durch die vorſtehende königliche Verfügung mit Geſetzeskraft war zwar formell kein Recht begründet zur Ableiſtung eines nur ein Jahr dauernden Dienſtes bei der Fahne, es war den betreffenden jungen Männern nur die Erlaubniß hierzu ertheilt, und ausdrücklich war der Vorbehalt gemacht, daß ſie nach einjährigem Dienſte entlaſſen werden können, nicht entlaſſen werden müſſen. Thatſächlich aber war, wie das Geſetz in der Folge gehandhabt wurde — vermuthlich wohl von nur ſeltenen Ausnahmen abgeſehen — der Einjährigfreiwilligendienſt eingeführt.

Ueber den zum nur einjährigen Dienſt erforderlichen Grad der wiſſenſchaftlichen Ausbildung war in dem Geſetze

ſelbſt keine Beſtimmung getroffen; es ward alſo in dieſer Beziehung vermuthlich den Regiments-Kommandeuren vorerſt völlig freie Hand gelaſſen, wie ſie den Begriff von „jungen Leuten aus gebildeten Ständen“ genauer umſchreiben wollten. Bald aber, am 19. Mai 1816, ward dieſe Lücke ausgefüllt:[3] eine von den Miniſterien des Innern und des Krieges gemeinſam erlaſſene „Inſtruktion über den Eintritt von Freiwilligen in das Heer“ traf eingehendere Verfügungen.

Es ward hier (§ 9) zunächſt der Zweck feſtgeſetzt, welchen das Geſetz bei der Annahme von Freiwilligen und bei der Bewilligung der ihnen darin zugeſicherten „Vorrechte“ im Auge habe, nämlich: „jungen Leuten aus den gebildeten Ständen, die ſich den Wiſſenſchaften und einer höheren Ausbildung widmen, eine zweckmäßige Vereinigung ihres weiteren Studiums mit ihrer zu löſenden Verpflichtung zum aktiven Militärdienſt möglich zu machen.“

Man wird ja wohl kaum irre gehen mit der Vermuthung, daß in den ſeit Erlaß des Geſetzes verfloſſenen anderthalb Jahren Mancher den Hauptnachdruck auf die Geſetzesbeſtimmung vom „Selbſtkleiden und Bewaffnen“ gelegt hatte. Drum ward jetzt ſolche Auffaſſung und praktiſche Handhabung ausdrücklich zurückgewieſen; es ward nämlich das Folgende beſtimmt: „Die bloße Fähigkeit, ſeine eigene Equipirung zu bewirken, iſt daher in keinem Falle zur Annahme eines ſich ſelbſt ausrüſtenden Freiwilligen und zum Genuß der ſelbigem zuſtehenden Vorrechte entſcheidend, ſondern er muß auch bereits einen ſolchen Grad wiſſenſchaftlicher Bildung erworben haben, der ſeine Fähigkeit zu einer höheren Ausbildung bekundet und die Erreichung des Zweckes ſichert, um deſſentwillen der Staat ihm die Vergünſtigung angedeihen läßt.“

Es ward jetzt (1816) aber auch das Maß der zu verlangenden wiſſenſchaftlichen Bildung etwas genauer angegeben:

„Unter dem hier bedingten Grade von Bildung wird eine ſolche wiſſenſchaftliche Vorbereitung verſtanden, die einem jungen Manne zum Eintritt in die höheren Klaſſen eines Gymnaſiums eignet.“

Eine ſtrenge Umgrenzung war alſo auch hiermit noch nicht gegeben. Dieſelbe Inſtruktion ſagt zwar weiterhin: „Aus eben der vorigen Rückſicht iſt auch denjenigen Jünglingen, welche ſich ſchon in einer der drei höheren Klaſſen eines Gymnaſiums befinden und die ihre Studien künftig auf der Univerſität fortſetzen wollen, zu ihrem eigenen Wohl und zur Beförderung einer gründlichen Kultur der Wiſſenſchaften überhaupt anzurathen, den Zeitpunkt zum Eintritt als Freiwillige nur ſo zu wählen, daß ſie erſt ihren Gymnaſialkurs völlig abſolvirt haben, um dann nach Beendigung ihres aktiven Militärdienſtes eine Univerſität zu beziehen.“ Aber hiermit iſt eben nur ein Rath gegeben betreffs der Zeit der Ableiſtung des Einjährigen-Jahres, ſo daß offenbar den Militärbehörden betreffs der Anforderungen immer noch ein weiter Spielraum gegeben war.

Dieſes Letztere geht auch aus dem folgenden § 10 jener Inſtruktion hervor, wonach „diejenigen Jünglinge, welche ihren Unterricht auf einem Gymnaſium empfingen, zur Beglaubigung ihrer bis zu dem im vorhergehenden Paragraphen bezeichneten Grade gewonnenen wiſſenſchaftlichen Ausbildung die Zeugniſſe der Schulanſtalten, diejenigen jungen Leute aber, welche ihre Unterweiſung auf einem anderen Wege gewonnen, die Atteſte ihrer Lehrer beibringen, oder ſich, nach den Umſtänden, der Prüfung eines Sachkundigen unterwerfen müſſen.“

Daß in der That die mitgetheilte Vorſchrift betreffs der zum Einjährigen-Dienſte erforderlichen Vorbedingungen nicht allerſeits als ſcharf beſtimmt angeſehen wurde, geht doch wohl auch daraus hervor, daß man da und dort glaubte, die Zu-

laſſung zum Einjährigen Freiwilligen-Dienſt ſei nur auf wirkliche Univerſitäts-Studenten beſchränkt — eine Auffaſſung, welcher durch beſonderes Rundſchreiben des Miniſters des Innern vom 17. Februar 1817 entgegengetreten werden mußte[4]: die Zulaſſung, ſo wurde ausgeführt, finde auf Alle Anwendung, die den vorgeſchriebenen Grad wiſſenſchaftlicher Ausbildung nachweiſen."

So war alſo vieles dem diskretionären Ermeſſen der Militär-Befehlshaber anheimgegeben, wie ja auch der § 11 der erwähnten Inſtruktion von 1816 erkennen läßt, indem er beſtimmt, daß „bei den Freiwilligen der Kavallerie kann inſofern eine begünſtigende Nachſicht bezüglich ihrer wiſſenſchaftlichen Vorbildung ſtattfinden, wenn der Betreffende ſich durch Fertigkeit im Reiten auszeichnet."

Uebrigens ward durch die gleiche Inſtruktion eine beträchtliche Ausdehnung der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung eingeführt, indem nicht mehr bloß, wie bisher, nur die Jäger- und Schützen-Corps, ſondern auch die Truppen aller übrigen Waffengattungen — jedoch mit Ausnahme der Gardetruppen — zur Annahme von Einjährig-Freiwilligen ermächtigt wurden. Und während in den zwei erſten Jahren des geſetzlichen Beſtehens der allgemeinen Wehrpflicht der Eintritt des Freiwilligen ins Heer nicht nach dem 20. Lebensjahre ſtattfinden durfte, ward durch Verfügung vom 26. Oktober 1816 und erneuert durch § 98 der Erſatz-Inſtruktion vom 30. Juni 1817 erlaubt,[5] daß die Freiwilligen „bei gehörig früher Meldung ihren Eintritt bis vor dem Ende ihres 23jährigen Lebensalters verſchieben." Zu welcher Zeit aber des von ihnen gewählten Jahres ſie eintreten wollten, blieb wahlfrei: „Es ſtehet ihnen in der Regel der Eintritt zu jeder Zeit im Jahre frei, worüber ſie ſich mit dem Truppentheil, den ſie ſich wählen, zu einigen haben" — ſagt jener § 98, und hierbei

ſcheint es bis 1843 geblieben zu ſein, wo der 1. Oktober in erſter Reihe, in zweiter der 1. April, ausnahmsweiſe auch der 1. Auguſt als Eintrittstage feſtgeſtellt wurden.[5]

Die gleiche Erſatz-Inſtruktion von 1817 dehnte dann die Vergünſtigung zur Ableiſtung eines bloß einjährigen Militärdienſtes auch etwas weiter aus, indem Künſtlern und auch Schülern der Inſtitute für kunſtgerechte Arbeiten geſtattet ward, auf Grund der vorgeſchriebenen Zeugniſſe als Einjährig-Freiwillige zu dienen[6]; auch den zu Volksſchullehrern — aber, um dem Beſuch von ausländiſchen Inſtituten und namentlich von Jeſuitenſchulen entgegenzuwirken, nur den auf preußiſchen Unterrichtsanſtalten — ſich ausbildenden jungen Männern ward durch Kabinetts-Order vom 16. März 1818 der bloß einjährige Militärdienſt geſtattet. (Dieſe Vergünſtigung währte bis zum 29. Oktober 1827, wo ſie durch eine weitergehende erſetzt wurde: laut Kabinetts-Order vom genannten Tage wurde für die Schulamtskandidaten, aber nur für die in Staats-Seminarien ausgebildeten, eine ſechswöchige Uebungszeit als genügend erklärt[7].)

Wenige Jahre ſpäter, im Jahre 1822, ward dann auch die Unklarheit etwas gemindert, welche bis dahin betreffs der Höhe der wiſſenſchaftlichen Vorbereitung beſtanden hatte. Am 21. Januar 1822 erging nämlich in beſonderer Inſtruktion die folgende Verfügung,[8] auf deren nähere Erläuterung ſofort eingegangen werden ſoll. Es hieß da: „§ 13: Die Qualifikation in wiſſenſchaftlicher Beziehung kann entweder durch Atteſte oder durch mündliche Prüfung nachgewieſen werden.

Den Nachweis durch Atteſte können nur führen (außer den vorhin ſchon genannten Volksſchulamts-Kandidaten und den Kandidaten des katholiſchen geiſtlichen Standes

a) die auf einer preußiſchen oder einer fremden Univerſität mit Erlaubniß diesſeitiger Behörden ſtudirenden Jünglinge, wenn ſie mit den Zeugniſſen der Reife Nr. I und II verſehen ſind;

b) die Schüler auf Gymnasien aus den drei ersten Klassen, wenn sie durch ein Zeugniß der Schuldirektion beweisen, daß sie nach einer mit ihnen vorgenommenen Prüfung in allen Zweigen des Schulunterrichtes einen solchen Grad wissenschaftlicher Vorbereitung bekundet haben, der erwarten läßt, daß sie mit Nutzen den Wissenschaften sich widmen werden."

Zum Verständniß der eben angeführten Bestimmungen ist eine doppelte Aufklärung erforderlich, eine erste über die damalige Einrichtung der Gymnasien Preußens und eine zweite über die von diesen Gymnasien oder anderswie auszustellenden Abiturientenzeugnisse und deren Abstufungen.

Die gar mannigfach verschiedenen höheren Schulen des preußischen Staates sind mit Anfang unseres Jahrhunderts allmählich zu größerer Uebereinstimmung in Lehrverfassung und Unterrichtszielen gebracht worden. Für diejenigen unter ihnen, welche das Recht der Entlassung zur Universität hatten, wurde im Jahre 1812 der gemeinsame Namen „Gymnasium" festgesetzt. Ende 1818 besaß Preußen 91 solcher Gymnasien (heute im gleichen Ländergebiete 215). Noch lange besaßen diese „Gymnasien" recht beträchtliche Verschiedenheit im Einzelnen ihrer Einrichtung; die Unterrichts-Verwaltung hatte sich freilich im Jahre 1816 einen gewissen Durchschnittsplan als Richtschnur für ihr amtliches Thun festgelegt.[9]

Dieser (freilich niemals amtlich veröffentlichte) sogenannte Lehrplan von 1816) erstrebte eine gewisse harmonische Geistesbildung, beseitigte demgemäß das bis dahin gepflegte Fachsystem — nach welchem die Schüler in den verschiedenen Gegenständen verschiedenen Unterrichtsstufen angehören konnten — und hatte es um 1820 allgemein durch das seitdem herrschend gebliebene Klassensystem ersetzt. Darnach hatte das Gymnasium einen zehn Jahre währenden Unterrichtskurs, der auf

ſechs Klaſſen vertheilt war, letztere wie leider noch heute üblich benannt. In den drei unterſten Klaſſen Sexta, Quinta, Quarta hatte der Schüler je ein Jahr, in Tertia und Sekunda i. a. je zwei Jahre, und in Prima hatte er drei Jahre zuzubringen. Zur Beurtheilung nun, wie etwa der Wiſſensſtand der einzelnen Klaſſen damals war, ſetze ich hier den Lehrplan von 1816 bei. Es betrug danach die Anzahl von Wochenſtunden in den einzelnen Fächern:

	Religion	Deutſch	Latein	Griechiſch	Geſchichte u. Geographie	Mathematik	Naturkunde	Schreiben	Zeichnen
in Sexta VI	2	6	6	—	—	6	2	3	2
Quinta V	2	6	6	—	3	6	2	2	2
Quarta IV	2	4	8	5	3	6	2	—	2
Tertia III	2	4	8	5	3	6	2	—	2
Sekunda II	2	4	8	7	3	6	2	—	—
Prima I	2	4	8	7	3	6	2	—	—

Das Einjährigenrecht war alſo nach der Verfügung vom Jahre 1822 noch nicht an das bloße erfolgreiche Durchlaufen einer beſtimmten Klaſſe geknüpft, es ſollte unter Vorausſetzung der Reife für die obere Tertia,[10] unbeſtimmt „den Schülern aus den drei erſten (d. h. oberſten) Klaſſen" der Gymnaſien zuſtehen, wenn dieſe durch Beſtehen einer Prüfung „einen ſolchen Grad wiſſenſchaftlicher Vorbereitung bekundet hätten, der erwarten läßt, daß ſie mit Nutzen den Wiſſenſchaften ſich widmen werden". Die Direktoren der Gymnaſien hatten hierüber eigene „Atteſte" auszuſtellen.

In den weſtlichen Provinzen und in Berlin hatte man eigens zu dem Zwecke der Prüfung von Bewerbern um das Einjährigendienſtrecht ſeit dem Anfang der zwanziger Jahre [neben den ſogenannten „Departements-Erſatz-Kommiſſionen"] auch ſogenannte „Departements-Prüfungs-Kommiſſionen" gebildet, und

durch Miniſterial-Verfügung vom 25. Dezember 1825 waren ſolche in allen Provinzen des Staates eingeführt worden. Dieſe Kommiſſionen hatten nun auch jene Zeugniſſe der Gymnaſialdirektoren zu prüfen und hatten ſelbſt das Recht ſich durch erneute mündliche Prüfung von der Richtigkeit jener Zeugniſſe ſelber zu überzeugen; vor dieſen ſelben Kommiſſionen hatten auch alle zum einjährig-freiwilligen Militärdienſt ſich Meldenden, die keine derartigen Gymnaſialzeugniſſe vorzuweiſen vermochten, zu erſcheinen und „durch eine beſondere mündliche Prüfung“ ihre Qualifikation nachzuweiſen.

Das Gleiche hatten — ſo verlangte die oben angeführte Inſtruktion vom Jahre 1822 — auch diejenigen Abiturienten der Gymnaſien zu thun, welche bloß das Entlaſſungszeugniß mit der Nummer III in Händen hatten. Letzteres bedarf der folgenden aufklärenden Erläuterung.

Durch die königl. Verordnung vom 23. Dezember 1788 war bei der Mehrzahl der höheren Schulen die Abiturientenprüfung eingeführt, und dieſe war dann am 25. Juni 1812 „für alle von den Gymnaſien und gelehrten Schulen des preußiſchen Staats abgehenden Jünglinge allgemein gemacht“. worden.[11] Hierbei wurde die Ausſtellung von Entlaſſungs-Zeugniſſen vorgeſchrieben, und zwar dieſe in drei Abſtufungen mit den drei Gradnummern I = „unbedingt tüchtig“, II = „bedingt tüchtig“, III = „untüchtig“: es ſollte I erhalten, wer trotz mangelhafter Kenntniſſe im Franzöſiſchen und in der Naturkunde doch in den alten Sprachen, in Geſchichte und Mathematik ein befriedigendes Maß von Kenntniſſen beſitzt; die Nummer II forderte die Erreichung des vorgeſteckten Zieles nur im einen oder anderen dieſer drei weſentlichen Stücke des höheren Schulunterrichts mit Zurückbleiben in anderen ebenſo wichtigen; Nummer III ſollte erhalten, wer in keinem jener drei Lehrgegenſtände etwas Genügendes leiſtet.

Gleichwohl war verstattet mit dem Zeugnisse der „Untüchtigkeit" (Nr. III) die Universität zu beziehen: es sollte dem Gewissen und der Entscheidung der Vormünder eines noch unreifen Zöglings überlassen bleiben, ob dieser zur Hochschule übergehen solle, da ein Verbieten als ein zu tiefer Eingriff in die Rechte der väterlichen Gewalt erachtet wurde, weil ferner erfahrungsmäßig die ganz neuen eigenartigen Berührungen auf der Hochschule oft rascher die Reife des jungen Mannes erzielen helfen, und endlich weil man das Zeugniß der Reife mehr zu einem Ergebniß des Ehrgefühls als des Zwanges machen wollte.

Solche Studenten also, welche ein Abgangszeugniß nur mit Nummer III besaßen, hatten kein Anrecht auf den Einjährig-freiwilligendienst: sie hatten, wie gesagt, eine besondere, freilich nur mündliche Prüfung zu bestehen vor der Departements-Prüfungs-Kommission.

Eine neue Gruppe von Anwärtern auf die Vergünstigung des nur einjährigen Militärdienstes erwuchs allmählich in den zwanziger Jahren und schließlich allgemein geregelt seit 1832 aus den Schülern der sogenannten Höheren Bürger- und Realschulen.

Aus recht vereinzelten und bescheidenen Anfängen heraus hatte sich diese letztere Art von Schulen in der zweiten Hälfte des vorigen und in den drei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts allmählich zu immer klarerer Gestaltung entwickelt, um dem überall lebhaft empfundenen Bedürfnisse einer Vorbildung für das sogenannte gewerbliche Berufsleben zu genügen. Ende der zwanziger Jahre zeigt sich bei dem Bürgerthum der Städte, allmählich stärker und stärker werdend, Neigung und bald große Vorliebe für dieses sogenannte Realschulwesen, und die städtischen Gemeinde-Verwaltungen machen mehr und mehr ansehnliche Aufwendungen für Gründung und Ausgestaltung ihrer Bürger- und Realschulen. Die Staatsregierung aber läßt

den auf, „denjenigen Jünglingen, welche den Unterricht in einer vollständigen höheren Bürger- und Realschule genossen haben und mit genügenden Kenntnissen aus derselben entlassen werden können, die bisher an den Besuch der oberen Klassen der Gymnasien geknüpfte Berechtigung zum Eintritt in den einjährig-freiwilligen Militärdienst, in das Post-, Forst- und Baufach, und in die Bureaus der Provinzialbehörden zuzusichern."

Mit dieser Verfügung ward wie einerseits den Gymnasien im ganzen das volle Monopol der „Berechtigungen" entrissen, so andererseits den Realschulen der Anfang einer festeren Gliederung gegeben; und wenn auch die große Mehrzahl der Realschulen damals den Unterricht im Lateinischen festhielt, so konnte doch von jetzt ab sogar trotz mangelnder Kenntniß der lateinischen Sprache, „sofern nur die Prüfung in den übrigen Unterrichtsfächern gut bestanden wird", das Zeugniß der Reife gewonnen und damit, wenn auch nicht die sichere Anwartschaft auf die mittleren Stellen des Staatsdienstes, so doch unbestritten das Recht zur Ableistung des einjährig-freiwilligen Militärdienstes erlangt werden. Freilich waren es nur neun Realschulen, welche sofort im Jahre 1832 das Recht erhielten, solche Entlassungs-Prüfungen abzuhalten und auf Grund derselben berechtigende Reifezeugnisse auszustellen. Die Zahl dieser sogenannten „berechtigten Höheren Bürger- und Realschulen" stieg langsam in den folgenden Jahren auf 12, sprang 1836 auf 25, erhob sich weiterhin auf 29, 33, 35, 37 und war im Jahre 1841 auf 39 gewachsen.

Beachte man aber wohl die in der damaligen Ordnung der Dinge liegende Ungleichheit oder vielmehr Ungerechtigkeit: auf den Gymnasien besaßen, wie wir sahen, sogar die Tertianer das Einjährig-Freiwilligen-Recht; die Schüler der Realschulen aber mußten anfangs der dreißiger Jahre stets die ganze Schule durchlaufen und eine eigentliche Schlußprüfung bestehen. Dazu

waren damals ſogar nur einzelne auserwählte Schulen im Beſitze der Vergünſtigung. Erſt am 1. Dezember 1836 ward die Berechtigung, wenigſtens zum Einjährig-Freiwilligen-Dienſt berechtigende Zeugniſſe auszuſtellen, allen ausgebildeten Realſchulen gewährt.[14]

Das ſchreiende Unrecht, das in dieſer Einrichtung gelegen war, wurde allerſeits empfunden, und berechtigter-, ja verpflichteterweiſe hoben damals mehrere Provinzialbehörden die überaus ſtarke Zurückſetzung hervor, welche ſo den Realſchülern im Gegenſatze zu den Gymnaſiaſten zugefügt ward.[15] Endlich, am 30. April 1841, fanden ſich die Miniſterien des Kriegs und des Innern bewogen, hierin gemeinſam eine kleine Abhülfe zu treffen:[16] „Die in Bezug auf den einjährig-freiwilligen Militärdienſt den Tertianern der Gymnaſien zuſtehenden Begünſtigungen — ſo wurde verfügt — ſollen künftig auch den für Prima reifen Sekundanern der höheren zu Entlaſſungsprüfungen nach dem Reglement vom 8. März 1832 berechtigten Bürger- und Realſchulen auf das Zeugniß der Direktionen dieſer Schule zu theil werden."

Mit dieſer Verfügung war die doch gar zu große Verſchiedenartigkeit in der Behandlung einerſeits der von den Gymnaſien und andererſeits der von den Realſchulen kommenden Schüler, wenn auch noch nicht ausgeglichen, wohl aber weſentlich abgeſchwächt. Bei dieſer Neuordnung der Schulberechtigungen betreffs unſeres Gegenſtandes verblieb es nun für die nächſten 17 Jahre. Langſam nur hob ſich in dieſer Zeitſtrecke die Anzahl der berechtigten Realſchulen, von 39 nämlich auf 57, freilich immerhin beträchtlich mehr als die Zahl der Gymnaſien und Progymnaſien des preußiſchen Staates, welche während deſſen von 137 auf 164 ſtieg. Aber jenes Anſteigen der Realſchulen war ganz gewiß geringer, viel geringer als den Wünſchen der Bevölkerung genehm und erwünſcht geweſen wäre: die Regierung, welche in den dreißiger Jahren den Realſchulen freundlichſt

gewogen war, entzog denſelben mehr und mehr ihre Gunſt, um ſchließlich in mehr und mehr geſteigertem Gegenſatze zu all den Wünſchen der großen Städte der Monarchie — ſie alle baten ſeit 1847 in Petitionen um Erweiterung der Rechte ihrer Realſchulen — um ſchließlich den Schülern der letzteren ſogar noch die techniſchen Hochſchulen zu verſchließen.

Doch wollen wir hier nicht abſchweifen, ſo intereſſant auch gerade dieſes Stück preußiſcher Schulgeſchichte iſt. Wir haben hier nur das eine Gebiet von Berechtigungen zu beachten, das des bloß einjährigen Militärdienſtes: in dieſem wenigſtens erfolgte kein Rückſchritt mehr, wohl aber eine für die Schüler von Gymnaſien wie von Realſchulen gleichmäßige Erſchwerung der Anforderungen.

Die neue Militär-Erſatz-Inſtruktion vom 9. Dezember 1858 behielt natürlich das Einjährigen-Recht der Gymnaſial-Abiturienten bei, hob aber die bis dahin beſtandene Vergünſtigung, daß ſogar auch Tertianer der Gymnaſien den Einjährigen-Schein erhalten konnten, auf und beſtimmte ſtatt deſſen (§ 131b), daß ihn nur noch erhalten ſollten deren „Schüler aus den zwei erſten Klaſſen, gleichviel ob dieſe Klaſſen in Abtheilungen zerfallen, die Sekundaner jedoch nur, wenn ſie **mindeſtens ein halbes Jahr in Sekunda** geſeſſen und an dem Unterrichte in allen Gegenſtänden[15] theilgenommen haben." Dem entſprechend wurde weiter feſtgeſetzt (§ 131f), daß in gleicher Weiſe berechtigt ſein ſollten auch „die Primaner der zu Entlaſſungsprüfungen berechtigten höheren Bürger- oder Realſchulen, wenn ſie **mindeſtens ein halbes Jahr in Prima** geſeſſen haben."

Bedeutungsvoll für das Einjährig-Freiwilligen-Weſen iſt die Militär-Erſatz-Inſtruktion vom Jahre 1858 auch noch dadurch, daß ſie ganzen Gruppen von jungen Männern, auch wenn ſie nicht Gymnaſium oder Realſchule bis zur genügend hohen Klaſſe

beſuchten, gleichwohl ohne Prüfung den bloß einjährigen Dienſt bei der Waffe verſtattet. Solche ſind noch die folgenden:

a) die aus dem Kadettenhauſe zu Berlin nach mindeſtens halbjährigem Aufenthalte in demſelben entlaſſenen jungen Leute;

b) die nicht in Seminarien ausgebildeten Schul-Amtskandidaten, welche von den zu ihrer Prüfung beſtehenden Kommiſſionen ein Zeugniß ihrer Fähigkeit zum Elementarſchulamt aufweiſen können;

c) Mitglieder der Königl. Theater, welche zu Kunſtleiſtungen bei denſelben angeſtellt ſind;

d) die Zöglinge der Gärtner-Lehranſtalt zu Potsdam, wenn ſie die Prüfung zur Lehrſtufe der Gartenkünſtler beſtanden haben und mit dem Zeugniſſe der diesfälligen Qualifikation verſehen ſind;

e) diejenigen, welche eine Beſcheinigung der Direktion des Königl. Gewerbe-Inſtituts zu Berlin beibringen, wonach ſie auf Grund eines Zeugniſſes der Reife von einer Provinzial-Gewerbeſchule entweder in dieſe Anſtalt bereits aufgenommen oder zur Aufnahme für einen beſtimmt zu bezeichnenden Zeitpunkt notirt ſind.

Was die letzte der vorſtehend erwähnten Gruppen von Berechtigten betrifft, ſo muß hier daran erinnert werden, daß das Gewerbe-Schulweſen in Preußen durch Erlaß vom 5. Juni 1850 ſeine Organiſation erhielt,[16] indem man das Gewerbe-Inſtitut zu Berlin, die höchſte techniſche Lehranſtalt des Staates, umgeſtaltete und zu den ſogenannten „Provinzial-Gewerbeſchulen" in nähere Beziehungen ſetzte, an letzteren auch Entlaſſungsprüfungen einführte, deren erfolgreiches Beſtehen die Aufnahme in das Berliner Inſtitut verbürgte;[17] man durfte ſelbſt die Hoffnung hegen, daß das Erringen eines Reifezeugniſſes bald auch das Einjährigen-Recht in ſich ſchließen werde. Der Miniſter

v. d. Heydt hatte ja bei Erlaß des neuen Statutes (1850) öffentlich versprochen,[18] „es werde einen Gegenstand fernerer Erwägung für das Handelsministerium bilden, inwiefern sich an das Reifezeugniß die Zulassung der Geprüften zum einjährigen Militärdienst knüpfen lasse". Die versprochene Erwägung dauerte freilich etwas lange: nach mehr als acht Jahren erst, mit Erlaß der neuen Militär-Ersatz-Instruktion von 1858, ging, wie wir vorhin sahen, die erregte Hoffnung in Erfüllung.

Diese selbe Militär-Ersatz-Instruktion vom Jahre 1858 forderte dann aber weiter von allen die Begünstigung des einjährig-freiwilligen Dienstes nachsuchenden jungen Leuten, welche nicht die vorgeschriebenen Schulzeugnisse vorzulegen vermöchten, wie früher eine besondere Prüfung vor einer in besonderer Weise (§ 26 d. M.-E.-J.) zusammengesetzten „Departements-Prüfungs-Kommission für Einjährig-Freiwillige." Betreffs dieser Prüfung wird jetzt eine erschwerende Bedingung hinzugefügt. „Die hinreichende Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache ist durch schriftliche Klausurarbeiten nachzuweisen" — forderte der § 132 der neuen Instruktion, während bis dahin durchweg nur mündliche Prüfung vorgeschrieben und geübt worden war. Diese letztere blieb auch weiterhin beibehalten. Sie hatte „zu ermitteln, ob der junge Mann den Grad der wissenschaftlichen Bildung erlangt habe, welcher ihn zu den Leistungen eines im zweiten Semester des ersten Jahreskurses stehenden Schülers der zweiten Klasse eines Gymnasiums oder der ersten Klasse einer zu Entlassungsprüfungen berechtigten Realschule befähigen würde".

Diese gerechte Bestimmung ward, wie schon seit 1817 — s. oben S. 15 — betreffs der „Künstler und Schüler der Institute für kunstgerechte Arbeiten" geschehen war, auch jetzt wieder gemildert für eine gewisse und jetzt gegen früher erweiterte Gruppe von Kandidaten, indem bestimmt ward: „Hinsichtlich solcher jungen Leute, welche sich in einer speziellen Richtung

der Wiſſenſchaft oder Kunſt oder in einer anderen, dem Gemeinweſen zu gute kommenden Thätigkeit beſonders auszeichnen und ſich hierüber durch glaubhafte Zeugniſſe auszuweiſen vermögen, kann ausnahmsweiſe bei ſonſt hinreichender allgemeiner Bildung von dem ſtrengen Nachweiſe des i. a. erforderten (vorhin genauer beſtimmten) Maßes der Schulkenntniſſe abgeſehen werden". So beſtimmte jetzt § 132,3; und die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienſte kann von jetzt (1858) ab ſogar ertheilt werden, „ohne daß es des Nachweiſes einer weiteren, als der Elementar-Schulbildung bedarf", „kunſtgerechten oder mechaniſchen Arbeitern, welche für ihre Fertigkeiten beſonders ausgebildet ſind, falls dies die beſondere Berückſichtigung örtlicher Gewerbsverhältniſſe erheiſcht oder wenn es ohne erheblichen Nachtheil für die zweckmäßige Erhaltung einer größeren Fabrik-Anſtalt nicht möglich iſt, die Stelle ſolcher Arbeiter durch andere zu erſetzen." Man wird zugeben müſſen, daß hiermit alle ſchuldige Rückſicht auf beſondere Fälle genommen war.

Noch war kein Jahr vergangen ſeit dem Inslebentreten der Militär-Erſatz-Inſtruktion von 1858, als die Beſtimmungen derſelben über die Zulaſſung zum einjährig-freiwilligen Dienſt ſchon wieder theils abgeändert, theils erweitert wurden. Dieſes Aendern war nothwendig geworden infolge der neuen Organiſation, welche das preußiſche Mittelſchulweſen im Verlaufe des Jahres 1859 erfuhr.

Es wurde ja ſchon vorhin (S. 23 f.) darauf hingewieſen, wie die Gunſt, welche die preußiſche Regierung in früheren Zeiten den aufblühenden Realſchulen zugewandt hatte, allmählich ſchwand, wie hauptſächlich in dem Jahrzehnte von 1849—1859 die Realſchulen, beziehungsweiſe die denſelben verliehen geweſenen „Berechtigungen" ſtete, immer weitergehende Beeinträchtigung erfuhren. Und auf dieſem Gebiete errang ſich unzweifelhaft höchſt

zweifelhaften Ruhm hauptsächlich der Handelsminister, derjenige unter den Ministern, von welchem man noch am meisten sorgliche Pflege der jüngsten Schulgattung hätte erwarten dürfen. Drum war es auch und ist es begreiflich, daß dem ministeriellen „Reskript"-Belieben gegenüber der stete energische Einspruch der Betheiligten, d. h. der Geschädigten nicht fehlte: fast Jahr um Jahr kamen von Provinziallandtagen, von Handelskammern, von Städten Bestürmungen und Bitten an den Landtag, welche Abhülfe verlangten.

Diese weitverbreitete Unzufriedenheit mit dem herrschenden Zustande, die allmählich halb freiwillige, halb durch die öffentliche Meinung erzwungene Anerkennung der Leistungen, des Wesens und der Bedeutung der Realschulen, endlich die Rücksicht auf die im Jahre 1856 erfolgte Abänderung des Gymnasial-Lehrplanes veranlaßte die Regierung, am 6. Oktober 1859 eine neue Unterrichts- und Prüfungsordnung der Real- und Höheren Bürgerschulen herauszugeben und die an die Abgangszeugnisse der Realschulen zu knüpfenden „Berechtigungen" erneut festzustellen.

Erstmals jetzt ward den Realschulen amtlich der Charakter allgemeiner Bildungsanstalten beigelegt: „Sie sind keine Fachschulen, sondern haben es, wie das Gymnasium, mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu thun. Zwischen Gymnasium und Realschule findet daher kein prinzipieller Gegensatz, sondern ein Verhältniß gegenseitiger Ergänzung statt." Aber dieser Charakter einer selbständigen höheren Lehranstalt sollte und konnte nur einem Theile der vorhandenen Realschulen beigelegt werden; nur diejenigen sollten ihn erhalten, welche einen vollständigen neunjährigen Lehrgang in sechs Klassen, gesicherte Stellung der finanziellen Unterlage und eine genügende Ausrüstung mit Lehrkräften und Lehrmitteln nachzuweisen vermochten. Diese wurden jetzt

(1859) „Realſchulen I. Ordnung" benannt, und ihren Schülern wurde, in richtiger Ausdeutung des Charakters der betreffenden Schulen, bezüglich der Berechtigung zur Ableiſtung bloß einjährigen Dienſtes völlige Gleichſtellung mit den Gymnaſiaſten zugeſichert, d. h. die Verpflichtung zu bloß halbjährigem, erfolgreichem Beſuche der Sekunda. Dies geſchah [19] ſogar ſchon 14 Tage vor dem eigentlichen Erlaſſe der Unterrichts-Prüfungs-Ordnung, nämlich durch Kabinetts-Order vom 22. September 1859; in der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung ſelbſt — und nachher, 6. März 1860, genauer definirt durch gemeinſamen Erlaß der Miniſterien des Innern und des Krieges [20] — wurde der Beginn der neu ertheilten Zulaſſung zum einjährigen Militärdienſt auf den 1. Januar 1860 feſtgeſetzt, und zugleich wurden von den am 5. Oktober 1859 vorhandenen 56 „berechtigten Real- und Höheren Bürgerſchulen" deren 26 zu „Realſchulen I. Ordnung" erhoben.[21]

Die übrigen 30 Realſchulen aber, welche den vorhin angegebenen ſtrengeren Bedingungen nicht genügten, wurden als „Realſchulen II. Ordnung" bezeichnet: betreffs ihrer Schüler und deren Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienſt blieb es bei den Beſtimmungen der Militär-Erſatz-Inſtruktion von 1858, ſie mußten die Reife für Prima und einen mindeſtens halbjährigen Beſuch der Prima nachweiſen.

Die Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung von 1859 unterſchied weiter noch eine dritte Gattung von höheren Lehranſtalten, die ſogenannten „Höheren Bürgerſchulen," das ſind „ſolche Real-Lehranſtalten, welche die Tendenz der vollſtändigen Realſchule verfolgen, aber eine geringere Klaſſenzahl haben." Unter dieſen gab es wieder zwei Gruppen: „anerkannte" und „nicht anerkannte" höhere Bürgerſchulen. Die erſteren waren diejenigen, „welche (durch den Miniſter) die Berechtigung zu gültigen und unter der Aufſicht der vorgeſetzten Provinzial-

behörde abzuhaltenden Abgangsprüfungen" erworben hatten; sie mußten „die fünf Klassen von Sexta bis Sekunda einschließlich (ohne Prima) einer vollständigen Realschule umfassen und im allgemeinen nach denselben Grundsätzen wie diese eingerichtet sein", mußten Latein lehren als verpflichtenden Lehrgegenstand und die Dauer ihrer Sekunda (die aber, als ihre oberste, „erste Klasse" benannt wurde) mußte zwei Jahre betragen. Solchen „anerkannten" höheren Bürgerschulen ward ebenfalls schon vorsorglich am 22. September 1859 durch Kabinetts-Order das Recht verliehen, daß „ihre Abgangszeugnisse (der Reife) fortan als Nachweis der wissenschaftlichen Qualifikation für den einjährig-freiwilligen Dienst zugelassen werden".[22] Die Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung vom 6. Oktober 1859 machte dann freilich von solchen höheren Bürgerschulen keine namhaft; erst in den folgenden Jahren wurden nach und nach einzelne „anerkannt", so daß je am Schluß der Jahre 1860—63 bzw. 3, 5, 9, 13 und zu Anfang 1864 deren 14 vorhanden waren; vorwegnehmend bemerke ich, daß ihre Zahl im Jahre 1869 in den alten Provinzen auf 24 und im ganzen Staate auf 33 gestiegen war.[23]

Bald aber, und zwar noch vor dem Erwerb der neuen Provinzen, zeigte es sich, daß den wirklichen Fällen der Schulgestaltung gegenüber die vorhandenen und im Vorgetragenen dargelegten Vorschriften betreffs der wissenschaftlichen Vorbedingungen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst nicht ausreichend waren. Je nach den örtlichen Bedürfnissen oder nach den besonderen Verhältnissen der Schulen gestalteten sich nämlich manche von diesen, besonders höhere Bürgerschulen, abweichend von der allgemeinen Norm, und streng wortgetreue Anwendung der Militärvorschriften auf deren Schüler führte da zu Unbilligkeiten und Härten, auf deren Abstellung man bedacht sein mußte.

So war die Unterrichts-Verwaltung genöthigt, manchen bis zur Sekunda einſchließlich entwickelten Progymnaſien und Höheren Bürgerſchulen des Staates das Zugeſtändniß zu machen, daß ſie als einem Gymnaſium, beziehungsweiſe einer Realſchule erſter Ordnung in den entſprechenden Klaſſen gleichſtehend anzuerkennen ſeien. Solche amtliche Anerkennung mußte, laut einer Kabinetts-Order vom 13. Mai 1865,[24] „in jedem einzelnen Falle nach vorgängiger Reviſion der betreffenden Anſtalt durch gemeinſchaftlichen Bericht der Miniſter des Unterrichtes, des Krieges und des Innern bei des Königs Majeſtät beantragt werden.“ Dieſelbe Kabinetts-Order verfügt nun bezüglich ſolcher mit erweiterter Berechtigung verſehenen Anſtalten, daß „deren Schüler der erſten Klaſſe (= Sekunda) mindeſtens ein halbes Jahr angehört haben müſſen“, um das Einjährigen-Recht zu erhalten. Im Jahre 1867 gab es[25] deren 7, im Jahre 1869 deren 10.

Und auch bezüglich der „vom griechiſchen Unterrichte dispenſirten Schüler ſolcher Gymnaſien, bei welchen in Ermangelung einer an demſelben Orte befindlichen Real- oder höheren Bürgerſchule dergleichen Dispenſationen überhaupt geſtattet ſind“, mußte die Rückſicht auf Billigkeit die in der beſtehenden Vorſchrift liegende Härte — ſ. S. 44, Anm. 16 — mildern: die vorhin ſchon angeführte Kabinetts-Order vom 13. Mai 1865 ſetzte die frühere Anforderung herab; Schüler ſolcher Anſtalten mußten künftighin nur noch „mindeſtens ein Jahr der Sekunda angehört haben und befriedigende Zeugniſſe vorzulegen im ſtande ſein;“ ſie wurden alſo von 1865 ab behandelt wie die Gymnaſiaſten und Realſchüler erſter Ordnung.

Endlich war auch den Schülern gewiſſer Provinzial-Gewerbeſchulen Rückſicht zu ſchenken. Im Jahre 1850 waren ja dieſe letzteren in einfachſter Weiſe eingerichtet worden, hatten aber vereinzelt, beſonders in der erſten Hälfte der ſechziger

Jahre, begonnen, ihren Lehrplan mehr und mehr nach der Seite allgemeiner Bildung auszugestalten und sich durch Beifügung von Realschulklassen zu erweitern. Dementsprechend wurde durch Kabinetts-Order vom 22. September 1866 zunächst der höheren Gewerbeschule in Barmen gestattet, daß ihre Schüler „nach absolvirtem Kursus der Anstalt auf Grund einer besonderen Abgangsprüfung den Nachweis der wissenschaftlichen Qualifikation für den einjährigen Militärdienst durch Abiturientenzeugnisse führen dürfen" — d. h. also ohne wirklich in das Gewerbe-Institut zu Berlin einzutreten.[26]

So war man also durch den Zwang der Verhältnisse verschiedentlich genöthigt worden, vom strengen Wortlaute der Bestimmungen über das Einjährigenrecht abzusehen oder vielmehr ihn den vorhandenen Schulgestaltungen anzupassen. Früher oder später wäre wohl schon aus diesen Gründen eine Aenderung der allgemeinen Bestimmungen nöthig geworden; der Gang der politischen Ereignisse erzwang sie unverhofft bald und gründlich.

Die großen Ereignisse des Jahres 1866 führten zu der so beträchtlichen Erweiterung und Machtverstärkung des preußischen Staates und durch die Angliederung der neuen Provinzen zu einer entsprechenden Erweiterung und Vermannigfaltigung des preußischen Schulwesens. Beiderlei Umstände erheischten Neuordnung der Wehrverhältnisse und zugleich mit diesen auch Neubestimmungen über das Einjährig-Freiwilligen-Wesen.

Beides brachte das „Gesetz über die Wehrpflicht vom 9. November 1867". In klarer Voraussicht des kommenden Entscheidungskampfes dehnte dieses Gesetz die schwere Militärdienstverpflichtung, welche während des letzten Halbjahrhunderts Preußen allein getragen, auf den ganzen Norddeutschen Bund aus; zugleich ward die Dienstpflicht beim stehenden Heere auf

7 Jahre (wovon 3 bei der Fahne) ausgedehnt, die bei der Land-, beziehungsweise Seewehr auf 5 Jahre herabgesetzt, und dem Landsturme wurden alle dem Heere und der Marine nicht angehörigen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre zugeschrieben. Eben dieses Gesetz (§ 11) verfügte aber auch die Beibehaltung der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung. Die zur Ausführung jenes Gesetzes erlassene Militär-Ersatz-Instruktion vom 26. März 1868 gab dann in einem eigenen Abschnitte, dem dreizehnten (§§ 148—176) Einzelbestimmungen über das Einjährigenrecht und seine Ausübung.

Auch hier ward an den früheren preußischen Bestimmungen festgehalten, daß entweder durch besondere Prüfung oder durch Vorlage von Schulzeugnissen gewisser Art die vorgeschriebene „wissenschaftliche oder künstlerische Qualifikation" nachgewiesen werden könne (und nachgewiesen werden müsse längstens bis zum 1. April desjenigen Kalenderjahres, in welchem der Pflichtige sein 20. Lebensjahr vollendet.)

Art und Umfang der allenfallsigen Prüfung wurde wiederum wie zehn Jahre zuvor nur im allgemeinen umschrieben[27] durch Hinweis auf die Ziele der betreffenden Klassen der öffentlichen Schulen; schriftliche Prüfung war auch jetzt wieder nur angeordnet für den Nachweis „hinreichender Fertigkeit im Gebrauche der deutschen Sprache", Lateinisch war — nach besonderem Erlaß vom 25. Juni 1869 — „nicht als obligatorischer Prüfungsgegenstand zu behandeln". Unter Ermäßigung der Prüfungsanforderungen durfte auch jetzt wieder die Berechtigung ertheilt werden derselben Gruppe von jungen Männern, welche auch die Instruktion von 1858 gekennzeichnet hatte (vgl. oben S. 26 f.).

Ohne Prüfung sollte wieder den sogenannten Einjährigenschein erhalten, wer genügende Schulzeugnisse vorzulegen vermochte.

So wurden natürlich in erster Reihe die Abiturientenzeugnisse der Gymnasien als vollgültig erachtet; betreffs der Sekundaner-Zeugnisse wurden aber jetzt die Anforderungen erhöht, nicht sowohl wegen der Einjährig-Freiwilligen an sich, als vielmehr, ja vielleicht einzig wegen der den öffentlichen Schulen schuldigen Rücksicht.

Die Bestimmung von 1858 nämlich, daß die Schüler, um den Berechtigungsschein zu erhalten, bloß ein halbes Jahr lang in Sekunda zugebracht haben mußten, war eine entschieden unglückliche, obwohl die norddeutschen höheren Schulen meistens nur halbjährige Kurse hatten und auch Versetzungen nach nur halbjährigem Aufenthalte in der Klasse zuließen: es hatte sich bald gezeigt, daß jener Bestimmung zuliebe vielfach „in der Sekunda der höheren Lehranstalten eine Anhäufung von Schülern entstehe, die lediglich um des zu der militärischen Berechtigung erforderlichen Atteſtes willen noch ein halbes Jahr in der Schule zubringen wollten und ohne Interesse am Unterrichte ihr nur zur Last fielen und den Lehrern die Förderung der übrigen Schüler sehr erschwerten". Von allen Seiten kamen schwere Klagen solcher Art und das Drängen auf Abänderung jener Vorschrift. Die Zentralbehörden — z. B. die Ministerien des Innern und des Krieges am 7. Februar 1862 — hatten zwar das Lautwerden bezüglicher „Bedenken" und das Vorhandensein der erwähnten „Uebelstände" zugegeben und hatten auch Gutachten darüber eingefordert, schufen zunächst aber keine Abhülfe; nur das wurde vom Unterrichtsminister verfügt (31. Oktober 1861), daß „die Versetzung nach Sekunda nicht nur mit Strenge und ohne alle Rücksicht auf den gewählten künftigen Beruf des Schülers vorzunehmen sei", und „daß Abgangszeugnisse, welche sich über den Stand der erworbenen Kenntnisse, sowie über den Fleiß und das Betragen sich ungünstig aussprechen, von den Departement-Prüfungs-Kommissionen nicht als genügend werden

angesehen werden und die Erfahrung, daß in solchen Fällen eine nachträgliche Prüfung zu bestehen sei, ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen werde".

Einiges mögen die in der vorgetragenen Verfügung angegebenen Mittel geholfen haben, viel nach aller Erfahrung nicht: die Klagen der Lehrerschaft hörten nicht auf, sie wurden lauter und allgemeiner. Auch ihnen sollte nun die neue Militär-Ersatz-Instruktion vom 26. März 1868 abhelfen, welche ja durch die politischen Ereignisse und die aus ihnen folgende militärische Neugestaltung nothwendig geworden war. Sie setzte fest, daß die Sekundaner der norddeutschen Gymnasien und Realschulen I. Ordnung, um die Einjährigen-Berechtigung zu erhalten, künftig „mindestens ein Jahr der Sekunda angehört, an allen Unterrichtsgegenständen theilgenommen, sich das Pensum der Unter-Sekunda gut[28] angeeignet und sich gut betragen haben müssen". Die gleiche Forderung wurde jetzt natürlich auch erhoben „für die Schüler der obersten Klasse (= Sekunda) derjenigen Progymnasien und höheren Bürgerschulen, welche als einem Gymnasium, beziehungsweise einer Realschule I. Ordnung in den entsprechenden Klassen gleichwerthig anerkannt sind", und entsprechend sollten „die Schüler der als vollberechtigt anerkannten Realschulen II. Ordnung mindestens ein Jahr die Prima besucht", weiter aber mußten „die Schüler der nicht als gleichstehend anerkannten, aber zu Entlassungsprüfungen berechtigten höheren Bürgerschulen das (Abgangs-)Zeugniß der Reife erworben haben". In gleichmäßiger Erschwerung der Vorbedingung mußten nun auch künftig „die aus dem Kadettenhause zu Berlin Entlassenen einen mindestens einjährigen Aufenthalt in demselben" und „die aus dem Kadettenhause zu Dresden Abgehenden die Beendigung des Kursus in der ersten oder zweiten Division desselben" nachweisen können, um das Einjährigen-Recht zu erhalten. Zur Gewinnung dieses

ſelben Rechtes mußten endlich „die vom Griechiſchen dispenſirten Gymnaſiaſten entweder die Sekunda abſolviren oder ſie mußten nach mindeſtens einjährigem Beſuche der Sekunda auf Grund einer beſonderen Prüfung ein genügendes Zeugniß der Lehrer-Konferenz erhalten". Außer den Schülern der vorerwähnten Schulen — ſo beſtimmt § 154,4 der Erſatz-Inſtruktion von 1868 — „kann auch anderen öffentlichen und ausnahmsweiſe auch Privatſchulen durch Verfügung des Bundeskanzlers die Vergünſtigung gewährt werden, daß ihre Schüler auf Grund der von denſelben ausgeſtellten Zeugniſſe die Qualifikation zum einjährigen Dienſt erhalten, ſofern dieſe Lehranſtalten in ihren Leiſtungen einer der ad 3 aufgeführten Kategorien gleichſtehen".

Nach all den hier mitgetheilten Einzelbeſtimmungen iſt es wahrhaftig recht nothwendig geweſen, daß die zur Ausſtellung von Einjährigen-Zeugniſſen berechtigten Schulen des Norddeutſchen Bundes durch den Bundeskanzler nach Kategorien klaſſifizirt und danach öffentlich anerkannt wurden. Daß ſolches zu geſchehen habe, ſchrieb denn auch die Militär-Erſatz-Inſtruktion ſelbſt vor; dies geſchieht demgemäß ſeit dem Jahre 1868 regelmäßig alljährlich.

Die Beſtimmungen der Militär-Erſatz-Inſtruktion von 1868, ſoweit ſie ſich auf die Forderung gewiſſer zum Einjährigendienſt erforderlichen wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe bezogen, konnten ſelbſtverſtändlich vorab nur auf die Angehörigen der altpreußiſchen Landestheile Anwendung finden; denn nur bei ihnen war die Entwickelung und Geſtaltung des Militär- und Schulweſens derart, wie ſie jene Beſtimmungen zur ſelbſtverſtändlichen Vorausſetzung hatten.

Dagegen für die durch die Ereigniſſe von 1866 neu gewonnenen preußiſchen Provinzen, ſowie für die ſeit der Gründung des Norddeutſchen Bundes deſſen Militärverfaſſung unterſtehenden übrigen Bundesſtaaten mußten Uebergangsbeſtimmungen

getroffen werden. Deren wesentlicher Gehalt konnte nur in einer vorläufigen Herabminderung der zu verlangenden Anforderungen bestehen, derart, daß diese in einer Reihe von Jahren erst bis zur eigentlichen gesetzlichen Höhe sich steigern würden. Dem entsprach auch in der That die am gleichen Tage mit der Militär-Ersatz-Instruktion (26. März 1868) erlassene Vollzugsverordnung. Ihre Nummer 12 bestimmte nämlich folgendes: „Der spezielle Nachweis wissenschaftlicher Bildung **wird erlassen** jungen Leuten von Bildung, welche

a) aus Hannover, Schleswig-Holstein, Lauenburg, aus den preußischen Regierungsbezirken Kassel und Wiesbaden,
b) aus dem Königreiche Sachsen,
c) aus den übrigen (norddeutschen) Bundesstaaten mit Ausschluß Preußens gebürtig und daselbst heimathsberechtigt sind, nämlich den bei a bis einschließlich 1870, bei b ebenso, bei c bis 1871 dienstpflichtig Werdenden. Weiterhin genügt für die unter a im Jahre 1871 und für die unter c im Jahre 1872 der Grad wissenschaftlicher Bildung, welcher durch einjährigen erfolgreichen Besuch der Tertia eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung erzielt wird; ferner für die unter a im Jahre 1872 und c im Jahre 1873 dienstpflichtig Werdenden genügt der Grad wissenschaftlicher Bildung, welcher der Reife für die Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung entspricht; weiterhin treten die Bestimmungen der Ersatz-Instruktion von 1868 in volle Kraft für die unter a im Jahre 1873, für b im Jahre 1870, für c im Jahre 1874, und d für alle sonstigen Preußen von 1869 ab".

Aehnliche Bestimmungen der Nachsicht mußten auch für die süddeutschen Staaten getroffen werden, um den Uebergang aus den milden Zeiten des Stellvertretungssystems zu der strammen Handhabung der allgemeinen Wehrpflicht zu erleichtern

In den Jahren von 1868—71 war ja auch in Baden, in Württemberg, in Bayern die allgemeine Wehrpflicht gesetzlich eingeführt worden, und mit ihr zugleich die Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung nach preußischem Muster.

Der nachfolgenden Darlegung etwas vorgreifend, will ich hier schon bemerken, daß in Bayern das norddeutsche Gesetz vom 9. November 1867, betreffend „die Verpflichtung zum Kriegsdienst", durch Reichsgesetz vom 24. November 1871 eingeführt ward und mit ihm natürlich auch die für den einjährig-freiwilligen-Dienst grundlegenden gesetzlichen Bestimmungen. Hier wurde[29] die Berechtigung in erster Reihe geknüpft an das Absolviren der beiden unteren Klassen eines Human- oder Realgymnasiums, welche Anstalten ja — bis August 1874 — die Fortsetzung der vier Jahreskurse besitzenden Lateinschulen gewesen sind. Die Landstände drängten aber dort darauf hin, daß zum Einjährigendienst auch berechtigen solle das Absolviren einer vollständigen Gewerbeschule, Handelsschule, Landwirthschaftsschule, d. h. von Anstaltsarten, welche, ihre Schüler vom vollendeten zwölften Lebensjahre ab aufnehmend und drei Jahreskurse zählend, den Lateinunterricht ausschließen. Diesem Drängen ward in der Folgezeit nachgegeben. Denn in der Wehr- und Heerordnung für das Königreich Bayern vom Jahre 1875 wurden neue Bestimmungen getroffen. Danach berechtigte von da ab zum bloß einjährigen Militärdienst bei der Waffe das Zeugniß

a) des erfolgreichen Besuches der ersten Gymnasialklasse in humanistischen Gymnasien, bezw. des dritten Kursus der Realgymnasien;[30]

b) über Bestehen der Entlassungsprüfungen an Industrieschulen, Kreis-, Real- und vollständigen (sechsklassigen) Realschulen, an Schullehrer-Seminarien, an der Zentral-Thierarzneischule, an der landwirthschaftlichen Zentralschule Weihenstephan und an der Kreis-Landwirthschaftsschule zu

Lichtenhof, sowie an den städtischen Handelsschulen zu München und Nürnberg.

In Württemberg wurden nach Einführung der preußischen Wehrverfassung alle diejenigen Schulen ermächtigt, die Prüfung zur Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes abzunehmen, welche Schüler bis zum sechzehnten Lebensjahre hatten, also Gymnasien und Ober-Realschulen.

In Baden wurde in dessen Wehrgesetz vom 12. Febr. 1868 „die Gymnasialbildung (ohne Griechisch), wie sie beim Besuch von sechs Jahreskursen erworben werden kann", als Vorbedingung der Einjährigen-Berechtigung gefordert; doch solle „tüchtige Bildung in neueren Sprachen die Fertigkeit (!) in der lateinischen ersetzen". Demgemäß wurden die lateinlosen höheren Bürgerschulen des Landes damals von der Berechtigungs-Ertheilung ausgeschlossen. Hiergegen richteten sich alsbald Beschwerden beim Landtag, und trotzdem dieser eine Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen wünschte, währte es doch bis zum Frühjahre 1872, wo zunächst drei der lateinischen badischen Bürgerschulen das Recht erhielten, auf Grund einer besonderen in Gegenwart eines Regierungs-Kommissärs abzuhaltenden Abgangsprüfung den Schülern des sechsten Jahreskurses den Einjährigenschein zu ertheilen.

Bei Erlaß des Wehrgesetzes vom Jahre 1868 war übrigens auch eine Uebergangsbestimmung getroffen worden: für die ersten drei Jahre, d. h. bis 1871, sollte (§ 83) „jungen Leuten von allgemeiner Bildung der später zu fordernde volle Nachweis ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nachgesehen werden".

Bevor aber die gleichwie für einen Theil des Norddeutschen Bundes, so auch für Süddeutschland gesetzlich vorgeschriebenen Termine voller und strenger Durchführung der wissenschaftlichen Anforderungen an den Einjährig-Freiwilligen, bevor diese Termine herangekommen waren, war der längst erwartete Entscheidungs-

kampf zwiſchen Frankreich und Deutſchland ausgebrochen und auch ſchon glücklich für uns entſchieden. Das neue Reich erſtand. Sollte es erhalten, geſchützt, gefeſtigt werden, ſo bedurfte es kräftiger und einheitlicher militäriſcher Machtmittel, das Geſetz von 1867 bedurfte der Umarbeitung und Vervollſtändigung: dieſe kam im „Reichsmilitärgeſetz vom 2. Mai 1874.“

Dieſes Geſetz änderte nichts an der Grundlage und an der Art der Durchführung der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung; wohl aber wünſchte der Reichstag auf „geſetzliche“ Grundlage auch die Vorbedingungen geſtellt, welche die Anwärter auf den einjährigen Dienſt zu erfüllen haben. Deshalb ward dem § 14 jenes Geſetzes durch den Reichstag der folgende Zuſatz beigefügt: „Ein Geſetz wird die Vorbedingungen regeln, welche zum Einjährig-Freiwilligen-Dienſt berechtigen.“ Ein ſolches Geſetz zu geben, überſtieg aber das Mögliche, nicht nur weil die Schuleinrichtungen in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands ſo gar wenig übereinſtimmend waren, ſondern, was ſich noch als hinderlicher erwies, weil damals gerade die Geſtaltung des öffentlichen Schulweſens überhaupt, zumal Preußens, in Fluß zu gerathen ſchien. So war denn aus den damaligen Reichstags-Verhandlungen[31] als eines der Ergebniſſe das abzuleſen, daß die geſetzliche Regelung thatſächlich erſt nach Umgeſtaltung des höheren Unterrichtsweſens erfolgen könne, ſolle und werde.

So mußte man ſich vorerſt mit dem zurechthelfen, was die augenblickliche Lage und die Einrichtung des höheren Schulweſens bot. Dies leiſtete die Deutſche Wehrordnung vom 28. September 1875, welche an die Stelle der Militär-Erſatz-Inſtruktion von 1868 trat.

Dieſe neue Wehrordnung beſtimmte nun zunächſt (§ 89, 6), daß „von dem Nachweis der wiſſenſchaftlichen Befähigung dürfen entbunden werden:

a) junge Leute, welche ſich in einem Zweige der Wiſſenſchaft

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

oder Kunſt oder in einer anderen, dem Gemeinweſen zu gute kommenden Thätigkeit beſonders auszeichnen;

b) kunſtverſtändige oder mechaniſche Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervorragendes leiſten;

c) zu Kunſtleiſtungen angeſtellte Mitglieder landesherrlicher Bühnen".

Betreffend den Nachweis der wiſſenſchaftlichen Befähigung durch Schulzeugniſſe wurden jetzt nicht mehr die zur Ausſtellung von Zeugniſſen berechtigten Schularten einzeln aufgeführt, ſondern dieſelben wurden kurzweg unterſchieden (§ 90, 2) in „ſolche, bei welchen:

a) der einjährige erfolgreiche Beſuch der zweiten Klaſſe zur Darlegung der wiſſenſchaftlichen Befähigung genügt;

b) der einjährige erfolgreiche Beſuch der erſten Klaſſe nöthig iſt;

c) das Beſtehen der Entlaſſungsprüfung gefordert wird;

d) beſondere Bedingungen feſtgeſtellt werden";

und es ward zugleich beſtimmt, daß der Reichskanzler die ſolchergeſtalt berechtigten Schularten öffentlich anzuerkennen und zu klaſſifiziren habe.

Jetzt (1875) ward aber auch erſtmals eine genaue Prüfungsordnung feſtgeſtellt für diejenigen jungen Leute, welche nicht durch Schulzeugniſſe ihre wiſſenſchaftliche Befähigung nachzuweiſen vermochten. In Sprachen und in Wiſſenſchaften ſolle geprüft werden, verlangt dieſe Prüfungsordnung; und zwar ſolle ſich die ſprachliche Prüfung, neben der deutſchen, auf zwei fremde Sprachen erſtrecken, wobei dem Examinanden die Wahl gelaſſen wird zwiſchen dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen; die wiſſenſchaftliche Prüfung aber umfaßt Geographie, Geſchichte, deutſche Litteratur, Mathematik und Naturwiſſenſchaften.

Faſt anderthalb Jahrzehnte blieb das Geſetz in Gültigkeit, auf welchem die vorſtehend angegebenen Einrichtungen beruhen.

Aber dieſe letzteren blieben auch noch beſtehen, als die allgemeine militäriſche Dienſtpflicht in der Abſicht einer erheblichen Verſtärkung der militäriſchen Machtmittel des Reiches die bekannte weſentliche Abänderung erfuhr durch das neue Geſetz vom 11. Februar 1888, welchem die neue „Deutſche Wehrordnung" vom 22. November 1888 nachfolgte. Die Vorſchriften betreffs der Vorbedingungen für die Erlangung des Einjährigenſcheines wurden hier nicht geändert, ebenſowenig die Anforderungen, welchen in der beſonders abzulegenden Prüfung genügt werden muß.

Alle dieſe Einrichtungen und Vorſchriften blieben erhalten und beſtehen bis zu dieſer Stunde. Wohl aber wiſſen wir, daß ihre Tage gezählt ſind. Ich habe ja zu Anfang des Vortrages ſchon den Grundgedanken der künftigen Neugeſtaltung angeben können, den man aus den Mittheilungen des preußiſchen Unterrichtsminiſters im diesjährigen Landtage zu entnehmen vermochte: „Durch die hochherzige Initiative Sr. Majeſtät, durch ſein Entgegenkommen iſt freie Bahn geſchaffen worden. Bei den Verhandlungen mit dem Kriegsminiſter hat ſich jetzt, ich darf wohl ſagen, die ſichere Möglichkeit herausgeſtellt, daß das ganze Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungsweſen, welches nach meiner inneren Ueberzeugung das weſentlichſte Hemmniß einer gedeihlichen Entwickelung unſeres höheren Schulweſens war, aus der ganzen Behandlung (ſchul)organiſatoriſcher Fragen ausſcheidet" — das waren die auf unſeren Gegenſtand bezüglichen Worte des Herrn v. Goßler.

Auch ſie beſtätigen aufs neue und amtlich den innigen Zuſammenhang zwiſchen preußiſch-deutſchem Schul- und Einjährig-Freiwilligen-Weſen. Jeder Schritt der Entwickelung, welche ich in den Hauptzügen zu kennzeichnen verſucht habe, läßt dieſen Zuſammenhang deutlich genug hervortreten; und wenn ich in meinen Ausführungen vielleicht mehr als erwünſcht auch Fragen

der Schulgeſtaltung vorführen mußte, ſo wird man dies, als im Weſen der Sache begründet, gütigſt entſchuldigen. Die Ergebniſſe dieſes Rückblickes verbürgen uns das Recht auf einen vertrauensvollen Ausblick in die Zukunft: wie immer auch Schule und Heer geſtaltet werden mögen, wir ſind deſſen ſicher, daß beide im Verein ſtets die ſtarke und verläßliche Stütze unſeres Volksthums ſein und bleiben werden.

Anmerkungen.

[1] Noch 1805 hatten im Infanterie-Regiment Winning von 1572 Gemeinen ein Lebensalter unter 20 Jahren 30 (d. h. 2%), von 20 bis 30 Jahren 751 (d. h. 48%), von 30 bis 40 Jahren 557 (d. h. 35%), von 40 bis 50 Jahren 193 (d. h. 12%), von 50 bis 60 Jahren 30 (d. h. 2%), von 60 bis 70 Jahren 2. [Nach dem Werke „Scharnhorſt. Von Max Lehmann." Bd. II, 91. Dieſem Werke ſind überhaupt eine Reihe von Angaben des Textes entnommen].

[2] Das Geſetz vom 3. September 1814 iſt z. B. abgedruckt in dem auch weiterhin wiederholt zu erwähnenden Werke: „v. Helldorff, Dienſtvorſchriften der Königl. Preußiſchen Armee. Berlin, 1865". Theil I, S. 1—4.

[3] Vgl. L. v. Rönne, Das Unterrichtsweſen des Preußiſchen Staates. Berlin 1855, Theil II, S. 303. (Dieſes Werk in zwei Bänden iſt nur ein Theil, der achte, „die kirchlichen und Unterrichts-Verhältniſſe" enthaltende Theil des Sammelwerkes: „Die Verfaſſung und Verwaltung des preußiſchen Staates, eine ſyſtematiſch geordnete Sammlung aller auf dieſelben Bezug habenden geſetzlichen Beſtimmungen u. ſ. w., dargeſtellt von L. v. Rönne".) Im weiteren Verlaufe dieſer Anmerkungen ſoll jenes, das Unterrichtsweſen behandelnde Werk kurz als „Rönne I. II" bezeichnet werden.

[4] Rönne II, 303, Anm. 2.

[5] Rönne II, 306 f.

[6] v. Kamptz, Annalen für die (preußiſche) innere Staatsverwaltung, Bd. XII, S. 839.

[7] Rönne I, 433.

[8] Rönne II, 304.

[9] Vgl. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen, Bd. I (1864), 22.

[10] Ebenda I, 618 Anmerkung; v. Kamptz, Annalen IX, 1107.

[11] L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen I, 478 ff. insbes. 484.

[12] Ebenda I, S. 485 f.

[13] Nach brieflicher Mittheilung (30. April 1890) des Herrn Direktors Gallenkamp der im Texte genannten Schule.

[14] Rönne II, 305, Anm. 2.

[15] Ebenda S. 305.

[16] Eine Verfügung des Unterrichtsministers vom 16. Juli 1859 erläuterte dies dahin, daß auch der Unterricht im Griechischen zu den integrirenden Theilen des Gymnasiums gehöre, daß also Gymnasialschüler, welche Dispensation vom Griechischen nachgesucht und erhalten haben, den Schülern der höheren Realschulen gleichstehen, d. h. daß sie mindestens ein halbes Jahr in Prima gesessen haben müssen (v. Helldorff a. a. O., S. 159 f.). Diese Bestimmung ist, wie ein Ausschreiben der Minister des Innern und des Krieges vom 28. Januar 1860 (v. Helldorff, S. 160) erläutert, „besonders deshalb getroffen worden, um bei den Gymnasien Gesuche um Dispensation vom Griechischen abzuwehren." Die einzige Ausnahme hiervon war, wie dasselbe Ausschreiben mittheilt, das Cölnische Realgymnasium zu Berlin, welches den Realschulen erster Ordnung gleich erachtet wurde.

[17] Rönne II, 327—349.

[18] Rönne II, 339, § 1.

[19] Rönne II, 330.

[20] Nämlich vier in Berlin, zwei in Königsberg i. P., zwei in Breslau, und je eine in Brandenburg, Potsdam, Elbing, Posen, Meseritz, Stettin, Görlitz, Erfurt, Münster, Minden, Siegen, Lippstadt, Düsseldorf, Mühlheim a. d. R., Elberfeld, Barmen, Köln, Trier. — Unter den Realschulen erster Ordnung befanden sich aber auch einige, bei welchen vor dem Erscheinen der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung vom 6. Oktober 1859 die lateinische Sprache kein verpflichtender Unterrichtsgegenstand war, während dieser jetzt bei den Realschulen erster Ordnung als solcher aufgenommen wurde. „Um daher diejenigen Schüler ihrer oberen Klassen, welche früher nicht am lateinischen Unterrichte theilgenommen oder bei der Kürze der Zeit in der lateinischen Sprache noch nicht die reglementsmäßigen Kenntnisse erreicht haben, vor wesentlichen Nachtheilen zu schützen", ward durch gemeinsame Verfügung der Minister des Innern, des Krieges und des Unterrichtes vom 28. Januar 1861 bestimmt, „daß für die nächsten fünf Jahre, also bis zum Schlusse des Jahres 1865, den gedachten Schülern die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst in dem Falle zuzugestehen ist, wenn dieselben nach absolvirtem zweijährigen Kursus in der Sekunda ein Zeugniß

der Reife für Prima in den übrigen Lehrobjekten erlangt haben." (v. Helldorff a. a. O., S. 157 und 160.)

[21] v. Helldorff, Dienſtvorſchriften ꝛc. Theil I, 1. Abtheil. (2. Aufl.), S. 156.

[22] v. Helldorff a. a. O., S. 158.

[23] Ebenda, S 156.

[24] Wieſe, Das höhere Schulweſen II, 78 ff. und 733.

[25] L. Wieſe, Verordnungen und Geſetze für die höheren Schulen in Preußen. Erſte Abtheilung: Die Schule. Berlin 1867, S. 253.

[26] Die erſtere Zahl giebt Wieſe, Verordnungen und Geſetze S. 253, die zweite Wieſe, Das höhere Schulweſen II, 79 f.

[27] Ich darf hier wohl, zwar der Zeitfolge nach etwas vorgreifend, aber dem ſachlichen Zuſammenhange Rechnung tragend, eine Verfügung des Norddeutſchen Bundeskanzlers vom 21. April 1870 erwähnen. Durch dieſe iſt den preußiſchen Provinzial-Gewerbeſchulen überhaupt die Vergünſtigung gewährt worden, daß den in das militärpflichtige Alter eintretenden Schülern der erſten Klaſſe gedachter Anſtalten . . . der Berechtigungsſchein ſchon ertheilt werden darf, wenn ſie vorläufig nur eine Beſcheinigung des Direktors beibringen, daß von der mit ihnen vorzunehmenden nächſten Abgangsprüfung ein günſtiges Ergebniß zu erwarten ſtehe. Beregte Ertheilung qu. Berechtigungsſcheines erfolgt indes nur unter dem Vorbehalt, daß derſelbe erliſcht, wenn demnächſt der Eintritt des Betreffenden in die Gewerbe-Akademie zu Berlin, reſp. die polytechniſche Schule zu Hannover oder Aachen nicht binnen Jahresfriſt nach Ausſtellung obiger Beſcheinigung bewirkt wird.

[28] Die Folge hiervon war, daß bei den verſchiedenen Prüfungs-Kommiſſionen betreffs des Umfanges und der Art der Prüfung eine durchaus verſchiedene Praxis herrſchte. So ſagt z. B. das Schriftchen: „Der einjährige Freiwillige im preußiſchen (norddeutſchen) Heer. Berlin 1868, bei J. Schleſier, S. 30, folgendes:

„Obgleich der Zweck der Prüfung durchaus klar iſt, ſo ſind die Kommiſſionen doch einerſeits darüber nicht einig, in welchen Gegenſtänden bloß eine mündliche, und in welchen eine mündliche und ſchriftliche Prüfung anzuſtellen ſei; andererſeits ſind die Anſichten über den größeren oder geringeren Werth der einzelnen Disziplinen für das Beſtehen der Examinanden ſehr verſchieden. Daher kommt es, daß bei einigen Kommiſſionen nur ein deutſcher Aufſatz ſtatt aller ſchriftlichen Arbeiten angefertigt wird, daß dagegen andere auch noch franzöſiſche, lateiniſche und mathematiſche Arbeiten verlangen. Das mündliche Examen dagegen pflegt ſich auf Deutſch, Franzöſiſch, Mathematik, Geographie und Geſchichte und Lateiniſch oder Engliſch zu erſtrecken. Doch ſind einzelne Fälle vorgekommen, wo auch Chemie, Phyſik u. ſ. w. gefragt worden iſt."

[29] v. Helldorff a. a. O., S. 161.

[30] Aufgetauchte Zweifel veranlaßten die Entscheidung des preußischen Unterrichtsministers vom 21. Dezember 1868, daß „gut" nicht im Sinne der bei den Schulen gebräuchlichen Notenabstufung zu nehmen sei, sondern daß es nur die Zufriedenheit der Lehrer mit Fleiß und Fortschritten des Schülers ausdrücken solle.

[31] Nach Schmezer in dem Berichte der Petitions-Kommission in den Verhandlungen der zweiten Badischen Ständekammer auf dem Landtag 1869/70, 6. Beilagenheft, S. 339.

[32] Bayern besitzt die vernünftige gesetzliche Bestimmung, daß so wie Reifezeugnisse für die Universität und für die denselben gleichgestellten Hochschulen, so auch die Reifezeugnisse für die dritte und vierte Klasse der humanistischen und die für den fünften und sechsten Kurs der Realgymnasien die Beibringung besonderer Zeugnisse über die wissenschaftliche Befähigung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst entbehrlich machen.

So weit ist das übrige Deutschland noch nicht. Weil früher einmal bestimmt wurde, den „halb- oder ganzjährigen Besuch von Unter-Sekunda" zu verlangen, bleibt man jetzt noch daran hängen, diese Bestimmung wortwörtlich zu nehmen. Man könnte ja beim Aendern dieser Bestimmung immer noch, zur Verhütung von Unterschleifen, darauf bestehen, daß der junge Mann ein ganzes Jahr wirklich in Ober-Sekunda bezw. in Unter-Prima (annähernd erfolgreich) verbracht haben müsse!

[33] Die amtliche Ausgabe (von 1877) des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 (II, S. 26, Anm.) sagt selbst,* die Reichstagsverhandlungen haben ergeben, daß die gesetzliche Regelung der Materie erst nach Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens erfolgen soll.

* Sie verweist auf den stenographischen Bericht des Deutschen Reichstages, erster Session 1874, S. 850 f.

Das
Färben und Bedrucken der Gewebe.

Vortrag,

gehalten in der Aula der Herzogl. Technischen Hochschule
zu Braunschweig am 19. Januar 1891

von

Prof. Dr. Richard Meyer
in Braunschweig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Freude an der Farbe ist sicherlich einer der ursprünglichsten Instinkte des Menschen, wie wir an unseren Kindern und an den Geschmacksäußerungen wilder Völkerschaften noch heute beobachten können. Der Wunsch, die Stoffe, mit denen der Mensch seinen Körper umhüllte, in lebhafte Farben zu kleiden, mag daher ebenso alt sein, wie das Spinnen und Weben. Aber die Kunst des Färbens wurde den Menschen nicht mit einem Schlage durch einen Gott offenbart; sie war schwierig und in alten Zeiten wenig zugänglich, und so gestaltete sich der Besitz farbiger Kleider zu einem Vorrechte besonders begüterter und bevorzugter Klassen. Allgemein ist es ja bekannt, daß der Purpur — nicht nur wegen seiner Schönheit, sondern in gleicher Weise wegen seiner Kostbarkeit — als Abzeichen königlicher Gewalt getragen wurde. Und Jakob gab seinem Lieblingssohne Joseph ein gefärbtes Kleid, eine Auszeichnung, die den Neid der Brüder in solchem Grade erregte, daß sie den so Bevorzugten später deshalb nach Aegypten verkauften.

Als einen Maßstab für den hohen Werth, welchen die alten Aegypter auf gefärbte Stoffe legten, müssen wir es betrachten, daß sie ihre Mumien in Gewebe hüllten, welche zum Theil mit dem werthvollen und schwer zu verwendenden Indigo blau gefärbt waren, — einem Stoff, welcher noch in unserer heutigen Färbekunst einen der vornehmsten Plätze einnimmt.

Während des Alterthums blieb indeſſen faſt überall die Färberei auf einer niedrigen Stufe ſtehen. Die Zahl der Farbſtoffe, welche man verwenden konnte und welche faſt ausſchließlich dem Pflanzenreiche entſtammten, war eine ſehr beſchränkte. Die Griechen und Römer betrachteten überdies das Färben, wie jede produktive Arbeit, als eine unedle, des Freien unwürdige Beſchäftigung, welche man den Sklaven überließ, ſo daß Plinius es für nöthig hielt, ſich zu entſchuldigen, daß er darüber ſchrieb. Uebrigens beſaßen die aſiatiſchen Kulturvölker, vor allem die Chineſen, weit umfangreichere Kenntniſſe und Fertigkeiten auf unſerem Gebiete, welche aber nur ganz vereinzelt in den Beſitz der Europäer gelangten.

Im Abendlande wurde noch das Wenige, was man gelernt hatte, durch die Stürme der Völkerwanderung faſt ganz zerſtört, und erſt die Kreuzfahrer brachten wieder einige praktiſche Kenntniſſe aus dem Oriente heim. — Einen bedeutenden Aufſchwung aber hatte die Entdeckung von Amerika zur Folge. Dort fand man ganze Waldungen von Bäumen, die in ihrem Holze wichtige Farbſtoffe enthalten, vor allem das Blauholz und das Rothholz. Letzteres war freilich ſchon ſeit längerer Zeit in Europa bekannt, wohin es aus Indien importirt wurde; ſchon im Jahre 1190 wird es von einem ſpaniſchen Schriftſteller unter dem Namen Breſil oder Braſil erwähnt. Aber in Südamerika fand man mächtige Wälder dieſes Holzes, und die europäiſchen Eroberer haben gerade wegen dieſes Vorkommens dem Lande Braſilien den Namen gegeben, den es noch heute trägt.

Die unerſchöpflichen Reichthümer der neuen Welt an dieſen Hölzern, wie auch an anderen Farbmaterialien, — der gelben Quercitronrinde, dem werthvollen Cochenille-Inſekt, — wurden bald zum Gegenſtand eines lebhaften Handels, und ſie haben den Schatz des europäiſchen Färbers durch wichtige neue Methoden bereichert.

Allein nicht immer wurden die Geschenke einer glühenderen Sonne mit offenen Armen in Empfang genommen. Unverstand und Aberglaube, am meisten aber die Engherzigkeit der materiellen Interessen haben nicht selten versucht, dem Rade des Fortschrittes in die Speichen zu greifen. Sie vermochten nur eine kurze Zeit es in seinem Laufe zu hemmen.

So wurde unter Elisabeth von England der Gebrauch des Blauholzes verboten, und dieses, wo man es fand, verbrannt, weil es den Färbern unbequem war, ihre alten, minderwerthigen Rezepte gegen die neuen Vorschriften eintauschen zu müssen. — Nicht viel besser erging es damals dem Indigo im Deutschen Reiche, einzig und allein, weil man dieselbe blaue Farbe zu jener Zeit mittelst der einheimischen Waidpflanze erzeugte, deren Anbau den Besitzern der Waidländereien große Reichthümer eintrug. Solche Gründe durfte man freilich nicht öffentlich nennen. Die Reichs-Polizeiordnung Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1577 bestimmt im § 3 des XX. Titels:

„Gleichfalls ist uns glaublich fürbracht, daß durch die neulich erfundene, schädliche und betriegliche, fressende oder corrosiv Farb — so man die Teufelsfarb nennet, — jedermann viel Schadens zugefügt wird, in dem, daß man zu solcher Farben anstatt des Weydes, Vitriol und andere fressende wohlfeile Materi brauchet, dadurch gleichwohl das Tuch in Schein so schön als mit der Weyd-Farben gefärbet und wohlfeiler hingegeben werden kann, aber es wird solch gefärbt Tuch, da man es schon nicht anträgt, sondern in der Truhen, oder auf dem Läger liegen läßet, in wenig Jahren verzehret, und durchfressen: Derohalben wollen wir solche neue, verderbliche Tuchfarb gäntzlich verbotten, auch allen und jeden Obrigkeiten hiermit auferlegt haben, in ihren Städten und Gebiet, ernstlichs Auffsehens zu thun, damit solche fressende oder Teufels-Farb von den Tuch-Färbern gäntzlich vermitten bleibe. Da aber jemand ungehorsam

seyn, und solche verbottene Materialien zum Tuchfärben[1] gebrauchen würde, denselben sollen sie mit allem Ernst an Gnth und Ehren straffen. Da auch jemand betretten, der solch betrüglich gefärbt Tuch wissentlich feyl hat, derselbige soll auch neben Confiscirung des Tuchs an Ehren und sonsten nach Ermäßigung der Obrigkeit, gestrafft werden."[2]

Aber der Sieg des letzteren konnte nur eine Frage der Zeit sein, und die tropischen Färbematerialien haben sich trotz aller Verfolgung schließlich eine feste Stellung gegründet.

Immerhin konnte damals von einer wirklich rationellen Entwickelung der Färbekunst noch nicht die Rede sein, aus einem sehr triftigen Grunde. Die Hervorrufung und Fixirung der Farben auf den Geweben beruht ganz und gar auf zahlreichen, zum Theil recht verwickelten chemischen Prozessen — und die Chemie datirt ihre Existenz als Wissenschaft erst aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nur die Leuchte der Wissenschaft aber konnte diese uralte Kunst von dem Dunkel roher Empirie erlösen.

Eines der ersten praktischen Ergebnisse der exakten chemischen Forschung war die Entdeckung der bleichenden Chlorverbindungen durch den großen schwedischen Chemiker Scheele, von welcher der geniale Franzose Berthollet im Jahre 1785 die erste technische Anwendung machte. (Experiment: Zerstörung von Farbstoffen durch Chlorkalk.) Die Bleiche der vegetabilischen Gespinstfasern konnte früher nur unter ungeheurem Zeitaufwande und entsprechenden Kosten durch die Einwirkung des Sonnenlichtes auf dem Rasen bewirkt werden. Die neue Erfindung hat hier von Grund aus umgestaltend gewirkt, und sie hat bis in unsere Tage — in sehr vervollkommneter Gestalt — noch stets an Bedeutung gewonnen. Aber sie blieb zunächst ziemlich vereinzelt. Erst die moderne Entwickelung der organischen Chemie hat der Färberei einen

neuen und ungeahnten Aufschwung gegeben, indem sie dieselbe mit einer unabsehbaren, noch täglich sich vergrößernden Reihe neuer Farbstoffe beschenkte. Dieser Zuwachs hat einerseits die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Färbungen ins Unendliche gesteigert, andererseits die Prozesse des Färbens ganz erstaunlich vereinfacht. Es war das Studium des Steinkohlentheers, welches diese Wunder wirkte — jener unansehnlichen, wenig appetitlichen Substanz, die bei der Erzeugung des Leuchtgases als Nebenprodukt erhalten wird.

Im Theer finden sich zwar keine Farbstoffe fertig vor, aber er enthält eine Reihe von chemischen Verbindungen, welche zur künstlichen Darstellung von Farbstoffen benutzt werden können. Ausgezeichnete Chemiker fast aller europäischen Nationen haben sich mit dem Studium dieses merkwürdigen Gemisches beschäftigt, welches sich mehr und mehr als eine Fundgrube für die Wissenschaft und deren praktische Anwendungen erwies. Wohl an hundert einzelne chemische Verbindungen sind bis heute im Steinkohlentheer aufgefunden worden; aber nur wenige von ihnen haben eine Anwendung in der Industrie gefunden: die Kohlenwasserstoffe Benzol, Toluol, Xylol, Naphthalin, Anthrazen; denen sich die für die Medizin so wichtige Karbolsäure anreiht. (Demonstration von Theer und Theerbestandtheilen.) — Auch das Anilin ist ein Bestandtheil des Theers; seine Menge ist indessen zu gering, um es direkt in der Industrie zu verwenden. Aber der russische Chemiker Zinin lehrte im Jahre 1844, daß das Benzol künstlich in Anilin übergeführt werden kann, und seine Methode in etwas veränderter Gestalt ist es, nach welcher seit dreißig Jahren das Anilin fabrikmäßig gewonnen wird.

Um die Mitte der fünfziger Jahre beschäftigte sich der Engländer Perkin mit dem Anilin. Er glaubte gegründete Aussicht zu haben, es zur künstlichen Bereitung des Chinins

verwenden zu können, jenes kostbaren Bestandtheils der Chinarinden, welches unseren Aerzten das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Fieberkrankheiten bietet. Aber siehe da: nicht dieser wichtige Arzneistoff ging aus seinen Versuchen hervor, sondern ein Körper von violetter Farbe, und begabt mit einem ausgezeichneten Vermögen, diese Farbe der Gespinnstfaser mitzutheilen: der erste Anilinfarbstoff war entdeckt. Ihm folgten bald andere, von zum Theil noch werthvolleren Eigenschaften — rothe, blaue, violette, grüne und gelbe — eine Skala, deren Mannigfaltigkeit und Schönheit bald die bescheidenen Leistungen der früheren Zeit in Schatten stellte. (Demonstration von Theer-Farbstoffen und Färbungen.)

Die künstlichen Farbstoffe des Steinkohlentheers werden häufig Anilinfarben genannt. Und in der That werden viele von ihnen mit Hülfe des Anilins bereitet. Nicht wenige aber — und unter ihnen befinden sich zum Theil die allerwerthvollsten — haben mit dem Anilin gar nichts zu schaffen. Einer dieser Körper ist das Alizarin. Es ist dieses ein Stoff, der den Farbenchemikern bekannt war, lange bevor man lernte ihn aus dem Anthrazen des Steinkohlentheers künstlich darzustellen: denn er bildet den wichtigsten Bestandtheil der schon seit dem Alterthume in der Färberei geschätzten Krappwurzel. Im Jahre 1868 gelang den beiden Berliner Chemikern Graebe und Liebermann die künstliche Darstellung — oder wie die Chemiker sagen — die Synthese dieser Verbindung. Es war damit der erste Farbstoff des Pflanzenreiches im Laboratorium auf synthetischem Wege erhalten worden, — eine Thatsache, welche den Chemiker und Farbentechniker nicht weniger interessiren mußte als den Pflanzenphysiologen.

Nun begann ein heftiger Kampf zwischen dem künstlichen Alizarin und seinem natürlichen und älteren Rivalen, dem Krapp. Er füllte etwa den Zeitraum eines Jahrzehntes; nach dessen

Ablauf war er zu Gunsten des künstlichen Farbstoffs entschieden, welcher heute den Krapp nicht nur an Wohlfeilheit weit übertrifft, sondern auch infolge seiner größeren Reinheit und anderer Vorzüge überhaupt ein werthvolleres Material für den Färber abgiebt als der Krapp. (Demonstration von Krapp, Anthrazen, Alizarin, Türkischroth.)

In einem anderen Falle nahm die Entwickelung der Dinge gerade den entgegengesetzten Verlauf. Auch der Indigo reizte den Scharfsinn und das experimentale Talent der Chemiker, seine Synthese zu versuchen. Die Lösung dieses überaus schwierigen Problems gelang in der That vor einer Reihe von Jahren dem Genius Adolf Baeyers: der früher ausschließlich pflanzliche Farbstoff kann jetzt — sogar auf mehreren Wegen — aus Produkten des Steinkohlentheers synthetisch erhalten werden. Aber diese Entdeckung, so groß ihr Reiz für den Chemiker und so übersprudelnd die Hoffnungen waren, welche sie bei den Technikern erweckte — sie hat bis heute für die Praxis keinen Werth, denn in diesem Falle arbeitet die Pflanze erheblich wohlfeiler als die chemische Fabrik, und die Besitzer der asiatischen und amerikanischen Indigofaktoreien sind für absehbare Zeit noch im vollen Besitze ihres Monopols geblieben. (Demonstration von natürlichem und künstlichem Indigo. Anwendung: blaue Militärtuche; baumwollene und leinene Bauernstoffe.)

Noch eines Umstandes von allgemeinerem Interesse muß hier Erwähnung geschehen, bevor wir die Entwickelung der Theerfarbenindustrie verlassen. Unter den Bestandtheilen des Steinkohlentheers ist das Naphthalin sowohl durch die relative Menge, in der es auftritt, als durch die Leichtigkeit, mit der es in reinem Zustande abgeschieden werden kann, besonders ausgezeichnet. (Demonstration von Naphthalin.)

Die wachsende Ausdehnung der Gas- und Theer-Produktion brachten von Jahr zu Jahr größere Massen von Naphthalin

hervor, und die Fabrikanten waren in ernstlicher Verlegenheit, eine auch nur einigermaßen ausreichende Verwendung für diesen Körper zu finden. Die Chemie hatte zwar schon mehrere „Naphthalinfarbstoffe" kennen gelehrt; aber ihre Eigenschaften waren nicht werthvoll genug, um eine ausreichende Verwerthung des Naphthalins zu ermöglichen. — Da tauchte vor etwa dreizehn Jahren eine Anzahl feurig-scharlachrother Farbstoffe auf, welche dem Naphthalin entstammen und Färbungen gaben ähnlich denen, die man mit der Cochenille erzeugt. Und da sie dieses Produkt einer überseeischen Thierwelt an Wohlfeilheit übertreffen, und hinsichtlich ihrer Echtheit den Vergleich mit jenem nicht zu scheuen haben, so ist die Industrie der Naphthalinfarben von Jahr zu Jahr bedeutender geworden. Dies um so mehr, da die färbenden Eigenschaften des Naphthalins sich durchaus nicht auf den Scharlach beschränken. Eine ganze Reihe der verschiedensten Farbstoffe von zum Theil sehr werthvollen Eigenschaften wird heute mittelst des Naphthalins bereitet, und fast geräth der Färber in Verlegenheit, sich der stets von neuem auftauchenden Erscheinungen auf diesem Gebiete zu erwehren. (Demonstration von Naphthalin-Farben.) — So geht die wirthschaftlich bedeutungsvolle Frage nach einer ausreichenden Verwerthung des Naphthalins einer befriedigenden Lösung entgegen — eine wichtige Sache, wenn man bedenkt, daß der Gastheer etwa 5% Naphthalin enthält, und daß die Produktion der europäischen Gasanstalten im Jahre 1883 auf 675 Millionen kg Theer geschätzt wurde.

Aber der Fortschritt der Färberei blieb nicht auf das chemische Gebiet beschränkt. — Wie hätte der gewaltige Einfluß, welchen die Entwickelung des Maschinenwesens in allen technischen Betrieben geltend machte, spurlos an einem so wichtigen Zweige industrieller Thätigkeit vorübergehen können! Er hat in der That den Werkstätten des Bleichers, des Färbers, des Druckers ein ganz anderes Gepräge verliehen. Durch den Dampf

verwandelten ſich die kleinen, armſeligen Betriebe in imponirende Anlagen; unter ſeinem Einfluſſe wuchs aus einem gering geachteten Handwerk eine mächtige Großinduſtrie hervor. Und ſchon ſind wir Zeuge ernſthafter Verſuche, um auch die jüngſte unter den techniſchen Potenzen, die Elektrizität, in den Dienſt des Färbers zu ſtellen. Ueberall iſt ein wiſſenſchaftlicher Geiſt an die Stelle des rohen Empirismus getreten; der Chemiker wetteifert mit dem Ingenieur, um die Produkte und die Arbeitsweiſe des Färbers mehr und mehr zu vervollkommnen. Und wenn auch hier und da Vorurtheil und Gewohnheit dem Fortſchritte noch hemmend entgegentreten, ſo iſt die Macht dieſer finſteren Gewalten doch gebrochen, der Sieg des Geiſtes längſt entſchieden.

Wenn wir nun verſuchen wollen, dem Weſen der Färbeprozeſſe näher zu treten, ſo kann es nicht die Aufgabe eines kurzen Vortrages ſein, ein nur annähernd abgeſchloſſenes Bild unſerer vielverzweigten und täglich ſich mehr komplizirenden Induſtrie zu entwerfen. Einige flüchtige Blicke in das vielfältige Getriebe werden uns genügen müſſen.

Der Verlauf der Färbeprozeſſe iſt im allgemeinen weſentlich durch zwei Momente beſtimmt:

1. die Natur der zu färbenden Gewebsfaſern,
2. diejenige der zu verwendenden Farbſtoffe.

Was zunächſt die Gewebsfaſern anbetrifft, ſo gehören ſie — mit alleiniger Ausnahme der Asbeſt- und Glasgewebe, welche aber für die eigentliche Textilinduſtrie ſchon wegen ihrer großen Koſtbarkeit nur untergeordnetes Intereſſe beanſpruchen können — ſämtlich dem Thier- und Pflanzenreiche an.

Wir können ſie nach dieſem Urſprunge geradezu klaſſifiziren. Ein näheres Studium der Faſerſtoffe — und nicht zum mindeſten gerade ihr Verhalten den Farbſtoffen gegenüber — führt nämlich zu dem Schluſſe, daß Pflanzenfaſern einerſeits, Thierfaſern andererſeits zwei natürliche Gruppen bilden, welche ſich ſcharf

voneinander unterſcheiden, während die Glieder jeder einzelnen Gruppe untereinander eine auffallende Familienähnlichkeit erkennen laſſen.

Unter den Faſern des Pflanzenreiches, welche in der Färberei zur Verwendung kommen, nimmt die Baumwolle den erſten Platz ein; ihr folgt dann die Flachs- oder Leinenfaſer, weiter die Jute und einige andere Faſern von geringerer Bedeutung. (Demonſtration von Pflanzenfaſern, makro- und mikroſkopiſch.)

Die chemiſche Zuſammenſetzung der Pflanzenfaſern zeigt eine große Uebereinſtimmung. Der Hauptbeſtandtheil aller iſt eine und dieſelbe Subſtanz, das Hauptmaterial, aus welchem die Zellwand der Pflanzen aufgebaut iſt, und deshalb von den Chemikern als Celluloſe bezeichnet. Dieſer Körper iſt eine organiſche Verbindung, welche nur aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff beſteht, ihre quantitative Zuſammenſetzung wird von den Chemikern durch die Formel $C_6H_{10}O_5$ ausgedrückt, prozentiſch:

Kohlenſtoff:	44,4 %
Waſſerſtoff:	6,2 %
Sauerſtoff:	49,4 %
	100,0 %

Das Thierreich liefert der Textilinduſtrie weſentlich zwei verſchiedene Klaſſen von Farbſtoffen: 1. die Geſpinſte von Raupen, welche ſich verpuppen, um ſchließlich als Schmetterlinge dem ſelbſtgefertigten Gefängniſſe wieder zu entſteigen; ihr edelſter Vertreter iſt die Seide. 2. Die Haare von Thiervließen, unter denen die Schafwolle die erſte Stelle einnimmt; verwandt mit ihr und noch edler iſt das Wollhaar der Angoraziege, während Mohairwolle, Kamelhaare u. a. m. nur zu gröberen Geweben Verwendung finden. (Demonſtration von Thierfaſern, makro- und mikroſkopiſch.)

In ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung unterſcheiden ſich die Thierfaſern von den Pflanzenfaſern vor allem dadurch, daß ſie außer Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff auch noch Stickſtoff enthalten; bei den wolleartigen Haargebilden tritt zu dieſen vier Elementen noch der Schwefel. Zuſammenſetzung und chemiſches Verhalten laſſen die Seidenfaſer als einen Verwandten des thieriſchen Leims, die Wolle als einen ſolchen der Eiweißkörper erſcheinen:

	Seide	Leim	Wolle	Eiweiß
Kohlenſtoff:	48,2%	50,0%	49,5%	52,0%
Waſſerſtoff:	6,4%	6,7%	7,3%	7,0%
Sauerſtoff:	27,2%	25,0%	23,5 %	23,7%
Stickſtoff:	18,2%	18,3%	15,8%	15,3%
Schwefel:	—	—	3,9%	2,0%
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Von den chemiſchen Reaktionen der Faſerſtoffe intereſſiren den Färber in erſter Linie diejenigen, welche ſich auf ihr Verhalten gegen Farbſtoffe beziehen. Und hier zeigt ſich ein überaus prägnanter Gegenſatz zwiſchen den Faſern des Thier- und denen des Pflanzenreiches. Während nämlich die Pflanzenfaſern im allgemeinen nur geringe Neigung beſitzen ſich mit den Farbſtoffen zu vereinigen, ſind die thieriſchen Faſern mit einer ganz beſonderen, ſpezifiſchen Anziehung gegenüber den Farbſtoffen begabt — die Seide in noch höherem Maße als die Wolle. (Experiment: Verhalten von Pflanzen- und Thierfaſern im Farbbade). Nach dem Ergebniſſe des ſoeben angeſtellten Verſuches werden wir uns für berechtigt halten den Schluß zu ziehen, daß die Färbung thieriſcher Geſpinſte im allgemeinen eine leichtere Aufgabe ſein muß, als diejenige der pflanzlichen; und dem iſt in der That ſo — wenn auch nicht alle Farbſtoffe ſich auf der Wolle- und Pflanzenfaſer mit dergleichen Leichtigkeit fixiren laſſen wie wir es bei unſerem Verſuche geſehen haben. Andererſeits hat die neuere Zeit

eine Anzahl künſtlicher Farbſtoffe kennen gelehrt, welche zur Pflanzenfaſer eine nahezu ebenſo ſtarke Anziehungskraft beſitzen wie zu den Faſern thieriſchen Urſprungs. — Im allgemeinen aber werden wir für die Färbung der Baumwolle oder des Leinen erſt nach einem leitenden Prinzipe ſuchen müſſen. Ein ſolches ergiebt ſich aus der Thatſache, daß die überwiegende Mehrzahl der Farbſtoffe einen ausgeprägten chemiſchen Charakter beſitzt: ſie ſind entweder Säuren oder Baſen. Die Eigenthümlichkeit ſolcher Körper aber iſt es, ſich mit Verbindungen der entgegengeſetzten Klaſſe zu neutralen Stoffen, ſogenannten Salzen, zu vereinigen.

Wenn es daher möglich wäre, auf einer pflanzlichen Faſer einen Körper von ſauren Eigenſchaften zu fixiren, ſo wird derſelben die ihr an ſich fehlende Fähigkeit ertheilt werden, ſich mit baſiſchen Farbſtoffen zu verbinden. Und umgekehrt: wenn wir auf der Pflanzenfaſer einen Körper von baſiſcher Natur befeſtigen, ſo wird deſſen Anziehungskraft für ſaure Farbſtoffe unſerem Zwecke dienſtbar gemacht werden können. (Experimente: Tanninverbindung baſiſcher Farbſtoffe, Färbung tannirter Baumwolle in baſiſchen Farbſtoffen neben nicht tannirter. Salze, reſp. Aluminium- und Eiſenlacke des Alizarins. Färbung gebeizter Baumwolle in Alizarin. Die mit Aluminium gebeizten Stellen werden roth, die mit Eiſen gebeizten violett, bezw. ſchwarz; eine Miſchung von Eiſen- und Aluminiumbeize erzeugt eine braune Färbung, während die ungebeizten Stellen weiß bleiben.)

Wir bedürfen alſo zur Befeſtigung der Farbſtoffe auf den vegetabiliſchen Faſern der Vermittelung gewiſſer nichtfärbender Subſtanzen, wie des Tannins, der Aluminium-, der Eiſenſalze. Solche Vermittler ſind zum Theil ſchon lange bekannt: die meiſten älteren natürlichen Farbſtoffe konnten ohne dieſelben auf den pflanzlichen Faſern nicht fixirt werden, und ſelbſt bei der

Wolle und Seide kann man sie keineswegs immer entbehren. In der Sprache des Färberei-Gewerbes werden diese Hülfs- oder Fixirungsmittel als Beizen bezeichnet. Eisen- und Aluminiumsalze waren als Beizen schon im Alterthume bekannt; ihnen haben sich in der neueren Zeit noch einige andere Metallverbindungen — vor allem Zinn- und Chromsalze — als Fixirungsmittel für saure, das Tannin als ein solches für die basischen Farbstoffe hinzugesellt.

Eines Farbstoffes muß hier noch mit wenigen Worten besonderer Erwähnung geschehen, einmal wegen seiner vielfachen und wichtigen Anwendungen, dann aber weil die Methode seiner Befestigung auf den Fasern eine eigenartige, von der der meisten anderen Farbstoffe ganz verschiedene ist: des Indigo. Dieser Körper stellt eine dunkelblaue Masse dar, welche in Wasser vollkommen unlöslich ist. Hierdurch wird die Herstellung von Farbbädern im gewöhnlichen Sinne unmöglich. Dazu kommt noch, daß der Indigo — im Gegensatze zu den übrigen Farbstoffen — weder saure noch basische Eigenschaften hat, welche ihn befähigen könnten, sich durch Vermittelung von Beizen mit den Fasern zu verbinden. Aber der Indigo läßt sich unter dem Einflusse von chemischen Agenzien, welche Wasserstoff entwickeln, in eine wasserstoffreichere Verbindung überführen; dieselbe ist ungefärbt und wird deshalb Indigweiß genannt. Sie hat zwei Eigenschaften, welche für uns in Betracht kommen: 1. ist sie eine wenn auch schwache Säure und läßt sich daher durch basische Körper, wie Kalk, in Lösung bringen; eine solche Lösung wird von den Färbern als Küpe bezeichnet; 2. wird sie schon durch die oxydirende Wirkung des Luftsauerstoffes wieder in Indigblau zurückverwandelt. (Experiment: Indigküpe. Ihre Oxydation an der Luft. Färbung in der Küpe.)

Die gelbe Küpenflüssigkeit dringt in die poröse Faser ein; durch den Luftsauerstoff wird der Indigo niedergeschlagen, und

zwar innerhalb der Faſer, welche ihn wie ein Gefängniß zurückhält, — damit iſt ſie blau gefärbt.

Endlich verdient noch ein Punkt unſere Aufmerkſamkeit, welcher für die Färberei von großer Bedeutung iſt: das Waſſer. Zum Färben bedarf man nicht nur großer Waſſermengen, ſondern auch eines Waſſers von vorzüglicher Qualität. Reine Farbentöne erfordern reines Waſſer; und der Kalkgehalt harter Waſſer wirkt nachtheilig auf die Entwickelung vieler Farben. Der ſchlimmſte Feind des Färbers aber iſt ein eiſenhaltiges Waſſer, weil Eiſen mit den meiſten Farbſtoffen dunkle Färbungen erzeugt. (Experiment Tannin und Fe-Salz: Tinte. Demonſtration: Baumwolle tannirt; in eiſenhaltigem Waſſer gewaſchen — grau.)

Wir haben in großen Zügen die chemiſchen Prinzipien kennen gelernt, welche der Verbindung der Geſpinſtfaſern mit den Farbſtoffen zu Grunde liegen. Aber noch auf einen anderen Punkt müſſen wir unſer Augenmerk richten. Die Aufgabe des Farbentechnikers kann eine zweifache ſein: entweder iſt das Gewebe oder Geſpinſt mit einem beſtimmten Farbentone gleichmäßig zu verſehen, oder die Färbung ſoll dazu dienen, Zeichnungen auf dem Gewebe hervorzubringen: der Färber ſoll zugleich Maler ſein. Gemuſterte Gewebe können nun auf zweierlei ganz verſchiedene Art erzeugt werden. In einem Falle bringt man die Zeichnung auf das urſprünglich weiße Gewebe, wobei dieſes gewiſſermaßen die Rolle der Leinwand auf der Staffelei des Malers ſpielt; im anderen färbt man die Garne, bevor ſie zu Geweben verarbeitet ſind, und erzeugt das Muſter auf dem Webſtuhl. Die letztere Technik hatte in früheren Zeiten weitaus die größere Verbreitung und iſt auch in unſerer Zeit noch ſehr geſchätzt. Die herrlichen Gobelins zeugen am beſten von der hohen künſtleriſchen Aus-

bildung, welche ſie gefunden hat, aber ſie iſt nicht Sache des Färbers, ſondern des Webers, und liegt daher außerhalb unſeres Gegenſtandes.

Die andere Methode ſtellt dem Farbentechniker eine eigenartige Aufgabe. Schon die alten Kulturvölker haben ſie ſich geſtellt und ſie in einzelnen Fällen in einer für ihre Verhältniſſe bewunderungswürdigen Art gelöſt. Ein ſehr bemerkenswerthes Beiſpiel hiervon hat uns Plinius überliefert, welcher berichtet: „In Aegypten färbt man die Gewebe auf eine ſehr merkwürdige Weiſe, indem man die weißen Stoffe nicht etwa mit Farben, ſondern mit farbloſen Stoffen bemalt, welche die Farbſtoffe anſaugen. Man taucht ſie alsdann in eine ſiedende Löſung des Farbſtoffes und zieht ſie nach einer Weile gefärbt wieder heraus, wobei merkwürdigerweiſe im gleichen Bade nicht eine, ſondern verſchiedene Farben entſtehen, je nach der Natur der aufgemalten Beize. Durch Waſchen laſſen ſich dieſe Farben nicht wieder entfernen.“ — Wie man ſieht, ſchildert uns Plinius denſelben Prozeß, welchen wir hervorrufen, wenn wir einen mit verſchiedenen Metallſalzen gebeizten Kattunſtreifen im Alizarinbade färben.

Das Bemalen der Gewebe iſt aber eine ſchwierige Kunſt, welche in hohem Grade von der Geſchicklichkeit des Arbeiters abhängt und daher für einen Großbetrieb kaum geeignet iſt. Sie wurde wohl auch nur in beſchränktem Maße geübt, und die Herſtellung gemuſterter Stoffe geſchah lange Jahrhunderte hindurch faſt nur durch den Weber. Erſt die neuere Zeit hat hierin einen, freilich ſehr tiefgreifenden Wandel herbeigeführt: man wandte die Methode des Buchdruckes auf die Textilgewebe an — es entſtand der Zeugdruck.

Die Aufgaben, welche dieſes Kunſtgewerbe dem Farbentechniker ſtellt, unterſcheiden ſich aber in einem Punkte ganz weſentlich von denen des Buchdruckes: die Zeichnungen dürfen

nicht nur mechaniſch auf das Gewebe gebracht werden, ſondern die Farben müſſen, um ſpäter der Einwirkung des Lichtes und der Wäſche zu widerſtehen, durch dieſelben chemiſchen Prozeſſe auf der Faſer hervorgerufen und fixirt werden, deren ſich der Färber bedient. Wie dieſer, ſo trägt auch der Zeugdrucker in vielen Fällen gar nicht die Farbſtoffe, ſondern nur Beizen auf das Gewebe auf, welche zuerſt fixirt und dann erſt in einem beſonderen Bade mit den Farbſtoffen verbunden werden. — Die Aufgabe des Druckers iſt aber auch ſchwieriger und komplizirter als diejenige des Färbers, weil es ſich hier um eine Nebeneinanderſtellung verſchiedener Farbſtoffe handelt und die chemiſchen Prozeſſe, welche zu deren Hervorrufung dienen, oftmals nicht nur ſehr verſchieden, ſondern ſogar unvereinbar ſind. (Demonſtration und Erklärung der Kombination Anilinſchwarz-Alizarinroth, Dampffarben, Aetzdrucke, Küpen-Blaudruck, Reſerven.)

Werfen wir zum Schluſſe einen Blick auf die mechaniſchen Hülfsmittel, welche dem Stoffdrucker zur Verfügung ſtehen. Wir ſahen ſchon, daß dieſelben ſich zunächſt an die Technik des Buchdruckes anſchloſſen, und zwar des Buchdruckes in ſeiner primitivſten Geſtalt. Das Muſter wurde aufgedruckt mittelſt erhabener Formen, die theils aus Holz, theils aus Metall oder auch noch anderen Stoffen hergeſtellt waren. Sie wurden mit den Farben oder Beizſtoffen benetzt und dieſe dann durch die Hand des Druckers auf das Gewebe übertragen. (Demonſtration von Handdruckformen.)

Der Handdruck war ſeiner Natur nach eine langſame und bedächtige Arbeit. In der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts war ſeine Methode die herrſchende. Aber dem raſtlos vorwärts ſtrebenden Geiſte unſerer Zeit genügte er nicht; er mußte durch Maſchinenarbeit erſetzt werden. Mannigfache Verſuche wurden in dieſer Richtung gemacht. Größere Bedeutung errang ſich

zuerſt eine überaus ſinnreiche von Perrot konſtruirte Maſchine, die nach ihm auch den Namen Perrotine erhalten hat. Sie arbeitet mit Druckformen, welche den Handformen in allen weſentlichen Punkten gleichen und ahmt mit ihrem komplizirten Räderwerk die Thätigkeit des Handdruckes ſo vollkommen nach, daß man ſie als einen Druckautomaten bezeichnen möchte.

Allein auch dieſe Vorrichtung genügte weder qualitativ noch quantitativ den ſtets ſich ſteigernden Anforderungen. — In erſterer Richtung nicht, weil die Zeichnungen, welche man mit erhöhten Druckformen hervorbringen kann, an Feinheit und Schärfe viel zu wünſchen übrig laſſen; im letzterer, weil ſie immer noch zu langſam arbeitet. Mancherlei Neuerungen wurden eingeführt; die wichtigſte war die Konſtruktion desjenigen Mechanismus, welcher heute den Stoffdruck ganz und gar beherrſcht: die Walzendruckmaſchine. Wie die Cylinderpreſſe des Buchdruckers, ſo bricht auch dieſe großartige Erfindung vollkommen mit dem Alten; ſie ſucht nicht wie die Perrotine die ſchwerfällige und unterbrochene Arbeit des Handdruckers zu kopiren, ſondern ſie erſetzt ſie durch eine ganz neue und viel vollkommnere, bei welcher der unbedruckte Stoff ununterbrochen in die Maſchine eintritt, um ſie ebenſo ununterbrochen, aber bedruckt zu verlaſſen. Die heutige Druckmaſchine arbeitet nicht mit erhöhten Formen, ſondern mit vertieft gravirten Walzen aus Kupfer oder Meſſing. (Demonſtration der Walzendruckmaſchine nach Zeichnung. Gravirungsmethoden: Handgravirung, Pantograph, Molette.)

Die Walzendruckmaſchine arbeitet ſauberer und unvergleichlich viel ſchneller als Handdruck und Perrotine — mit einem einfachen Muſter kann ein geſchickter Drucker in einem Arbeitstage von zehn Stunden bis zu 12 000 Meter Stoff bedrucken. Gleichwohl hat ſie bis heute die beiden genannten Arbeitsmethoden noch nicht ganz vollſtändig verdrängt; aber ſie hat

deren Anwendung auf einige ganz spezielle Fälle beschränkt, und überall, wo es sich um große Massenproduktion handelt, behauptet sie allein das Feld.

Wir haben versucht einen Blick in die Werkstätte des Färbers und des Stoffdruckers zu thun. Konnte es auch nur ein flüchtiger sein, so wird er uns doch gezeigt haben, welcher Geist rastloser Thätigkeit und unaufhaltsamen Fortschrittes unser Gebiet beherrscht. Ueberall in der chemischen Industrie ist heutzutage die Chemie innig mit dem Maschinenwesen verknüpft; auf keinem Gebiete in höherem Grade, als auf dem, mit welchem wir uns hier beschäftigt haben. Es giebt aber auch keinen Zweig chemischer Technik, auf welchem theoretische Chemie und Praxis in so enger Wechselbeziehung stehen, wie die Farbenchemie. Dieser Wechselwirkung verdankt die Praxis nicht minder große Erfolge wie die Wissenschaft: beide haben befruchtend aufeinander eingewirkt, sich gegenseitig fördernd und anregend. Beide arbeiten einander in die Hände, um den geistigen Besitzstand des Menschengeschlechtes fort und fort zu vermehren und seinen Kulturzustand von Tag zu Tag auf eine höhere Stufe zu heben.

Anmerkungen.

[1] Auf Seidenwaren wird dieses ausdrücklich erstreckt im Regensburger Reichstags-Abschied vom Jahre 1594.

[2] Corpus juris Germanici, tam publici quam privati academicum, bearbeitet von Dr. Gustav Emminghaus. Bd. II. S. 101.

Der Zeus-Typus

in seiner Ausgestaltung durch Phidias.

Von

Rektor a. D. Balhorn
in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Von keinem Kunſtwerk wird bei den Griechen mit größerer Ehrfurcht geſprochen, als von dem Zeus des Phidias; es galt für ein Wunder der Welt. In wie wunderbarer Großheit dieſes Zeusbild ſtrahlte, von welch' erhabener Majeſtät die Bildung des Hauptes und der Gliedmaßen geweſen ſein muß, welche Fülle ſchöpferiſcher Phantaſie ſich in dem prachtvollen Bilderſchmuck ausprägte, der dem Standbild als Folie diente, — davon legt die Meinung der Alten Zeugniß ab, welche den für einen Unglücklichen erklärte, dem das Anſchauen dieſes Bildes nicht vergönnt war. Leider nun macht es dieſe allgemeine, ungetheilte Bewunderung, welche der ſo gewaltigen Schöpfung zu theil wurde, ſehr begreiflich, daß kein griechiſcher Schriftſteller, der zur Zeit des Phidias oder bald nach ihm lebte, es für nöthig fand, auf das Weſen desſelben näher einzugehen, ja das Bildwerk nur eingehend zu beſchreiben; denn wer wollte noch beſchreiben, was jeder Grieche aus eigener Anſchauung kannte. Nur eine Beſchreibung des erſt ſechs Jahrhunderte nach Phidias lebenden Pauſanias, von dem uns ein Reiſebuch erhalten iſt, und welcher die Statue noch ſah, iſt es daher, welche uns von den äußeren Einzelheiten Kunde giebt, aus denen ſich das Werk aufbaut, ſo daß wir dadurch wenigſtens eine annähernde Vorſtellung von der mannigfaltigen Schönheit und Pracht dieſes unerreichten und unerreichbaren plaſtiſchen Kunſtwerks gewinnen.

Wie es dem Götterkönige geziemte, ſchuf Phidias ihn ſitzend auf einem Thronſeſſel und zwar in einer Höhe von etwa ſechzig Fuß; und Pauſanias fügt hinzu, daß, wenn der Gott von ſeinem Throne ſich aufrichtete, er mit ſeinem Kopfe durch das Dach des Tempels hindurchfahren würde. In ſeiner Linken hielt dieſe mächtige Geſtalt das Scepter, in der Rechten ein Bild der Siegesgöttin, der Nike, und zwar ſo, daß dieſe dem Gotte ſelbſt zugewendet war. Dadurch alſo wird Zeus hier als der ſieggewinnende dargeſtellt, während er als der ſiegverleihende aufgefaßt wäre, wenn er die Nike ſo hielte, daß ſie dem anbetenden Beſchauer zugewandt war. Die ſichtbaren Theile des Körpers, alſo Geſicht, Arme und Füße waren aus Elfenbein gebildet; das Scepter, mit dem Adler gekrönt, glänzte in buntem Metall; in die goldenen Locken des Hauptes war ein grün emaillirter Oelkranz eingedrückt; von Gold und mit Blumengewinden buntfarbig emaillirt war auch der Mantel, der den Schoß, bis zu den Knöcheln herabfallend, bedeckte und mit einem breiten Zipfel über die linke Schulter geſchlagen war; von Gold waren endlich auch die Sohlen, welche die auf einem Schemel ruhenden Füße bekleideten.

Im Gegenſatz zu dieſer ruhigen Einfachheit, in der die Geſtalt des Gottes erſchien, war der Thron, auf dem der Gott ſaß, mit einer überreichen Fülle von Bildwerken geſchmückt. Vier pfeilerartige Füße, denen nach innen noch vier entſprechende Säulen zu Hülfe kamen, bildeten die Träger des Sitzbrettes, auf welchem die gewaltige Laſt ruhte. In halber Höhe verbanden Querriegel die Füße des Thrones, deſſen untere Hälfte mit gemauerten Schranken umſchloſſen war. Die vordere dieſer Schranken war einfach blau gefärbt, um einen ruhigen Hintergrund für den goldenen Mantel des Gottes zu bilden; die übrigen waren von Phidias' Neffen, dem Maler Panänos, mit Figurenkompoſitionen geſchmückt. Auf dieſen Schranken alſo

ruhten die Querbalken der Pfeilerfüße wie eine Borte oder wie ein friesartig ornamentirter Abschluß, und auf diesen Friesbalken standen vorn zu beiden Seiten der schmal zusammengestellten Füße des Gottes je vier Statuen, in denen die acht von alters her in Olympia gebräuchlichen Kampfarten dargestellt waren. Die drei übrigen Seiten des Friesbalkens waren mit einer Darstellung des Krieges der Griechen unter Herakles und Theseus gegen die Amazonen geschmückt, während in den Pfeilerfüßen selbst in der unteren Hälfte je zwei, in der oberen je vier Siegesgöttinnen dargestellt waren. Oberhalb dieser Siegesgöttinnen verbanden abermals Querbalken als die Schwingen des Sitzbrettes die Pfeilerfüße des Thrones, und an diesem friesartigen Balken waren je rechts und links in Relief die von Apollon und Artemis erschossenen Kinder der Niobe dargestellt. Ferner hatte der Thron Armlehnen, und diese waren nach vorn durch Sphinxe gestützt, welche einen geraubten Thebanerknaben unter sich hielten, während auf den Pfosten der hoch hinaufragenden geraden Rücklehnen Horen und Grazien in fast gleicher Höhe mit dem Kopfe des Zeus standen. Die Füße des Schemels waren durch liegende Löwen dargestellt, und seinen Rand schmückte eine Amazonenschlacht des Theseus. An der Basis endlich, welche wir uns als eine breite, niedrige Stufe denken müssen, über welche der Gott bequem würde herabsteigen können, war die Geburt der Aphrodite aus dem Meere und ihre Begrüßung durch die olympischen Götter gebildet, während an beiden Seiten wie im Ostgiebel des Parthenon hier die Mondgöttin hinab, dort der Sonnengott emportauchte, um anzuzeigen, daß mit der Geburt einer neuen Gottheit ein neuer himmlischer Tag beginne.[1]

Man sieht schon bei dieser Beschreibung sofort, es war bei diesem Werke auf Reichthum und Pracht, auf eine glänzende Darstellung des höchsten Gottes abgesehen. Darum die kolossale Gestalt, die Fülle edler Stoffe, das reiche Beiwerk, die vielfachen

untergeordneten Darſtellungen runder, halberhabener und gemalter Geſtalten. Der Beſchauer iſt in eine ganze, durch und durch nach inneren Geſetzen konſtruirte Welt verſetzt. Wie Homer mitten in das Gewühl der Wirklichkeit ſeine allegoriſchen Geſtalten einführt, oder den Gang der Erzählung mit einem Bilde oder einer weiſen Satzung unterbricht, ſo iſt hier die Perſon des Zeus mit allegoriſchen Figuren und ſymboliſchen Andeutungen zu einer inneren poetiſchen Einheit verknüpft. Denn die maleriſch optiſche Wirkung war nicht der einzige und letzte Zweck des reichen Schmuckwerkes. Die Bilder der Heroen und Viktorien, der Kampf gegen die Amazonen, der Tod der Niobiden, die kinderraubenden Sphinxe, der erſte Kampf der Athener gegen die Barbaren; dann Aphrodite, die aus dem Schaum des Meeres auftaucht, und von Amor begrüßt, von der Peitho bekränzt wird, „Thaten der Männer und Götter, ſo viel im Geſange berühmt ſind", all' dieſe Bilder, ſcheinbar nur darauf berechnet, die ſinnliche Pracht und Größe eines erſcheinenden Gottes zu verſtärken, hatten zugleich die Beſtimmung, ſeine Bedeutſamkeit zu erhöhen. In ihren mythiſchen, kosmographiſchen und ſelbſt ethiſchen Beziehungen war dem Beſchauer eine unerſchöpfliche Quelle der mannigfaltigſten Bilder und Ideen aufgeſchloſſen. Bei dem erſten Anblick von der koloſſalen Maſſe des Ganzen verſchlungen, entwirrte ſie ſich den Nähertretenden wie ein glänzendes Chaos zur halben Welt des Weltbeherrſchers. Denn innerlich mit dem Begriff des Zeus unzertrennlich verknüpft, äußerlich immer wieder als die untergeordneten Theile eines größeren Ganzen ſich erweiſend, erſchien dieſes Schmuckwerk nur als die vollſtändige Entwickelung einer einzigen Idee. Alles rundete ſich in der Einbildungskraft des Beſchauers zu einer kunſtvoll gegliederten Hymne, welche dann in der Illuſion der Göttererſcheinung ſelbſt zum höchſten poetiſchen Momente, zur unmittelbaren Berührung des Göttlichen ſich erhob.[2]

Und dennoch, ſteht dieſe Ueberfülle des Schmuckes, dieſes glänzende Chaos nicht doch in zu ſchroffem Gegenſatz zu der ſtillen Einfachheit und Einfalt, die wir an den ſonſtigen Werken der griechiſchen Plaſtik ſo ſehr bewundern? Schon war ja der Sinn der Griechen für die Schönheit aller Verhältniſſe ſo empfindlich, daß ſelbſt an Lebenden jeder kleine Mangel bemerkt wurde. Konnte doch z. B. ein Perikles, wenn er auf der Rednerbühne das Volk zu ſeinen hochfliegenden Plänen begeiſtern wollte, des Rednerkranzes nicht entbehren, damit die ungewöhnlich ſpitze Form ſeines Schädels die Augen ſeiner Zuhörer nicht verletze und ſo der Wirkung ſeiner Rede Abbruch that. Wie alſo erklärt es ſich, daß dieſer feine Sinn der Griechen von dieſer bunten Pracht nicht ſogleich abgeſtoßen wurde, ja daß trotz desſelben das Werk ſolchen Ruhm erlangen konnte?

Es muß alſo jedenfalls in dem Werke etwas geweſen ſein, was die Beſchauer von all ſolchen Fragen ablenkte; und dies kann nur eine geiſtige Hoheit geweſen ſein, welche in der ganzen Geſtalt thronte und all das Aeußerliche noch überglänzte. Das gerade, was uns als Mangel erſcheint, beweiſt nur die Größe des Kunſtwerks. Schon die Verhältniſſe der Geſtalt müſſen höchſt edel und bedeutend geweſen ſein und dies in einem Grade, daß ſie jene Fülle der Nebenfiguren und allen Glanz und Reichthum beherrſchten und in Vergeſſenheit brachten. Vor allem aber mußte der geiſtige Ausdruck des Kopfes dieſem Aeußerlichen das volle Gegengewicht halten; aus den Geſichtszügen des Gottes mußte eine ſolche Hoheit und Größe auf den Beſchauer herabblicken, daß ſein Auge immer wieder mit unwiderſtehlicher Gewalt von aller bunten Pracht des Thrones und der Geſtalt zu dieſem leuchtenden Höhepunkt des Ganzen hinaufgezogen wurde.

Ja, eine wie bezaubernde Gewalt, die vor jeder Berührung zurückſchreckte und auch dem rohen Sinn des Barbaren ſich

aufdrängte und ſeine Raubgier zügelte, aus dieſem Kopfe des Gottes geleuchtet hat, davon giebt uns die Thatſache den beſten Beweis, daß, während ſo viele Kunſtwerke nur um des Erzes oder ihres ſonſtigen Materials willen vernichtet wurden, dies Bild des Zeus, obgleich es doch wie kein anderes den räuberiſchen Sinn reizte, noch faſt achthundert Jahre lang an ſeiner Stätte blieb und nicht durch Menſchenhand, ſondern durch eine Feuersbrunſt zu Grunde ging.

Doch ganz iſt für uns das Werk auch durch dieſe Feuersbrunſt nicht verloren gegangen; denn beſonders von dem Kopfe, alſo dem wichtigſten Theil des Zeus, wie ihn Phidias ſchuf, iſt uns eine Nachbildung erhalten, nämlich die ſogenannte Maske des Zeus von Otricoli, welche in den Sammlungen des Vatikan zu Rom noch erhalten iſt, und welche immer zu den werthvollſten noch erhaltenen Werken des Alterthums gezählt worden iſt.

Freilich gehört ja dieſer Zeus von Otricoli erſt einem Künſtler aus der Zeit Alexanders des Großen an, ſtammt alſo erſt aus der Zeit der ſchon von ihrer Höhe herabſinkenden Kunſt. Dennoch zeigt dieſer Kopf ſo eigenartige und großgedachte Züge, daß ihn ein Künſtler jener Zeit nicht geſchaffen haben könnte, wenn er nicht ein großes Vorbild gehabt hätte, das er nur ſo weit umbildete, als er durch das ganze Kunſtſchaffen ſeiner Zeit dazu gedrängt wurde. Wo anders nun aber ſollte dieſer Künſtler ſein Vorbild gefunden haben, wenn nicht bei dem von allen Griechen ſo hochverehrten Zeus des Phidias? Und um ſo unbefangener konnte er dieſem Vorbilde folgen, als ja der griechiſche Künſtler älteren Schöpfungen und Meiſterwerken ganz anders gegenüberſtand als der moderne. Das Alterthum forderte nicht wie die Neuzeit bei jedem neuen Künſtler eine immer wieder frei ſchaffende Originalität. Wenn das Ideal einer Gottheit einmal ſeine vollkommene Wiedergabe in einem Kunſtwerke erfahren hatte, ſo verfiel kein nachfolgender Künſtler auf den

Gedanken, durch eine neue Erfindung die anerkannte und durch die allgemeine Anerkennung geheiligte Schöpfung des früheren Meisters zu ersetzen. Daher ja denn auch die unendlich vielen Wiederholungen von Werken griechischer Künstler während der ganzen Dauer des Römerreichs.

Für den Zeus war ja nun durch Phidias der Typus gefunden und festgestellt. Nachdem sich daher der Herrscher des Weltalls in dem Standbild von Olympia gleichsam leibhaftig offenbart hatte, durfte es kaum ein Künstler wagen, von diesem Grundtypus abzuweichen, und, obwohl sich die mannigfachsten Nationalansichten bei der Umbildung der einzelnen Züge geltend gemacht haben, so wird doch der Kerngehalt der Darstellung bis in die spätesten Zeiten herab und in den fernsten Ländern, welche von Griechen bewohnt waren, unangetastet geblieben sein. Das mit dem allgemeinen Jubelruf von ganz Griechenland begrüßte Götterbild hat sich eines ebenso gleichmäßigen Ansehens erfreut, wie die homerischen Gesänge, in denen das hellenische Nationalbewußtsein einen gleich unverrückbaren Einigungspunkt gefunden hat. So werden wir auch alles Große, alles Unvergängliche im Zeus von Otricoli auf Phidias zurückführen und uns an diesen Kopf halten dürfen, wenn wir nun an unsere eigentliche Aufgabe herangehen, nämlich die Frage zu beantworten, welches die hauptsächlichsten Charakterzüge sind, die Phidias in seiner Ausgestaltung des Zeus-Kopfes zum Ausdruck bringt.

Als Phidias in der heiligen Tempel-Cella zu Olympia sein Werk vollendet, so berichten die Alten, und nochmals einen prüfenden Blick über das herrliche Gottesbild geworfen hatte, da erhob der Meister betend die Hände, um von Zeus ein Zeichen zu erflehen, daß ihm sein Werk gefalle. Und siehe da! Ein Blitzstrahl fuhr aus unbewölktem Himmel herab durch das offene Dach des Tempels, ein flammendes Zeichen des göttlichen

Wohlgefallens. Eine ſchwarze Platte in dem weißen Marmorboden des Tempels und eine darauf geſtellte Urne bezeichnete die Stelle, wo der Blitz eingeſchlagen, zum Merkzeichen, daß Zeus ſelbſt das Abbild ſeiner würdig befunden hatte.

Mag nun dieſer Erzählung eine Thatſache zu Grunde liegen oder nicht, jedenfalls ſoviel beweiſt ſie, daß Phidias nach der Meinung der Alten nicht nur ein glaubensvolles, ein von der Größe und Erhabenheit ſeiner Gottheit tief durchdrungenes Gemüth eigen geweſen iſt, ſondern daß er auch noch voll und ganz auf dem Boden der Volksreligion ſtand. Auf dieſe Volksreligion alſo müſſen wir bei Beantwortung unſerer Frage zurückgehen; Phidias kann ſeinem Gott nur die Charakterzüge geben, welche die Volksreligion an ihm herausgebildet hat.

Unter den Völkern des Heidenthums nun, deſſen Götter überall an das Wirken der Natur ſich anlehnen, ſind die Griechen allein zu der praktiſch ausgeſprochenen Ueberzeugung durchgedrungen, daß der Geiſt, welcher die Himmelskörper zu erfüllen ſcheint, welcher ſich in todtem Felsgeſtein regt, welcher in Pflanzen und Thieren mächtig iſt, nicht bloß mit dem, welcher im Menſchen lebt, eins und dasſelbe ſei, ſondern auch in dieſem erſt zu ſeiner endlichen Verklärung und Ruhe gelangt. Die Dichtungen und Kunſtgebilde dieſes hochbegabten und edelgeſinnten Volkes führen uns daher die ganze Schöpfung gleichſam vermenſchlicht vor, indem alles Leben und Daſein ſich mit der vollendetſten organiſchen Form zu bekleiden und am Selbſtbewußtſein theilzunehmen ſtrebt. Das Ergebniß dieſes wunderbaren Vorganges iſt der Anthropomorphismus, jene Umwandlung in die Menſchengeſtalt, welche jedwede Erſcheinung erfährt, die mit der griechiſchen Phantaſie in Berührung kommt.

Damit aber will die griechiſche Dichtung und Kunſt das Unfaßbar-Unendliche nicht herabziehen und beſchränken; nicht mit den Indern ſucht ſie das göttliche Weſen in vielarmigen,

vielköpfigen Ungeheuern auszudrücken. Nicht der dogmatisch-religiöse Inhalt, sondern das einfach Menschliche ist erstes Ziel der griechischen Kunst, das menschliche Wesen, Thun und Leiden, dies ist es, was die Kunst zum Ideal gestaltet. Deshalb beginnt die hellenische Kunst mit dem Genre, und am rein Menschlichen bildet sie sich die Typen, denen der mythische, göttliche Inhalt sich zu fügen hat. Am Eingange der schulmäßigen Entwickelung der Plastik in Griechenland stehen jene ältesten Apollo-Figuren (von Tenea, Orchomenos ꝛc.); was will in ihnen der Künstler anders, als den wesentlichen Bau eines ruhigen, nackten Menschen, so gut er es vermag, einmal darstellen? Jede andere barbarische Kunst hätte hier das dogmatische Wesen des Gottes, sei es durch einen Thierkopf oder sonst eine Monstrosität auszudrücken gesucht; allein und zuerst der Hellene wagte es, den Menschen zum Gott zu erheben, oder wie Goethe sagt: der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen.

Da aber der vollkommene Mensch nach der Meinung der Griechen nur in der Gesamtheit existiren kann, so haben sie sich nicht begnügt, ihre Götter nur mit idealer Menschenschönheit zu bekleiden, sondern sie sind auch bestrebt gewesen, sie als Glieder eines Staatsverbandes zu fassen. Dieser Götterstaat hat seinen Sitz auf den lichten Höhen des Olympos, regiert sich selbst nach ewigen unverbrüchlichen Gesetzen und ist das erhabene Abbild der patriarchalischen Gesellschaftszustände echten Hellenenthums. Mittelpunkt und Gipfel dieses Götterstaates ist Zeus, der jüngste Sprößling einer uralten Herrscherfamilie, deren Oberhaupt er selbst vom Throne gestoßen hat, und der gerade dadurch der Stifter und Begründer dieses Götterstaates und der Schöpfer eines neuen Götterkreises wird.

Zeus ist der Sohn der Noth und grauenvollen Bedrängniß. Kronos, sein Erzeuger, ein Mann finsteren, harten Sinnes und

argwöhniſchen Gemüthes, zitterte vor ſeinen eigenen Kindern in banger Furcht und war dem thörichten Wahn ergeben, er könne mit der Vertilgung ſeiner Nachkommen die Zeit ſelbſt zum Stillſtande bringen und die Entwickelung der Geſchichte aufhalten. Da ihm durch Orakelſpruch verkündet worden war, er werde durch ſeiner Kinder eines vom Throne geſtoßen werden, verſchlang er ein jedes gleich nach der Geburt. Hierdurch hoffte er ſich die ewige Dauer ſeiner Herrſchaft zu ſichern. Seine Gemahlin, die Rhea, war dagegen von ganz anderen Geſinnungen beſeelt, denen ſie ſich ebenſo rückſichtslos überließ, wie Kronos den ſeinen. In ihr machte ſich die Mutterliebe mit der ganzen Macht des Inſtinkts geltend. Vor dieſem einen Herzensdrang verſtummten alle anderen Gefühle, ſelbſt das der Anhänglichkeit an den eigenen Gemahl. Da ſie über dieſen nichts vermochte, ſann ſie auf Liſt und, als ſie den jüngſten ihrer Söhne zur Welt gebracht hatte, verbarg ſie ihn ſorgfältig vor den argwöhniſchen Blicken ihres Gatten und reichte dieſem an ſeiner ſtatt einen in Windeln gewickelten Stein, den er gierig verſchlang. Da das Kindlein nun aber mütterlicher Pflege bedurfte, die Rhea ihm in den Wohnungen und unter den Augen des betrogenen Gemahls nicht angedeihen laſſen konnte, ſo rettete ſie dasſelbe nach der Inſel Kreta, wo ſie es an die Ziege Amalthea anlegte. Noch war indes Gefahr vorhanden, daß der Argwohn des Kronos durch das Wimmern des verlaſſenen Säuglings aufs neue rege gemacht werde. Sie rief daher die Korybanten, die Prieſter der Göttin Rhea, zu Hülfe, welche, mit den Schwertern auf ihre Schilde ſchlagend, den weinenden Knaben umtanzten und ſo jenen berühmten Waffentanz zum erſten Male aufführten, welchen die Griechen nachmals bis in die ſpäteſten Zeiten herab zum Andenken an die wunderbare Rettung des größten ihrer Götter an dem Wiegenfeſte desſelben zu wiederholen pflegten. Durch dies Waffengeklirr wurde die zarte

Stimme des Kindes weit übertönt, und Kronos ward zum anderen Male getäuſcht.

Rhea aber, nachdem es ihr geglückt, den jüngſten ihrer Söhne bei ſeite zu bringen, war nun darauf bedacht, auch die früher von ihrem Gemahl verſchlungenen und in deſſen Innerem wie im Zeitenſchoße verborgenen Kinder wieder ans Licht zu fördern. Und es gelang ihr dies, wie die Sage in ihrer ſchlichten und derben, aber ausdrucksvollen Bilderſprache berichtet, durch ein Brechmittel, welches die ränkevolle Göttermutter dem gefräßigen Kronos beibrachte. Infolge der kräftigen Wirkung desſelben gab dieſer zuerſt den Stein wieder von ſich, den er ſtatt Zeus verſchlungen hatte, dann die beiden älteren Brüder desſelben: Poſeidon und Pluton, zuletzt endlich auch die drei Schweſtern: Demeter, Here und Heſtia. Jener Stein der Täuſchung, welcher nachmals in der Nähe des delphiſchen Tempels ſich fand, war dann noch lange göttlicher Ehren theilhaftig, wurde täglich mit Oel geſalbt, an Feſttagen aber mit mit rother Wolle umwickelt; und auch der Ziege Amalthea wurde die Auszeichnung zutheil, daß ihr Horn zum Sinnbild aller Fülle erhoben wurde, während ſie ſelbſt unter die Sterne verſetzt wurde, wo wir ihr in der Milchſtraße zwiſchen den Plejaden und dem großen Bären auf den Schultern des Fuhrmanns begegnen.

Zeus aber, dem ſo ſtatt des Wiegenliedes Waffengeklirr ertönt hatte, wuchs zu dem kräftigſten und mächtigſten Götterjüngling heran, und ſeine erſte Großthat war der Sturz des eigenen, grimmen Vaters und ſeiner Zwingherrſchaft. Kronos mußte dem kühnen, längſt beſeitigt geglaubten Sohne weichen und wurde durch ihn in das Dunkel der Vergangenheit zurückgedrängt. Dieſer ſchwang ſich auf den erledigten Thron und theilte als ein freiheitliebender Herrſcher die von ſeinem Vater eiferſüchtig bewahrte Alleingewalt nicht nur mit ſeinen

Geſchwiſtern, ſondern ſogar auch mit ſeinen Söhnen und Töchtern.

Dies der Mythus, wie ihn der poetiſche Geiſt des griechiſchen Volkes von ſeinem oberſten Gotte geſchaffen.

Fragen wir aber nach dem Sinn des Mythus, ſo leitet uns ſchon der Umſtand auf die richtige Deutung, daß es gerade die Inſel Kreta iſt, wohin Rhea den Neugeborenen flüchtete und wo derſelbe aufwächſt. Denn Kreta iſt eine Stätte älteſter griechiſcher Kultur, namentlich auf dem Gebiete des Rechts. In den Zeiten des höchſten Glanzes des Griechenthums freilich bleibt Kreta faſt im Dunkeln; aber ſeine Sterne leuchten lange, bevor die Sonne Athens aufgegangen war. Kretas Lage macht das begreiflich. Denn die Kultur nimmt ihren Weg nach Griechenland von Oſten und Süden; Kreta aber liegt wie ein vorgeſchobener Poſten griechiſcher Erde mitten zwiſchen den Küſten Griechenlands, Kleinaſiens, Afrikas. Doriſche Griechen ſind es, welche die Inſel beſetzt haben. Vor ihnen ſiedelten Phönizier dort ſich an, und in Sagen und Götterkultus, in Induſtrie und Ortsnamen ſind phöniziſche Spuren genug erhalten. Wie viel aber auch Kretas Kultur dieſem kühnen Seefahrervolke zu verdanken haben mag, ihre eigentliche Blüthe iſt doch ein Werk der Griechen. Nicht genug wiſſen die griechiſchen Poeten von ihr zu rühmen. Als Odyſſeus, nach zwanzigjähriger Irrfahrt zurückkehrend, ſich ſeinem Weibe unerkannt in Bettlergeſtalt naht und ſie ihn drängt, Kunde zu geben, von woher er ſei, da nennt er Kreta:

> Kreta heißet ein Land in der Mitte des dunkelen Meeres,
> Anmuthsvoll und fruchtbar und rings umwogt, und darin ſind
> Viel', unzählige Menſchen, die zwanzig Städte bewohnen.

Am höchſten gerühmt aber wird Kretas Verfaſſung und Recht; und der Name, in dem die Sage den Glanz jener alten politiſchen und rechtlichen Entwickelung Kretas verkörpert hat, iſt der des

Minos, des Königs von Kreta. Uns heute Lebenden erſcheint nun freilich die raſch, oft zu raſch vorſchreitende Geſetzgebung als etwas Selbſtverſtändliches. Aber jugendliche Völker ſehen in der Schaffung feſter Rechtsſätze eine der ſchwierigſten und für ihr Leben wichtigſten Arbeiten; und die Volksphantaſie hält die Erinnerung an geſetzgeberiſche Thaten ganzer Epochen feſt, indem ſie einem Einzigen ſie zuſchreibt, einem Heros, dem die Götter ſelbſt beigeſtanden haben; ihn verehren ſie dankbar als einen großen Wohlthäter. Moſes empfing die Geſetze auf dem Berge Sinai; der römiſche König Numa hielt mit der Nymphe Egeria Zwieſprache; Minos aber wird von Homer der Sohn des Zeus genannt; und die Tradition erzählt, daß auch Zeus ſelbſt in der idäiſchen Grotte dem Minos diktirte. So iſt Zeus alſo der eigentliche Geſetzgeber der Griechen; er iſt für ſie der Schöpfer des Rechts und damit auch der ſittlichen Weltordnung.

Dem rohen Naturmenſchen nämlich erſcheint jeder einzelne Vorgang in der Natur als die Hervorbringung eines übermenſchlichen, mächtigen Weſens. Geht am Morgen die Sonne auf, ſo iſt es ein Gott, der mit einer leuchtenden Strahlenkrone auf dem Haupte an dem Horizonte emporſteigt und zu den Höhen des Himmels hinauf- und wieder hinabſteigt. Ergießt ſich der Regen auf Wald und Feld, ſo iſt es ein Gott, der die Wolken über der Erde ſammelt, der ſie wie einen Rieſenſchwamm ausdrückt, ſo daß ihr Waſſergehalt in Tropfen zur Erde herabfällt. Tönt aus der aufgethürmten, grellbeleuchteten Wolke der Donner, fährt daraus der zündende Feuerball zur Erde hernieder, ſo iſt es der höchſte Gott, der aus dem Dunkel der Wolke heraus ſeine Flammblitze gegen ſeine dem Menſchen unſichtbaren Feinde ſchleudert.

Erſt nach und nach und ſehr allmählich kommt dann dem Menſchen zum Bewußtſein, daß alle dieſe Vorgänge nach ewigen, beſtimmten Geſetzen geſchehen; denn unverrückbar geht jeden

Morgen die Sonne auf, unverrückbar wechseln in festgeordneter Folge die Jahreszeiten, in denen die Pflanzen keimen und blühen, Früchte ansetzen und welken. Tiefes Staunen erfaßt dann den Menschen diesem ewigen Walten der Natur gegenüber, wie es der Dichter in den Worten ausspricht:

Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst treulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Fluth schäumend und brausend herab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz.[3]

Wo aber Gesetz, da ist auch Sittlichkeit. Hat daher der Mensch in der Natur den Begriff des Gesetzes gefunden, so kann er auch seine Götter nicht mehr als Repräsentanten der rohen, blindwirkenden Naturkräfte ansehen; aus den Göttern als Repräsentanten der rohen Naturkräfte entstehen die neuen Götter als Repräsentanten der sittlichen Mächte. Und von diesem Untergang des alten Göttergeschlechts und von der Erhebung des neuen erzählt uns die Zeus-Mythe.

Kronos und Rhea gehören noch ganz dem alten Göttergeschlecht an. Denn Kronos, die Verkörperung des reinen Begriffs der Zeit, die ihre eigenen Kinder wieder verschlingt, da alles, was entsteht, auch werth ist, daß es zu Grunde geht, — Kronos ist noch Repräsentant der rohen Naturkraft; er weiß nichts von Liebe der Eltern zu den Kindern; nur Selbstsucht leitet ihn; sein ganzes Thun ist Willkür und rohe Gewalt. Ebenso läßt sich auch Rhea gerade umgekehrt nur von dem blinden Naturtriebe der Mutterliebe zu ihren Kindern leiten, unbekümmert darum, daß sie durch die Erhaltung und Rettung

ihres Kindes den Arm ſtark macht, der ihren Gemahl vom Throne ſtürzt.

Zeus dagegen hat in der Bedrängniß, in den Gefahren ſeiner Jugend die Roheit und Unſittlichkeit dieſer leidenſchaftlichen, nur für ſich ſorgenden Naturgötter zu ſehr kennen gelernt, um noch weiter in ihrer Weiſe herrſchen zu können, und dies um ſo weniger, als er ja erfahren hat, daß dieſe Art der Herrſchaft doch ſchließlich nur zum Untergange führt. So iſt es ſeine Aufgabe, in anderer Weiſe ſeine Macht zu gebrauchen; er darf ſich nicht mehr von ſelbſtſüchtiger Willkür leiten laſſen; er darf nicht mehr als unumſchränkter Gebieter herrſchen, ſondern nur das iſt ſeine Aufgabe, daß er den Lauf der geſetzlichen Ordnung der Dinge überwache, daß er dafür ſorge, daß nichts das Wirken der Naturgeſetze und der ſittlichen Weltgeſetze ſtöre, daß ewig gleiche Ordnung im Laufe der Zeit herrſche und regiere. So wird Zeus zum Schöpfer der neuen Weltordnung und damit zum Walter des Völkerrechts und zum Hort der Freiheit, welche die erſte Daſeinsbedingung des Griechenthums war. Jede Willkür iſt ſeinem Weſen fremd; wohl aber iſt er ſich der Macht bewußt, welche er nicht nur über die Menſchen, ſondern auch über die anderen Götter hat. Die von ihm begründete und gewährleiſtete Weltordnung wagt er nimmer anzutaſten; und wo er verſucht iſt, derſelben zuwider zu handeln, darf er nur an ſie erinnert werden, um ihr ſeine liebſten Wünſche zum Opfer zu bringen.

Die erſte Anforderung, die hiernach an Zeus geſtellt wird, iſt Selbſtbeſchränkung im Gebrauch ſeiner Macht, Anſichhalten ſeiner Kräfte; es iſt ſtetig ausgeübte Selbſtzucht, innere Sammlung und Konzentration. Das, was der Grieche in ſeinem ſittlichen Leben als das Höchſte erkannte, Maßhalten in allen Dingen, das ſieht er und lernt er im Anblick ſeines oberſten Gottes. Soll daher der Kopf des Zeus wirklich das innerſte

Weſen des Gottes zum Ausdruck bringen, ſo iſt es zuerſt dieſe Selbſtbeſchränkung, dieſe Sammlung und Konzentration, die wir an ihm erblicken müſſen. Aber gerade das iſt es ja auch, was uns aus dem Zeus von Otricoli ſo mächtig entgegenleuchtet, was dieſen Kopf ſo hoch ſtellt, und wodurch er unmittelbar auf Phidias zurückweiſt.

Denn alles an dieſem Kopf iſt Ruhe, ruhig abgewogenes Gleichmaß; das unerſchütterliche Bewußtſein ewiger Majeſtät ſpricht aus dieſen Zügen. Und dies nicht bloß aus dem Zuſammenklange aller Züge und Formen dieſes Antlitzes. Denn bei genauerer Betrachtung desſelben wird uns bald klar, daß der Künſtler es verſtanden, durch die Bildung jedes einzelnen Theiles des Antlitzes auch eine beſondere Eigenſchaft des Zeus zum Ausdruck zu bringen. Iſt nun jene innere Sammlung und Konzentration die erſte Anforderung an Zeus und damit der hervorragende Charakterzug in ſeinem Weſen, ſo muß dieſer auch durch das Eigenthümlichſte, am meiſten in die Augen Fallende an dem Bilde des Gottes zum Ausdruck kommen, und das iſt die Bildung des Haares.

Mit mächtigen Meißelhieben, ſo ſcheint es, hat der Künſtler dieſe gewaltigen Maſſen des Haupt- und Barthaares aus dem Marmor herausgearbeitet, wie einen aus dem natürlichen Fels herausgehauenen Wall einer Feſtung. Wie ſolcher Wall die Feſtung nach außen abſchließt und feſt begrenzt, dafür aber den Vertheidiger im Innern ſicher geſchützte und darum freieſte Bewegung ſichert, ſo legt ſich dieſer gewaltige Haarwall auch um das Antlitz des Zeus, es von allen Seiten feſt begrenzend und abſchließend. Und dasſelbe, wodurch ſo objektiv zum Ausdruck kommt, daß dieſer Gott alle ſeine Kräfte, ſeine ganze Machtfülle feſt in ſich zuſammenhält, dasſelbe wirkt auch ſubjektiv im Beſchauer. Denn Nichts veranlaßt dieſen, ſeinen Blick über dieſen Haarwall hinausſchweifen zu laſſen, nur auf das von

ihm Umſchloſſene wird jedes Auge hingelenkt, hier wird es feſtgehalten. So wird der Anbetende beim Anſchauen ſeines Gottes zu derſelben Sammlung und Konzentration gezwungen, die er an ſeinem Zeus lernen und bewundern ſoll.

Aber nicht nur die Haarbildung dient dem Künſtler dazu, die wichtigſte Charaktereigenſchaft an ſeinem Gott zu zeigen; nur dann kann dieſe Eigenſchaft voll und ganz ſichtbar werden und zum dominirenden Mittelpunkt des ganzen Kopfes werden, wenn ſie auch an dem ſprechendſten Theil des Antlitzes hervortritt, am Auge. Und dieſe Augen des Zeus, ſie ſind ja nun ganz Energie, ganz Konzentration. Die inneren Augenwinkel ſetzen tief und entſchieden ein und drängen in ſcharfer Anſpannung nach innen gegen den ſchmalen Naſenrücken, der, in ſichtbarem Gegenſatze dazu, ſich ſteil und hoch erhebt als unmittelbare Fortſetzung der in ihrer Mitte ſtark vorgebauten Stirne. Dieſe Kräftigkeit findet ihre Ausgleichung in der breiten Baſis, den nach der Seite ſtark hervortretenden Oberaugenhöhlenrändern des Stirnbeins, mit denen nach unten eine gleich ſtarke Betonung des Backenknochens ſich in Einklang ſetzt. In dieſer Umrahmung liegt das Auge und erhält nicht nur von oben einen vollen Schatten; auch von der Seite wird es durch den Augendeckel ſtark belaſtet, welcher gegen den Bogen des oberen Lides drängt und dadurch bewirkt, daß die Blicke der beiden Augen, leicht konvergirend und wie nach innen ſchielend, gegen die Mitte zu ſich ſammelnd, ruhig und feſt auf einen beſtimmten, naheliegenden Augenpunkt ſich vereinigen. So bilden die Augen des Zeus die tiefſte Stelle der Geſichtsfläche; wie ein tiefgelegener, von Bergen umſchloſſener Waldſee, zu deſſen Oberfläche kein Windſtoß hinabdringt, und der um ſo tiefer erſcheint, je höher die Berge ſind, welche ſich in ihm ſpiegeln, ſo liegen ſie tiefeingebettet und in ewiger Ruhe da. Und dieſe wunderbare Bildung des Auges, die ſoweit von dem ſonſt bei den griechi-

ſchen Künſtlern gebräuchlichen Geſichtstypus abweicht, die ſo eigenartig iſt, daß ſie in dem weiten Gebiet der griechiſchen Plaſtik nirgends wieder vorkommt, kommt nun nicht durch ſie die innere Sammlung des Gottes zum kräftigſten Ausdruck, ſo daß ein Dichter ſie mit Worten nicht deutlicher zu ſchildern vermöchte!

Wo aber ſolche Sammlung, da iſt auch Kraft. Schon ein Menſch, der ſeine Kräfte nicht zerſplittert, wird, wenn es nöthig iſt, mit Macht wirken können, bei dem oberſten Gott aber wird durch ſolche Konzentration die Macht zur Allmacht, mit der er ſpielend alle Hinderniſſe, die ſich ſeinem Willen entgegenſetzen, überwindet. Und das iſt ja nun das Zweite, was am Zeus von Otricoli zum Ausdruck kommt; es iſt der König und Herr, der allgewaltige Gebieter des Himmels und der Erde, der in dieſem Kopfe zu uns herabblickt.

Aber auch dieſe Allmacht leuchtet uns nicht bloß aus dem Geſamtbilde des Kopfes entgegen, auch ſie wird uns wieder noch durch einen Theil des Kopfes im beſonderen veranſchaulicht, und zwar wieder durch die Bildung des Haares. Schon die Fülle der Haare geht ja weit über das gewöhnliche Maß hinaus; nicht in leicht gewellten Locken legt ſich der Kranz des Haares um das Antlitz, ſondern in wuchtigen Maſſen iſt es gegliedert; es iſt die überſchüſſige Kraft, ſo ſcheint es, die aus dem Antlitz in dieſe Haarmaſſen hervorquillt. Ja auf dem Scheitel iſt dieſes Hervorquellen ſo mächtig, daß die Lockenfülle erſt ſenkrecht mächtig ſich emporbäumt, ehe ſie zu beiden Seiten an den Schläfen ſanft herniedergleitet.

Wie aber kommt der Künſtler zu dieſer ſo eigenthümlichen Bildung des Stirnhaares? In der Natur findet ſie ſich bei keinem Volke und bei keinem einzelnen Menſchen; eine Erklärung aus der Natur iſt hier alſo unmöglich. So haben wir offenbar hier nur den ſogenannten Onkos der Theatermaske,

und an dieſer iſt dieſe Haarbildung unentbehrlich. Denn hatte man dem Helden der Tragödie, um ihn vor den übrigen im Stücke auftretenden Perſonen ſchon körperlich hervortreten zu laſſen, den Kothurn gegeben, ſo würde die Proportion der ganzen Geſtalt mißfällig geweſen ſein, hätte nicht auch zur Ausgleichung eine Erhöhung des Kopfes ſtattgefunden. Das Haupt in ſeinem ganzen Umfang aber gleichmäßig erhöht, war unerträgliche Mißform; auch fordert das Auge nur einen Anhaltspunkt, und die bloße Haarerhöhung über der Stirne, durch niederrollende Locken ausgeglichen, leiſtete den gewünſchten Dienſt. Der höchſte Onkos, wie der höchſte Kothurn blieb natürlich der erſten Rolle des Stücks, dem Gotte, dem Könige, vorbehalten; und wenn nun der Bildner des Zeus von Otricoli auch hier dieſen Onkos in ſo deutlich hervortretender Weiſe anwendet, ſo kann er dies nur, um ſeinen Zeus als den allmächtigen König Himmels und der Erde zu kennzeichnen.

Wie ſehr aber dieſe Bildung des Stirnhaares nicht bloß für den Griechen, ſondern für jedes Menſchenauge das geeignetſte Mittel iſt, um eine machtvolle Perſönlichkeit vor uns hinzuſtellen, das zeigt ſich dadurch, daß uns im Laufe der Kunſtgeſchichte dieſe Haarbildung in ähnlicher Weiſe noch einmal begegnet, ohne daß ein Zuſammenhang zwiſchen den beiden Kunſtſchöpfungen wahrſcheinlich iſt. Denn trägt nicht auch bei dem Moſes des Michel Angelo das emporgerichtete Stirnhaar, welches hier auch noch die Form von Hörnern nachahmt, ſehr viel dazu bei, um in ihm den Mächtigen und Gewaltigen zur Darſtellung zu bringen!

Daß aber dies die Bedeutung, der letzte Zweck dieſer Haarbildung beim Zeus iſt, kommt ja ſchließlich noch dadurch zum vollſten Verſtändniß, daß ſie uns ſofort an die Mähne des Löwen, des männlichſten Thieres, des Königs unter den Thieren erinnert. Und wie die an die Löwenmähne erinnernde

Lockenfülle der oberen Partie des Zeus-Kopfes, so verleiht das Barthaar dem unteren Theile des Antlitzes eine ähnliche Majestät des Ausdrucks. Beide bringen vereint die vollendete Wirkung hervor, welche wesentlich darauf beruht, daß der Künstler diese Hautbedeckung nach dem nämlichen Prinzip behandelt hat, wie ein reiches Gewand, welches, statt den Körper zu verhüllen, diesem gerade dadurch zu einem Ausdruck verhilft, der sich durch die kräftigste Behandlung der nackten Körpertheile nicht erlangen ließe.

Doch nicht bloß innere Sammlung und Konzentration, nicht bloß Allmacht und Majestät leuchten uns aus diesem Antlitz entgegen, sondern wo innere Sammlung und Allmacht vereint sich finden, da ist auch Besonnenheit im Handeln, da wird aus der Allwissenheit, die mehr oder minder auch den niedrigeren Göttern zukommt, Allweisheit. Und dieser Zeus von Otricoli, er würde nicht der Kopf des Zeus sein, wenn nicht auch diese Allweisheit an ihm zum Ausdruck käme. Wo aber anders kann dies geschehen, als an dem Theile des Kopfes, der dem Menschen von jeher als Sitz des Denkens und der Gedanken gegolten hat, als an der Stirn. Und wie wunderbar ist diese Stirn nun wieder gebildet?

Nur unmittelbar über den tiefliegenden Augen hoch und breit hingelagert, wird sie, je weiter nach oben, um so schmäler; von beiden Seiten drängen sich die wuchtigen Haarmassen in sie hinein. Aber trotz dieser nach oben zunehmenden Schmalheit bleibt sie doch der dominirende Theil des ganzen Kopfes und zwar nicht bloß durch ihre Höhe, sondern mehr noch durch den Knochenbau, der schon in der Vorderansicht deutlich hervortritt, doch vollständig erst in der Profilansicht sichtbar wird. Dieser Umriß des Profils macht nicht nur die vorwärts übergeneigte Stellung des Hauptes deutlicher wahrnehmbar; er zeigt auch die starke Wölbung des Stirnhügels, der sich über der Nasen-

wurzel erhebt und in scharfer Abſteilung herabſteigt. Durch dies Beides, durch die Wölbung und ihre Höhe und Breite, wurde dieſe Stirn zum Hauptſitz der Intelligenz; denn in dieſer Stirn iſt Platz für weit und breit hinwogende Gedanken, hier iſt Platz für kraftvolles Beſchließen, wie für reiflich erwägendes Ausführen.

Doch noch etwas Beſonderes macht dieſe Stirn zur Denkerſtirn: die tiefe Hautfalte, welche ſie in der Mitte von einer Seite zur anderen durchfurcht. Dieſes Abzeichen verkündigt aber nicht bloß den tiefſinnigen Weiſen, nicht bloß von tiefem Sinnen und Denken erzählt ſie, ſondern auch von einem Mann, der in ſeinem Denken es ſich hat ſauer werden laſſen. Wie die Wogen an die Meeresbrandung anſchlagen und Felſen auswaſchen, ſo haben ſich die Gedanken an den Stirnknochen oft und ſtürmiſch gebrochen, ja wie in elektriſchen Strömungen, ſo ſcheint es, haben ſie auch den Stirnknochen durchbrochen und kommen erſt in den Locken, welche die Stirn von allen Seiten umkränzen, zum Ausklingen.

Und Ringen und Kämpfen iſt ja auch im Olymp nicht ausgeſchloſſen. Wohl heißen die Götter der Alten bei Homer die ewigen, die leicht hinlebenden, die ſeligen Götter, den Menſchen dagegen nennt Pindar den bloßen Schatten eines Traumes, die flüchtige Geburt des Tages. Als mühevoll unſelig wird die Bedingung ſeines Lebens von den Dichtern geſchildert; und Menſch zu ſein, iſt die immer wiederkehrende Klage des Menſchen. Ein beſeligenderes Gefühl der Exiſtenz, ein höherer Standpunkt des Selbſtbewußtſeins wird nur dem Individuum zu theil bald in dem Vorrecht eines auserwählten Götterlieblings, bald in der Frucht eines gefahrvollen dämoniſchen Glückes. Immer aber liegt es nur jenſeits des Horizonts, welches das allgemeine Los der Sterblichen umgrenzt. Was aber im Kreiſe des menſchlichen Lebens ausſchließend perſön-

licher Beſitz verblieb, iſt umgekehrt im Olymp die allgemeinſame Grundbedingung der Exiſtenz. Eben darum jedoch erfreut ſich der Olympier jener überirdiſchen Güter nicht als Zeus, nicht als Apoll und Minerva. Die Seligkeit der Götter iſt das ewige angeborene Erbtheil der göttlichen Natur als ſolcher, die Klarheit und Ruhe eines reineren Aetherelements, in welchem die Götter als Götter leben und weben. Der Gott als Individuum iſt allem Drange der Vereinzelung unterworfen, und jeder Konflikt, in welchem das Individuum nothwendig mit anderen Einzelweſen, wie mit ſich ſelbſt verwickelt iſt, erſtreckt ſich auch auf ihn. Wie den einzelnen Menſchen die ganze Herrlichkeit des Olympes offen ſtand, ſo ſinkt der einzelne Gott auch wohl in den Zuſtand einer mühevollen, ja der unſeligſten Schmach herab.

Sobald daher die Götter der bildenden Kunſt, um als gleichgeartete Weſen mit der gläubigen Menſchheit in nähere Gemeinſchaft zu treten, jenes allgemeine Schema der älteſten Schulen verlaſſen hatten, ſobald das einzelne Götterbild ſich mehr und mehr in ſich befeſtigte, zum Individuum abſchloß, hörte auch das Angeſicht auf, von jener freundlichen Heiterkeit zu ſtrahlen, und die ernſtere Lippe bekannte, daß auch hier ein Paradies verloren war. Ein Schatten ſinnender Schwermuth iſt über das Haupt jenes Apoll mit dem Greif gelagert, in ſchmachtende Sehnſucht ſcheint der vatikaniſche Eros verſunken. Das Angeſicht des Merkur in Belvedere athmet ſchmerzliche Wehmuth, und ironiſches Mißbehagen ſtreift über die Lippe desſelben Gottes im herkulaniſchen Muſeum. Hoheit und Liebreiz hat die Formen der ludoviſiſchen Juno umſchrieben. Wer erkennt aber nicht in dem Wurfe ihrer Lippen jene Leidenſchaftlichkeit, von welcher die Dichter von Homer bis Virgil ſo viel zu ſingen wußten! Man ſieht deutlich, daß es nur eines Funkens bedürfe, um unverſöhnlichen Haß zur hellen Flamme anzufachen.

Und ſo wie hier, ebenſo gleicht auch die Ruhe ſo manchen anderen Gottes nur einer ahnungsvollen Gewitterſtille, und es iſt, als ob unter ſeiner brütenden Stirn wie im griechiſchen Weltſyſtem die Titanen nur gefeſſelt, aber nicht vernichtet wären. Fehlt alſo auch den meiſten Götterbildern die wirkliche Erregung des Affektes, eine ſtille leidenſchaftliche Dispoſition iſt dem Charakter des griechiſchen Götterideals weſentlich.

Dieſe ſtille leidenſchaftliche Dispoſition der griechiſchen Götter, ſie iſt es nun auch, welche in der tiefgefurchten Stirne des Oberſten der Götter noch leiſe anklingt, wie auch von den hochgewölbten Brauen noch etwas von dem furchtbaren Ernſt des Titanenvertilgers herabdroht. Aber nur wie auf längſt ausgefochtene und zwar ſiegreiche Kämpfe weiſen dieſe Spuren zurück. Wie nur der Sieger auf dem Schlachtfelde ſelbſt ſeinen dort gefallenen Helden ein Kreuz errichtet, und wie nun dies Kreuz, obgleich ein Symbol des Leidens und Duldens, doch für die nachfolgenden Geſchlechter ein dauerndes Erinnerungszeichen an einen Sieg bleibt, ſo iſt auch die Stirnfalte bei Zeus nur das letzte, übriggebliebene Wahrzeichen eines längſt gewonnenen Sieges. Denn in dem vertieften Gottesbegriff des Phidias iſt für ſeinen oberſten Gott alles mühevolle Ringen nach dem Gleichgewicht der Seele, iſt alle Leidenſchaft und Begierde längſt überwunden. Wußten auch die alten Mythen von den Liebesabenteuern des Zeus, von ſeinem oft ſo unmuthsvollen Streite mit der eiferſüchtigen Hera noch viel zu erzählen, zeigten ſie warnend, daß auch für den oberſten Gott, wenn er ſeine Leidenſchaft nicht zügelt, die mit ihr verbundene Pein und Noth nicht ausbleibt; der Zeuskopf von Phidias weiß von ſolcher noch gegenwärtig vorhandenen Pein und Noth nichts mehr. Unter dem löwenartigen Haupthaar, das zwar mit dem Ausdruck einer gewiſſen Wildheit an den homeriſchen Wolkenſammler erinnert, erhebt ſich, von dieſer Falte abgeſehen, eine Stirn, deren ruhiges

Bewußtſein unerſchütterlicher Macht nur dem weiſen, in ſich klaren Weltgebieter angehören kann. Weit geöffnet iſt das Auge, damit der Herrſcherblick den ganzen Umfang ſeines Reiches überſchauen kann; hinter der tief ſich abſenkenden Stirne iſt der Geiſt längſt in die Ruhe eines großen Gedankens zurückgetreten.

Doch damit hat ſich uns ja ſchon wieder ein neuer Charakterzug unſeres Zeuskopfes erſchloſſen; wie nämlich bei Zeus durch innere Sammlung und Allmacht die Allwiſſenheit zur Allweisheit werden mußte, ſo erwächſt nun auch aus Beſonnenheit und Weisheit für ihn Friede und Seligkeit. Ja, ſelige Ruhe, ewiger, unantaſtbarer Friede ſpricht aus dieſem Kopfe; eine Ruhe, die ſich zu einem leichten Anflug erhabener Starrheit verdichtet hat, liegt auf ſeinen Zügen. Und zwar beruht dieſe vornehmlich auf der übermenſchlichen Größe, denn dieſe ſcheint nicht nur die Formen, ſondern auch die die Stirn bewohnenden Gedanken vereinfacht zu haben. Und gerade dieſe vereinfachte Geſtaltung hat etwas Ewiges. Büſten, wie man ſie heute mit Vorliebe arbeitet, vorzügliche Leiſtungen in ihrer Art, ſcheinen nur einige Momente höchſter Lebendigkeit eines Kopfes wiederzugeben, die der Künſtler ſo glücklich war, zu erfaſſen. Man fühlt, dieſe Menſchen blicken der Welt nicht immer ſo friſch und aufgeweckt in die Augen, in Stunden der Abſpannung ſehen ſie anders aus; ſie bedürfen Schlaf; der unabläſſige Wechſel des Ausdrucks, der den lebenden Menſchen bewegt, iſt ihnen nicht erſpart. Ueber ſolche irdiſchen Anwandlungen iſt dieſer Kopf erhaben. Dieſe Augenlider ſenken ſich nicht mehr; dieſe ſelige Ruhe iſt immer die gleiche. Nur an längſt abgeſchloſſene, innere Kämpfe erinnert die tiefe Furche, welche die Stirn des Gottes durchzieht, und auch von dieſem Kopfe gilt es, wenn Winkelmann in den Götterbildern aus der Zeit des Phidias die „hohe Grazie" preiſt, „welche die Bewegungen der Seele in ſich verſchließt und ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur

nähert". Denn das wahre Leben der Götter, wie es auch ein Plato nur denken kann, ist ein Leben reiner Vernunft, ohne Beimischung von Schmerz und Lust; und die Nachahmung dieser Geistesruhe, so weit es uns Mischwesen möglich, ist für uns Verähnlichung mit Gott.

Denselben ruhig heiteren Lichtglanz also, welcher dem Griechen aus seinem fast nie getrübten Himmelsblau entgegenleuchtet, sucht und findet er auch hier in den Zügen seines Gottes. Denn im Anblick dieses lichten griechischen Himmels ist die Idee des Zeus entstanden, und nie hat der Grieche seinen Gott seinem Element entfremdet. Ja Zeus ist der Himmel, der alles umfaßt, das lichte Element, in welchem alles ruht; und alles Lebende lebt in ihm. Der Lauf der Sterne vollzieht sich unter ihm, wie auch das Geschick des einzelnen Menschen. Wohl trägt er noch den zuckenden Blitzstrahl in seiner Hand; aber dieser Mächtige kann seiner Waffe entrathen; seine Blitze können ruhen; auch die Aegis kann er seiner Tochter überlassen. Fortan kann seine ganze Macht, und dies ist das Letzte und Höchste, was am Zeus von Otricoli zum Ausdruck kommt, zur Gnadenmacht werden.

Schon die Haltung des Kopfes zeigt uns ja hier den gnadenreichen Vater. Denn nicht hochaufgerichtet trägt Zeus sein mächtiges Haupt als der Gewaltige, der mit dem Bewußtsein seiner Allmacht sein weites Reich überschaut und des armseligen Menschen nicht bedarf; sondern huldvoll neigt er leise das Haupt nach vorwärts; aus den Stürzen des Haupthaares, wie aus hochgewölbter Nische seines heiligen Hauses schaut das übermächtige Antlitz zu dem Beschauer herab, der gläubig ihm naht. Bei den andern Göttern und Göttinnen freilich muß ja die Bedürfnißlosigkeit derselben zuerst zum Ausdruck gebracht werden; und es geschieht dies durch die aufgerichtete Haltung des Kopfes und den in die Weite gerichteten Blick der

Augen; bei Zeus, dem Gewaltigen, ist darüber kein Zweifel, daß er eines Andern nicht bedarf; er darf in Gnaden auch zu den ohnmächtigen Sterblichen sich herablassen.

Doch nicht nur durch diese Neigung des Hauptes kann diese höchste Eigenschaft des Zeus zum Ausdruck kommen, sondern die Bedeutung dieser Neigung des Antlitzes muß sich auch da erkennen lassen, wo der geistige Ausdruck besonders seinen Sitz hat oder wo er wenigstens nach außen am meisten sichtbar wird, nämlich am Auge. Kam schon am Auge das erste wichtige Moment, welches an dem Zeus des Phidias hervortritt, die innere Sammlung, zum Ausdruck, so sagt uns dieser sprechendste Theil des Antlitzes auch, daß Zeus ein gnädiger, huldvoller Vater aller Lebenden ist. Freilich ist ja nun das eigentliche Auge, der Augapfel, nur ein kugelförmiger Körper, der von sich gleichbleibender Gestalt nur ein optischer Apparat und an sich indifferent ist für den geistigen Ausdruck, zu diesem erst durch die wechselnden Formen der Lidspalte in bestimmtere Beziehungen tritt. Allein diese Kugel erhält durch den farbigen, vom hellen Grunde sich abhebenden Augenstern, die Iris, eine Vorderseite und diese wieder durch die Pupille einen Mittelpunkt, in dem sich das einfallende Licht in den verschiedensten Richtungen bricht und zwar um so mannigfaltiger, als der Augapfel innerhalb der Grenzen seiner Bewegungsfähigkeit zu den am leichtesten und schnellsten beweglichen Theilen des menschlichen Organismus gehört. Spricht man doch nicht bloß im bildlichen Sinne von einem Augenblick. Es ist aber gewiß nicht gleichgültig, in welche Stellung die Vorderfläche des Auges gerückt, und wohin die durch den Mittelpunkt gehende Achse des Blickes gerichtet ist. Bei Zeus nun wendet sich nicht nur das ganze mächtige Haupt, sondern auch der Blick dem Beschauer zu. Wohl könnte ja auch bei dieser Neigung des Hauptes der Blick geradeaus in die Weite gerichtet

ſein; wir würden dann einen tief denkenden, grübelnden Weiſen vor uns haben, der, um von den Außendingen nicht geſtört zu werden, in die weite Leere hinausſchaut; doch Zeus iſt kein Gott ſelbſtbeſchaulicher Muße; er iſt ſich der Aufgabe des Lenkers und Regierers der Welt voll bewußt. So ſchaut er aus ſeiner ewigen Höhe zur Erde herab; nach den Worten Homers winkt er, nickt er den Bittenden huldvolle Gewährung.

Doch daß Huld und Gnade die höchſte Eigenſchaft des Zeus iſt, welche neben der wichtigſten, der inneren Sammlung und Ruhe, beſonders ſichtbar werden mußte, das ſagt uns der Künſtler noch dadurch, daß ſie allein auch an dem unteren Theil des Geſichts zum Ausdruck kommt, und zwar an dem hier allein nur ſichtbaren Munde des Zeus. Freilich wird auch dieſer noch zum Theil von den Locken des Bartes bedeckt, doch dieſe Locken geben ihm mehr, als ſie ihm an Sichtbarkeit nehmen. Lieblich umſpielen ſie ihn in wohlgebildeten Ringen wie heiteres Lächeln und bannen aus der Seele des Beſchauers alle Scheu vor dem Mächtigen, wie das gewaltige Weltmeer ſeine Schrecken verliert, wenn, von einem Sonnenblick erhellt, ſeine Wellen ſich leiſe heben und ſenken und im lieblichen Spiel ſich kräuſeln. Wohl aber bliebe ja auch von dem Munde noch genug ſichtbar, um ihm etwa durch den Wurf der Oberlippe den Ausdruck des Hohns und der Verachtung zu geben. Doch davon iſt hier nichts ſichtbar; nur Süßigkeit und Majeſtät vereinigen die Lippen in einem Grade, wie kein irdiſcher Mund; gütig öffnen ſie ſich, um gnädig das Wort der Gewährung zu ſpenden.

Ein reicher Inhalt hat ſich uns bei unſerer Betrachtung dieſer berühmten Maske des Zeus ergeben. Schon beim erſten Anblick dieſes erhabenen Antlitzes fällt es wohl Jedem ſchwer zu entſcheiden, ob der Ausdruck des Uebermenſchlichen mehr auf ehrfurchtgebietender Strenge oder auf einer wahrhaft himmli-

ſchen Heiterkeit und Milde, die ſich hier ebenſo deutlich offenbart, beruhe; ſo innig ſind alle Beſtandtheile königlicher Würde und huldvoller, göttlicher Güte untereinander verſchmolzen. Und auch das iſt Jedem ſofort klar erſichtlich, daß dieſe Harmonie des Ausdrucks keineswegs auf jenem todten Ebenmaß beruht, das nur alberne Sinne bethören kann, und welches mit den Reizen der Jugend ſpurlos verſchwindet. Hier iſt im Gegentheil jeder Zug tief bedeutſam und jede plaſtiſche Formengabe führt auf die geiſtigen Anlagen und Kräfte zurück, die vereint zuſammenwirken und ſich ihre organiſchen Hüllen von innen heraus gleichſam ſelbſt geſchaffen haben. Ja, innere Sammlung und Konzentration, göttliche Allmacht und göttliche Allwiſſenheit, unantaſtbarer Seelenfriede und göttliche Gnade, all dieſe dem Charakter des Zeus ſo weſentlichen Grundeigenſchaften haben ſich hier in den wenigen Zügen des dem Zeus gegebenen Menſchen-Antlitzes ihre charakteriſtiſchen Hüllen geſchaffen und ihren ſprechendſten Ausdruck gefunden.

Aber dürfen wir ein Werk voll ſo reichen, auch gedankenhaften Inhalts ſchon auf eine Zeit der erſt beginnenden Kunſtblüthe zurückführen; weiſt dieſer Inhalt nicht weit über Phidias hinaus auf eine viel ſpätere, mehr reflektirende Kunſtthätigkeit hin? Um darüber zu entſcheiden, wird es doch nöthig ſein, den Entwickelungsgang der griechiſchen Plaſtik nach den in ihr hervortretenden Schulen in kurzen Zügen an uns vorübergehen zu laſſen.

Mit dem großartigen Aufſchwung, den das griechiſche Leben auf allen Gebieten nach den gewaltigen Kämpfen mit den Perſern gewinnt, beginnt auch die Blüthe der Plaſtik, und zwar beſonders in Athen, welches ja aus dieſem Kampfe als die Vormacht Griechenlands hervorging. Zwei Schulen ſind es denn auch ſogleich, die hier nebeneinander blühen, die des Myron und Phidias. Und zwar war für die Schule des Myron

möglichſt lebendiges Erfaſſen des Momentes einer Handlung das Hauptziel, wobei die Rückſicht auf geiſtige Bedeutung des Inhalts zurücktreten mußte: eine lebendige Handlung des Alltagslebens, falls ſie nur Gelegenheit bot, jene Lebendigkeit der momentanen Bewegung des Körpers auf ein Ziel hinzuzeigen, mußte ihr nicht minder willkommen ſein, als etwas mythiſch und religiös Bedeutendes. Dieſem lebensvollen Herausheben der einen ſcharf abgegrenzten Handlung zu Liebe zerbricht Myron ſogar z. B. in ſeinem Diskuswerfer die ruhige Symmetrie der Linien. Noch weniger kümmert ihn das innere Leben der Seele, der Empfindung; dies blieb der Myroniſchen Kunſt noch vollſtändig fremd.

Zu ihr ſteht daher die hohe, vorzugsweiſe religiöſe Richtung des Phidias, welche vor allem nach bedeutendem Inhalt ſtrebte, in vollſtem Gegenſatz. Die Darſtellung göttlicher Würde, Größe und Majeſtät bildet den Schwerpunkt ſeines Schaffens. Dieſe Großheit und Erhabenheit aber iſt ja untrennbar auch mit Idealität verbunden; dieſe Idealität alſo iſt das, was wir als Grundbedingung in Phidias' Kunſt-Charakter zu betrachten haben; ſie iſt das, was er zuerſt in die Kunſt einführt, wie er es auch am vollkommenſten offenbart. Gerade dazu aber ſtellt Phidias nach allem, was wir von ſeinem Schaffen wiſſen, den Gott ausſchließlich in ſeinem abſtrakten Grundweſen dar; nichts als den vollen Begriff der Gottheit, die er gerade bildet, und zwar in abſtrakter Ruhe gefaßt, läßt er erſtehen. Freilich ſind ja auch die Götter dem Wechſel der Stimmung unterworfen; ſie können zornig und weich geſtimmt, kriegeriſch und verliebt ſein; aber dieſer Wechſel iſt für Phidias nicht vorhanden, nur das innerſte Weſen ſeines Gottes ſchaut ſein Auge und bildet ſeine Hand.

Gleichzeitig, aber anders geartet entfaltet ſich nun auch im Peloponnes, dem zweiten Zentrum griechiſchen Lebens, die

Plaſtik zu reicher Blüthe; und zwar iſt es Polyklet, das Haupt der Argiviſchen Schule, der hier eine durchaus neue Bahn eröffnet. Denn die Kunſt des Polyklet ſteht nicht nur zur Myroniſchen, ſondern auch zu der des Phidias im vollſten Gegenſatz. Konnte Myron die Schönheit der Linienführung preisgeben, nur damit der gewählte Moment der Handlung um ſo lebendiger zur Darſtellung kam, ſo beruht das Intereſſe bei Polyklet gerade in der harmoniſch abgemeſſenen Linienführung des Ganzen und der ſchönen Durchführung des Einzelnen. Deshalb hatte Polyklet auch eine beſondere Vorliebe für das jugendliche Knabenalter und dies nicht etwa ſeines unſchuldigen Charakters wegen, ſondern weil dieſes Alter der maßvoll friſchen Schönheit für ſeinen Zweck das günſtigſte war. Und daß dieſer Schritt in der Entwickelung der Kunſt gerade durch Polyklet geſchah, darf nicht verwundern; denn ſchon damals trug die Argiviſche Kunſt einen ungleich privateren Charakter als die Attiſche. Die großen monumentalen, öffentlichen Aufgaben waren hier verhältnißmäßig ſelten, ſo daß die Porträts der Athleten u. dgl. Hauptgegenſtand waren; natürlich wurden die Künſtler daher viel leichter durch private und ſubjektive Neigungen in der Wahl ihrer Gegenſtände beſtimmt. Darauf beruht dann aber auch der Gegenſatz, in dem Polyklet zu dem Hauptſchöpfer dieſer monumentalen Aufgaben der Attiſchen Kunſt, zu Phidias ſteht: ein Gegenſatz, der die Behandlung der Form nicht minder, als die des Inhalts überall beſtimmend durchdringt. Phidias erfaßt überall das Leben von innen heraus, ſtrebt überall nach Ausdruck eines bedeutenden Inhalts, — Polyklet dagegen ſucht nach einem abſtrakten, faſt mathematiſchen Schema das formal Vollkommene, indem Handlung und Inhalt weit zurücktreten; ein Polyklet konnte als das Beſte ſeines Schaffens einen Kanon hinterlaſſen — für Phidias war das unmöglich.

Um das Ende des fünften Jahrhunderts folgt ſodann eine

gewaltige Umwandlung des griechiſchen Lebens, welche nicht nur auf die Litteratur, ſondern namentlich auch auf die Kunſt den größten Einfluß hatte. Das Hauptmoment dieſer Umwandlung liegt darin, daß das Innenleben der Seele in Gedanke und Gefühl überall nach Ausdruck ringt. Für die Kunſt hatte dies die wichtige Folge, daß, indem man vor allem die allgemein menſchlichen Affekte, wie Schmerz, Luſt, Liebe u. dgl., zur Darſtellung zu bringen ſuchte, der Ausdruck des individuell perſönlichen Grundcharakters zurücktrat vor dem einer allgemein menſchlichen Situation und Empfindung. Das alles iſt nun ſchon bei den beiden Häuptern der neuen Periode, bei Skopas und Praxiteles im hohen Grade der Fall. Dionyſos und Aphrodite, die Götter der menſchlichſten Empfindungen, werden Hauptgegenſtand; doch damit ſich nicht begnügend, ſtellt man eine ganze, viel abgeſtufte Skala von Affekten in der Umgebung und den Begleitern jener Götter dar: in Eros, Pothos, Himeros und Peitho, in den Satyrn und Mänaden, in den Nereïden und Tritonen. In engſter Verbindung hiermit ſteht dann auch eine Vorliebe der Zeit für die gefällig zarte Anmuth des weiblichen Weſens, für die Darſtellung weiblichen Liebreizes.

Doch von höchſter Wichtigkeit iſt hierbei, daß man ſich bei Götterbildungen nun auch auf diejenigen Geſtalten beſchränkt, zu deren Weſen und Begriff eben ſolche Erregungen gehörten: alſo die Götter der Liebe oder des bacchiſchen Genuſſes oder des ewig erregten Meeres. Auch bei Demeter z. B., deren Ideal wir dieſer Zeit verdanken, liegt der ſehnſüchtig wehmuthsvolle Zug tief im Weſen der verlaſſenen Witwe, die ihr einziges Kind verloren, begründet. Gerade durch dieſe Beſchränkung wird es nämlich möglich, daß auch jetzt noch jene abſtrakte Ruhe des ewig ſeienden Gottes, welche dem Griechen für ſeinen Gott Bedürfniß war, vollſtändig gewahrt werden konnte. Vor allem bezeichnend in dieſer Hinſicht iſt das berühmteſte Werk

des Praxiteles, die Knidiſche Aphrodite. Wir würden ſehr fehlgehen, wenn wir hier, unſerer modernen Neigung folgend, eine beſtimmte Scene und Handlung, etwa das Bad der Aphrodite dargeſtellt ſehen wollten; ja der Künſtler hat, eben um dies zu verhüten, es mit feiner Berechnung in der Schwebe gelaſſen, ob die Göttin das Gewand, welches ſie in der Linken hält, von der Vaſe aufzieht, oder ob ſie es fallen läßt. Nicht eine beſtimmte Badeſcene wollte der Künſtler geben, ſondern das ganze Weſen der Liebesgöttin: einerſeits das ſchamhafte Sichzurückziehen in ſich ſelbſt, anderſeits das ſehnſüchtig liebende Verlangen; das Gewand kann die Göttin jeden Augenblick an ſich ziehen, um ihre Schamhaftigkeit zu bewahren; ſie kann es fallen laſſen, um im ganzen Glanze als echte Göttin der Schönheit dazuſtehen.

Am Ende dieſer Periode ſteht Lyſipp, deſſen Kunſtrichtung nicht nur wieder einen bedeutſamen Schritt weiter thut, ſondern die uns auch ſchon auf die folgenden vorbereitet. Auch bei ihm iſt das Intereſſe noch ein vorwiegend pſychologiſches. Daneben aber tritt mit ihm das Charakteriſtiſche in die Kunſt ein, und dazu ergreift er, ſtatt einen Vorgang zu idealiſiren, die nackte, unmittelbare, niedrige Wirklichkeit. Dadurch aber tritt er zu der ganzen bisherigen Kunſt in den ſchroffſten Gegenſatz. Hatte Myrons Schule gewiſſe Bewegungen und Handlungen zu Idealen geſchaffen, ohne Rückſicht auf Charakteriſirung der ausführenden Perſon, nur die Handlung ſelbſt darſtellend, hatten Polyklet und dann in verwandter Weiſe Praxiteles die allgemein menſchliche Schönheit, die männliche wie die weibliche, nicht nur an den Göttergeſtalten, ſondern auch an einfachen Alltagsmotiven idealiſirt, — ſo greift nun die an idealer Kraft erlahmende Kunſt des Lyſippos zum Niedrigcharakteriſtiſchen und ſtellt einen Einzelmoment der Wirklichkeit mit treffender Individualiſirung dar, aber ohne jenen allgemein menſchlichen idealen Bezug.

Es ist dies jener bedeutungsvolle Gang zum Realismus, den die griechische Kunst wie alles andere mit größter Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit zurücklegte. Die eine Richtung, welche vor allem nach Ausdruck der Affekte, der stürmisch leidenschaftlichen, wie der ruhig anmuthigen strebte, mußte dazu gelangen, die zufällig momentane Erregung vor dem beständigen Grundwesen vorwalten zu lassen. Und dies mußte dazu führen, daß man statt der Halbgötter und Dämonen, die Praxiteles und Skopas zu ewigen, idealen Bildern der Affekte geschaffen hatten, daß man statt ihrer ohne Umschweife an einen alltäglich wirklichen, zufälligen Moment jene Erregungen, verbunden mit individueller Charakteristik der der Wirklichkeit entnommenen Person, darzustellen unternahm. Daß gerade Lysippos als ein Hauptvertreter dieser neuen Richtung erscheint, steht wieder vollkommen in Harmonie mit seinem ganzen Kunstcharakter; denn überall, in seiner Veränderung der alten Proportionen, in seiner Neuerung der Haarbehandlung, zeigt sich sein Streben nach Ausdruck der unmittelbaren Wirklichkeit. Ja, es steht damit in engster Verbindung eine neue geistige Auffassung mythischer Gegenstände; denn überallhin verbreitet sich jetzt durch das Streben nach momentaner Wirklichkeit eine Auffassung, die man am besten als genrehaft bezeichnet, da sie weniger auf die Darstellung des individuellen Wesens der mythischen Person, als auf die einer allgemein reizenden Situation zielt. Um nur ein Beispiel anzuführen, so tritt dieses Streben nach einer allgemein menschlichen, künstlerisch interessanten Situation sehr deutlich an dem sogenannten Jason hervor, d. h. dem Hermes, der, einen Fuß auf eine Erhöhung stellend, sich die Sandale auszieht: ein bestimmtes, für den Götterboten alltägliches Motiv bildet den Inhalt, nicht sein inneres Wesen. So haben wir in diesen Gestalten des Lysipp den sprechendsten Gegensatz zu den der älteren Schule des Phidias angehörenden

Statuen, bei denen von einer Handlung kaum die Rede ſein kann, wo alles Gewicht im Ausdruck des Grundweſens liegt.

Dieſe Umwandlung in der ſtatuariſchen Kunſt ging um die Zeit Alexanders vor ſich, und als ihr Hauptvertreter erſchien uns Lyſipp. Aber dieſe neue Kunſtrichtung blieb nun auch für die nach Alexander, unter der Herrſchaft der Diadochen geübte Kunſt maßgebend, ja ſie wird hier erſt durch die ſich neu begründenden Zuſtände und Anſchauungen aufs höchſte geſteigert. Vor allem geſchah das durch die ſich immer mehr vollziehende Zerſetzung und Auflöſung der Religion, die, zwar ſchon von den Sophiſten vorbereitet, doch erſt jetzt in einem Euemeros (um 300 v. Chr.), der kühn alle Götter für wirkliche hiſtoriſche Menſchen erklärte und mit dieſer Lehre von größtem Einfluſſe war, ihre volle Höhe erreichte. Die religiöſe Bedeutung und das Weſen der alten Götter und Mythen, die vordem die Kunſt mit reichem Inhalt füllte, konnte jetzt dieſe Bedeutung nicht mehr beanſpruchen; vielmehr wie auch in der Litteratur die vom alten Volksglauben getragenen Hauptgattungen, das Epos und die Tragödie, verſchwanden, um der gelehrten Dichtung eines Kallimachus Platz zu machen, die nur (nach den Worten Bernhardys) „die kleinen Rahmen des Gemüthslebens, der populären Gelehrſamkeit, der Genrebilder und Antiquitäten und Mythen ausfüllte“; ſo weichen auch in der Kunſt die großen, aus dem allgemein religiöſen Bewußtſein geſtalteten Schöpfungen der individuellen Liebhabereien der Künſtler, die, nicht mehr an das Volk, nur an den Kreis der Gebildeten ſich wendend, mit ihrer Subjektivität Effekt zu machen ſtreben. Und um ſo mehr mußte dieſes Streben nach Effekt hervortreten, um ſo mehr mußte ſich der Kreis des künſtleriſchen Schaffens verengen, da die Kunſt in dieſer Zeit der Diadochen an ihren bisherigen Hauptpflegeſtätten ein trauriges Ende fand und nur noch an den neuen Mittelpunkten des

politiſchen Lebens, den Königshöfen der Nachfolger Alexanders, eine Pflegeſtätte fand. Denn „ein König," ſagt Brunn, „macht andere Anforderungen an den Künſtler, als ein wahrhaft republikaniſcher Staatsmann, ſelbſt wenn er faktiſch die Macht eines Königs ausübt." Es iſt das Weſen des Königthums, daß es ſtrebt, die Kräfte des Staates in ſich zuſammenzufaſſen, um ſie, von ſich ausgehend, wirkſam zu machen; das Königthum will alle geiſtigen Potenzen des Volkes ſich dienſtbar wiſſen und fördert ſie nur dann, wenn ſie ſich von ihm die Bahnen beſtimmen laſſen. Gleicherweiſe macht das Königthum auch die Kunſt dienſtbar; es fördert ſie, wo ſie zu ſeiner Verherrlichung beiträgt, es läßt ſie unbeachtet und unbeſchützt, wo die Kunſt ſich ſelbſt ihre Aufgaben auserleſen will. Und hieraus folgt unmittelbar, ganz abgeſehen von der Frage, inwiefern ein Künſtlergenius, um Großes zu wirken, die Freiheit der Selbſtbeſtimmung nöthig hat, eine Verengung des Kreiſes künſtleriſchen Schaffens, die Hinweiſung desſelben auf beſtimmte Richtungen. Unter dem Einfluß und dem Schutze Alexanders und ſeiner Nachfolger zieht ſich die künſtleriſche Produktion auf das Porträt und die hiſtoriſche Darſtellung zuſammen; alle anderen Gebiete liegen brach und verödet, zum mindeſten was originale Hervorbringungen anlangt; und namentlich auf dem Gebiete idealer Gegenſtände, auf welchem die griechiſche Kunſt ihr Herrlichſtes geleiſtet hatte, finden wir, ſo viele neue Tempel gebaut, ſo viele neue Götterbilder verfertigt wurden, überall nur Nachahmung und Nachbildung des Vorhandenen, welches dem Bedürfniß genügte, nirgends aber ein aus ſich ſelbſt hervorkeimendes Neue. Die in dieſer Zeit vollſtändig ermattete und erſchlaffte ideale Geſtaltungskraft kann nur zum unmittelbar Wirklichen herabſteigen und nur dies in ſeiner zufälligen Aeußerlichkeit ergreifen und in gewandteſter Technik nachbilden. Nicht nur das Bedürfniß für die Ausgeſtaltung idealer Göttertypen iſt ver-

loren, ſondern auch die Schaffenskraft für dieſe höchſte Aufgabe der griechiſchen Plaſtik iſt auf immer erloſchen.

Kommen wir nun nach dieſer Darlegung des Entwickelungsganges der griechiſchen Plaſtik auf unſere Frage zurück, die uns zu dieſer Darlegung veranlaßte, und ſuchen wir die Stelle, an der auch die Schöpfung der Maske des Zeus von Otricoli ſich einreiht, ſo kann darüber kein Zweifel ſein. Nur bei Phidias finden wir jene Höhe der Kunſt, welcher ohne jede Beimiſchung eines außerhalb des Gegenſtandes liegenden allgemeinen Gedankens nichts als die unmittelbare, zweckloſe Darſtellung und Geſtaltung eines Gegenſtandes ſelbſt das Ziel iſt, und welche dies Ziel auch voll und ganz erreicht; nur einem Phidias galt es als das Höchſte und gelang es, den Gott ausſchließlich in ſeinem allgemeinen, abſtrakten Grundweſen darzuſtellen und nichts als den vollen Begriff des Gottes, in abſtrakter Ruhe gefaßt, zum plaſtiſchen Ausdruck zu bringen. Und daß nun der volle Begriff des allmächtigen und allweiſen Welt-Regierers, des Vaters der Götter und Menſchen, im Zeus von Otricoli ſo deutlich und klar zum plaſtiſchen Ausdrucke kommt, das gerade giebt ja dieſem Werke ſeine Bedeutung und weiſt bei der Frage nach ſeinem Schöpfer ſofort auf die Kunſt des Phidias zurück. Damit iſt ja dann freilich nicht geſagt, daß nur die Hand des Phidias dieſen Zeus von Otricoli gebildet haben könnte und müßte. Sicherlich iſt dieſer erſt das Werk eines ſpäter lebenden Künſtlers, aber je ſpäter dieſer ſein Werk ſchuf, um ſo höher ſtellt ſich dann das Schaffen des Phidias. Um ſo mehr erkennen wir dann, mit welcher ſiegenden Allgewalt die von ihm geſchaffenen Göttertypen nicht nur ſeine Zeitgenoſſen erfaßten, ſondern wie ſie auch für alles ſpätere Schaffen griechiſcher Plaſtiker als unaustilgbare und unvergängliche Vorbilder in Geltung blieben. So durften wir bei der Frage nach der Ausgeſtaltung des Zeus-Typus durch Phidias gewiß auch von

der Betrachtung des Zeus von Otricoli ausgehen, eines Werkes, welches von dem Geiſte und der Schaffenskraft der Kunſt des Phidias noch ſo deutliche Spuren an ſich trägt. Denn Zeus Otricoli und Juno Ludoviſi ſind auch nach Overbeck nichts anderes als die beſten Repräſentanten einer großen Reihe gleichartiger, auf ein und dasſelbe Urbild zurückgehender Nachbildungen.

Dieſe Schaffenskraft des Phidias erſchien ja nun ſchon ſeinen Zeitgenoſſen ſo außergewöhnlich, daß ſie in dem Gefühle, daß dieſelbe über das gewöhnlich menſchliche Maß hinausgehe, nach Hülfen für den ſchaffenden Künſtler, nach einer Quelle ſuchten, aus der er ſeine Inſpiration ſchöpfte. Wo anders aber ſollten ſie dieſe Quelle ſuchen, als bei Homer; und ſo wurde dann auch bald allgemein eine Stelle des Homer als diejenige bezeichnet, nach der das Künſtlerauge des Phidias das Bild ſeines Gottes ſich aufbaute.

Als nämlich der Völkerfürſt Agamemnon den Zorn des Achill durch die Wegnahme ſeines Beuteantheils, der Briſeïs, erregt, da wendet ſich die den Göttern entſproſſene Mutter des Peliden, Thetis, an Zeus ſelbſt, ihn um Vergeltung für ihren Sohn anflehend und ihre Bitte mit den Worten ſchließend:

Aber o du gieb Ehr' ihm, Olympier, Ordner der Welt, Zeus!
Stärke die Troer ſo lange mit Siegkraft, bis die Achäer
Meinen Sohn mir geehrt und hoch mit Ehre verherrlicht.

Und Zeus, obgleich er vorausſieht, daß er ſich damit Zank und Feindſchaft mit Hera heraufbeſchwöre, endet die Zuſage dieſer Bitte mit Wort und Zeichen der Gewährung:

„Aber wohlan, mit dem Haupte dir' wink ich es, daß du vertraueſt,
Solches iſt ja meiner Verheißungen unter den Göttern
Heiligſtes Pfand; denn nie iſt wandelbar oder betrüglich,
Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewähret."
Alſo ſprach und winkte mit ſchwärzlichen Brauen Kronion;
Und die ambroſiſchen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unſterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.[4]

(589)

Wie die Propheten des Alten Teſtaments, losgelöſt von den Banden der Erde, mit ſchauendem Auge auch in den Himmel drangen und Gedanken und Willen Jehovas mit ahnendem Geiſte erfaßten, ebenſo ſchaute auch Homer zuerſt die griechiſchen Göttergeſtalten. Freilich volle Deutlichkeit, volle Körperlichkeit kann der Dichter ſeinen Geſtalten noch nicht geben. Nur einzelne Attribute ſind es, die ſein Auge ſchaut, ſo hier die Augenbrauen und die ambroſiſchen Locken, alſo die Attribute höchſter Majeſtät und vollſter Götterallmacht; auch bei huldreicher, milder Stimmung erſchüttert er ja durch das Winken ſeiner Brauen und das Wallen ſeiner Locken den ganzen Olymp. Doch wie wichtig die von Homer geſchauten Attribute für Phidias geweſen, das hat ſchon Strabon erkannt, wenn er ſehr richtig und feinſinnig bemerkt, daß von der Bewegung der Augenbrauen und des Haupthaares die Bildung des Zeusideals bei Phidias ausgegangen ſei. Denn die Augenbrauen bezeichnen und bedingen am meiſten die plaſtiſche Geſtalt der Theile um das Auge, deſſen Blick ſelbſt darzuſtellen der Plaſtik verſagt iſt; und mit dem Haar ſteht der Bau der Stirn in untrennbarer Verbindung. Von der Auffaſſung und Geſtaltung dieſer Theile alſo ging die Verkörperung des Ideals im Geiſte des Künſtlers aus.

Doch eben nur Ausgangspunkt für den Maler und Bildhauer iſt das vom Dichter Geſchaute; die ganze volle Geſtalt ſteht erſt dem bildenden Künſtler deutlich und klar vor Augen, und ſein Meißel oder Pinſel erſt iſt es, der den Gott jedem Auge ſichtbar hinſtellt. Aber nur einem Künſtler, der wie Phidias auf der Höhe ſeiner Kunſt ſteht, auf deſſen Phantaſie der Druck des Materiellen nicht laſtet, der von der Materie nur ſo viel zu den Gebilden ſeines Geiſtes nimmt, wie nöthig iſt, um von ihnen eine ſinnliche Anſchauung zu geben. So konnte ſchon Cicero mit Recht von Phidias ſagen: Kein menſchliches Individuum hat ihm, als er ſeine Athene und ſeinen

Zeus ſchuf, zum Vorbilde gedient, ſondern in ſeinem eigenen Geiſte wohnte ein Urbild der Schönheit, und den Ausdruck derſelben ſtellte er durch ſeine Kunſt in der Materie dar.“ Einfacher noch ſpricht denſelben Gedanken ein altes Epigramm aus:

Dir ſein Bild zu enthüllen, kam Zeus hernieder zur Erde;
Oder mit ſchauendem Auge ſahſt du den Gott im Olymp.

So wird alſo erſt durch Phidias der allgewaltige Herrſcher, der mächtige Donnerer, auch zum Vater der Götter und Menſchen, welcher Macht mit Milde paart, aus deſſen Schoße, wie es bei Sophokles heißt, die ewigen Geſetze aufſteigen, der das Unrecht rügt und die Gaſtlichkeit ſchützt. Die Auffaſſung der Götter, welche ihre furchterweckende Macht zur ehrfurchtsgebietenden Würde umwandelte, erhielt durch Phidias volle Geſtaltung. Indem es ihm gelang, in ſolcher Weiſe dem Volke ſeine Götter zur Anſchauung zu bringen und hierbei den Beſten ſeines Volkes für alle Zeit zu genügen, wurde er ein Geſetzgeber im Gebiete der religiöſen Kunſt; der Künſtler gewann das Anſehen eines Theologen, der die natürliche Religion erweiterte und veredelte. Denn außer dem feinen Gefühl für die Maſſenwirkung, die beſonders bei den koloſſalen Statuen nothwendig iſt, war es vorzüglich die Erhebung des religiöſen Gefühls, was nach den einſtimmigen Zeugniſſen des Alterthums die Werke des Phidias charakteriſirte. Sein olympiſcher Zeus erhöht den religiöſen Sinn der Völker, ſagt noch Quinktilian (XII., 10, 9). Wie Offenbarungen des Göttlichen erlangten die Werke des Phidias eine allgemeine Anerkennung, weil er nicht willkürlich und nach perſönlichem Geſchmack neuerte, ſondern aus dem Volksgeiſte heraus und im Einklange mit den Dichtern des Volkes, namentlich mit Homer. Darum waren ſeine Werke, wiewohl echt attiſch, zugleich national.[5] Ja ſelbſt als die nationale Freiheit Griechenlands längſt zertrümmert, als die

olympiſche Götterwelt entthront war, behielt die Zeus-Geſtalt, die Phidias geſchaffen, noch volle Wirkung. Noch in dieſer Zeit kann ſich der Wirkung dieſes Werkes auch ein Chryſoſtomus, der chriſtliche Biſchof in Konſtantinopel, nicht entziehen, ſo daß er ſagt: „Auch eine vernunftloſe Kreatur müßte dieſer Anblick des Zeus erſchüttern; und ein Menſch, der noch ſo mühſelig und beladen iſt, müßte, wenn er dieſem Bilde gegenüberſtünde, alles vergeſſen, was im Menſchenleben Schweres und Schreckliches zu leiden iſt.“ Wie tief alſo auch das Gemüth des Menſchen quälenden Sorgen und Schmerzen dahingegeben war, ſo ſcheuchte doch der Anblick dieſer göttlichen Bildſäule alles Schwere und Furchtbare hinweg, heitere Ruhe durch die Seele gießend. Und wer einmal die herrlichen Glieder, die goldenen Locken und die hohe Stirn des Vaters der Menſchen und Ewigen geſchaut, wie er voll Friede und Milde ſchützend die ſieggekrönte Hand über ſein geliebtes Hellas hielt, der trug von Olympia in der Seele ein Bild hinweg, das ihm fortan in allen Nöthen des Lebens Licht und Troſt ſpendete. — Beinahe 800 Jahre ſtand der olympiſche Zeus unverſehrt an der Stelle, wo ihn Phidias errichtet hatte. Angehörige des Meiſters blieben in Elis und wurden daſelbſt mit dem erblichen Ehrenamte bekleidet, das Bildwerk fortdauernd in gutem Zuſtande zu erhalten. Zu dem Zweck wurde ſogar, wie berichtet wird, von Zeit zu Zeit Oel auf den Marmor-Fußboden gegoſſen, damit die aufſteigenden Oeldämpfe das Gelbwerden des Elfenbeins verhinderten. So blieb der Zeus in ſeiner ganzen Herrlichkeit bis zum Jahre 408 n. Chr., wo unter Theodoſius II. Regierung der Tempel ausbrannte und die olympiſchen Spiele aufhörten.

Auf der weiten Feſtebene von Olympia, von der ſo viele Jahrhunderte hindurch der Feſtjubel des griechiſchen Volkes zu ſeinem Gotte aufgetönt war, wurde es jetzt, nachdem der Gott ſeine alte Lieblingsſtätte verlaſſen, ſtill und ſtiller. Aufrecht

aber ſtanden ſeine rauchgeſchwärzten Mauern noch da, wer weiß, wie lange. Dann regte ſich der Boden unter ihnen und im Aufbeben der Erde ſtürzten ſie zuſammen. Länger als ein Jahrtauſend ſchwemmten Flußwellen und Regenſtröme über ihre Reſte, und endlich lag die Ebene wieder da, als ſei jungfräulicher Boden immer hier geweſen. Dann kamen Deutſche, gruben, ſahen, erkannten und fügten wieder zuſammen mit unendlichem Eifer und Spürkraft, was zerbrochen und getrennt war; und auf der Jubiläums-Ausſtellung in Berlin, im fernen Norden, ſtand die Faſſade des Tempels neu aufgerichtet wieder da, als hätten die Hände des Baumeiſters und ſeiner Leute eben die letzte Arbeit gethan.

Weit länger ſchon ſind ja nun auch die Arbeiter beſchäftigt, das größere Werk zu vollbringen, nämlich den Gott ſelbſt, dem der Prachtbau geweiht war, wiederherzuſtellen. Mit unermüdlichem Eifer gehen auch hier die Bauleute allen Spuren nach, die von ihm in Schrift und Stein erhalten ſind und von ihm berichten. Und vielleicht kommt die Zeit, in der auch er aus dem Dunkel der Jahrhunderte wieder auftaucht, wenn auch nicht in ſeiner alten Gold-Elfenbein-Pracht, ſo doch in einer Nachbildung, welche ohne jeden Zweifel das Weſentliche von ihm vor die ſtaunenden Augen der Menſchen leibhaftig wieder hinſtellt.

Und wahrlich um nichts Geringes handelt es ſich hierbei, gilt es doch dem Höchſten jener Meiſterwerke, die alle, ſcheinbar ohne große Mühe konzipirt, ohne große Anſtrengung ausgeführt, dem religiöſen Gedanken als ihrer einzigen Quelle entſpringen. Jeder einzelne Theil daran, vollendet an ſich ſelbſt, nimmt in der Vollendung des Ganzen ſeinen rechten Platz ein, wie die ewigen Geſetze, die die Götter ſind, in der Harmonie des Univerſums. Die Idee, welche die ganze Moral des Polytheismus, die Ordnung in der Freiheit darſtellt, eine Idee, welche

die ganze politiſche Geſchichte von Griechenland erklärt, präg ſich in der Kunſt aus durch jene einfache Erhabenheit, jene ruhige Größe, jene wundervolle Grazie, die der höchſte Charakter der Schönheit iſt. Da erglänzt die hohe Sittlichkeit der Kunſt; ſie eröffnet dem Menſchen den Weg zu der idealen Welt, zu den lichten Räumen der Sterne. Nie war der Menſch größer, als in Griechenland, nie hatte er ein ſo tiefes Gefühl von der Menſchenwürde, weil unabläſſig vor ſeinen Augen die göttliche Fata Morgana der Schönheit erglänzte, welche die Kunſt zur Apotheoſe macht, und den Geiſt in die lichten und heiteren Regionen erhob zu dem ſtillen Olympos der Götter.

Anmerkungen.

[1] Cfr. Brunn, Geſchichte der griechiſchen Künſtler I. 169 ff. — Overbeck Geſchichte der griechiſchen Plaſtik II. 200 ff.

[2] Cfr. Anſelm Feuerbach, Der Vatikaniſche Apoll S. 278.

[3] Goethe, Euphroſyne I. 257.

[4] Ilias I. V. 508—530.

[5] Cfr. Ernſt Curtius, Griechiſche Geſchichte II. 298.

Die
Szekler und Ungarn in Siebenbürgen.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki
in Jegenye (Siebenbürgen).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Es ist merkwürdig, daß geographischer und ethnographischer Entdeckungseifer von Siebenbürgen sich nicht mehr angezogen fühlt, dessen Landschaften dem Wanderer höchst eigenthümliche Ansichten, kräftige Umrisse, mannigfaltig reiche Farbenmischung in der Natur sowohl, als auch im Menschenleben bietet. Es ist ein Zauber uralten Lebens, der über den Gauen Siebenbürgens liegt. Schon in der Daker- und Römerzeit erhoben sich hier gewaltige Kastelle, welche die Straßen beschirmten; noch zeigt der Boden die Spuren Derjenigen, die ihn damals gepflügt, und die stillen Gräberreihen, in denen Lust und Mühsal ihres Lebens zur Ruhe kam. Dann strömten die Fluthen der Völkerwanderung über das Land, deren Spur auch noch haftet in Zeichen an Mauer und Erde. Doch über dem Waffenlärm und Weidruf heidnischer Völker sowohl, als auch über dem Glockenschall und Allelujagesang späterer christlicher Einwanderer schwebte die tiefe, waldgrüne Einsamkeit, die bis in die letzten Jahre dieselbe geblieben ist.

Nichts läßt sich mit der eigenartigen Schönheit der siebenbürgischen Landschaften vergleichen, welche man selbst auf einer Eisenbahnfahrt durch das Land voll Bewunderung an sich vorüberziehen läßt. Diese endlosen Höhenreihen mit ihren dunkelgrauen Riesenterrassen erscheinen wie von unzähligen Kuppeln,

Thurmſpitzen und anderen architektoniſchen Zierſtücken überbaut, welche im Abendſonnenſchein zauberhaft funkeln und mit hellleuchtendem Schimmer übergoſſen ſind. Die Konturen der niederen Ketten heben ſich in dunkelgrauer Ferne auf dem Lichtgrunde der dahinter emporragenden Schneegipfel haarſcharf ab. Schwelgend in ſolchem Anblicke wähnt man ſich in ein Märchenland verſetzt und glaubt von ferne das Lied des Meermädchens aus Webers „Oberon“ zu hören. Und trotzdem hat es eine ſeltſame Fügung gewollt, daß Siebenbürgens Gebiet vergeſſen blieb von den Tauſenden, die allſommerlich hinausziehen und ſich jeden Winkel ſchöner Erde zu Freud und Genuß erobern. So blieben die Völkerſchaften dieſes Landes allein und ungeſtört, und die Sonne, die am Abend hinter den Waldbergen verſank, ſah niemals ins Gewühl neugieriger, drängender Menſchenmaſſen herab. Selbſt in das gewaltige Völkergetümmel, das dort zur Zeit der Völkerwanderung gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geſchichte nicht, und die einzelnen Streiflichter, die in dieſes Gebiet fallen, ſind wie der ſchwache Schimmer in tiefer Finſterniß mehr geeignet zu verwirren, als aufzuklären. Aber über dieſer Gebirgswelt Siebenbürgens liegt doch der Zauber einer Vorzeit, der den farbenreichen Bildern der Natur überall unauslöſchliche Fußſtapfen aufgedrückt hat. Aus dem eintönigen Sauſen uralter Tannen und Eichen, in deren Dunkel Paläſte und Burgen heidniſcher Fürſten und chriſtlicher Ritter begraben liegen, ſpricht hier der Geiſt der Geſchichte von großen Tagen der Vergangenheit, und wer Ohr und Herz dafür hat, der wird, wenn er auf den einſamen Waldwegen dahinwandelt, mit dem Dichter vernehmen, wie „dem Wurzelknorren entrieſelt uraltheiliger Sagenquell“. Und überall, ſowohl in den fröhlichen Auen der Ungarn, als auch in den einſamen Gauen der Szekler und Rumänen oder auf dem geſegneten Boden der Sachſen finden ſich noch Nationaleigenthümlichkeiten, die weiterhin nach Weſten in der

Allgemeinheit neuerer Kultur immer mehr und mehr in den Hintergrund treten und mit der Zeit gänzlich verſchwinden, oder jetzt ſchon zum größten Theil dem Volksbewußtſein entſchwunden ſind. Je mehr die fortſchreitende Kultur alte volksthümliche Sitten und Gebräuche aus den an der Eiſenbahnlinie und an der Heerſtraße gelegenen Städten und Dörfern Siebenbürgens verdrängt, um ſo intereſſanter iſt es, in eben dieſem Lande auch ausgedehnte Gebiete und abgelegene Winkel zu finden, wo ſich dergleichen Formen und Aeußerungen des Volksgeiſtes durch viele Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag noch völlig rein erhalten haben.

Von beſonderem Werth für die Volkskunde — weil ſozuſagen noch gar nicht bekannt — ſind die Sitten und Gebräuche der Ungarn und Szekler Siebenbürgens, die hier, umgeben von deutſchen und rumäniſchen Elementen, uralte Nationaleigenthümlichkeiten noch unverfälſcht bewahrt haben. Die Ungarn, welche das Hügelland und die Ebenen in der Mitte des Landes bewohnen, ſind ſchon der Ueberfeinerung unſeres aufgeklärten Zeitalters mehr ausgeſetzt geweſen, als ihre Stammgenoſſen, die Szekler, welche in den rauhen Gebirgsgegenden der öſtlichen Karpathen eine Heimſtätte gefunden haben. Wenn auch Sitte und Brauch bei Ungarn und Szeklern im allgemeinen dieſelben ſind, ſo findet der aufmerkſame Beobachter doch im Grundweſen derſelben einen Unterſchied, der ſchon durch die Umgebung bedingt iſt. Die Waſſerſcheide des Kokelfluſſes kann als ethnologiſche Grenze zwiſchen beiden Völkerſchaften angenommen werden. Diesſeits iſt blühendes Leben in fröhlicher Frühlingsluft, der hellglänzende Buchenwald und die tiefdunklen Tannen umgeben die Städte und Dörfer der Ungarn; und drüben ragen die finſteren und verſchloſſenen Höhen empor, wo die kleinen Ortſchaften der Szekler verſteckt liegen in den Thälern und Schluchten der himmelanſtrebenden Gebirge, deren Gipfel Schnee deckt.

Die meiſten Bewohner dieſer Bergdörfer ſind ihr lebenlang kaum über die Grenze der nächſten Kreisſtadt hinausgekommen, und auch dahin nur in höchſt ſeltenen Fällen. Unberührt wie ihre vielhundertjährige Nationaltracht, unberührt wie ihre Sprache, haben die Szekler auch ihre originellen Sitten und Gebräuche reiner bewahrt vor fremdem Einfluſſe, als die Ungarn der Niederungen. Viel iſt über die Abkunft der Szekler geſchrieben worden; und auch noch heute iſt es eine offene Frage, ob dieſelben Ungarn oder Nachkommen der hier zurückgebliebenen Hunnen ſeien.[1] Für erſtere Anſicht ſpricht die gemeinſame Sprache, Sitte und Brauch, für letztere Körperbau, geiſtige Eigenſchaften u. ſ. w., wobei freilich der Einfluß des Klimas, der Umgebung, der Lebensverhältniſſe überhaupt in Betracht zu ziehen ſind, vorausgeſetzt, daß man eben nicht einen windſchiefen Hypotheſenthurm aufführen will, der beim geringſten Luftzug zuſammenſtürzen muß. Weder die eine, noch die andere Anſicht läßt ſich ohne gründliche ethnologiſche Forſchung erhärten; ein Umſtand, der erſt in allerjüngſter Zeit zum Durchbruch zu kommen ſcheint. — Betrachten wir das Aeußere des Szeklers, ſo hat dasſelbe viel Einnehmenderes, ſogar Imponirenderes an ſich, als das des Siebenbürger Ungarn. Manche dieſer ſtrammen Geſtalten erinnert an die Recken der Sage und Geſchichte. Die Geſichter haben aber keinen ſo edlen Schnitt wie die der Ungarn; die Stirne iſt breit, die Naſe faſt gerade und lang, die Bruſt nicht ſehr hoch gewölbt. Alles kündet trotzdem Kraft und Geſundheit. Es iſt ein kerniger und wirklich ſchöner Menſchenſchlag, von der Natur wie wenige andere Stämme bevorzugt. Durch die naturgemäße Lebens- und Nahrungsweiſe bleiben ſie vor vielen Krankheiten geſchützt. Mager und muskulös, ſtarkhalſig, mit ſtolz emporgerecktem Kopfe, aus deſſen ziemlich kleinen und von mäßigen Brauen überwölbten Augen grelle Blitze hervorleuchten, mit üppigem Schnurrbart und dichtem

Haupthaar, ſtellt der Szekler äußerlich ſo recht das Bild eines Athleten dar. Auffallend iſt das helle Haar vieler Szekler, ebenſo ihre lichte Hautfarbe und ihr bläuliches Auge, Kennzeichen, welche auf eine Vermiſchung mit den deutſchen Koloniſten Siebenbürgens hindeuten mögen. Es ſind überhaupt derbe Geſtalten, welche von Sonnenbrand und Wetterſchauern gehärtet und durch Mühen aller Art unempfindlich geworden ſind; in der rauhen Schale ſteckt ein guter Kern, und dem Völkchen iſt eine Gemüthstiefe eigen, wie ſie eben nur bei wahren Naturkindern gefunden wird. Etwas Eigenthümliches, Unausdrückbares liegt im Charakter der Szekler; naives Weſen gepaart mit einfacher Biederkeit und Humor, Witz, häuslicher Gemüthlichkeit und Gaſtfreundſchaft, die ſelten nach Stand und Lebensverhältniſſen, ja oft nicht einmal nach dem Namen des Gaſtes forſcht, ſind die Hauptzüge desſelben. Nebenbei geht ein konſervativer Zug durch das Leben der bäuerlichen Bevölkerung; ſie hängen mehr den Gewohnheiten der „alten, guten Zeit," als den Gewohnheiten und Anſchauungen der neueren Zeit an, haben ſie doch auch eine hiſtoriſche Vergangenheit hinter ſich, wie wenige ihrer Stammverwandten, „die weit draußen an der Theiß und Donau wohnen".

Von ſtattlichem Körperbau, wenn auch kleiner von Geſtalt als die Szekler, ſind die Ungarn Siebenbürgens, die durch ihren regen Verkehr mit den großen Städten des Landes bis in die unterſten Schichten des Volkes hinab tagtäglich immer mehr von den Nationaleigenthümlichkeiten aufgeben und ſich den herrſchenden Kulturſtrömungen anſchließen, ſo daß ſelbſt die alte Nationaltracht der modernen Kleidung weichen muß. Durch Vermiſchung mit anderen Völkerſchaften hat der Typus viel von ſeiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit verloren, und ſpärlich nur finden wir Geſtalten, deren Hautfarbe, Auge und Geſicht an die reine Raſſe der Magyaren erinnert. Fröhlichkeit und Geſelligkeit,

Gaſtfreundſchaft und ritterliches Weſen, vor allem Nationalſtolz kennzeichnen das Gemüthsleben der Siebenbürger Ungarn.

Sitte und Brauch der Ungarn — wo noch vorhanden — ſind denen der Szekler dem Weſen nach gleich und laſſen ſich ohne Zweifel auf uralte religiöſe Gebräuche zurückführen. Kirche und Staat haben auch in Siebenbürgen, wie gegen viele andere Ueberlieferungen des Heidenthums, ſo auch gegen althergebrachte Familienſitte und Brauch ſeit Jahrhunderten einen barbariſchen Kampf geführt. Es iſt ihnen auch gelungen, dieſelben auf ein enges Gebiet zu beſchränken; denn nur hier und dort, in entlegenen Bergwinkeln oder von den Heerſtraßen des modernen Handels weit entfernten Dörfern lebt noch alter magyariſcher Brauch fort, und gar merkwürdig ragen dieſe Trümmer einer verſchollenen naiven Zeit in unſer altkluges Jahrhundert hinein. Dem Volke iſt inzwiſchen das Verſtändniß für ihre Bedeutung abhanden gekommen; es weiß nichts mehr von der tiefen Symbolik, welche all dieſen Sitten und Gebräuchen zu Grunde liegt; es beurtheilt dieſelben nur nach dem äußeren Scheine, und ſelbſt die Dorfbewohner wenden ſich in dieſer Zeit der wachſenden Proſa von der „nutzloſen Spielerei" immer entſchiedener ab, und es iſt wahrlich die höchſte Zeit, von den zerſtreuten Trümmern auf dem Gebiete des Volksglaubens der Siebenbürger Ungarn und Szekler ſo viel als möglich zu ſammeln, damit dadurch die Frage über die Abkunft der Szekler in gehöriges Licht gerückt und ihrer Auflöſung näher gebracht werde.

Durchforſchen wir nun, wenn auch nur oberflächlich, Sitte und Brauch der Szekler und Ungarn Siebenbürgens, ſo werden wir für die Volkskunde einerſeits wichtige Beiträge gewinnen, die uns andererſeits abermals den Beweis liefern, daß gerade auf dieſem Gebiete des Volkslebens Anſichten, Aberglauben und Gebräuche zu finden ſind, die im Laufe der Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende, trotz mancher Veränderung doch ihrem

Grundweſen nach ſtets Gemeingut der ganzen Menſchheit geweſen ſind und nicht das ausſchließliche Eigenthum dieſer oder jener Nation bilden, wie dies ſo manche „exkluſiv national gefärbte" Federn mit einer Manier vornehmen Abſprechens bisweilen zu verkünden pflegen. Viele gemeinſchaftliche Züge würden wir bei eingehender Unterſuchung im Volksleben der Ungarn und Szekler finden, denen wir auch bei den anderen Völkerſchaften Siebenbürgens begegnen, die ſich ſelbſt in der Bauart der Dörfer dem aufmerkſamen Beobachter kundgeben. Wenn auch die Dörfer und Städte der Ungarn zahl- und volkreicher ſind als die der Szekler, ſo machen auch dieſe inmitten unwirthlicher Gebirgsgegenden durch die gefällige Bauart der reinlichen ſchindelbedeckten Häuſer, die guten Straßen, welche ſie untereinander verbinden, und die herrliche Umgebung den wohlthuendſten Eindruck auf den Reiſenden und bringen ihm gewiß die beſte Meinung von dem Fleiße und der Betriebſamkeit des Szeklers bei, der ſeinem von der Natur minder begabten Boden nur mit Schwierigkeit den Lebensunterhalt abzugewinnen vermag. Die Häuſer ſind gewöhnlich aus Tannenbalken erbaut, die von außen und innen mit einer dicken Schicht Lehm beworfen und dann mit Kalk übertüncht werden. In den Grund des Hauſes wird in einigen Dörfern der Szekler und Ungarn der Schädel eines Pferdegerippes vergraben, um dadurch den Bau „vor Blitz und Brand zu ſchützen". Eine der Straße zugekehrte Vorderſtube und eine Hinterſtube, zwiſchen beiden eine Küche und eine Vorrathskammer bilden die Beſtandtheile des Hauſes, an deſſen einer Langſeite gewöhnlich eine offene Galerie angebracht iſt, die im Sommer zum gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie dient. Unter dem Hausgiebel iſt der Name des Erbauers und ſeiner Gattin, ſowie die Jahreszahl und der Name des Zimmermannes, der das Haus errichtet hat, verzeichnet; auf dem oberen Querbalken des aus Balken gezimmerten, oben

mit einem dachförmigen Taubenſchlag verſehenen und ungefähr 6—8 Meter hohen Einfahrtthores iſt irgend ein Spruch eingeritzt, wie:

Ha Isten velünk,	Wenn Gott mit uns,
Ki ellenünk?	Wer gegen uns?

oder:

Minden bajban segitsen	In jeder Noth
A jóságos Isten!	Hilf uns Gott!
Szent Mária imádkozz érettünk!	Heilige Maria bet' für uns!

Einen ſelbſt das wildeſte Herz beſänftigenden Eindruck üben dieſe Dörfer mit ihrer weltverlaſſenen Einſamkeit auf den Wanderer aus. Hoch über uns liegt das Blau eines Junimorgens; die Buchen zeigen das erſte Grün, und der Vogelſang klingt rings aus dem Gehölze. Ueberall heben ſich traute Dörflein aus dem Grünen, Idyllen voll Sonnenglanz und Buchenſchatten. Und treten wir in ein Bauernhaus ein, ſo iſt es dort ſo behaglich und heiter; am Fenſter ſtehen die Blumen, und Bilder aller Art ſchmücken die Wand; luſtig ſingt der Vogel im Bauer, und freundlich reicht uns die alte Szeklersfrau Schwarzbrot und Sahne zum Imbiß dar. Bald wird es uns denn von Herzen wohl an dieſer friedlichen, wenn auch ärmlichen Stätte, und während wir uns auf der Holzbank ſtrecken, geht es uns ſinnend durch die Seele, wie reich das Leben iſt und wie viele Wege doch zum Ziele alles Lebens führen, — zum Glück, zur ſtillen Zufriedenheit. — Da trappelt das kleine Enkelchen heran, und es auf den Knien ſchaukelnd, ſingt ihm die alte Szeklerin das Kinderlied:

Heida, heida auf nach Kronſtadt!	Und ganz nah' in Angyalos
Haben unſer Roß verloren,	Fließt ein klares Brünnlein, —
Wollen uns ein neues kaufen,	Sitzen dort drei Fräulein,
Und dazu auch goldne Sporen,	Hält das eine ein Kindchen,
Dann wird's raſcher laufen!	Das andere ſchneidet Weiden
Heida, heida auf nach Kronſtadt!	Für dich Bübchen, hopp, hopp, hopp!
Hei! da ſteht ein Schlößlein,	Und das dritte ſpinnet Seide,
Und nicht weit von Sepſi-Szent-György	Spinnt für dich den neuen Rock,
Steht ein goldnes Häuschen,	Hopp, hopp, hopp!

Dieſe drei „Fräulein" entſprechen den deutſchen „drei ſpinnenden Mareien", den germaniſchen Nornen, die dem Menſchen bei ſeiner Geburt den Schickſalsfaden ſpinnen. Wie es im Deutſchen eine weiße, ſchwarze und eine eiſerne Bertha giebt, eine gute Spinnerin und eine verfluchte, eine „Frau Breite mit der eiſernen Naſe", im Franzöſiſchen eine Reine pédauque, regina pede auca, die mit dem Platſch- und Gänſefuß, Berthe au grand pied, und wie auch die drei deutſchen Mareien ein ähnliches Maß von Körperſchönheit und Herzensgüte und hinwieder von Häßlichkeit und Hexenhaftigkeit einhalten, ſo ſpinnen die beiden „guten" auch im Volksglauben der Szekler dem Kinde das „ſeidene Kleid", während die dritte, die vasorrú, „die mit der eiſernen Naſe", Weidenruthen ſchneidet; dieſe dritte wechſelt auch das neugeborene Kind aus, indem ſie an ſeine Stelle einen „Wechſelbalg" hinlegt.[2] Um ſie daher von der Geburtsſtätte ferne zu halten, wird während der Geburt Haferſtroh zu einem Bündel gewunden ins Herdfeuer geworfen. Lange vor der Geburt ſorgt die zukünftige Mutter, daß ihr Kind nicht „ausgetauſcht" werde. Sobald ſie ſich Mutter fühlt, geht ſie jedesmal bei Vollmond hinaus ins Freie, und gegen die Mondſcheibe dreimal ausſpeiend, ſagt ſie dreimal:

Szent Mária úrasszony,	Heilige Maria, Herrin,
Légy velem a bajban;	Sei bei mir in der Noth!
Ovjad meg magzatom,	Beſchütze meine Leibesfrucht,
Nöjjön mint a hold!	Wachſen ſoll ſie wie der Mond!

Die heilige Maria ſpielt überhaupt in Geburtsſachen eine große Rolle. So legen z. B. kinderloſe Weiber Marienbilder in ihr Lager, damit ſie fruchtbar werden. Will ſich das Weib Gewißheit über ihren Zuſtand verſchaffen, ſo ſticht ſie eine Nadel in ein Marienbildchen und läßt dieſelbe neun Tage lang darin ſtecken; wenn nun am neunten Tage an der Nadel keine Roſtflecken bemerkbar ſind, ſo befindet ſich das Weib im normalen

Zuſtand und eine Familienvermehrung iſt vorderhand nicht zu erwarten. Bedeckt aber Roſt die Nadel, ſo kann man ſchon Vorkehrungen zum Empfange des kommenden Sprößlings treffen, der ein Knabe ſein wird, wenn nur der untere Theil der Nadel vom Roſt bedeckt iſt, ein Mädchen dagegen, wenn das Nadelöhr roſtig, die Spitze aber blank iſt. Das Weib darf nun bis zur Niederkunft am Freitag weder ſpinnen, noch nähen, ſonſt kommt das Kind todt zur Welt; in ſolchem Zuſtand darf man weder Brotteig kneten, noch beim Säen, Schneiden, Dreſchen oder Mahlen der Feldfrüchte zugegen ſein, weil dadurch das Kind ſein Leben in großer Nothdurft zubringen wird. Treten nun die Geburtswehen ein, ſo iſt es gut, wenn der Gatte einen eiſernen Nagel in eine Seite des Kamines oder Rauchfangloches einſchlägt und um denſelben einige Haupthaare von der linken Schläfe ſeines Weibes wickelt, wobei er die Worte herſagt:

Vak szem élö légy!	Blindes Auge (= Schläfe) werde lebendig!
Isten földet teremtett,	Gott hat die Erde erſchaffen,
Eget, vizet teremtett,	Himmel, Waſſer hat er erſchaffen;
Megadta a Jézuskát,	Er gab uns das Jeſukindlein,
Szentséges szent fiát;	Seinen hochheiligen Sohn;
A szentséges szent lélek,	Der hochheilige Geiſt,
Az is legyen itt velünk!	Auch der ſei hier bei uns!

Dadurch werden die Hexen von Mutter und Kind abgewehrt. Damit die Geburt leicht vor ſich gehe, legt man ein Kleidungsſtück des Mannes ins Bett, das man vorerſt in einem Siebe hin- und hergerollt und dabei dreimal den Spruch hergeſagt hat:

Lyukas ez a szita;	Löchrig iſt dieſes Sieb;
Mint a víz a patakba,	Wie das Waſſer in dem Bach,
Folyon méhed vize;	Fließe deiner Mutter Waſſer;
És a méhed gyümölcse	Und deiner Mutter (Leibes-)Frucht
Jöjjon majd utána!	Folge bald ihm nach!

Das erſte Badwaſſer und die Nachgeburt werden in den Düngerhaufen gegoſſen und vergraben, der ſpäter, auf den Acker

geführt, die Fruchtbarkeit desſelben erhöhen ſoll. Wöchnerinnen darf man im Dunkeln nicht allein laſſen, weil ſie den Wirkungen der Hexen ausgeſetzt ſind, die ihnen die Milch benehmen oder das Kind mit einem „Wechſelbalg“ vertauſchen.[3] Verliert nun eine Wöchnerin (bennülö asszony = einſitzende Frau) die Milch, ſo ruft ſie drei Weiber zu ſich, die denſelben Taufnamen haben wie ſie ſelbſt, und läßt ſich von ihnen ihre Brüſte „bähen“ (forralni). Dies geſchieht nun auf folgende Weiſe: die drei Frauen nehmen Waſſer aus drei ineinander mündenden Bächen, laſſen dasſelbe in einem neuen irdenen Gefäße aufſieden und werfen dann in das ſiedende Waſſer drei Hände voll Baſilienkraut, worauf die eine Frau das Gefäß unter die Brüſte der „milchberaubten“ Mutter hält, die andere die Brüſte mit dem Goldfinger der linken Hand fortwährend bekreuzt, während die dritte neunmal die Worte herſagt: „Wer die Milch dir hat genommen, ſoll in Feuersgluth umkommen; wer die Milch hat dir genommen, ſoll wie dürres Reiſig brennen; ſüß wie Honig, voll wie eine Traube werde deine Bruſt! Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ Dann wird der Inhalt des Gefäßes von den Weibern auf einen Ameiſenhaufen gegoſſen, „damit die Ameiſen die Perſon, welche der Mutter die Milch weggezaubert hat, ſo lange quälen, bis ſie die Milch wieder zurückzaubert“.

Bis zur Taufe des Kindes werden überhaupt verſchiedene Gebräuche beobachtet, die alle den Zweck haben, Mutter und Kind vor den Wirkungen böſer Geiſter und Menſchen zu bewahren. Kommt ein Beſuch ins Haus, ſo muß die Mutter dreimal ausſpeien und ſprechen: „Daß es wachſ' und gedeih' zu Ehr' und Freud'!“ Entfernt ſich der Beſuch, ſo muß die Mutter ſagen: „Alles Schlechte nimm du mit, alles Gute laß zurück!“ Wird das Kind trotzdem beſchrien, ſo ſtellt man ſich mit demſelben gegen die Morgenſonne und ſpricht:

Der dich angeſpien, jener böſe Mund,
Werd' wie eine räudige Katz' ſo wund!
Die dich angeſehen, die böſen Augen,
Sollen nie zum Sehen taugen;
Gott der Herr und Jeſus, ſein Sohn,
Sollen dir helfen hinten und vorn,
Wo du eben beſchrien biſt.
Im Namen Gottes u. ſ. w.

Hierauf wird das ſogenannte „Waſſerwerfen" (víz-vetés) vorgenommen.[4] Die Mutter macht mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf den Tiſch und ſtellt dann auf dieſe Stelle einen mit Bachwaſſer gefüllten Becher, in welchen ſie nun drei glühende Kohlen mit den Worten wirft: „Blaues Auge, ſchwarzes Auge. Mit der Hand, mit Waſſer waſche ich es ab. Wenn ein Mann dich beſchrien hat, ſoll ſein Bauch zerſpringen; wenn es eine Frau iſt, ſollen ihre Brüſte zerſpringen!" (Kék szem, fekete szem. Kézzel, vízzel lemosom. Hogy ha férfi igézet van, hasadjon meg a hasa; ha asszonyember, akkor hasadjon meg a csicse.) Nun wird mit dieſem Waſſer der Leib des kranken Kindleins gewaſchen und der Reſt des Waſſers am Tage auf das Hausdach und abends auf einen Kehrbeſen gegoſſen, damit „Niemand hineintrete und dadurch eine Hautkrankheit bekomme". Wenn von den drei in das Waſſer geworfenen Kohlen zwei unterſinken, ſo hat ein Mann, — wenn aber nur eine Kohle, ſo hat ein Weib das Kind beſchrien.

Da der gemeine Mann welchen Volkes immer eine natürliche Todesurſache höchſtens nur dann annehmen und verſtehen kann, wenn hohes Alter und dementſprechender Verfall des Körpers ihn folgerichtig auf ein endliches Erlöſchen der Lebenskraft vorbereitet haben; da ihm aber ein Erkranken und Sterben der Kinder und rüſtiger, junger Leute widernatürlich erſcheint, ſo findet er, von Geſpenſterfurcht gequält und in ſeinem Schrecken und ſeiner geiſtigen Unfreiheit nach einer Erklärung, nach

Beruhigung ſuchend, ſolche nur in der Annahme von wirkſamer Bosheit zauberkundiger Mitmenſchen. Dieſe ſind ihm greifbar; er kann ſich gegen ſie wehren, ſich an ihnen rächen. Auf dieſer Ohnmacht, widernatürlich erſcheinende Ereigniſſe im menſchlichen Leben zu erklären, fußt auch all der Aberglaube der Ungarn und Szekler Siebenbürgens, der ſich an die Behandlung der kranken Kinder, der Kranken überhaupt, knüpft. Bei den Ungarn, wo die allgemeine Bildung ſelbſt die unterſten Volksſchichten mehr oder weniger durchdrungen hat, findet ſich auch in dieſer Richtung weit weniger Aberglaube vor, als in den Gebirgsgegenden des Szeklerlandes, wo Gletſcherhöhen ohne Bahn dem Firmament des Himmels ſchroff entgegenſtarren, wo in den verſteckten Hochlandsthälern kümmerlich nur Hafer, Gerſte, Bohnen und Kartoffeln gedeihen und jeder Biſſen „täglichen Brotes“ im Schweiße des Angeſichtes dem felſigen Boden abgerungen werden muß. Beſonders ſind ungetaufte Kinder den Nachſtellungen der Hexen und Zauberer ausgeſetzt. Nach Ablauf des gewöhnlich zweiwöchigen „Einſitzens“ (bennülés) der Wöchnerin begiebt ſich dieſelbe in Begleitung ihrer Mutter oder einer älteren Frau in die Kirche, wo ſie eine Wachskerze „der heiligen Jungfrau opfert“ und vom Geiſtlichen die mitgebrachten Eßwaren und Getränke mit Weihwaſſer einſegnen läßt. Die nächſtfolgenden drei Tage hindurch darf ſie nur von dieſen Speiſen zehren. Dies gilt gleichſam für den letzten Akt der Reinigung, und nur nach Einhaltung dieſes Gebrauches darf das Weib ihre frühere Beſchäftigung in Haus und Hof wieder aufnehmen. Dann ladet der Vater die Verwandten der Familie zu ſich, und bei fröhlichem Mahl wird der Pathe und die Pathin (koma) des Kindes gewählt, ebenſo der zukünftige Name des Kindes beſprochen. Hat man ſich über dieſe Angelegenheiten geeinigt, was bei dem etwas halsſtarrigen Weſen der Szekler keine gar zu leichte Sache iſt, ſo begiebt ſich der Vater in

Begleitung der erwählten Taufzeugen ſofort zum Pfarrer, wo der Pathe in langathmiger Rede die bevorſtehende Taufe des „allerliebſten Samenkörnleins“ anzeigt. In einigen Dörfern herrſcht der Brauch, das Kind von dieſer Zeit an bis nach der vollzogenen Taufe weder zu küſſen, damit man ihm dadurch nicht „die Seele entlocke“, weder auf den Erdboden zu legen, damit es nicht „abwärts in die Erde wachſe“, d. h. ſterbe, noch dasſelbe auf Tiſch oder Bett zu legen, damit es im Leben keinen „Brotmangel“ und keine Krankheiten zu erleiden habe. Kurz vor dem Gang zur Taufe reißt die Mutter ein Härchen des Kindes aus und geht damit, ohne ſich umzukehren und hinter ſich zu blicken, weil ſie ſonſt die Hauptmomente des zukünftigen Schickſals ihres Kindes ſehen könnte, — zu einem Hollunderſtrauch, von dem ſie ein Zweiglein abbricht und, die Rinde desſelben aufſchlitzend, unter dieſelbe das Härchen ihres Kindes ſchiebt, indem ſie, gegen Oſten gewendet, das Zweiglein in die Erde ſteckt und ſagt: „10 iſt nicht 10, 9 iſt nicht 9, 8 iſt nicht 8, 7 iſt nicht 7 — — — bis: 1 iſt nicht 1. Dann ſollſt du Hexe mein Kind verfolgen, wenn ich dies Zweiglein aus der Erde ziehe. Du ſollſt dich von hier entfernen, ſo lange ich noch hier bin. Wenn dich der Sonnenaufgang (napfeljötte) noch hier findet, ſoll dich der Sonnenuntergang (napnyugta) von hier vertreiben; wenn der Sonnenuntergang dich hier findet, ſoll dich der Sonnenaufgang von hier vertreiben!“[5] Während nun die Mutter in Stall und Hof noch die Hausthiere abfüttert, wobei ſie bei jeder Handvoll Futter den Thieren zuflüſtert: „Bet' auch du für mein Kind!“ — rüſtet die Pathin das Kind zur Taufe aus, indem ſie es in neue Windeln legt und in einigen Ortſchaften auch einige Körner Hirſe und Bohnen unter das Obertuch des Kindes ſteckt, damit es „reich und fruchtbar“ werde. Gut iſt es, das Kind vor dem Taufgange mit Stutenmilch zu waſchen, damit es an Körper und Geiſt „ausdauernd und ſtark“ werde.

Nach der kirchlichen Taufzeremonie wird das Kind zu Hause auf den festlich gedeckten Tisch gelegt und von jedem der geladenen Gäste beschenkt, indem Jeder ein Ei, eine Wurst, ein Geldstück u. dgl. auf den Tisch legt und einen Wunsch darbringt, z. B. wachse und gedeihe; oder: Werde stark und glücklich. Hierauf wird das Kind gebadet und das Badewasser vor die Kaminöffnung, vor die Fenster und die Thür des Hauses gegossen, um dadurch den Hexen „jeden Zutritt zum Kinde abzusperren". Der Vater trägt indessen das vor der Taufe abgelegte Hemdchen seines Kindes hinaus in den Hof, wo er es mit einer Axt in viele kleine Stückchen zerschneidet, die er dann in ein fließendes Wasser wirft, im Glauben, daß er dadurch die Macht des Teufels über sein Kind gebrochen habe. Ein fröhliches Mahl nimmt nun seinen Anfang, wobei Trinksprüche verschiedener Art nicht fehlen dürfen. Unter Scherz und Spiel, Tanz und Gesang vergeht die Nacht, und wenn der erste Morgenschimmer am östlichen Himmel röthlich hervorzuckt, die felsigen Grate der Karpathenzüge beleuchtend, nehmen die Gäste feierlich Abschied, indem sie noch einen Becher Branntwein leeren und dabei einige Tropfen auf die Schwelle fallen lassen, „damit es dem Hause wohlergehe!" Und wenn die Morgensonne hinter den schneebedeckten Gebirgsspitzen hervorguckt, ist die Familie schon draußen in Feld und Wald beschäftigt, durch schwere Handarbeiten ihr tägliches Brot zu verdienen. Fernher aus dem Tannenwalde, wo hundertjährige Stämme stolz gen Himmel streben, hört man die Axtschläge und das monotone Geklapper der Sägemühle, wo jährlich viele Hunderte schlanker Tannen zu Brettern und Balken geschnitten und weit weg in fremde Lande geführt werden. Während der Mann des Hauses als Holzfäller beschäftigt ist, müssen die Weiber und Kinder die Feld- und Hausarbeiten verrichten. Frühzeitig gewöhnt sich das Kind an schwere Arbeit und karge Belohnung, an Entbehrung

und Entſagung. Schon in ſeinem vierten Jahre muß es die Ziegen ſeines Vaters hinaus auf die ſteinigen Anhöhen treiben, und in der Geſellſchaft erwachſener Kameraden eignet es ſich gar bald die Tugenden und Unarten der Dorfkinder an. Da wird ein kleines Feuer gemacht und die mitgebrachten Kartoffeln, der tagtägliche Imbiß, gebraten; die größeren Knaben ſitzen im Kreiſe um das Feuer herum und rauchen aus ſelbſtverfertigten hölzernen Pfeifen Kartoffelblätter ſtatt Tabak; der Eine oder der Andere erzählt Geſchichten aus längſt verſchollener Zeit, die er von ſeiner Großmutter gehört, oder berichtet über die Wunder der nächſten Kreisſtadt, die er mit ſeinem Vater unlängſt beſucht hat. In ſolcher Umgebung lernt das Kind auch die Spiele kennen, von denen das beliebteſte das ſogenannte „Lochſpiel“ (lyukasdi) iſt. Am Spiele können ſich nur zwei Kinder betheiligen. Es werden in die Erde zwölf Löcher in zwei gleichen Reihen gegraben. Nun werden 27 Steine ungleichmäßig in alle Löcher vertheilt. Jeder der Spieler erhält nun durch das Los eine Lochreihe, worauf der Beginnende aus dem Loche ſeiner Reihe, in welchem ſich die meiſten Steine befinden, dieſelben herausnimmt und, mit dem erſten Loche beginnend, in jedes Loch je einen Stein legt; bleibt ihm dabei ein oder mehrere Steine übrig, ſo legt er dieſelben in je ein Loch ſeines Gegners, der nun das Spiel mit ſeiner Reihe fortſetzt. Nach der erſten Tour nehmen die Spieler alle die Steine aus den Löchern ihrer Reihe heraus, die paarweiſe (2, 4, 6, 8 u. ſ. w.) in den einzelnen Löchern vorzufinden ſind, worauf das Spiel fortgeſetzt wird und bei jeder Tour die paarweiſe zu liegen kommenden Steine herausgenommen werden. Wer am Schluſſe des Spieles die meiſten Steine herausgenommen hat, iſt der Sieger.[6] Frühzeitig lernt das Kind ſelbſtändig zu handeln und mit den Widerwärtigkeiten des Lebens kämpfen, das mit Traumbildern zu erfüllen und zu verſchönen, es ſchon in zarteſter

Jugend die Phantaſie lehrt, die in ihm durch Märchen und Sagen aus längſt vergangener Zeit geweckt und genährt wird. Selbſt in der weltverlaſſenſten Gebirgseinſamkeit iſt das Kind des Szeklers nie allein. Hoch oben auf der mit Steingerölle bedeckten Berghalde, wo die Ziegen nur kümmerliches Futter finden, ſieht es tief unter ſich im Dunkel der Tannenwälder die Feen der Märchen tanzen, hört im Gemurmel der Quelle die Seufzer der verwunſchenen Königstochter und am Rande der Berghöhle wird ſein träumender Geiſt unbewußt fortgezogen in jene geheimnißvoll dämmernde Tiefe, wohin kein Laut des Lebens mehr dringt, wo alles Ringen und Sehnen, alles Glück und Weh der Menſchenbruſt wie ein flüchtiges Irrlicht im Windhauch zerſtiebt. Und kommt dann der Winter mit all ſeinen Schreckniſſen ins Land gezogen, ſo lagert ſich die Familie in der freien Zeit der Ruhe um das kniſternde Herdfeuer, wo das Kind gar bald Sitte und Brauch ſeines Volkes kennen lernt. Im traulichen Verkehr miteinander vergeht die Zeit den Dorfbewohnern, und kommt dann die Chriſtnacht heran, da flimmern in Stube und Stübchen der Ungarn Tannenbäumchen und luſtige, fröhliche Kindergeſichter unter den ſchattenden Zweigen; draußen auf ſchneebedeckten Gaſſen und Märkten lautloſe Stille und heiliger Friede, den kein Menſchentritt ſtört; über allem aber in den Lüften hallender Glockenklang und das heimliche Wehen der Winternacht. In den Dörfern der Szekler, wo eben fremder Weihnachtsbrauch alte Sitte noch nicht ganz verdrängt hat, fehlt zwar der Tannenbaum, dafür aber beſchenken ſich gegenſeitig die Familienmitglieder, Verwandte und Freunde, die gewöhnlich die Weihnachtsnacht zuſammen in fröhlichem Kreiſe bei Spiel und Schmaus zubringen. Am Weihnachtsabend wird auch den Hausthieren beſonders reichliches und gutes Futter vorgeſetzt, damit ſie bei Gott keine Klage führen. Es herrſcht nämlich der Glaube, daß in dieſer Nacht ein Engel bei den Thieren erſcheint,

dem ſie ihre Klagen über die Menſchen vorbringen oder bei guter Behandlung dieſelben loben. Am Abend durchziehen die Kinder als heilige Könige und Schäfer maskirt mit dem in einer oft recht zierlich geſchnitzten Krippe liegenden Chriſtuskindlein das Dorf und führen in den Häuſern alte dramatiſche Weihnachtsſpiele auf, wofür ſie von den Hausleuten mit Eßwaren und Geld beſchenkt werden. Um Mitternacht verſammeln ſich die verheiratheten Mitglieder der Gemeinde in der Kirche zum Gottesdienſt, während die Jugend ihre Zukunft erforſcht und dem Liebeszauber obliegt. Der verbreitetſte Liebeszauber wird auf folgende Art vollführt: Man trachtet einen Fußlappen der betreffenden Perſon, die man zur Liebe entflammen will, zu erhalten und wickelt in denſelben drei Knoblauchrollen, drei kalte („abgeſtorbene") Kohlen und einen erfrorenen Froſch, den man in der Chriſtwoche irgendwoher ausgraben muß, zu welchem Behufe die Maide ſchon im Herbſte ſich einen Froſch abfangen und denſelben, in ein Gefäß geſperrt, im Garten zu vergraben pflegen. Dann wird der Lappen ſamt ſeinem Inhalt mit zugemachtem Auge heimlich in den Hof der betreffenden Perſon geworfen, während man die Worte herzuſagen hat: „Herr der Hölle und der Teufel und Beſitzer der verborgenen Schätze! Laß N. N. in unwiderſtehlicher Liebe zu mir entbrennen und dann gehöre ich dir an!" (Pokloknak és ördögöknek ura és az elrejtett kincsek birtokosa! Bocsáss ellenállhatlan szerelmet N. N. — re s pártodra állok!) Fällt nun der Lappen gerade auf eine ſolche Stelle, welche der Fuß der betreffenden Perſon im Laufe der letzten neun Stunden berührt hat, ſo hat der Wurf Erfolg, d. h. die betreffende Perſon wird in Liebe zur Maid, die den Lappen geworfen hat, entbrennen. — Nach dem Mitternachtsgottesdienſt verſammeln ſich die Leute wieder in den Häuſern, wo ſie den Abend verbracht haben. Nach einer Mahlzeit, zu der jeder der Anweſenden etwas beiſteuert, ergötzt ſich die

erwachſene Jugend an einem eigenthümlichen Spiel. Einer der anweſenden Burſchen hüllt ſich in ein großes Leintuch, ſchwärzt ſein Geſicht mit Kohle und nimmt einen langſtieligen Beſen in die Hand. Dann ſetzt er ſich auf den Herd und ſpricht: „Ich koche das „lebendigtodte Waſſer" (élöhalovizet). Wer will davon haben?" (Dies „lebendigtodte Waſſer" kochen nämlich die Hexen und können mit demſelben Todte aus dem Grabe hervorlocken). Nun antworten die Jungfrauen: „Ich, ich!" — „Kommt alſo her," ſpricht der vermummte Burſche, „und küßt mich!" Nun bemühen ſich die Maide, dem Burſchen einzeln ins Geſicht zu ſpeien, ohne dabei vom Beſen berührt zu werden, mit dem ſich der Burſche vertheidigt. Die Maid, der es gelingt, dem Burſchen ins Geſicht zu ſpeien, wird im Laufe des Jahres heirathen. Selbſtverſtändlich giebt dies Spiel Gelegenheit genug zu Scherz und Neckerei. Da macht der Burſche auf der Feuerſtätte dem Spiele ein Ende, indem er das Lied ſingt:

Neuen Wein, den lieb' ich ſehr,
Lieb' auch alten Wein!
Ja, den Wein, den liebte ſchon
Der Großvater mein!

Und das wußte man ja ſchon
In uralter Zeit,
Daß der Apfel von dem Baum
Niemals fällt ſehr weit.

Wein trank gern mein Väterchen,
Mein Großvater auch;
Durſtig bin ich, reicht mir drum,
Reicht mir den Weinſchlauch!

Und bald beginnen im Chor ſchmachtende, herzaufwühlende Weiſen zu erklingen, von denen auch Chateaubriands Wort gelten mag, daß ſie aus leidenſchaftlichen Seufzern zuſammengeſetzt ſeien. Da ſingt der Chor der Maide:

Bin verwaiſt, verlaſſen,
Gleich dem Stoppelfelde,
Deſſen ſchönſte Zierde
Längſt die Sichel fällte.

Meine ſchönſte Zierde
Stahl ein böſer Knabe, —
Mag ſein Aug' aushacken
Bald ein ſchwarzer Rabe! —

Zwiſchen Bergen ſuch' mich, —
Wenn du willſt mich ſchauen, —
Wo ein Sommerbächlein
Rauſcht durch ſtille Auen.

Munt'res Sommerbächlein
Rauſcht im Winter nimmer,
Doch nie ruht mein Herze, —
Schmerzvoll pocht es immer![8]

Der Chor der Burſchen erwidert darauf:

Dort aus jenem dunklen, tiefen Moor,
Wächſt die Lilie, wächſt die Roſ' empor;
Schlanke Lilie, weiße Roſe,
Du betrogſt mich, du Herzloſe.

Eine Blume war ich auch einmal,
Doch jetzt bin ich welk, verblüht und fahl;
Dich, du Falſche, will ich meiden,
Will auf immer von dir ſcheiden.

In die Welt, die weite, will ich ziehn,
Weit in öde Fernen will ich fliehn;
Namenloſes Leid und Schmerzen
Im gebrochnen kranken Herzen.

Nur das tiefe Leid folgt meiner Spur,
Und begleitet mich durch Wald und Flur,
Spricht zu mir: daß du gebrochen
Haſt die Treu', die du verſprochen![9]

Man muß eben dieſe Lieder voll wehmüthiger Sehnſucht ſingen hören, um mitzufühlen, daß ſie wahrhaftig „himmelaufjauchzend, zum Tode betrübt" ſind, ein Bild des ungariſchen Sprichwortes: „Der Ungar freut ſich unter Thränen."

Da krähen die Hähne und die Morgenglockentöne durchzittern die froſtige Luft. Alle rüſten ſich nun zur Frühmeſſe, zuvor aber ſingen die Maide noch zum Abſchiede das Lied:

Morgenroth! o, muß ich dich ſchon ſehen!
Mußt du Liebſter ſchon nach Hauſe gehen?
Liebſter, bleib bei mir,
Bleib' mein Schatz noch hier,
Du, mein Theurer, Süßer!

Sinkt die Sonne, ſinkt die Sonne nieder,
Komm zu mir dann, komm zu mir dann wieder!
Ohne deine Lieb',
Trüb und traurig blieb
Stets mein Leben, Süßer![10]

Eiſigkalt weht die winterliche Morgenluft den frommen Pilgern entgegen, die zur hellbeleuchteten Bergkirche mühſam hinaufſteigen, um „nach Speiſ' und Scherz auch an Gott zu denken". Bald ſind auch die Chriſtfeſttage vorüber, und nur noch die gemeinſamen Spinnabende am Mittwoch und Samstag Abend vereinigen die Dorfjugend zu Scherz und Spiel. Langſam geht hier in den einſamen Dörfern der Winter in den Lenz über. Wenn in den Gärten der Niederungen längſt der Hollunder blüht und die Bäume im reichſten Schmucke daſtehen, wenn draußen auf den Fluren ſich ſchon Blume an Blume drängt und die junge Saat in die Aehren ſchießt, dann iſt's bei den Szeklern oben auf den Bergen immer noch winterlich öde. Noch deckt eine harte Schneekruſte die Matten und Triften; höchſtens aus einzelnen freigewordenen Felsſpalten kriecht eine der alpinen Frühlingsblumen hervor; die Laubbäume ſtrecken noch hoffnungsvoll ihre nackten Arme der Sonne entgegen, und nur ſtellenweiſe hebt ſich das Krautwerk unter den Tannen zum Wachsthum. Nach einer anderen Richtung hin äußert ſich jedoch das wiedererwachte Leben auf den Höhen in unverkennbarer Weiſe. Der Waldbach, welcher während des langen Winterſchlafes träge und kaum ſichtbar zwiſchen dem Geſtein hingeſchlichen iſt, hat ſeine Kraft wiedergefunden; aus tauſend Adern ſtrömt ihm das belebende Element zu; rauſchend durchzieht er die gewohnte Bahn, eilt durch Schluchten und Höhlen, ſpringt über Felſenabhänge und ſingt ſein berauſchendes Lied, daß es weit hinabſchallt, bis hinab in die Thäler. Das ſchrille Geknarr des Sägewerkes, das die herabſtürzenden Wellen des

Wildbaches wieder in Bewegung gesetzt haben, wird hörbar; in den Tanneuwäldern ertönen die Axtschläge der arbeitenden Männer, und der Weidruf eines Hochwildjägers unterbricht den Gesang der Weiber, die mit der Reinigung und Herstellung der Aecker für die kommende Aussaat beschäftigt sind. Alles athmet Lust und Fröhlichkeit, Hoffnung auf Gedeihen, und mit Gottvertrauen arbeiten die Familienmitglieder, um „den Segen Gottes zu verdienen". Die Männer haben bei ihrer ersten Ausfahrt in den duftenden Tannenwald nicht vergessen, ihre blankgeschliffenen Aexte und Beile mit Mäuseblut zu besprengen, damit sie bei ihrer schweren und oft genug gefährlichen Holzfällerarbeit keinen „Schaden am Leibe zu erdulden" haben; die Feldarbeiter haben die Pflüge und Eggen an irgend einem Kreuzwege dreimal angespieen und gen Osten gekehrt die Worte gesagt: „Wohin du gehst, dahin folge dir Gottes Segen; der Teufel aber bleibe bis nach der Ernte im Magen der Erde versteckt!" Und vom Grabe der letztverstorbenen Wöchnerin haben die Weiber Erde unter die auszusäende Feldfrucht gemischt, damit die Saat „wachse und gedeihe". Die Aussaat derjenigen Früchte, welche „nach oben gehen", wird dann vorgenommen, wenn der Neumond am Himmel steht; diejenigen Pflanzen aber, welche in die Erde hineindringen, werden zur Zeit des Vollmondes gesetzt. Auch für das Gedeihen der Milchthiere wurde gesorgt, indem man dieselben beim ersten Austrieb auf die Weide über einen mit Milch getränkten Lappen gehen ließ. In schwerer, aufreibender Arbeit vergeht Woche um Woche, und nur der Sonntag vereinigt die Gemeinde zu gemüthlicher Unterhaltung. Nachmittags nach dem Gottesdienst versammelt sich Alt und Jung vor der Dorfschenke, und während die Männer bei einem Glase Branntwein die Arbeiten vergangener und kommender Wochen besprechen, die Frauen sich mit dem Dorfklatsch beschäftigen, tanzt und singt die Jugend

nach Herzensluſt, um dann am nächſten Tage abermals der Arbeit die ganze Woche hindurch obzuliegen. Nur die Karwoche bildet eine Ausnahme hiervon, wo „Jedermann feierlich raſtet" und die Weiber ſich für den Karfreitag zur Gewinnung von allerlei Zaubermitteln vorbereiten. Der Karfreitag iſt in dieſen Gegenden eben ein Tag der rechten Aprilſchauer. Ein kalter Wind rüttelt an dem Fenſter und jagt ſchwere Wolken durcheinander, welche bald die Sonne ganz verdecken und dann wieder ſie voll und klar ihr Licht auf die Landſchaft ausſtrahlen laſſen, die bei ruhigem grauen Firmament in der richtigſten, wahren Golgathaſtimmung erſcheint. Kein Wunder, wenn gerade an dieſem Tage trübſinnige Gedanken die Seele der Menſchen in dieſer weltfernen Einſamkeit beſchleichen. An dieſem Tage wird auch die zu verſchiedenen Heilmitteln (Fieber, Hundebiß, Wunden u. ſ. w.) verwendete Wurzel des ſogenannten „großen Krauts" (atropa belladonna) ausgegraben. Vor Sonnenaufgang geht der Betreffende hinaus an den Ort, wo dieſe Pflanze wächſt, und entkleidet ſich; dann zieht er einen Kreis um die Pflanze herum und zeichnet einige Kreuze in die Kreisfläche, worauf er, ohne ein Wort zu ſprechen, die Wurzel ausgräbt und an ihre Stelle einen Biſſen Brot, in den ein Pfefferkorn und etwas Salz eingeknetet iſt, „für den Teufel" legt, wobei er ein Vaterunſer zu ſprechen hat. Bei dieſer Gelegenheit kann man auch die in der Umgebung wohnhaften Hexen ſehen, wenn man eine Egge, mit den Zinken nach oben gekehrt, auf die Stelle legt, wo man vorher die Wurzel ausgegraben. Sieht man nun, auf dem Bauche liegend, durch die Zinken, ſo erblickt man in der Ferne die Hexen, die „Speck eſſen und Schweinefett trinken". Doch muß man während dieſer Zeit ein Stückchen Knoblauch im Munde halten, ſonſt wird „man vom Teufel erwürgt". Strenges Faſten wird an dieſem Tage nicht nur von den katholiſchen Szeklern, ſondern auch von den zum

größten Theil reformirten Ungarn eingehalten. Wenn ſich auch die Dorfbewohner an dieſem Tage jeder Speiſe enthalten, ſo trinken ſie deshalb um ſo mehr Branntwein, denn Einer beſucht den Anderen, und indem er ein mitgebrachtes Stück Holz in die Stube wirft, ſagt er: „Nehmt, da habt ihr Speck! Eßt ihn, wenn ihr dem Teufel angehören wollt!“ Damit er nun das Holzſtück weitertrage, wird er mit Branntwein bewirthet. — Nach der feſtlichen „Auferſtehung“ am Oſterſamstag vereinigt allgemeine Unterhaltung die Dorfbewohner. Fröhliches Gelage, Tanz und Spiel dauert bis tief in die Nacht hinein; den Mittelpunkt der ganzen Unterhaltung bildet aber der ſchmucke Reſerviſt, der nach dreijähriger Dienſtzeit „vom Militär weither aus des Königs Landen“ heimgekehrt iſt. Da hätten die Weiber wieder einmal eine „Heirath zu machen“, aber dem Burſchen hat ſchon vor drei Jahren am Chriſtabend eine Maid „den Fußlappen geworfen“ (kapczát dobott), und die und keine Andere wird er heirathen. Und die Maid iſt ihm auch treu geblieben; hörte man ſie doch Tag für Tag ſingen:

Braunes Mägdlein ſitzt am Waldesrande,
Wo der Weg führt in die fernen Lande;
Weinend ſeufzt es: keinen Gott es giebt,
Denn man hat geraubt mir, der mich liebt.

Blick' ich auf den Himmel, auf den fernen,
Keinen ſeh' ich von den goldnen Sternen;
Auch mein Sternlein ſeh' ich nicht mehr dort,
Seit mein Lieb zum Militär iſt fort.

Schwalben fliehn von herbſtlich öden Auen,
Nimmer werd' ich dir ins Auge ſchauen;
Sterne waren deine Augen beid',
Füllten mir das Herz mit Todesleid![11]

Und wie oft hat ſie, an ſeiner Treue zweifelnd, das wehmuthsvolle Lied geſungen:

Warum fragſt du, Mutter, liebe: was mir fehlt?
Niemand kennt mein tiefes Leid auf dieſer Welt.
Mädchen welken gleich den Blumen, gleich den kleinen,
Wenn ihr Herze krank, ſie bittre Thränen weinen.

Brauner Burſch', mein treulos Lieb, nur du allein
Biſt die Schuld an meinem Leid und meiner Pein;
Liebteſt mich, ſo lang' die Roſen glühend ſproſſen,
Doch jetzt haſt du treulos mich von dir geſtoßen.

Brauner Burſche komme dann zu meinem Grab,
Wenn ich einſt die letzte Ruh' gefunden hab';
Pflanze Röslein roth, dann auf den Ort, den düſtern,
Daß ſie dir von meiner Lieb', der treuen, flüſtern.[12]

Jetzt eſſen ſie zu Oſtern ſogar rothe Eier miteinander, ein Zeichen, „daß ſie ſich für Tod und Leben geeinigt haben". Auch haben die Weiber erfahren, daß die Maid das erſte Ei einer ſchwarzen Henne bis auf Oſtern aufbewahrt und dann roth gefärbt habe, worauf ſie dasſelbe heimlich im Hofe ihres heimgekehrten Geliebten vergraben habe, damit ſie ihn binnen Jahresfriſt „mit einem Söhnchen beſchenke". Und die Weiber haben ſich auch nicht getäuſcht; denn am dritten Oſtertag ſchickt der heimgekehrte Burſche einen älteren Verwandten zu den Eltern der Maid und „verlangt dieſe zur Frau". Wird ſie ihm zugeſagt, ſo muß der Burſche ſofort bei der Maid erſcheinen und mit den Eltern derſelben „die Kleinigkeiten des Lebens" (apró cseprö dolgait), d. h. die Mitgift beſprechen. Iſt dieſe Angelegenheit geordnet, ſo geht der Burſche zum Dorfnotar, um die zur Trauung nöthigen Schriften ausſtellen zu laſſen. Auf dem Wege zum Dorfnotar muß er die Glückwünſche der Leute entgegennehmen und womöglich mit einem Jeden ein Gläschen Branntwein „zu Segen und Frieden" leeren. Kein Wunder alſo, daß er erſt am dritten oder vierten Tage beim Notar anklopft und ſich dann zum Pfarrer begiebt, um ſeine „Heirath anzuſagen". Nun werden Vorkehrungen zur Hochzeit

getroffen, die nach dreimaligem „Aufgebot“ in der Kirche, nach drei Wochen, vom Tage des „Anſagens“ beim Pfarrer gerechnet, abgehalten wird.

An die häuslichen Feſte: Hochzeit, Taufe und Begräbniſſe knüpften ſich bei allen Völkern ſchon in grauer Vorzeit gewiſſe Zeremonien, welchen das Volk einen beſonderen Werth beilegte und die ſich daher in mehr oder minder verkümmerter oder veränderter Weiſe zum Theil noch bis auf unſere materialiſtiſch angehauchte Zeit unter dem Landvolk forterhalten haben. Die Hochzeitsgebräuche ſind eben diejenigen, an welchen das Landvolk überall noch am zäheſten hält und die es ſich nicht durch die moderne ſkeptiſche Bildung und Mode verkümmern und nehmen läßt. Die Hochzeit iſt dem hart arbeitenden gemeinen Manne gewiſſermaßen das einzige, das höchſte Feſt im Leben, die eigentliche „hohe Zeit“ desſelben; darum muß ſchon die Einladung der Hochzeitsgäſte mit einem gewiſſen umſtändlichen und ſchwerfälligen Zeremoniell erfolgen, dem natürlich überall derſelbe Grundgedanke, daß es ſich um ein hohes, mit Scherz und Ernſt gemiſchtes Feſt, um einen hohen Ehrentag für Brautleute und Gäſte handle, zu Grunde liegt. — Bei den Ungarn und Szeklern Siebenbürgens ſendet der Bräutigam eine Woche vor der Hochzeit einen Burſchen, den „Hochzeitsbitter“ aus, um die Gäſte zum Feſte einzuladen. Gewöhnlich iſt es ein Burſche, der als „großer Redner und Verſemacher“ bekannt iſt. Der Hochzeitsbitter kennzeichnet ſich ſchon von weitem durch mächtige Sträuße von natürlichen oder künſtlichen Blumen, die er am Hut und auf der Bruſt trägt, und durch einem langen, mit Blumen und bunten Bändern gezierten Stock. In jedem Hauſe, in das er eintritt, muß er einen Vers und eine Rede herſagen, womit er ſeine Einladung anbringt, z. B.:

N. N., mein guter Kamerad,
Ein Täubchen ſich gefangen hat;

Zu hoher Luſt und Zeitvertreib
Nimmt er es ſich nun zum Weib!
Glück und Heil im ganzen Leben
Soll Gott ihnen Beiden geben!
Montag wird die Hochzeit ſein,
Lad' dazu euch Alle ein!

Hierauf hält er eine Lobrede auf die Brautleute und ihre Verwandtſchaft. Die Geladenen nehmen gar ſittig und beſcheiden die erwieſene Ehre der Einladung an und bewirthen den Hochzeitsbitter mit dem Beſten, was ihr Vorrath vermag, geben ihm Geſchenke für die Brautleute, die in Eiern, Brot, Käſe, Schmalz, Mehl, Geflügel u. dergl. beſtehen, und ſetzen ihm oft ſo gewaltig mit Trinken zu, daß er nicht ſelten Mühe hat, wieder den Heimweg zu finden.

Während der Woche vor der Hochzeit muß die Braut ihr Waſchwaſſer jeden Tag auf einen Roſenſtrauch gießen, damit ſie „in der Ehe geſund bleibe und durch ihre Schönheit den Gatten erfreue". Gut iſt es, wenn ſie abends, auf einem Kreuzweg ſtehend, gen Himmel eine Handvoll Linſen wirft und die Worte ſpricht: „Schöner Mond, ich grüße dich! Schönſter aller Schönen! Bald wird meine Hochzeit ſein, Kinder ſollen uns bald erfreu'n!" Dann wird ihre Ehe fruchtbar ſein. In dieſer Woche tragen in einigen Ortſchaften die Bräute Haare eines weißen Hundes am bloßen Leibe, um dadurch den zukünftigen Gatten „zahm und treu zu machen". Wenn der Bräutigam in dieſer Woche vom Beſuche ſeiner Braut heimkehrt, ſo iſt es gut, wenn dieſe eine ſeiner Fußſpuren ſchnell ausgräbt und die Erde ihm nachwirft; dadurch bewirkt ſie, daß ſpäter ihr Mann, wenn er vom Hauſe abweſend iſt, ſich ſtets nach ſeinem Weibe ſehnt. Und zweifelt ſie gar an der Liebe ihres Bräutigams, ſo trachtet ſie eines ſeiner Fußlappen habhaft zu werden, den ſie zerſtückelt, unter Beigabe von einigen Tropfen ihres Menſtruationsblutes kocht und dann unter Speiſeabfälle

gerührt, den ganzen Brei von einem Hunde auffreſſen läßt. Dadurch feſſelt ſie den Mann an ſich. Daher ſagt man von einem Verliebten, der ſeiner Holden fortwährend nachfolgt: „Man hat ſeinen Fußlappen gekocht!“ (Megfözték kapczáját.)

Unter Vorbereitungen allerlei Art für den Eheſtand vergeht die Woche. Zeitig in der Frühe des Hochzeitstages geht der Bräutigam in Begleitung ſeiner Verwandtſchaft und unter den Klängen der Zigeunermuſik ins Haus ſeiner Braut, wo der Hochzeitsbitter in gereimter Rede den Grund ihres Erſcheinens den Hausbewohnern mittheilt. Allmählich kommen auch die übrigen Gäſte heran und werden mit Branntwein und Weißbrot bewirthet, während ſich die Brautleute aus einem Waſſer und zwar gleichzeitig waſchen und das Waſſer dann auf einen Hund gießen, „damit ihre Treue dadurch erſtarke“. Da ertönen die Kirchenglocken, und der Hochzeitszug ſetzt ſich unter Geſchrei und Gejohle in Bewegung. Voran ſchreiten die Zigeunermuſikanten, einen alten ungariſchen Marſch ſpielend, dann folgt der mit bunten Bändern und Blumen geſchmückte Hochzeitsbitter; hinter ihm kommen die Brautleute, umgeben von ihren Eltern und nächſten Verwandten, und dann die Gäſte, welche den feſtlichen Zug beſchließen. Bei dieſer Gelegenheit kann man am beſten die äußerſt vortheilhafte Nationaltracht der Siebenbürger Ungarn und Szekler betrachten, die mit unbedeutenden Abweichungen ein und dieſelbe iſt. Zu den Beſonderheiten eines Volkes, zu dem, was ſein individuelles Leben, ſeine Nationalität bildet, gehört unſtreitig auch ſeine Tracht, und jede Gleichgültigkeit dagegen zeugt von einer Abnormität dieſes Lebens. Man braucht das nationale Selbſtbewußtſein gerade nicht in einem Kalpak (ungariſchem Hut) ausgedrückt oder das politiſche Leben nur in klirrenden Sporen aufblühen zu ſehen, aber wenn das Landvolk die alte Tracht nicht in die Rumpelkammer wirft, ſo iſt das keine Demonſtration, die aus kindiſchem

Uebermuthe entſprang, ſondern ihren Grund in dem friſch-pulſirenden nationalen Leben hat und nur in Verbindung mit dieſem beurtheilt werden darf. Im Hochzeitszug fällt beſonders die Tracht der Braut und der Jungfrauen auf. Vom glatt-geſcheitelten Haupte, das bei der Braut ein Blumenkranz ſchmückt, fallen zwei lange mit bunten Bändern durchzogene Zöpfe in den mit farbigen Perlenſchnüren geſchmückten Nacken; ein am Buſen tief ausgeſchnittenes Mieder ohne Aermel aus Sammet und mit farbiger Wolle durchſtickt, bedeckt enganſchließend den Oberleib, während die bauſchigen, durchſtickten Hemdärmel, am Handgelenk mit Bändern umwunden, im Luftzug flatternd ſich hin, und herbewegen; ein farbiger, faltenreicher Kittel fällt bis zur Mitte des Unterſchenkels herab und läßt die rothen, gelben oder ſchwarzen zierlichen Stiefelchen erblicken; eine faltige weiße oder farbige Schürze, mit reichen Franſen beſetzt, vollendet den Anzug. Die verheiratheten Frauen tragen eine Aermeljacke und dunkelfarbige Kittel und bedecken ihr Haupt mit einem Kopftuch oder einer ſchwarzen Spitzenhaube. Das Koſtüm der Männer iſt einfacher als das der Weiber. Das erſte Attribut des Männeranzuges iſt das ſtraffe Beinkleid, das ſich eng an das Bein anſchmiegt, an den beiden Nähten mit breiten ſchwarzen, bisweilen rothen oder grünen Schnüren, den ſogenannten „sujtás“, beſetzt und am Vordertheile des Oberſchenkels mit dem ſo-genannten „vitézkötés“, einer reichen, in Form eines geſpitzten halben Achters angebrachten Verſchnürung, geziert. Die Bein-kleider, aus Ziegenhaar oder Schafwolle verfertigt, ſind einfarbig, weiß, grau oder dunkelblau; ſie werden in hohen, auf der Röhre bisweilen auch mit Franſen gezierten Stiefeln oder von ärmeren Leuten in Bundſchuhen getragen. Das knapp an den Hüften ſchließende Gilet iſt aus dunklem Tuchſtoff verfertigt und mit zahlreichen blanken Metallknöpfen beſetzt und reich verſchnürt. Um den Hals trägt man eine zumeiſt ſchwarze Seidenſchleife,

mit goldenen, ſilbernen oder buntfarbigen Franſen beſetzt; das Tuch wird nur ſelten, wie man ſagt, „in Maſchen gebunden“ und hängt loſe über die Bruſt herab. Ein niederer, runder, mit breiten hochaufgeſchlitzten Krempen verſehener Hut, der mit breiten Bändern eingefaßt und mit einer langen Bandſchleife, vorne zumeiſt mit einer großen Pfauenfeder geziert iſt, vollendet den Anzug. — Alſo feſtlich angethan erreicht der Hochzeitszug die Kirche. Wenn es der Braut bei dieſem Kirchgang in den Kranz ſchneit, ſo wird ſie in ihrer Ehe ſehr reich und glücklich; regnet es ihr aber in den Kranz, ſo wird ſie im Eheſtande viel weinen. Auf dem Wege zur Kirche darf weder der Bräutigam noch die Braut ſich unterwegs umſehen, denn ſonſt ſehen ſie alles Unglück, das ſie im Eheſtande treffen wird. Während der Trauung muß die Braut von dem in der Taſche mitgenommenen Brotſtückchen einige Krümchen heimlich auf die Altarſtufen fallen laſſen, damit ſie im Eheſtande keinen Mangel an Brot finde; und bevor ſie nach der Trauung aus der Kirche ins Freie hinaustritt, muß ſie mit ihrem Speichel unbemerkt ein Kleidungsſtück ihres Gatten beſchmieren und dabei den Spruch flüſtern: „In Ewigkeit denke mein! Ein Theil meines Leibes ſollſt du ſein! Ein Theil meines Herzens ſollſt du ſein, damit wir uns Beide des Lebens freu'n!“ — Nach der Trauung kehrt der Hochzeitszug ins Haus der Braut zurück, wo der Hochzeitsbitter den Eltern der Braut eine gereimte Rede hält, in der er ſich im Namen des Bräutigams für die „Erziehung der Braut zu einer trefflichen Hausfrau“ bedankt; dann ſtreut man in einigen Ortſchaften Feldfrucht und Aſche auf die Thürſchwelle, über die hinweg das junge Paar in die Stube eintritt, „damit es künftighin in Freud' und Leid treu verbunden bleibe“. Bei den Klängen der Zigeunermuſik beginnt die Jugend den altherkömmlichen Tanz, den Brauttanz, zu tanzen, wobei Jeder mit der Braut tanzen muß und dafür dem Bräutigam eine

Geldmünze zu zahlen hat. Nach dieſem Brauttanz beginnt das Gelage. Bei dieſer Gelegenheit hat der Dorfſchulmeiſter und der Hochzeitsbitter bei jeder neuen Speiſe, die den Gäſten vorgeſetzt wird, einen Vers herzuſagen, der des Unſinnigen ſelbſtverſtändlich gar viel enthält, z. B. beim Kraut heißt es:

Luſtig, luſtig iſt die Braut!
Luſtig ſind wir: ſehn wir Kraut!
Kraut, o Kraut, du edle Speiſ',
Billig doch iſt heut dein Preis!
Viel zu eſſen iſt nicht geheuer,
Denn dann iſt dein Preis ſehr theuer:
Müſſen dann bei Seite laufen,
Wenn wir auch noch Wein drauf ſaufen u. ſ. w.

Eine gewiſſe Derbheit, die ſich an dieſe Reime knüpft, kann hier weniger als ſonſt auffallen. Dieſelben vielleicht aus „äſthetiſchen Gründen" ſtillſchweigend zu übergehen, hieße ein gutes Kapitel der Volkskunde naſerümpfend überſchlagen. „Das Volk trägt eben keine Handſchuhe und ſein Wort kann unſauber ſein; aber es giebt Barbaren in lackirten Stiefeln, und deren Wort iſt glatt und ſchlüpfrig zugleich." Und „ſteigt dann der Wein in den Kopf" der Leute, ſo nehmen die „Begrüßungsreime und Segnungsformeln" gar kein Ende. Sie ſind, wie bei jedem Volke, wegen ihrer Alltäglichkeit und Abgenütztheit ſelten wörtlich zu nehmen, „vielmehr in der Regel als verſtärkter Ausdruck der Bewunderung aufzufaſſen". Eltern und Ureltern, Kind und Kegel, Haus und Hof des Mannes, dem der Trinkſpruch gilt, werden dabei „geſegnet". Bewunderungswürdig erſcheint dabei „die ruhige Gelaſſenheit, mit welcher ſich ein Bauer bei Trinkſprüchen dicke Schmeichelworte ins Geſicht ſagen läßt". Die Sache erklärt ſich aber dadurch, daß der große Wortſchwall kaum einen höheren Werth hat, als unſere abgedroſchenen Redensarten: „ich habe die Ehre, Ihr gehorſamer Diener, u. ſ. w." [13]

Bricht endlich die Nacht heran und zieht ſich das junge Paar ins Brautgemach zurück, ſo beginnt der Polterabend, indem die Gäſte unzählige irdene Töpfe unter den Fenſtern der Brautkammer zerſchellen und ſo lange ihr Gejohle fortſetzen, bis das junge Paar wieder erſcheint und durch „friſchangezapften Wein die Herzen beſänftigt".

Am nächſten Tage werden dann die Sachen der jungen Frau in ihre neue Wohnung mit Geſang und Muſik überführt, wo dann das Gelage fortgeſetzt wird und am dritten Tage das Hochzeitsfeſt mit der ſogenannten „Lumpenſuppe" (korhelyleves), einer mit ſaurer Suppe überbrüten Wurſt, ihren Abſchluß findet. —

Bald betritt das junge Ehepaar die Bahn, die ſeine Eltern und Altvordern in Ehren beſchritten haben. Schwere Arbeit um kargen Lohn, Mühen und Plagen, Qual und Leiden bleiben ihm nicht vorenthalten: immerhin aber gedeiht die „Wirthſchaft" unter den Händen der tüchtigen Hausfrau und des fleißigen Gatten, der bei ſchmaler Koſt tagtäglich rüſtig fortarbeitet, „das Weib ſoll nur guter Art ſein; für das Uebrige ſorgt ſchon Gott", dies iſt ſein Sprichwort. Iſt aber das Weib „nicht von gutem Schlage" und geht die Wirthſchaft den Krebsgang, dann wird der Mann mit der Zeit gewöhnlich ein Sauf- und Raufbold, mit dem das Dorf ſeine liebe Plage hat; dann hört man ihn Tag und Nacht in der Schenke ſingen:

Seit ich in das Joch der Ehe kam,
Iſt mein Herz voll Leid und Gram;
Dieſe Heirath nagt mir an dem Herzen,
Kenne jetzt nur bittres Leid und Schmerzen.

Freund, die Mutter ſieh' dir an genau.
Dann erſt nimm die Tochter dir zur Frau;
Iſt die Alte nicht von gutem Schlage,
Haſt du mit der Jungen deine Plage![14]

Bald ist der letzte Funke ehelicher Zuneigung zerstoben, und das Weib „geht dann auch seine eigenen Wege", „Trost bei Anderen suchend". Dann gilt im wahren Sinne das Lied:

Muntres Sommerbächlein
Rauscht im Winter nimmer;
Schatz, mein müdes Herze
Sehnt nach dir sich immer.

Abend will es werden,
Bald leg' ich mich nieder,
Ungeliebten Gatten
Muß ich herzen wieder.

Herz' ich ihn: schlaff werden
Meine Arme, beide;
Küß' ich ihn: dann muß ich
Weinen stets vor Leide![15]

Haus und Hof ist bald den Gläubigern „verpfändet", Noth und Elend „guckt aus allen Löchern hervor", und gar bald erzählen sich voll Freude die Dorfbewohner, daß N. N., „der große Raufbold, hinaus in die Walachei, seine Frau aber bei irgend einer Gutsherrschaft in den Dienst getreten sei". Solch' „traurige Geschichten" gehören unter den Ungarn und Szeklern Siebenbürgens leider nicht zu den Seltenheiten. Die Chronik eines jeden Dorfes verzeichnet jährlich einige solcher Fälle.

Geht aber die „Wirthschaft ihren guten Weg", dann gedeiht Haus und Hof; die Familie vermehrt sich, und wenn ein Jahr nach dem anderen ausgeklungen, dann hört der von schwerer Arbeit abends auf der Hofbank rastende Mann das Spiellied seiner Kinderzeit von den eigenen Kindern singen, während die Hausfrau die Ziegen oder Schafe melkt:

Láttad-e, láttad-e azt a bárányt,
Kit apám vett a vásáron,
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahst du, sahst du jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft,
Für halbes Geld, halben Groschen?
Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahst du, sahst du jenen Wolf,
Der aufgefressen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft,
Für halbes Geld, halben Groschen?
Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e azt a puskát,
Ki meglötte azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt,
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahſt du, ſahſt du jene Flinte,
Die erſchoſſen jenen Wolf,
Der gefreſſen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft
Für halbes Geld, für halben Groſchen?
Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e azt a bikát,
Ki megölte azt a puskát,
Ki meglötte azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt.
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahſt du, ſahſt du jenen Stier,
Der zerbrochen jene Flinte,
Die erſchoſſen jenen Wolf,
Der gefreſſen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft
Für halbes Geld, für halben Groſchen?
Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e a mészárost,
Ki levágta azt a bikát,
Ki megölte azt a puskát,
Ki meglötte azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt,
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahſt du, ſahſt du den Fleiſchhauer,
Der erſtochen jenen Stier,
Der zerbrochen jene Flinte,
Die erſchoſſen jenen Wolf,
Der gefreſſen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft
Für halbes Geld, für halben Groſchen?
Melk' es, Mutter, melk' es![16]

Nach Goethes zutreffendem Wort: „Tages Arbeit, abends Gäſte, Saure Wochen, frohe Feſte" — ſo ſpielt ſich das Leben im einſamen, weltverſteckten Dorfe ab, und ehe ſich das Ehepaar „verſieht", ſo hat es ſchon verheirathete Kinder, und Enkel umgeben es. Dann kommen die Tage der Gebrechen; der Arm, der ſo manchen Tannenbaum mit einigen Beilhieben gefällt hat, wird ſchlaff; die Füße, die ſo oft die unwirthlichen Gebirgshöhen erklommen, verſagen den Dienſt, und nun ſitzt der Greis tagtäglich draußen „in der Sonne, um ſeine eiskalten Glieder zu erwärmen". All die Wonne und all das Leid, das er mit ſeiner „ſeligen Frau" durchkoſtet, zieht dann an ſeiner Seele vorüber. Seine Frau iſt ihm „vorangegangen und harrt ſeiner dort draußen im Garten des Herrn"; er weiß es, daß „die Deichſel ſeines Wagens nach auswärts ſteht", daß er bald bei

ſeiner Frau ruhen wird. Und kommt der Winter ins Land, da muß der Greis das Bett hüten und ſeine „Lebenskraft“ nimmt von Tag zu Tag immer mehr ab. Kinder und Enkel haben ſich an den „berühmten Heilkünſtler“ des Nachbardorfes um Hülfe gewendet, und dieſer hat dem Greis „gegen das Fieber“ fünf Zettel gegeben, worauf folgendes geſchrieben ſtand: „N. N., aus dem Dorfe N., geboren am 15. Juli 1820, hat das drittägige Fieber. Hiermit ermahne ich dich, daß du ihn binnen acht Tagen verlaſſen ſollſt, widrigenfalls ich dich feſſele, dörre, in den Ofen werfe, verbrenne und in den Wind ſtreue!“ Von dieſen fünf Zetteln legte man jeden Tag einen auf den Kaminſims und am achten Tage warf man ſie alle ins Feuer. Auch dies half nichts, und als der Geiſtliche dem Kranken die letzte Oelung gegeben hatte und man die dabei gebrauchte Kerze auslöſchte, zog der Rauch nach unten und nach der Thür zu. Da wußten denn die Hausleute, „daß Väterchen bald ſterben müſſe“, und trafen ſchon Vorkehrungen für die Leiche. Am nächſten Tage lag auch der Greis in ſein Feſtgewand gekleidet im einfachen Bretterſarge. Man ſteckte ihm ein grünes Reis einer Zimmerpflanze unter das Kiſſen, damit er ſich nicht zurück auf die Erde ſehne, und jedes ſeiner Familienmitglieder hat ſeine Fußſohlen mit der Hand berührt, damit er „keines der Hinterbliebenen bald abhole“. Dann wird am dritten Tage der Sarg von den Nachbarn hinaus auf den ſchneebedeckten Friedhof getragen und ins Grab geſenkt. Die Hinterbliebenen haben eine Handvoll Erde vom Grabhügel mit ſich genommen und zu Hauſe im Hofe verſtreut, damit „der Todte ſie nicht beſuche“ und „die Krankheit aus dem Hauſe weiche“. Denn auch hier begegnen wir, wie einem rothen Faden, der ſich durch den Volksglauben hindurchzieht, der Vorſtellung von der Krankheit als einer Perſon, als einem Krankheitsdämon. —

So hätten wir denn im Buche des äußeren und inneren

Lebens der Szekler und Ungarn Siebenbürgens flüchtig geblättert und so manches Bekannte, aber auch manches bei uns Unbekannte in Sitte und Brauch dieser Völkerschaften des transsilvanischen Hochlandes gefunden. Die zwölfte Stunde wird für die Volkskunde auch in Siebenbürgen gar bald schlagen, und es ist die höchste Zeit, auf diesem Gebiete eine Thätigkeit zu entfalten, die dem Forscher so manche goldene Frucht bringen wird. Dabei ist in erster Reihe nicht zu vergessen, daß so manche Probleme der Ethnologie bisher beiseite geschoben wurden, weil sie selbst Näherstehenden unauffällig oder gar gleichgültig waren. Kein Wunder also, daß man sich nur mit oberflächlicher Kenntniß selbst solcher Punkte zu begnügen pflegte, welche, wie unser Altmeister Ad. Bastian sich ausdrückt: „zu wesentlichen Kern- und Lebensfragen sich gestalten, sobald das Studium in die durch die Masse der Einzelheiten vorgelegten Aufgaben ernstlich einzudringen beginnt". Besonders bei Rücksichtnahme auf den Aberglauben gerieth man bei den Völkerschaften Siebenbürgens von Anfang her in Widerspruch mit den übrigen Kardinalpunkten ethnologischer Forschung, indem man die Offenbarung einer „Volksseele" überall wahrnahm, aber nur in dieser Richtung nicht bemerken konnte oder — wollte, indem man dabei die für Völker, auf hoher Kulturstufe stehend, gültigen Aequivalente auf eine von überfeinerten Kulturergebnissen noch nicht oder nur zum Theil überfluthete Glaubenssphäre anwandte. Freilich bei den Deutungen solcher uralter Vorstellungen, auf denen auch der Aberglaube fußt, und die zum Theil vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht sind, kann gar leicht mancher Irrthum unterlaufen, wenn man bei Klärung idealistischer Fragen, die im Völkerleben von jeher als treibender Faktor gewogt haben, sich zu sehr auf Einzelheiten erstreckt. Nur da werden solche Deutungen am zuverlässigsten sein, wo sie auf den Ursprung der Vorstellungen zurückgehen, wo eben die einfachsten Vor-

ſtellungen liegen, die, dem Kulturfortſchritt des betreffenden Volkes entſprechend, immer wieder als Grundſtoffe des Volksglaubens vorkommen und eben durch ethnologiſche Forſchung ihrer Kulturtünche entkleidet werden müſſen. Je mehr dies gelingt, deſto leichter können wir uns in den gewaltigen Anſchauungen längſtvergangener Geſchlechter und noch lebender Völker zurechtfinden, deren Fluge wir Menſchen mit vorwiegender Verſtandesauffaſſung nur mit Mühe nachfolgen können.

Anmerkungen.

[1] S. die Aufsätze von Rethy, Nagy, Munkacsy in der ungarischen Zeitschrift „Ethnographia“ I. Bd. 1890.

[2] Vgl. meinen Aufsatz: „Zu den drei Mareyen“ in der „Germania“ 22. Bd. 130. S.

[3] S. darüber Trencseny L. in der „Ethnographia“ S. 327 ff.

[4] Vgl. Fr. Kosma, in den Berichten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, 1882, Bd. X. Nr. 12. S. 35.

[5] S. Kosma a. a. O. S. 36.

[6] Aehnlich ein Spiel der Zigeunerkinder; vgl. mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolke u. s. w. (Hamburg, Verlagsanstalt 1890) S. 139.

[7] Originaltext in Kriza's: Vadrószák (wilde Rosen) 341.

[8] Originaltext bei Erdelyi: Népkölt. gyüjtemény (Samml. von Volksdichtungen) S. 59.

[9] Originaltext bei Kalmany: Koszoruk u. s. w. S. 112.

[10] Originaltext dieses „Tageliedes“ bei Erdelyi a. a. O. S. 23.

[11] Originaltext von mir mitgetheilt in Ant. Herrmanns Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn 1. Bd. 3. Heft.

[12] Originaltext bei Kalmany a. a. O. 99.

[13] Vgl. F. S. Krauß, Orlovic, der Burggraf von Raab u. s. w. S. 101.

[14] Originaltext ist bei Erdelyi a. a. O. 83, vgl. das deutsche Sprichwort: „Ist die Mutter gut von Sitten, magst du um die Tochter bitten“; ein rumänisches bei J. K. Schuller, Aus der Walachei (Hermannstadt, 1852) S. 52.

[15] Mitgetheilt in der Uebersetzung meiner Schwester Olga; Originaltext bei Arany-Gyulai, Népk. gyüjtemény II. 92.

[16] Dies „Kettenliedchen“ ist vom vergleichend litterarischen Standpunkt interessant und deshalb auch der Originaltext mitgetheilt.

Grabdenkmal des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen im Dom zu Erfurt.

Nach einer photographischen Aufnahme von Biffinger & Dittmann in Erfurt.

Digitized by Google

Die Sage

von der

Doppelehe eines Grafen v. Gleichen

mit Bezugnahme

auf die Geſchichte der Burg und Grafſchaft Gleichen.

Vortrag,

gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein zu Arnſtadt

von

Carl Reineck
in Arnſtadt.

Mit einem Titelbild in Lichtdruck.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Am Fuße des Thüringer Waldes, da, wo seine letzten Ausläufer, langgestreckte Hügelketten, sich ins Thal hinabsenken, um ihren Abschluß theils in den sandreichen Seebergen, theils in dem bis an die Vorstädte Erfurts reichenden Steiger zu finden, liegt ein gesegnetes Land. Ueppige Fluren, die wie ein buntgewebtes Tuch dasselbe bedecken, wechseln mit sanftansteigenden Höhen; die Abhänge der Bergkegel umkleidet Steineichengehölz, und von ihren Gipfeln schauen traumverloren die Ruinen alter Burgen.

Ununterbrochen und gleichmäßig, wie die Pendelschläge der wechselnden Zeit, haben sich in dieser stillen Niederung die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner erhalten. Wie einst der Ahne, so zieht heute noch der Enkel seine Furchen, übergiebt denselben beim Gesang der Lerche die Saat und birgt nach der Sonnenwende die gereifte Frucht. Ein ewiger Kreislauf, ein stimmungsvolles Bild friedlicher Werkthätigkeit!

Abweichend von demselben wirkt aber das Hochland, die von Arnstadt, dem Arnsberg und Eulenberg sich hinziehenden Hügel mit ihren bald eintönigen, bald mit den bunten Adern der Keuperformation durchzogenen Berghängen.

Als wären es rollende Wellen, die ihren Lauf in die unbekannte Ferne nehmen, folgt ihnen das Auge des Wanderers,

ſeine Gedanken gleiten abſeits, und im Banne des Zaubers, welchen der romantiſche Hintergrund, die herübergrüßenden Bergſchlöſſer Wachſenburg, Mühlberg und Gleichen, ausübt, ſieht er tief hinein in das dämmervolle Reich der Vergangenheit!

Die Hügel erzählen ihm von Tagen, wo ihre Abhänge, mit zahlreichen Reben beſetzt, der erſchöpften Kraft eines anſpruchsloſen Geſchlechts das belebende Agens lieferten, wo, ſtatt tiefer Stille, der Zuruf fröhlicher Winzer ihre Höhen belebte und das Lied derſelben die letzte Bütte begleitete, welche traubengefüllt im Herbſte heimwärts getragen wurde.

Die alten Burgen aber treten als Zeugen einer Zeit vor ſeine Augen, in welcher allein die Schutz- und Trutzfähigkeit feſter Mauern die Grenze beſtimmte, bis zu welcher ſich das Hoheitsrecht oder — die Willkür ihrer Beſitzer äußern durfte.

Längſt haben ihre Herren dieſelben verlaſſen und ſich dem zwingenden Geſetz der Wandelbarkeit alles Irdiſchen gebeugt, längſt mußte ſich die rohe feudale Gewalt den Rechtsbeſtimmungen einer einſichtsvolleren Zeit unterwerfen; wie energiſch und nachdrücklich ſich dieſelbe aber äußern konnte, bezeugen heute noch die Mauern und Thürme, die kaum dem Anſturm der Zeit nachgeben wollen, geſchweige dem Angriffe menſchlicher Macht einſt weichen mochten.

Die drei Gleichen, welche weder einer Familie angehörten, noch gleiche Schickſale hatten, bilden von gewiſſen Punkten aus geſehen, z. B. zwiſchen Wandersleben und Haarhauſen, ein faſt regelmäßiges Dreieck und mögen deshalb mit jenem Kollektivnamen bezeichnet worden ſein. — Wie drei kampfesmüde Recken, welche nach heißem Streit den Platz behaupten, ſchauen ſie von den Bergen und gedenken wehmüthig der Tage des Glanzes, welche einſt an ihnen vorüberzogen.

Die eine derſelben, die Wachſenburg, war weniger eine ritterliche Veſte. Früher ſtand an ihrer Stelle ein Nonnenkloſter,

ſpäter erbaute daſelbſt die Abtei Hersfeld ein Kaſtell und beſetzte es mit Mönchen. Bis 1368 ſehen wir die Burg im Beſitz der Schwarzburgiſchen Grafen, die ſie an die Landgrafen von Thüringen verkauften, und ſchließlich fiel ſie an den berüchtigten Apel Vitzthum, dem ſie 1452, ſeitens der Erfurter, eine längere Belagerung und endliche Einnahme verdankte. Jetzt gehört ſie bekanntlich dem Herzogthum Gotha an.

Die andere, das Mühlberger Schloß, oder die Mühlburg, welche man über den nach Nordweſt ſich hinſtreckenden Bergrücken erreicht, auf deſſen äußerſtem Vorſprung ſie liegt, nimmt in weit höherem Maße das Intereſſe des Wanderers in Anſpruch. Obſchon dem Verfall nahe, ſtellt ſie das ſchönſte Bild einer mittelalterlichen Ruine dar, aus welcher ein gewaltiger Thurm mit wohlerhaltener Krone emporragt.

Sie iſt unſtreitig die älteſte der drei Gleichen, und das Geſchlecht der Grafen von Mühlberg, unter welchen der letzte, Meinhardt V., weil er den Erfurtern, die ihm undankbar begegnet waren, am Allerheiligentag 1236 einen Bürger von der Straße wegraubte, mit der Acht belegt wurde, ſaß ſchon im elften Jahrhundert auf dieſer Burg. Später kam das Schloß in den Beſitz der Landgrafen von Thüringen und endlich, nachdem es durch viele Hände gegangen war, an die Krone von Preußen.

Poſitives von einer Einnahme desſelben berichtet keine Chronik, und wer einmal innerhalb der rieſigen Steinmaſſen geſtanden und den Cyklopenbau betrachtet hat, iſt darüber nicht erſtaunt. — Vielleicht liegt darin die Gewähr für ſeine fernere Widerſtandsfähigkeit, vielleicht auch eine Beruhigung, daß dieſe ſchöne Ruine noch lange vor Vernichtung oder vandaliſchen Gelüſten, ihre Steine profanen Zwecken dienſtbar zu machen, bewahrt bleibt. Mit ſolchem Wunſche ſcheidet der ſinnige Wanderer von ihr und wendet ſich Burg Gleichen zu, welche gegenüber, auf einem 1174 Fuß hohen Bergkegel, emporragt.

Eine kurze Wanderung, und man befindet ſich am Fuße derſelben, vor dem Gaſthauſe, welches nebſt einigen ökonomiſchen Gebäuden, ſowie dazu gehörigen Ländereien, neben dem Schloßberg liegt und „das Freudenthal“ genannt wird. Hier ſteht man auf hochromantiſchem Boden, geweiht durch eine der lieblichſten Sagen Thüringens, die ſich ſowohl hier wie auf der naheliegenden Burg abſpielte und dem alten Gemäuer mit ſeinen traulichen Linden den Stempel tiefer Poeſie aufdrückt.

Die Sage, einfach und ſchlicht, wie ſie ſich im Munde des Volkes erhalten hat, lautet:

Als Kaiſer Friedrich II. im Jahre 1227 einen Kreuzzug gegen die Sarazenen unternahm, folgte ihm auch Landgraf Ludwig der Heilige mit einer auserleſenen Zahl edler Ritter aus Thüringen. In Sizilien ſtieß er zur Armee des Kaiſers und begab ſich mit demſelben nach Brindiſi, um ſich von dort aus mit den übrigen aus Europa erwarteten Rittern nach Paläſtina einzuſchiffen.

Indes dieſes ferne Ziel ſeiner Reiſe ſollte er nicht erreichen; noch vor der Abfahrt überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, er mußte zurückbleiben und ſeine Edlen, unter denen ſich auch Graf Ernſt von Gleichen befand, allein ziehen laſſen.

Dieſer Ernſt, ein Mann von hoher Geſtalt und ritterlicher Geſinnung, war aber ganz geeignet, das Panier ſeines fürſtlichen Herrn weiterzutragen und ſiegreich vor den Ungläubigen zu entfalten. Begeiſtert von der Idee, für welche er ſein Schwert gezogen hatte, glänzte er bald durch heroiſche Thaten und war in kurzem der Schrecken der Feinde.

Einſt jedoch, als er ſich bei der Verfolgung derſelben zu weit vom kaiſerlichen Lager entfernt hatte, fiel er in einen Hinterhalt und wurde gefangen! Grauſame Behandlung ſowie entwürdigende Sklavenarbeit war nun ſein Los, und ein troſtloſes

Leben bis an ſein Ende wäre ihm beſchieden geweſen, wenn nicht nach Jahren ſein Schickſal, und zwar auf folgende Weiſe, eine freundliche Wendung genommen hätte.

Melechſala, die Tochter des Sultans, deſſen Sklave er war, hatte ihn bei ſeiner Arbeit bemerkt und, von ſeiner edlen Männlichkeit gefeſſelt, ſo lieb gewonnen, daß ſie ihn eines Tages nicht allein zum Mitwiſſenden dieſes zarten Geheimniſſes, ſondern gleichzeitig auch den Antrag machte, ihm, ſofern er geneigt ſei, ſie zu heirathen, zur Flucht verhelfen zu wollen.

Das war ein böſes Dilemma für den ehrenfeſten Ritter! Vor ſich das liebende Weib und die goldene Freiheit, im Herzen die Zweifelfrage, wie ſeine ſtrenge Hausehre wohl die Zumuthung, ihre ehelichen Privilegien mit einer zweiten jüngeren und dabei reizenden Genoſſin zu theilen, aufnehmen würde. Faſt hätte er verzweifeln mögen!

Doch Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen trugen endlich den Sieg davon. Graf Ernſt hoffte, daß wenn er den Fall dem mächtigen Oberhaupt der Kirche, dem Papſt vortragen, derſelbe ſeine Einwilligung geben werde, außer ſeiner bisherigen Frau noch eine zweite zu nehmen. Er ergriff mit Melechſala die Flucht und dieſelbe gelang.

Glücklich kamen ſie nach Rom und, wider Erwarten glücklich, erhielten ſie, nachdem Melechſala die Taufe empfangen hatte, von Seiner Heiligkeit Dispenſation bezüglich ihrer vorhabenden ehelichen Verbindung.

Nach zwölfjähriger Trennung von der Heimath ſah Graf Ernſt die grünen Berge Thüringens wieder und froh bewegt, wie ein Bild ſüßeſter Erinnerung, begrüßte er endlich die in der Ferne auftauchenden drei Gleichen. — Wäre doch nun auch noch die letzte Sorge, die Ungewißheit, wie ſeine Gemahlin die Mittheilung des Geſchehenen und Bevorſtehenden aufnehmen

Digitized by Google

werde, von ihm genommen! Solches Wunſches voll, trennte er ſich von Melechſala und ſtieg ernſt und beklommen zur Burg ſeiner Väter hinauf.

Doch wider Erwarten löſte ſich auch dieſer Knoten ſeines arg verſchlungenen Schickſals. Nicht allein, daß ihn die Gräfin glückſelig empfing, ſie zögerte auch, nachdem ſie den Hergang ſeiner Rettung und den Preis, um welchen ſie erfolgt war, erfahren, keinen Augenblick ihm zu verſichern, daß ſie bereit wäre, die zukünftige Ehegenoſſin freundlich zu empfangen; ja ſie trieb ſelbſt zur Eile, derſelben entgegenzugehen.

Unten im Thal, welches ſeitdem das Freudenthal genannt wird, fand die erſte Begegnung ſtatt, und dort beſiegelte die Gräfin durch die innigſte Umarmung mit ihrer Nebenbuhlerin, den Entſchluß, dieſelbe künftig als Mitgenoſſin ihres ehelichen Glückes zu betrachten.

Der entzückte Gemahl, ſo ſchließt die Sage, führte die großmüthigen, ſich bald innigſt liebenden Frauen zur Burg hinauf und dort verlebte das in der Chriſtenheit ſeltene dreifaltige Ehepaar die angenehmſten Tage, bis der Tod zuerſt die Morgenländerin, welche kinderlos blieb, und dann die Gräfin, welche, wie Sagittar, der Verfaſſer der Gleichenſchen Geſchichte, angiebt, fünf Söhnen und einer Tochter das Leben ſchenkte, hinwegraffte.

Im Peterskloſter zu Erfurt fanden ſie ihre Ruheſtätte! Ein ſtattliches Epitaphium, auf dem der Graf von Gleichen mit beiden Frauen — die Sarazenin gekrönt, die andere ohne fürſtlichen Schmuck — abgebildet iſt und welches ſich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts in der Südwand des Domes eingemauert befindet, bildet die Hauptrealität, welche dieſer merkwürdigen Begebenheit zu Grunde liegt. Halb Sage, halb Geſchichte, hat ſie die heftigſten Kontroverſen hervorgerufen und zwiſchen dem kindlichen aber zähen

Volksglauben und der Skepsis der Gelehrten Gegensätze geschaffen, die zu beseitigen noch keinem Forscher gelungen ist. — Auch wir wollen dieselbe in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen und versuchen, sie an der Hand geschichtlicher Ueberlieferung, sowie unter Benutzung darauf bezüglicher Urkunden und gewonnener Forschungsresultate näher zu beleuchten. Vielleicht gelingt es uns einigermaßen Stellung zu derselben zu nehmen und uns eine Meinung darüber zu bilden, ob es möglich ist, sie ihres sagenhaften Charakters zu entkleiden und ihr zur Bedeutung einer historischen Thatsache zu verhelfen.

Bevor wir uns aber in weitere Erörterungen dieses interessanten Gegenstandes einlassen, nehmen wir den Wanderstab zur Hand und steigen zur Burg hinauf, deren Zinnen uns seitwärts durch die Gipfel hoher Eichen und Buchen begrüßen.

Dicht hinter dem Gasthaus zum Freudenthal,[1] dessen Steinwerk, namentlich dasjenige seiner Grundmauern, vermuthen läßt, daß es so alt wie die Burg selbst ist und schon im zwölften Jahrhundert, also noch vor der Zeit, in welcher die Sage spielen soll, existirt hat, betreten wir den Fahr- oder Türkenweg, so genannt, weil ihn angeblich die Morgenländerin aus Erbarmen mit den armen Leuten, welche der Burg ihren Bedarf an Wasser zuführen mußten, mit Steinen hat bepflastern lassen. Er führt in langsamen Windungen, erst durch dichtes Unterholz, dann, das Freie gewinnend, unterhalb der mächtigen Ringmauern, zur Höhe.

Die Aussicht von hier aus ist entzückend.

Im Genuß derselben wird unser Empfinden lebendiger; leicht regen sich die Schwingen wanderfroher Begeisterung, und getragen von denselben schweift der trunkene Blick weit in die Ferne, — ostwärts über die Wachsenburg nach dem freundlichen Arnstadt, westwärts nach Gotha und südwärts

hinüber nach Mühlberg, über deſſen Häuſern ſich die zerklüfteten Mauern ſeines Schloſſes maleriſch vom Horizont abheben.

Der Geiſt hingeſchwundener Zeit umweht uns, und beeinflußt von demſelben — ſtill und gedankenverloren — langen wir endlich am erſten Thore der mächtigen Veſte an.

Jetzt hat die Burg überhaupt nur noch ein ſolches, daß aber früher deren zwei beſtanden — ein vorderes und hinteres, oder beſſer geſagt zwei aufeinanderfolgende —, erkennt man deutlich an dem Mauerreſt, welcher den Haupteingang maskirt und ſich bis zu einer Stelle erſtreckt, wo verſchiedene Ueberbleibſel von behauenen Steinen auf das Vorhandenſein einer Brücke und eines dieſelbe krönenden Ueberbaues hindeuten. Es findet dieſe Annahme auch eine gewiſſe Beſtätigung durch die erſte und älteſte Beſchreibung des Schloſſes, welche der Ohrdrufer Advokat und Steuereinnehmer Gleichmann giebt.

Dieſer, welcher verſchiedene Abhandlungen über die Gleichenſage veröffentlicht hat, beſtieg im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Burg, und was er da vorfand und berichtet, mag ſich als Ergänzung unſerer eigenen Beſchreibung mit derſelben verſchmelzen.

Noch vor Eintritt in die Burg ziehen wir ſchon Vortheil von dieſer Verbindung. Wir wenden den Blick nach der Mauer links und hören, was uns unſer alter Berichterſtatter bezüglich dieſer Stelle ſagt:

Vor dem erſten Thor, wo ich hineingekommen — er unterſcheidet alſo auch ein vorderes und hinteres —, ſieht man etliche Schritte vorher, zur linken Hand in der Mauer, einen liegenden Löwen mit aufgeſperrtem Rachen, faſt in Lebensgröße, von einem ganz dunkelbraunen Stein. Er macht eine recht entſetzliche Figur, iſt ſehr alt und wahrſcheinlich gleich bei der Erbauung der Burg mit in die Mauer eingefügt worden u. ſ. w. —

Von dieſem Löwen, zweifellos das einſtige Burgwappen, iſt heute nichts mehr zu bemerken; wohl ſieht man aber an betreffender Stelle ein großes Loch, aus dem das Bild wahrſcheinlich herausgefallen oder, wie Manche behaupten, von Schatzgräbern herausgebrochen worden iſt.

Wir gehen weiter!

Noch wenig Schritte durch das 24 Fuß lange Thorgewölbe, und der volle Zauber der alten romantiſchen Ruine umgiebt uns! In erſter Reihe geht derſelbe von dem in der nordöſtlichen Ecke liegenden 68 Fuß hohen gigantiſchen Wartthurm aus, den wir, vorübergehend an remiſenartigen, linksliegenden Räumen, welche Gleichmann als die einſtige Kanzlei und Küche bezeichnet, erreichen.

So recht ein Trutzbild der Vergangenheit ſteht er da. Die Steine nach den Fugen zu abgerundet, von oben nach unten geborſten, das Gefühl bei dem Wanderer hervorrufend, als müſſe er zuſammenſtürzen und ſeine tauſendjährige Exiſtenz aufgeben. In dieſer ſcheinbaren Hinfälligkeit hat ihn ſchon mancher Pilgergaſt geſehen und geglaubt, ſeine Tage, ja Stunden, ſeien gezählt. Doch er ſteht noch feſt, und vermuthlich werden noch viele Generationen kommen und gehen, ehe er in ſich zuſammenbricht!

Früher ſchloſſen ſich ihm rechts und links Mauern an, von denen Gleichmann berichtet, ſie hätten Löcher, als wäre Breſche in dieſelben geſchoſſen worden. Heute ſind ſie verfallen, wenigſtens erheben ſie ſich von der Tiefe des Wallgrabens nur noch bis zum Niveau des Burghofes, nicht über dasſelbe. Nur etwas abſeits, nach der Mitte des Hofes zu, ſteht noch ein Mauerreſt, in Form einer Pyramide, für deſſen Vorhandenſein man aber vergebens nach einer Erklärung ſucht. Gleichmann bezeichnet ihn als einen Schlot, womit er aber kaum Recht hat, denn dieſer Bau ſteht nur oberhalb, nicht unterhalb der Erde. Auch ſieht man nicht den geringſten Reſt von Ruß an ſeinen Wänden.

Die gewölbten Oeffnungen nach der südlichen und westlichen Seite lassen höchstens der Vermuthung Raum, daß es ein Back- oder Schmelzofen gewesen ist.[2]

Ein besseres Bild bietet das 94 Fuß lange, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts noch mit Dachstuhl und Ziegeln versehene Herrenhaus. Dieser stattliche Bau, dem sich früher nach der Thurmseite zu ein spitzwinkliges, nicht mehr vorhandenes Nebengebäude anschloß, zeigt in der unteren Etage elf, in der oberen vierzehn Fenster und ist, wie die neben dem Gleichenschen Wappen über der Thür angebrachte Jahreszahl 1588 andeutet, zu dieser Zeit entweder neu errichtet oder renovirt worden.

Eine breite gebrochene Treppe führte in das obere Stockwerk und den großen Saal, an dessen linke Seite ein geräumiges fünfeckiges Zimmer stieß. Nach der rechten Seite zu lagen einige kleine Gemächer und hinter diesen, wie Gleichmann ebenfalls berichtet, die sogenannte Junkerkammer, in welcher früher die bekannte dreischläfrige Bettstelle des zweibeweibten Grafen stand und gezeigt wurde.

Interessant wäre es, wenn wir nach kurzem Aufenthalt in der rechts vom Burgthor gelegenen uralten Kapelle, welche sich als solche durch mehrere besonders in der Höhe noch vorhandene Kirchenfenster charakterisirt und zweifellos den ältesten Theil der Burg bildet, auch noch die unter derselben sich hinziehenden, großen Keller betreten könnten. Das ist aber leider nicht mehr möglich, denn sie sind verfallen und erwecken in uns nur den Eindruck, daß sie sehr geräumig gewesen sein und außerordentlich dazu beigetragen haben müssen, durch Aufnahme großer Mundvorräthe die Widerstandsfähigkeit der Burg zu erhöhen.

Einen Brunnen besaß dieselbe ohnehin nicht; das Wasser mußte ihr, wahrscheinlich aus dem Freudenthale, zugeführt werden; ein Umstand, der, bei fortwährend sich steigerndem Bedürfnisse nach Bequemlichkeit, nicht unwesentlich dazu beigetragen

haben mag, daß die Grafen von Gleichen ihr Hoflager nur noch ſelten auf ihrer Stammburg aufſchlugen.

Immer ſtiller iſt es auf derſelben geworden, immer ſeltener hat die Fanfare des Thurmwarts ankommenden Gäſten oder trutzigen Feinden entgegengeſchmettert. Wo ehemals der Glanz eines der mächtigſten Dynaſtengeſchlechter Thüringens ſtrahlte, wo der gelöwte Leopard in der Burgſtandarte deſſen oberhoheitliche Rechte über zahlreiche Städte und Dörfer dokumentirte, regiert jetzt Schweigen, — herrſcht lautloſe Stille.

Dem fröhlichen Wanderer, wenn er durch das Burgthor in den Kreis der ehrwürdigen Ruinen tritt, ſtockt das Lied im Munde, ein Gefühl tiefer Ehrfurcht beſchleicht ihn, und wenn er den Blick von dem lieblichen Thüringer Land, welches ſich zu ſeinen Füßen ausbreitet und ein Bild ewig ſich erneuernden Lebens darbietet, zurückwendet auf das ihn umgebende Gemäuer, ſo ahnt er, daß es den Schatten einer faſt tauſendjährigen Vergangenheit auf ihn wirft.

Und tauſend Jahre mag es her ſein, daß hier das alte Geſchlecht der Grafen von Gleichen ſeinen Stammſitz aufgeſchlagen und die Burg erbaut hat.

Ob bei demſelben, wie behauptet wird, der Name Buſſo üblich war, ob daraus ein Zuſammenhang mit einem gleichbegüterten an der Grenze zwiſchen Thüringen, dem Eichsfeld und Sachſen ſeßhaften Geſchlechte, welches ebenfalls den Namen Biſo oder Buſſo geführt haben und im neunten Jahrhundert nach Thüringen übergeſiedelt ſein ſoll, gefolgert werden kann, mag dahingeſtellt bleiben.

In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts erloſch dieſes alte Geſchlecht, worauf die Burg zuerſt an den Grafen von Orlamünde und nach deſſen Tode an den Markgrafen Egbert II. fiel.

Als einer der Hauptrebellen richtete dieſer im ſogenannten

Zehntenkrieg mit noch anderen thüringiſchen Fürſten die Waffen gegen Kaiſer Heinrich IV., beantwortete deſſen Nachſicht und Gnadenbeweiſe mit unverzeihlichem Treubruch und brachte ihm am Weihnachtsabend 1088, vielleicht nicht ohne verrätheriſche Beihülfe, eine furchtbare Niederlage bei.

Unvergeſſen bleibt dieſer blutige während der Belagerung von Gleichen ſtattfindende Ueberfall, und heute noch glaubt man in dortiger Gegend ein verwittertes Steinkreuz als Erinnerungszeichen an denſelben deuten zu müſſen.

Markgraf Egbert überlebte ſeinen Sieg nur zwei Jahr. Nachdem derſelbe 1090, erſt 28 Jahre alt, ermordet worden war, kam Burg Gleichen an den Pfalzgrafen bei Rhein, ging dann durch deſſen Sohn Wilhelm als Geſchenk in die Hand des Kurfürſten von Mainz über und wurde endlich von dieſem den Grafen von Tonna mit allen Pertinenzien zu Lehen übertragen.

So oft vom elften Jahrhundert ab die Rede iſt, kommt nicht mehr der alte Stamm der Buſſo, ſondern das Grafenhaus von Tonna in Betracht.

Dasſelbe, welches ſich ſpäter in zwei Linien, „die Thüringiſche und Eichsfeldiſche", ſpaltete, war ſehr reich an Beſitz in liegenden Gründen. Nicht allein, daß ihm die Ober- und Unterherrſchaft Gleichen mit Ohrdruf, Wechmar, Schwabhauſen, Günthersleben, Ingersleben, Stedten ꝛc. — ſpäter an Sondershauſen und Hohenlohe fallend —, die Herrſchaft Tonna mit Gräfentonna, Burgtonna, Töttelſtedt, Bienſtädt ꝛc. — in den Beſitz Gothas übergegangen — und als Separatbeſitz das Stammhaus Gleichen mit Wandersleben und dem Afterlehen Ringhofen gehörte, ſein Beſitz wurde auch noch dadurch weſentlich vergrößert, daß Anfang des zwölften Jahrhunderts Ernſt I. von Mainz umfangreiche Güter auf dem Eichsfeld[3] empfing.

Dieſer Graf, welcher ſich advocatus Erpesfurtensis und ſpäter Voigt des Peterskloſters zu Erfurt, in welchem er auch

das Gleichenſche Erbbegräbniß ſtiftete, nannte, erweiterte überhaupt die Machtſtellung ſeines Hauſes außerordentlich und hob es zu der Bedeutung, die es mehrere Jahrhunderte in der Geſchichte Thüringens hatte. — Unter ſeinen Kindern, Erwin II. und Ernſt II., ſpaltete ſich, wie bereits bemerkt, das Grafenhaus in zwei Linien — in die Gleichenſche und Gleichenſteinſche —, Erwin bekam Tonna und Gleichen, Ernſt die Güter auf dem Eichsfeld. Kein Ereigniß von Bedeutung knüpft ſich aber an ihr Leben, und wir können raſch überſpringen auf Erwins Söhne Ernſt III. und Lamprecht II.

Lamprecht war der ältere und im Beſitze von Gleichen und Tonna. Ernſt dagegen fielen die Güter auf dem Eichsfeld zu. Seine Stellung war mehr eine ſekundäre, und wenn man die Urkunden aus ſeiner Zeit ins Auge faßt, ſo ſteht nicht allein ſein Name hinter dem von Lamprecht, ſondern beim Vollzug der wichtigſten derſelben, z. B. derjenigen von 1222, Verkauf ſeiner Güter an Kloſter Reifenſtein betreffend, ſagt er immer: Er thue es mit Zuſtimmung ſeines Bruders Lamprecht „Ernestus comes de Velsecke[4] coniventia fratris mei Lamperti comitis de Gleichen.“[5] 1162 datirt die erſte dieſer Urkunden, wo beide Brüder neben ihrem Vater als Zeugen auftreten.

Sie ſind die Zeitgenoſſen von Ludwig dem Heiligen, und auf Ernſt ſoll ſich die Sage vom zweibeweibten Grafen beziehen!

Von ihren Nachkommen, Heinrich I. und Ernſt IV., läßt ſich hiſtoriſch Wichtiges nicht viel mehr berichten. Die Glanzperiode des Gleichenſchen Hauſes war dahin, das geſchichtliche Intereſſe wird geringer und Sagittar ungenauer. Aus ſeinem Munde vernehmen wir nur noch, daß Albrecht I.,[6] ein Sohn Ernſt IV. und Erbe der thüringiſchen Beſitzungen, † 1292, ſeine politiſche Schwäche offenbarend, die Advokatur des Peterskloſters an Erfurt käuflich abtrat und daß Heinrich I., ein weiterer Beweis

der Hinfälligkeit der Gleichenſchen Macht, das Recht auf das Löwen- oder Lauenthor[7] in Erfurt an dieſe Stadt verkaufte.

Mit Heinrich II. — Enkel des Vorigen — ſtarb die Gleichenſteinſche Linie aus. Unter Hermann, dem Enkel Albrecht I., fand dagegen die Theilung des Gleichenſchen Stammbeſitzes ſtatt. Der eine ſeiner Söhne, Heinrich, übernahm dabei Tonna und gründete die Tonnaiſche Linie, welche 1426 ausſtarb; der andere, Ernſt pflanzte die Gleichenſche Linie fort, die mit Graf Johann Ludwig, welcher zuletzt in Ohrdruf reſidirte, 1631 erloſch.

Nur einmal noch leuchtete vordem der Name Gleichen in dem Grafen Siegmund I. auf. Derſelbe, ein ritterlicher kühner Mann, der von ſeinen Zeitgenoſſen „der Thüringer Teufel" genannt wurde, lebte im fünfzehnten Jahrhundert und ſtarb 1494. Wenn wir in die Betrachtung der Gleichenſchen Bigamie eintreten, wird er uns beſonders intereſſiren. Auch er war zweimal verheirathet, und ſein Heldenthum läßt es nicht unmöglich erſcheinen, daß er an Türkenkriegen theilnahm, welche im fünfzehnten Jahrhundert die chriſtliche Welt erſchütterten.

Sonſt war die Zeit von 1631—1794, in welcher die Grafen von Hatzfeld im Beſitze der Burg waren und ſie von einem Förſter bewohnen ließen, durchaus ereignißarm. Mit Erlöſchen dieſer Linie kam Burg Gleichen als ein eröffnetes Lehen an Mainz zurück und endlich in Beſitz der Krone Preußen.

Zwar einmal noch legte ein fremder Eroberer, der alles vergewaltigende Korſe, ſeine Hand auf ihre Mauern; ſein angemaßtes Beſitzrecht war aber nur von kurzer Dauer. Preußen nahm nach ſeinem Sturz die Burg wieder an ſich, und Friedrich Wilhelm III. ſchenkte ſie dem General von Müffling, deſſen Nachkommen ſie noch heute beſitzen.

Nachdem wir ſo in großen Zügen ein Bild von dem Urſprung, der Entwickelung und dem Erlöſchen des berühmten thüringiſchen Geſchlechtes entworfen und uns auf der Stätte,

wo es gelebt und gewirkt hat, umgesehen haben, ist es Zeit, daß wir das Hauptthema unserer Betrachtung, die Sage vom zweibeweibten Grafen, dem „comes bigamus“, wie ihn die Gelehrten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nennen, aufnehmen und den letzten Theil unserer Aufgabe, die Beantwortung nachfolgender Fragen zu erledigen suchen:

1. Wie ist die Sage entstanden und welche Denkmäler, Gegenstände, Bezeichnungen ꝛc. stehen mit derselben in Verbindung?

2. Darf man den ihr zu Grunde liegenden Vorgang, wie behauptet wird, in die Zeit des fünften Kreuzzuges verlegen und und annehmen, daß Ernst III. der comes bigamus gewesen ist? Oder

3. Kann man die Entstehung der Sage auf Grund der vorhandenen Ueberlieferungen auch noch auf andere Personen und Zeiten zurückführen?

4. Darf man z. B. nach dem Ergebniß dieser Fragen annehmen, daß dieselbe ihren Ursprung, anstatt im dreizehnten, erst im fünfzehnten Jahrhundert hat und mit dieser Ansicht die Ueberzeugung von ihrer Glaubwürdigkeit überhaupt verbinden?

Fassen wir zunächst die erste Frage ins Auge: Wie ist die Sage entstanden?

Von einer Beantwortung derselben in konkretem Sinne müssen wir selbstverständlich absehen; denn wie die Seerose auf schwankender Fluth sich der Berührung von Menschenhand entzieht und die dunkle Tiefe den Ort verschleiert, wo sie wurzelt, so findet auch das Auge des Forschers nur selten die historische Grundlage, von der sich ein sagenhaftes Gebilde einst abgelöst hat.

Wie aber die freischaffende Phantasie, durch Verbindung des zeitlich und räumlich Getrennten, durch Vermischung des Mythischen mit dem Historischen, die eigentliche Schöpferin der

Sage ist, so mag sie uns auch leiten für die Art und Weise ihrer Entwickelung, in vorliegendem Falle, ein wenigstens annäherndes Verständniß zu gewinnen. Vielleicht gelingt es uns auf diesem Weg, namentlich wenn wir dabei den vergleichenden Blick auf geeignete Vorbilder, z. B. auf die Heldensagen unserer Volksepen werfen, eine befriedigende Lösung dieser ersten Frage herbeizuführen.

Wir wissen, daß das innerste Lebenselement und den leitenden Gedanken jener Heldensagen „die Treue" bildete! Die Treue, welche in ihren verschiedenen Formen, sobald sie sich feindlich berührten, zu tragischen Konflikten führte, aber auch im Opfer der höchsten Güter, durch die im Mittelpunkt der Handlung stehenden Helden, zum edelsten Ausdruck gelangte! — Der Treue wurde jede Rücksicht untergeordnet; Kriemhilde vergaß die Bruderliebe über der Gattenliebe, der grimme Hagen opferte alles der Treue gegen seinen König, und bei Rüdiger mußte die Freundestreue weichen vor der Treue gegen seinen Herrn. Tiefinnerlich wie die aus solcher Wechselwirkung hervorgehenden Thaten uns heute noch berühren, mögen sie schon das Interesse der Generationen gefesselt haben, welche davon aus heimlichen Mären den ersten Eindruck empfingen. Es war unmöglich, daß sich derselbe mit ihrem Leben verflüchtigte, vielmehr begreiflich, daß er sich auf spätere Geschlechter fortpflanzte, von denselben je nach Zeit und Anschauung in Wort und Schrift festgehalten wurde und endlich durch poetische Bearbeitung die Form der Sage annahm, wie wir sie heute noch kennen.

Die Gleichensage, welche ihre Helden ebenfalls mit dem schönen Zug der Treue und Opferwilligkeit hervortreten läßt, im übrigen aber von vorerwähnten Beispielen abweicht und tragischer Momente, welche dieselben charakterisiren, entbehrt, mag ebenso entstanden sein. Der Vorgang, welcher derselben zu Grunde lag, war zu seltsam, als daß sein Eindruck auf die

Zeitgenoſſen erlöſchen konnte; im Gegentheil er übertrug ſich auf die Epigonen, und dieſe, angemuthet von der eigenartigen Liebeshiſtorie, ſorgten eifrig dafür, daß ſich dieſelbe mit mancherlei Zuthaten auf die Nachwelt vererbte und nach und nach zur Sage verdichtete.

Nur nach einer Richtung, wie ſchon bemerkt, unterſcheidet ſich die Gleichenſage von anderen, namentlich vorerwähnten epiſchen Ueberlieferungen.

Während letztere ſich zum Theil von dem Boden der Thatſachen abgelöſt haben und als rein geſchichtliche Vorgänge nicht beurtheilt werden können, hat die Gleichenſage, weil noch bis vor hundert, ja noch vor achtzig Jahren und ſelbſt bis auf unſere Tage, Denkmäler, Gegenſtände und Bezeichnungen beſtanden, die mit derſelben eng verbunden waren und ſich doch auch wieder in Widerſpruch mit ihrem Wortlaut ſtellten, die vielſeitigſten Deutungen und Zweifel ſeitens der gelehrten Welt erfahren.

Wie weit mit Recht oder Unrecht, wird die Unterſuchung ergeben, der wir im weiteren Verlaufe unſerer Betrachtung die Realitäten, welche mit der Sage in Verbindung ſtehen und weſentlich zur Richtigſtellung irrthümlicher Anſchauungen, wie zur Bekämpfung falſcher Behauptungen beitragen, zu unterwerfen gedenken.

Zuerſt nimmt in dieſer Beziehung ein Teppich die Aufmerkſamkeit in Anſpruch, welcher, wie Michael Sax, ein Tonnaiſcher Pfarrer berichtet, auf Burg Gleichen aufbewahrt und ſpäter, nachdem er als Heirathsgut an das burggräfliche Haus Kirchberg nach Farnrode gekommen, von Sagittar 1677 beſichtigt wurde. Dieſer Teppich war in acht Felder getheilt und enthielt die bildliche Wiedergabe alles deſſen, was der Graf von ſeiner Abreiſe aus der Heimath an bis zu ſeiner Wiederkehr erlebt hatte.

Sagittar meint zwar, ihm ſei derſelbe nicht ſehr alt vorgekommen, giebt aber auch gleichzeitig der Vermuthung Raum,

die Bilder könnten bereits auf einem älteren geſtanden haben und bei deſſen Unbrauchbarkeit mit gewiſſen Zuthaten — z. B. Feuermörſern — auf einen neuen verſetzt worden ſein. Eine Anſicht, die um ſo glaubwürdiger erſcheinen darf, als jener Pfarrer, Michael Sax, bei ſeiner Beſchreibung Wappen erwähnt, die Sagittar nicht mehr ſah.

Ferner exiſtirten und exiſtiren noch zwei Oelbilder, die ſich ehemals in Tonna befanden, ſpäter in der herzoglichen Kunſtkammer zu Gotha aufbewahrt wurden und jetzt auf der Wachſenburg gezeigt werden. Das eine ſtellt die Sarazenin, das andere den Grafen von Gleichen dar. Beide Bilder ſind ſehr alt, beide aber nicht alt genug, um, ſelbſt wenn die Oelmalerei ſchon früher erfunden geweſen und die Tracht der dargeſtellten Perſonen eine weniger willkürliche und phantaſtiſche wäre, auftauchende Zweifel bezüglich ihrer Originalität als ungerechtfertigt erſcheinen zu laſſen.

Ein Kreuz und ein Türkenbund, wie letzterer gewöhnlich von den Morgenländerinnen getragen wird, befanden ſich früher ebenfalls im Archiv zu Tonna. Jovius, der älteſte Gleichenſche Chroniſt, berichtet von denſelben, und Sagittar will ſolche noch zu ſeiner Zeit gegen 1660 in der Grafſchaft Spiegelberg geſehen haben.[8]

Wie dieſe Gegenſtände, ſo erinnert auch ein Prieſterornat, welches im Peterskloſter zu Erfurt aufbewahrt wurde, an die Sarazenin, denn ſie ſoll erſtere getragen und letzteres dem Peterskloſter, über welches bekanntlich die Grafen von Gleichen die Advokatur ausübten, geſchenkt haben.

Intereſſanter, wenn auch nicht werthvoller für den Nachweis unſerer Sage, iſt die dreiſchläfrige Bettſponde, welche einſt auf Burg Gleichen, angeblich von jenem Grafen mit ſeinen beiden Frauen benutzt wurde und erſt Anfang dieſes Jahrhunderts durch die Franzoſen ihre Vernichtung fand. — Aber auch hier

kann man Zweifel nicht unterdrücken, ob die Sponde, welche, wie vorbemerkt, vor ungefähr achtzig Jahren zu Grunde ging, dieſelbe ſein mag, wie ſie einſt Jovius und Sagittar, die Verfaſſer der Gleichenſchen Chronik und Geſchichte, am Anfang und Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſahen. Sie war von dicken ſtarken Stollen und rundem, gewölbtem Himmel gemacht; letzterer grün angeſtrichen und ziemlich baufällig.

Auch Gleichmann ſah 1725 die Sponde und fand ſie von gemeinem Holz, oben gewölbt und mit allerhand Farben bemalt, $4^3/_8$ Ellen lang und 3 Ellen breit; an dem noch vorhandenen Himmel eine den orientaliſchen Gewächſen ganz ähnliche Figur und an den Bettſtollen viel hundert Namen von Beſuchern.

Die man Anfang dieſes Jahrhunderts ſah, war nicht ſtark in Stollen, nicht grün von Farbe; nur ein plumpes Geſtell von vier tannenen Säulen, verbunden mit je einer $1^1/_2$ zölligen Bohle, nicht ganz neun Fuß lang und ſechs Fuß breit. Kaum groß genug für zwei, geſchweige für drei Perſonen!

Doch auch dieſer Ueberreſt aus der Sagenſphäre iſt von geringem Belang für einen folgerichtigen Nachweis der Sage ſelbſt. Den wichtigſten Anhaltepunkt für einen ſolchen giebt das Grabdenkmal, welches jetzt im Erfurter Dom ſteht und ſich früher als Krönung des Gleichenſchen Erbbegräbniſſes im Peterskloſter daſelbſt hinter dem Altar St. Barbara befand. Bis 1718 lag es auf einem fünf Fuß hohen Aufbau, der, wie Sagittar angiebt, mit Brettern bekleidet war, die auf einer Seite das Gleichenſche, auf der anderen Seite des Abtes Wappen, „einen gemalten Hahn", trugen. Nach dieſer Zeit, und zwar weil der Altar der heiligen Barbara auf die Seite der Kirche geſtellt wurde, ſenkte man das Denkmal in den Fußboden und bedeckte es mit Brettern. Schon vor dem dreißigjährigen Kriege nennen Berichterſtatter, darunter Hondorff (1577), die Sarazenin

auf dem Leichenſtein gekrönt (corona ornata), die andere Frau ſchmucklos, und Jovius, Rektor in Ebeleben bei Sondershauſen, der ehrlichſte und wackerſte Hiſtoriograph des Gleichenſchen Geſchlechtes, bemerkte auf dem Leichenſtein die Jahreszahl 1227.[9]

Dieſe Entdeckung des Jovius iſt von großer Bedeutung, denn wenn man heutigen Tages, ebenſo auch im vorigen Jahrhundert dieſe Jahreszahl nicht mehr entdecken konnte, wenn man, aber mit Unrecht, behauptet, es ſei nicht mehr der originale Grabſtein, derſelbe ſei wahrſcheinlich bei der Feuersbrunſt, die 1430 im Kloſter ausbrach, oder unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, während welchem 1632—39 die Benediktiner von den Schweden vertrieben wurden, zu Grunde gegangen;[10] wenn man ferner behauptet, im dreizehnten Jahrhundert haben in Deutſchland noch gar keine arabiſchen Zahlen exiſtirt, und Manche, raſch entſchloſſen, die Entſtehung des Epitaphiums, weil an der Wand neben demſelben ein Schild hing mit den Worten:

> Anno dei 1494 uff Sonnabend
> vor Letare ist verschieden der
> Edel Wolgeborn Herr Siegmund Graff
> zu Glichen.

ins fünfzehnte Jahrhundert verweiſen, ſo darf man doch ruhig dieſe Behauptungen als ſchwach begründet beiſeite legen und ſich bei der Zahl gleichwürdiger Gegenbeweiſe beruhigen, daß ſie nicht ausreichen, das Recht zu beſchränken, welches eine Reihe von Dichtern und Schriftſtellern in Anſpruch nimmt, die liebliche Sage nach ihrer — nach der Volksweiſe — aufrechtzuerhalten und auszuſchmücken.

Indes poetiſche Erzeugniſſe können in Fällen, wo es ſich darum handelt, der hiſtoriſchen Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, ſelbſtverſtändlich nur geringen Anſpruch auf Zuver-

läſſigkeit erheben. Sie führen in Summa vor, was Zeiten und Verhältniſſe zu verſchiedenartigen ſagenhaften Gebilden geſchaffen haben; das aber, was ſie uns im Geiſt erblicken laſſen, iſt weniger ein Element reiner zweifelloſer Thatſache, als ein Amalgam von Dichtung und Wahrheit.

Um beide voneinander zu trennen und namentlich letztere auf ihre Zuverläſſigkeit zu prüfen, müſſen wir andere Beweismittel zu Hülfe nehmen. Wir müſſen die Spuren und Zeugniſſe, die ſich wie hier, in Form von Urkunden, Monumenten und anderen Gegenſtänden erhalten haben, unterſuchen und, wenn es uns einerſeits wegen beſtehender Zweifel ſchwer fällt aus denſelben die nöthige Beweiskraft für die Richtigkeit der Thatſachen zu ſchöpfen, die klare Erkenntniß dadurch zu erlangen ſuchen, daß wir uns bemühen, feſtzuſtellen, ob die erhobenen Zweifel als berechtigt oder unberechtigt anzuſehen ſind.

Die Entſtehung der Sage, und damit gehen wir zu Nr. 2 der unſerer Betrachtung zu Grunde gelegten Fragen über: Darf man den Vorgang derſelben in die Zeit des fünften Kreuzzuges verlegen und annehmen, daß Ernſt III. der comes bigamus geweſen iſt? — wird, wie bereits bemerkt und hierdurch nochmals angedeutet werden ſoll, auf das dreizehnte Jahrhundert zurückgeführt. Nur wenige Berichterſtatter faſſen dafür eine andere Zeit ins Auge, und dieſe, da ſie meiſtens der Sage ſelbſt alle Glaubwürdigkeit abſprechen, oder dieſelbe ins fünfzehnte Jahrhundert verlegen, kommen vorläufig noch nicht in Betracht.

Kann man nun, nach Lage der Umſtände und Verhältniſſe, unter Reſpektirung der widerſprechenden Thatſachen und der jetzt vorliegenden Forſchungsreſultate, dieſe Frage, ſo wie ſie hier vorliegt, bejahen?

Wir glauben ſchwerlich!

Abgeſehen, davon, daß die Sage überhaupt erſt Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in die Oeffentlichkeit getreten iſt und

vorher wenig oder nur in beſchränkten Lokalkreiſen bekannt geweſen ſein kann, gedenkt ihrer kein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller (deren es allerdings auch nur wenige gab). Nicht einmal der thüringiſche Chroniſt Johannes Rothe, der ſonſt keinen romantiſchen Vorgang in Thüringen verſchweigt und der Romantik halber manches erfunden hat, was leider als wahr in die Geſchichte eingeſchmuggelt worden iſt, erwähnt ſie.

Ueber mehrere Einzelheiten des Kreuzzuges von 1227/28 exiſtirt ferner ein treuer Bericht von einem der mitziehenden Pilger, des Kaplans Ludwig des Heiligen, Ern Berlt (Berthold). Er nennt als Theilnehmer an dieſer Expedition alle Grafen und Herren, bis auf die Geheimſchreiber; dabei auch den Grafen Meinhard v. Mühlberg — aber keinen Grafen von Gleichen.

Da Berlt in den Mittheilungen aus dem Leben ſeines Herrn ſehr genau iſt, ſo muß ſein Schweigen über den Grafen von Gleichen auffällig erſcheinen.

Nicht minder merkwürdig iſt aber auch der Umſtand, daß Kaiſer Friedrich II., als er am 18. März 1229 den Reichsſtänden Bericht über den vollzogenen Kreuzzug erſtattete, dasſelbe Schweigen beobachtet. Er erzählt alle Einzelheiten ſeiner Erlebniſſe, z. B., daß der Sultan von Babylon das heilige Grab zurückgegeben und er dasſelbe ehrerbietig beſucht habe; von einem Grafen von Gleichen, der in Gefangenſchaft gerathen ſei, erwähnt er aber nichts.

Bei der hohen Machtſtellung, in der ſich damals das thüringiſche Dynaſtengeſchlecht befand, iſt es auffallend, daß ſich ſolche Stimmen nicht zu einer Klage erheben über das Unglück, welches einem ſeiner Häupter begegnete. Ebenſo auffallend iſt es, daß bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo doch ſo mancher Sänger die Harfe ſchlug und viel unbedeutendere Vorfälle beſungen wurden, das Gleichenſche Liebesidyll keinen Sänger gefunden haben ſollte!

Dieſe Thatſachen und das Fehlen irgend eines dieſen Fall berührenden päpſtlichen Breves in den vatikaniſchen Archiven ſind gravirende Beweiſe gegen die Sage — zunächſt ſoweit, als deren Entſtehung in das Jahr 1227 verlegt wird.

Abſprechender noch ſind die Urkunden, welche ſich an das Leben Ernſt III. knüpfen. Dieſe erweiſen faſt die Unmöglichkeit, daß derſelbe den ſagenhaften Liebesroman durchlebt hat, denn abgeſehen davon, daß, wie bereits erwähnt wurde, Ernſt mit ſeinem Bruder Lamprecht ſchon im Jahr 1162 in einer Urkunde, die Stiftung des Kloſters Reifenſtein betreffend,[11] neben ſeinem Vater als Zeuge fungirt hat, ſo wäre er, und wenn ſein Alter das von 12 Jahren damals nicht überſtiegen hätte, zur Zeit des Kreuzzuges von 1227 ſchon 77 Jahr alt geweſen; ein Alter, welches ein junges Weib gewiß zu keinen Liebesempfindungen begeiſtern und erheben kann.

Die einzige Möglichkeit, daß Ernſt der comes bigamus ſei, läßt ſich noch darin finden, daß er den Kreuzzug von 1188 mitgemacht und hier das Abenteuer erlebt habe. Aber auch nach dieſer Richtung läßt ſich ein abſprechendes Moment finden. Nicht allein, daß jener Kreuzzug erſt im Frühling 1189 begann, die Kreuzfahrer aber den Winter 1189—90 bei Philippopolis zubrachten, ſo deutet auch eine Urkunde von 1191,[12] nach welcher Guta, die Witwe des Grafen Ernſt II., dem Kloſter Reifenſtein eine Schenkung macht, bei der Ernſt III. wieder als Zeuge auftritt, daraufhin, daß derſelbe um dieſe Zeit in Deutſchland war, demnach nur 18 Monate im heiligen Land hätte geweſen ſein können.

Wann Graf Ernſt ſtarb, berichtet keine Kunde, daß aber 1227 das Todesjahr ſeines Bruders Lambrecht von Gleichen iſt, ſteht faſt außer Zweifel.

Freilich allen dieſen Beweiſen gegenüber ſteht eine granitene Verneinung, der Leichenſtein, welcher ſich bis Anfang dieſes

Jahrhunderts im Petersklofter befand und noch jetzt im Dome von Erfurt zu ſehen iſt.

Mag von demſelben auch, wie es z. B. der Prälat Placidus Muth thut, behauptet werden, er bezöge ſich nicht auf Ernſt oder auf einen damals lebenden Grafen von Gleichen, ſondern auf den im fünfzehnten Jahrhundert verſtorbenen Grafen Siegmund und ſeine beiden Frauen; mag derſelbe überhaupt in ſeiner disquisitio in bigamiam comitis de Gleichen behaupten, die Gleichenſage ſei eine Fabel, weil ſie nicht von glaubwürdigen Chroniſten erwähnt werde und weil nach römiſchem Kirchenrecht dem Grafen überhaupt eine Doppelehe nicht habe geſtattet werden können. Das Gleichenſche Grabdenkmal bildet ein Faktum für ſich; es ſtützt nicht allein den ſinkenden Glauben an die Exiſtenz eines zweibeweibten Grafen von Gleichen, ſondern weiſt auch dadurch, daß der glaubwürdige, wahrheitsgetreue Jovius an demſelben die Zahl 1227 geſehen hat, und mehr noch durch die rohe Form der Arbeit, darauf hin, daß es nicht ſpäter als im dreizehnten Jahrhundert verfertigt worden ſein kann.

Das Epitaphium bildet einen Schlußſtein, der aber, bezüglich der Sage, das Gebäude abſprechender Kritik nicht fertigſtellt, ſondern der ihm die Krönung verſagt und weitere Verſuche dasſelbe zu vollenden herbeigeführt hat.

Unter Denen, die nicht ganz ohne Erfolg, jedenfalls aber in geiſtvoller Weiſe, verſucht haben weiter zu bauen und die Sage, unter Benutzung der älteſten Quellen, auf die Grundlage der Glaubwürdigkeit zu ſtellen, iſt vor allem der Ober-Regierungsrath Freiherr W. J. A. von Tettau in Erfurt zu nennen. Derſelbe glaubt, daß die Sage im fünfzehnten Jahrhundert ihren Urſprung habe und hält an der Anſicht feſt, daß Graf Siegmund I. der comes bigamus ſei.

Wir wollen ſehen, ob und inwieweit man ihm hierin beipflichten kann. Da wir aber hiermit in die Beantwortung der dritten Frage unſeres Themas: „Kann man die Entſtehung der Sage auf Grund der vorhandenen Ueberlieferungen noch auf andere Zeiten und Perſonen zurückführen?“ treten und in Tettau gewiſſermaßen einen der letzten Autoren, welche dieſen Gegenſtand kritiſch behandelt haben, ſehen, ſo wird es gut ſein, wenn wir, behufs beſſeren Verſtändniſſes ſeiner Ausführungen, überhaupt einmal die Phaſen ins Auge faſſen, welche die Gleichenſage, von ihrem erſten Auftreten an, durchgemacht hat.

Wir werden bei der Herzählung derſelben am beſten ermeſſen können, wodurch ihre verſchiedenartige Deutung hervorgerufen wurde.

Zuerſt, und hier treffen wir zweifellos auf die älteſte Spur ihrer Exiſtenz, wurde ſie 1539 in einer Inſtruktion erwähnt, welche Dr. Martin Bucer von Philipp dem Großmüthigen von Heſſen erhielt. Dieſer ſendete Bucer an Luther und Melanchthon, um Beide zu veranlaſſen, ihre Einwilligung zu ſeiner Vermählung mit Margarethe von der Saal,[13] trotz ſeiner noch beſtehenden erſten Ehe, zu geben. Die betreffende Stelle in jener Inſtruktion lautet:

„Item wie wohl ſ. fürſtliche Gnaden auf dieſes folgende nicht hochachtet, ſo hat der Papſt ſelbſt einen Grafen von Gleichen, welcher zum heiligen Grab geweſen und in Erfahrung kommen, ſein Weib ſollte todt ſein, deswegen er eine andere nahm, zugelaſſen, daß er ſie alle Beide mocht behalten . .“

2. Die Sage wird von Manlius, einem Schüler Melanchthons, 1563 in ſeinen Kollektaneen (locorum communium collectanea) behandelt, ebenſo von Hondorff 1577, Küſelen 1598 in ſeiner „Reiſe durch Deutſchland“ und deſſen Nachſchreibern Meiger und Melander. Dieſe erzählen die Sage in ihrer be-

kannten Geſtalt. Der Graf und die Sarazenin werden aber ohne Namen, auch keine Zeit der Begebenheit genannt.

3. Von dem Grafen und der Türkin und davon, daß Erſterer während des Kreuzzuges 1227 von einem ſarazeniſchen Großen gefangen wurde und Beide dann, wie die noch vorhandene Bettſponde beweiſt, in ſeltener Eintracht lebten, erzählt Matthias Dreſſer in ſeiner „Rhetorik" 1585 und Becherer („Newe Thüringſche Chronica", 1601).

4. Die Sage wird dramatiſch behandelt. In Weimar 1591 (Nicol. Rothe) und Tübingen 1625 (H. Flayder) aufgeführt. Der Graf Ludwig genannt.

5. Der Graf wird ebenfalls Ludwig genannt. Er wird zu Ptolomäus auf einem Spaziergang von einem türkiſchen Großen „Malechſala" gefangen. Die Gefangenſchaft dauert 9—12 Jahre zu Kairo. Die Rückkehr erfolgt 1240. So berichten Feuerberg 1595 und Peckenſtein, Letzterer in ſeiner Gleichenſchen Chronik.

6. Die Sage geſtaltet ſich immer romantiſcher. Michael Sax, Hofprediger in Tonna, † 1618, erwähnt des Türkenweges, des Teppichs und nennt die deutſche Gemahlin eine Käfernburgerin. Hierher gehört auch Gudenus (Historia Erfurtensis).

7. Der Graf wird Ernſt genannt. Seine Gemahlin iſt eine Gräfin von Orlamünde. Man hat die Bettſponde ſelbſt auf Gleichen geſehen. Im Archiv zu Tonna befindet ſich ein goldenes Kreuz und Türkenbund, welche die Sarazenin mitbrachte. Am Fuß der Burg, unter einer Linde, fand die erſte Begegnung ſtatt. So berichtet Jovius, der erſte Spezialchroniſt des Gleichenſchen Geſchlechtes.

8. Die Geſchichte, wie ſie Jovius erzählt, giebt Sagittar — leider ohne ſeine Quelle zu nennen; hierin iſt er durchaus nicht ehrlich — wieder. Er erwähnt das Monument und, zum erſtenmal, das Freudenthal!

9. Die Gleichenſage wird kritiſch erörtert. Das Denkmal Siegmund I. zugeſchrieben. Die Türkin eine Konkubine genannt und die Geſchichte ins Reich der Fabel verwieſen. So Falkenſtein, ſo Placidus Muth, der letzte Abt des Peterskloſters in Erfurt.

10. Später erſcheinen mehrere Bildniſſe. Es wird ein koſtbares Prieſterornat nebſt Kreuz im Peterskloſter zu Erfurt mit der Sage in Verbindung gebracht. 1813 öffnet man die Gleichenſche Gruft,[14] und Dr. Thilow ſucht die Sage auf Grund anatomiſcher Unterſuchung zu begründen.

11. von Crouſa Chebre ſtellt die Behauptung auf, Lamprecht II. — Bruder Ernſts — ſei der zweibeweibte Graf.

12. Die Sage wird aufs neue kritiſch erörtert, für hiſtoriſch begründet erachtet und Siegmund I. als comes bigamus erklärt. So von Tettau 1867.

Tettau hält alſo an Siegmund I., als dem Zweibeweibten, feſt und begründet ſeine Behauptung folgendermaßen: Angenommen, ſagt er, daß weder Nicolaus von Siegen,[15] der Chroniſt des Erfurter Peterskloſters, noch Trithemius (ein früherer Abt) als älteſte Quellen zu betrachten ſind, ſo muß man unbedingt die Kollektaneen des Maulius als die älteſte derſelben anſehen. Ihr Verfaſſer erzählt in denſelben Nachſtehendes:

„Ein Graf von Gleichen, den viele Leute in Erfurt gekannt haben, hatte mit ſeiner Gemahlin ein ehrbares Leben geführt. Derſelbe ward, als er an einem Krieg gegen die Türken theilnahm, in einem Treffen gefangen u. ſ. w.“[16]

Tettau folgert nun, aus den Worten: „den viele Leute in Erfurt gekannt haben . . .“, daß das Ereigniß nicht lange vorher, alſo im fünfzehnten Jahrhundert, in einem gegen die Türken geführten Krieg ſtattgefunden habe (in militia adversus Turcos).

Er glaubt das um so mehr, als es an einer anderen Stelle heißt, daß ihn der Sultan in die Türkei bringen ließ (in Turciam transvectus est). Daß der Weg zur Burg Türken- und nicht Sarazeninweg heißt und daß sich auf dem Teppich, welchen Sagittar noch sah, Feuermörser befanden, daß das im Peterskloster befindliche Amtsornat neuer aussah als ein gleiches aus dem Jahre 1356, bestärkt Tettau noch mehr in seiner vorgefaßten Meinung. — Davon, daß der Graf mit seiner Befreierin eine rechte Ehe eingegangen sei, erwähnt Manlius nichts. Er nennt sie einfach pellex (Kebsweib) und denkt sich dabei, daß der Graf gleichzeitig mit der Gräfin in rechter Ehe und mit der Türkin im Konkubinat gelebt habe. Er berührt die Geschichte in seinem Werk unter dem Kapitel „Keuschheit und eheliche Liebe" und feiert darin gewissermaßen die Selbstlosigkeit der Gräfin, weil sie aus Dankbarkeit für die Errettung ihres Gemahls das Konkubinat desselben mit der Türkin demüthig ertragen habe. Als der Graf dem Papst alles berichtet, habe ihm derselbe Absolution (quare absolutus est a Papa) ertheilt. Das Schreiben, was er von demselben mitbekommen habe, sei nichts anderes als ein Ablaßbrief gewesen. Da der Grund für denselben fortdauerte, so hätten auch die Landesgeistlichen keine Veranlassung gehabt, später noch einzuschreiten. Ein Konkubinat, so erklärt Tettau, habe überhaupt im fünfzehnten Jahrhundert, wo die mächtigsten Könige nicht verschmähten, Töchter von Bastarden zu heirathen und mit der Vermählung von Fürstentöchtern oft Maßnahmen der Fürsorge verbunden waren, deren nähere Bezeichnung sich der Oeffentlichkeit entzieht, keinen so schlimmen Klang gehabt, als wir es uns vorstellen.

Daß das Epitaph so alt sei, bezweifele er ganz besonders, denn 1430 seien die älteren Leichensteine im Peterskloster wahrscheinlich zu Grunde gegangen, und typisch sei mehrere Jahrhunderte das in der Mitte umgürtete Gewand, welches die

Figuren auf dem Steine tragen. Im dreizehnten Jahrhundert habe es noch keine arabischen Zahlen, wie sie Jovius gesehen, gegeben; wenn aber die von demselben entdeckte Zahl 1227 wirklich auch am Leichenstein gestanden habe und angenommen werden solle, daß derselbe aus jener Zeit stamme, so könne es nur das Epitaphium Lamprechts II., welcher 1227 starb, sein. Dasselbe bezöge sich dann unfehlbar auf diesen und seine beiden Gattinnen, von denen die erste eine Gräfin von Orlamünde gewesen und die zweite, Gräfin Sophie, 1244 gestorben sein soll.

Daß Tettau ganz besonders die bereits erwähnten Urkunden von 1162 und 1191 citirt und an der Hand derselben, wie wir es ebenfalls bereits unter 2. thaten, nachzuweisen sucht, Ernst III. könne der comes bigamus nicht gewesen sein, ergiebt sich von selbst aus seinem Bestreben, die Sage von dem dreizehnten Jahrhundert zu trennen und mit dem fünfzehnten in Verbindung zu bringen, den Namen Ernst als Helden der Sage zu streichen und an dessen Stelle denjenigen von Siegmund I. zu setzen.

Von gewissem Standpunkt aus betrachtet, kann man ihm das auch nicht verargen, denn in der That, wenn man, durch Umstände und Verhältnisse gezwungen, sich von Ernst abwenden muß, so eignet sich scheinbar kein anderes Mitglied des Gleichenschen Hauses besser, seine Rolle zu übernehmen, als Siegmund I.

Dieser, der Sohn Ernst VI., war ein tüchtiger Kriegsheld, dem seine Zeitgenossen den Namen „der Thüringer Teufel" gaben. Er starb 1494 und liegt im Peterskloster begraben. Bei ihm treffen alle Umstände zu, welche ihn als den von Manlius bezeichneten erscheinen lassen. Er war zweimal verheirathet. Er war Besitzer und Resident von Gleichen und sein kriegerisches Leben läßt es nicht als unmöglich erscheinen, daß er, obwohl gleichzeitige Schriftsteller, darunter Nicolaus von Siegen, darüber schweigen, einen Türkenkrieg mitgemacht hat.

Auch das Grabdenkmal ſpricht für denſelben, denn er ſoll, wie die männliche Figur auf demſelben zeigt, ein großer Mann — 7 Fuß hoch — geweſen ſein. Dazu kommt noch, daß Sagittar, nachdem er das Monument, genau ſo wie es noch jetzt zu ſehen iſt, beſchrieben hat, bemerkt:

„Die Mönche zeigen zwar ein Wappen gegen dem Grabe, am Chor hängend, ſagen es ſei dieſes Gravens. Es iſt aber ſolchens Graf Siegmunds, welcher anno 1494 geſtorben.“

Im Kloſter wäre alſo damals Niemand im Zweifel geweſen, daß Siegmund der auf dem Steine Dargeſtellte ſei. Sagittar wollte aber die Sache beſſer verſtehen, weil er in der Idee befangen war, daß Ernſt III. der Zweibeweibte ſein müſſe.

Schwerwiegend, fährt Tettau fort, iſt auch der Umſtand, daß Dr. Thilow, als die Gruft geöffnet und zu oberſt ein großes Männerſkelett gefunden wurde, an dem Schädel desſelben eine Schwertſtreichſpur konſtatirte und Siegmund im Gefecht bei Sulz thatſächlich eine ſchwere Verwundung davongetragen hat.

Dem Manlius folgen alle übrigen Schriftſteller, bis auf Matth. Dreſſer. Sie wiſſen nichts von einer Sarazenin, ſondern nur von einer Türkin. Sie erwähnen keiner Doppelehe, ſondern nur eines Konkubinates. Matthias Dreſſer iſt, wie bereits erwähnt, der erſte Autor, welcher die Sage ins dreizehnte Jahrhundert verlegt. Da er ſich aber hiſtoriſche Ungenauigkeiten zu Schulden kommen läßt, ſo zweifelt Tettau an ſeiner Zuverläſſigkeit und taxirt danach auch diejenige von Joh. Feuerberg und Becherer, welche meiſtens aus demſelben ſchöpften. — —

Den Deduktionen des Herrn von Tettau, welche in der Erklärung gipfeln, daß es für ihn nur eine Alternative gäbe — entweder Graf Siegmund als den Zweibeweibten anzuerkennen oder die Sage ins Reich der

Fabel zu verweiſen — wohnt zweifellos eine große Beweiskraft inne und ſtellenweis wirkt dieſelbe ſo verblüffend, daß man jede divergirende Meinung aufgeben und die letzte der noch zu erledigenden Fragen in ſeinem Sinn beantworten möchte. Indes gerade dieſe Schlußfrage führt von neuem zum Bekenntniß, daß der Ring unanfechtbarer Beweisgründe auch von dieſem ſcharfſinnigen Forſcher nicht geſchloſſen worden iſt und daß überhaupt, wenn nicht der Zufall noch wichtige Urkunden aus dem Staube der Archive hebt und verbleibende Zweifel und Widerſprüche beſeitigt, auch jeder fernere Verſuch, dieſes Ziel durch die Wechſelwirkung der Forſchung und Erkenntniß zu erreichen, ſich auf das Gebiet der Konjekturalkritik zu beſchränken haben wird, — eine Beſchränkung, die ſich übrigens von ſelbſt ergiebt und der ſich naturgemäß auch unſere Schlußbetrachtung, welche wir an die Beantwortung der vierten und letzten Frage knüpfen wollen, zu unterwerfen hat! Dieſelbe lautet bekanntlich: „Darf man annehmen, daß die Sage ihren Urſprung, anſtatt im dreizehnten, im fünfzehnten Jahrhundert hat und mit dieſer Anſicht die Ueberzeugung von ihrer Glaubwürdigkeit überhaupt verbinden?

Im Hinblick auf das Epitaphium, welches nächſt dem noch vorhandenen Material an Urkunden die einzige reale Grundlage für die Formulirung einer ſachgemäßen Antwort bildet, glauben wir den erſten Theil dieſer Frage verneinen zu müſſen!

Unſerer Ueberzeugung nach — und damit folgen wir den Ausführungen des Oberforſtmeiſters Werneburg und erledigen zugleich die andere Hälfte der vierten Frage — weiſt dieſes uralte Grabdenkmal, bezüglich ſeiner Entſtehung nicht auf die Zeit der Türkenkriege, ſondern auf die Aera der Kreuzzüge hin. Daß es dem dreizehnten und nicht dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, kann kaum bezweifelt werden, und wenn man den Einwand geltend macht, daß die Stütze dieſer Behauptung, die Zahl 1227, welche

Jovius am Grabstein sah, hinfällig sei, weil im dreizehnten Jahrhundert noch keine arabischen Zahlen existirt haben und das ursprüngliche Epitaphium beim Klosterbrand 1430 zu Grunde gegangen, das jetzige aber erst im fünfzehnten Jahrhundert entstanden sei, so ist demselben zu begegnen, indem sich wie Werneburg anführt, nachweisen läßt, daß Ende des dreizehnten Jahrhunderts arabische Zahlen — wenn auch bloß in einzelnen Fällen — nicht nur bekannt waren, sondern daß sogar ein Siegel des Gottfried von Hohenlohe und ein konsolartig gearbeiteter Stein in dem bei Ulm auf dem Michelsberg gelegenen Frauenkloster existiren, von denen das erstere die Zahl 1235, der letztere die Zahl 1296 trägt.[17]

Ebenso läßt sich die Behauptung, daß das Grabdenkmal erst dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, leicht entkräften.[18] Das metallene Schapel mit dem Kopftuch auf dem Haupt der Frauen, ihr gescheiteltes Haar, das lange Gewand des Grafen, sein bartloses Gesicht (Ritterssitte seit Anfang des zwölften Jahrhunderts), vor allem die Rohheit der Skulptur und die Form des Schildes deuten auf das Mittelalter hin. — Ein Bildhauer des sechzehnten Jahrhunderts würde die Figuren auf dem Stein wahrscheinlich betend und den Ritter gerüstet dargestellt, jedenfalls aber, da man annehmen darf, daß dem damals noch reich begüterten Grafenhaus ein Meister ersten Ranges zur Verfügung stand, kunstgewandter gearbeitet haben.

Daß auf den Ausspruch Manlius' hin: „Es haben noch Erfurter existirt, die den Grafen gekannt haben", gefolgert werden soll, Siegmund müsse der comes bigamus sein, erscheint gewagt. Es ist anzunehmen, daß Manlius, welcher nur kurze Zeit nach Siegmund lebte, gewiß dessen Namen genannt haben würde, wenn derselbe damals noch im Munde der Erfurter, wie es die kurze Zeitfolge — von Siegmunds Tod bis dahin — natürlich erscheinen läßt, gewesen wäre. Der Sinn jener Worte „Quidam comes de Glichen multis Erphordiae notus", war aber wohl

mehr darauf gerichtet, daß man einen Gleichenſchen Grafen im allgemeinen — nicht einen beſtimmten — gekannt habe.

Philipp der Großmüthige lebte 1533, in welche Zeit auch die Jugend Dreſſers, der dieſelbe in Erfurt verlebte, fiel. Beide, welche nur fünfzig Jahre nach Siegmund lebten, würden ebenfalls, der Erſtere nicht von einem unbeſtimmten Grafen von Gleichen, ſondern von einem beſtimmten Grafen Siegmund geſprochen, der Letztere nicht den Ausſpruch gethan haben: Es ſei unbegreiflich, daß die Geſchichte von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen in Chroniken nicht aufgeführt ſei. Dreſſer würde gewiß, wenn ſich die Sage auf Siegmund bezöge, eine ſolche intereſſante Jugenderinnerung feſtgehalten haben. Auch Nicolaus von Siegen, der Chroniſt des Petersklоſters, der viel über Siegmund berichtet, würde deſſen Abenteuer nicht unberührt gelaſſen haben; ebenſo wie man auf Burg Gleichen im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert die Bettſtelle nicht als die eines Grafen von Gleichen, der zur Zeit der Kreuzzüge gelebt habe, ſondern als die von Graf Siegmund gezeigt haben würde.

Daraus, daß neben dem Grabdenkmal ein Schild Siegmunds gehangen habe, auf dem das Todesjahr desſelben verzeichnet geweſen, zu ſchließen, das Denkmal bezöge ſich auf Siegmund, muß ebenfalls als gewagt erſcheinen.

Es war ja ganz erklärlich, daß man in vielen Fällen, wenn ein männliches Glied der Gleichenſchen Familie ſtarb, in Ermangelung eines dem ganzen Geſchlecht gewidmeten Denkmals, ſeiner Beſtattung ein beſonderes Merkzeichen — z. B. ein Wappenſchild, was man in der Nähe aufhing, und wie deren noch einige in der Kloſterkirche exiſtirten — widmete.

Uebrigens fehlt für die Anweſenheit Siegmunds in Deutſchland — Tettau, Annalen und Regeſten Siegmund I. — nur für 1460 ein Nachweis, denn 1461 empfängt derſelbe in ſeiner

Heimath einen Brief vom Biſchof von Eichſtätt und tritt im ſelbigen Jahre eine Reiſe nach Paläſtina an, heirathet 1464 auch ſchon eine zweite Frau, Gräfin von Schwarzburg, was undenkbar ſein würde, wenn er, kurz vorher aus der Gefangenſchaft gekommen, in den Liebesbanden der Türkin gelegen hätte.

Kommt man infolge dieſer Umſtände zu der Ueberzeugung, daß die Sage doch einer früheren Zeit entſprungen ſein muß, ſo ergiebt ſich auch, daß die Behauptung derjenigen Autoren, welche ſie in die Zeit der Kreuzzüge verlegen, als die glaubwürdigere zu bezeichnen iſt.

Allerdings muß dabei von vornherein abgeſehen werden, Ernſt III. als den Zweibeweibten ins Auge zu faſſen und den Kreuzzug 1227, wie bisher theilweiſe angenommen wurde, als Hintergrund für die Sage zu wählen. Ernſt III. beſaß die Gleichenſchen Güter auf dem Eichsfeld und tritt urkundlich niemals als Graf von Gleichen, ſondern nur als ſolcher von Velſecke auf. Er kann auch den Kreuzzug von 1227 nicht mitgemacht haben, denn zu dieſer Zeit war er, wie bereits erwähnt, ſchon todt oder mindeſtens 77—80 Jahre alt.

Aber in dem gleichen Maße, wie ſein und Siegmunds Namen durch die vorangegangenen Schlußfolgerungen in den Hintergrund gedrängt werden, muß derjenige Lamprechts, des Beſitzers von Tonna und Gleichen, des einzigen Grafen des Hauſes, auf den, als einen Zeitgenoſſen der Landgrafen Ludwig des Milden und Ludwig des Heiligen, die Sage noch angewendet werden kann, in den Vordergrund treten.

Auch dieſer kann aus den gleichen und früher angeführten Gründen 1227/28 nicht in Paläſtina geweſen ſein; in Anbetracht aber, daß ſein Name in den Urkunden von 1162—1193 nur ſelten, in den letzten fünf Jahren dieſer Zeitperiode aber gar nicht angeführt iſt, kann es immerhin als wahrſcheinlich an-

genommen werden, daß er während dieſer letzten fünf Jahre außer Landes geweſen iſt und ſich an dem unter Barbaroſſa ſtattfindenden dritten Kreuzzug betheiligt hat.

Wer möchte der Behauptung, daß ſich dieſe Annahme im Widerſpruche mit einer Stelle des Chronicon sampetrinum[19] befindet, mehr Glauben beimeſſen als derjenigen, die im Hinblick auf die damalige große Begeiſterung den Ausſchluß von jenem Kreuzzuge ſeitens eines Grafen von Gleichen für unmöglich hält?

Lamprecht, welcher ſeinem urkundlich erſten Auftreten und ſeinem 1227 erfolgten Tode nach damals ca. 40—42 Jahre alt war, kann ſich Friedrich Barbaroſſa recht gut als Kreuzfahrer angeſchloſſen, kann bei dieſer Gelegenheit das Abenteuer, und wenn ihm hierzu gegen den Wortlaut der Sage auch nur 4—5 Jahre verblieben, recht gut beſtanden haben und iſt außerdem faſt zweifellos der Graf, auf den ſich der Grabſtein im Erfurter Dom bezieht.

Auf die Argumente des Herrn v. Crouſa-Chebre,[20] des einzigen Autoren, welcher verſucht hat Lamprecht II. als den Zweibeweibten hinzuſtellen, kann man ſich dabei freilich nur wenig ſtützen.

Die vornehmſten derſelben, daß Lamprechts Vetter, der Graf Reinboth v. Beichlingen, beim Beginn des Kreuzzuges von 1188 — an deſſen Theilnahme er ſelbſt durch Krankheit verhindert war — der Petersabtei zu Erfurt einen ewigen Zins von 18 Mark geſchenkt habe, wahrſcheinlich deshalb, damit die Mönche für die glückliche Rückkehr ſeines Vetters Meſſe leſen möchten, oder, daß die Töchter der Grafen Ernſt und Lamprecht den in der Gleichenſchen Familie ungebräuchlichen, auf fremdländiſchen Einfluß deutenden Namen Adela führten, ſowie daß 1193 die Infulsertheilung für den Abt des Petersklоſters, dieſe hochkirchliche Begünſtigung, nur auf die Empfehlung Lamprechts und der Sarazenin zurückzuführen ſei, ſind, wie der Hinweis

darauf, daß in der Zeit von 1193—1227 nur Lamprecht II. den Titel eines Grafen v. Gleichen geführt habe und er deshalb auch der Zweibeweibte ſein müſſe, zu ſehr in das Gewand der Hypotheſe gekleidet, als daß man darauf hin die Glaubensrichtung des Herrn v. Crouſa-Chebre zu der eigenen machen könnte.

Die von uns gemachte Schlußfolgerung, daß Lamprecht II. der comes bigamus geweſen ſei, läßt ſich viel eher dadurch rechtfertigen, daß man das Epitaphium ſelbſt für die Zuläſſigkeit derſelben ſprechen läßt.

Lamprecht II. war nach dem bereits früher erfolgten Ableben ſeiner erſten Gattin (und dem der Sarazenin?) 1227 geſtorben. Seine zweite rechtmäßige Gemahlin, Gräfin Sophie, folgte ihm erſt ſiebzehn Jahre ſpäter (1244) im Tode nach.

Nimmt man nun für die Zeit der Errichtung des Denkmals zwei Möglichkeiten an, ſo ergiebt ſich, daß dasſelbe entweder erſt nach dem Tode der Gräfin Sophie 1244 aufgeſtellt oder von derſelben bereits im Anfange ihres Witwenſtandes gleich nach 1227 geſtiftet worden iſt.

Im erſteren Falle, wo es ſich nur um eine monumentale Darſtellung der beiden Gräfinnen handeln kann, muß mit Recht die Zweifelfrage aufgeworfen werden, warum der Bildhauer die eine der beiden Frauen, zwiſchen denen doch kein Rangunterſchied beſtand, mit der fürſtlichen Krone ſchmückte, im anderen Falle aber der Glaube obſiegen, daß die zur Linken ſtehende weibliche Geſtalt die Morgenländerin vorſtellt, deren Andenken und mit ihm dasjenige an ihre dem Gatten erwieſene Hochherzigkeit und Liebe für ſpätere Zeiten feſtzuhalten, ſich Gräfin Sophie zur Pflicht gemacht hatte.

Daß Lamprecht während ſeiner erſten Verheirathung in rechtmäßiger Ehe mit der Sarazenin gelebt haben ſoll, iſt wie geſagt zu bezweifeln. Das kann aber unſer Intereſſe für die

liebliche Sage, ſelbſt wenn auch dieſer Verſuch, ihr zur Bedeutung einer hiſtoriſchen Thatſache zu verhelfen, als ein vergeblicher bezeichnet werden ſollte, nicht abſchwächen.

Auch ohne die Abſolution des Papſtes, welcher dieſelbe nur unter Anerkennung beſtehender Würdigkeit ertheilen konnte, erhebt ſich auf der Grundlage edelſter Motive das ſagenhafte dreifaltige Liebesbündniß weit über den Begriff eines gewöhnlichen Konkubinates.

Das Epitaphium legt in ſeinem Entwurf ein beredtes Zeugniß davon ab, und das ſinnige Gemüth unſeres Volkes wird von demſelben nicht bloß durch das ihm eigene geſchichtliche Intereſſe, ſondern in weit höherem Maße dadurch gefeſſelt, daß es in ihm ein ehrwürdiges Denkmal ritterlicher deutſcher Treue und ſelbſtloſer Frauenliebe erblickt!

Dieſe Auffaſſung ſichert der Sage, welcher trotz mancher hiſtoriſcher Bedenken die Glaubwürdigkeit nicht ganz abgeſprochen werden kann, eine weitere, vielleicht ewige Dauer, und noch lange Zeit nach dem Verfall des Grabſteines im Erfurter Dom und der letzten Reſte der Wandersleber Burgruine wird man andachtsvoll der Sage lauſchen vom Grafen von Gleichen und einen beiden Frauen!

Anmerkungen.

[1] Der Hof Freudenthal (Untergleichen) war ehemals ein Burglehen der Grafen für ihre Miniſterialen auf der Burg Gleichen, welche Advocati, Kaſtellane oder Amtmänner daſelbſt waren. Von ihnen iſt das noch jetzt lebende, in Franken und Thüringen begüterte adlige Geſchlecht von Gleichen entſproſſen.

[2] Hellbach, Hiſtoriſche Nachrichten über die drei thüringſchen Gleichen.

[3] Dieſe Güter beſtanden aus den Schlöſſern Scharfenſtein, Birkenſtein, Gleichenſtein und erſtreckten ſich bis nach Hüpſtedt, Beberſtedt, Schwerſtedt und Ammern bei Mühlhauſen (Wolfs Geſchichte des Eichsfelds).

[4] Niemand weiß, wo ein Schloß Velſeck liegt. Daß es aber ein Schloß, vermuthlich auf dem Eichsfeld, war, ergiebt ſich aus einer Bemerkung bei Wolf, nach der in einer Urkunde Berthold von Velſecke als Zeuge vorkommt. Jedenfalls ſtand es dort, wo ſich jetzt Schloß Gleichenſtein erhebt; zwiſchen Heiligenſtadt und Mühlhauſen.

[5] Wolf l. c. S. 149, Urkundenbuch S. 11.

[6] Albertus d. gr. comes in Glichen (Sagittar 68) verkauft ſeine Advokatur von Erfurt an die Stadt Erfurt. Heinrich II. von Gleichenſtein verkaufte bereits (1290) ſein Advokatsrecht an den Rath derſelben, woraus hervorgeht, daß auch die Gleichenſteinſche Linie dieſes Recht beſaß und zwar nicht von ſeiten des Erzbiſchofes von Mainz.

[7] Graf Heinrich verkauft ſein Recht, durch das Löwenthor am Petersberg jederzeit in Erfurt einreiten zu können, an den Rath dieſer Stadt (Sagittar S. 94).

[8] Das im Vorhergehenden erwähnte Kreuz wurde nebſt einem angeblich von der Sarazenin herſtammenden Ring noch im Nachlaſſe der letzten Gräfin Juliane von Gleichen aufgeführt. — Von allen dieſen im Texte aufgezählten Gegenſtänden exiſtiren, wie bemerkt, nur noch die auf der Wachſenburg befindlichen Bilder.

[9] „Wann und in welchem Jahre er verſtorben, weiß niemand. Ich finde zwar zu unterſt auf dem Grabe Stein, welches meines Wiſſens bisher von niemand obſerviret worden, dieſe bloße Jahre Zahl ohne einige fernere beygefügte Schrifft oder Anzeige als 1221 (iſt 1227). Ob es nun etwa das Jahr iſt, in welchem er abgeleibet, kann ich nicht berichten." (Paul Jovii Gleichenſches Chronicon.)

[10] Dieſe Anſicht muß im Hinblick auf die nach Gudenus, Sagittar und Muth gegebenen Nachrichten als durchaus unhaltbar erachtet werden, denn einmal iſt nicht zu glauben, daß ein ſolcher Leichenſtein durch die Schweden zerſtört worden iſt, während andere viel weniger wichtige Grab-

ſteine aus dem fünfzehnten Jarrhundert im Jahre 1777 noch wohlerhalten vorhanden waren; dann aber iſt noch weniger anzunehmen, daß die Mönche einen neuen Stein und noch dazu von ſolcher Beſchaffenheit hätten machen laſſen zu einer Zeit, wo ſie vollauf mit der Herſtellung ihres Kloſters zu thun hatten und das Geſchlecht der Grafen von Gleichen ausgeſtorben war. (Werneburg S. 80.)

[11] Urkunde vom Jahre 1162. Lamprecht und Ernſt treten neben ihrem Vater als Zeugen auf. (Wolf l. c. S. 149, Urkundenbuch S. 14.)

[12] Der Wortlaut dieſer Urkunde iſt: Dies geſchah im Jahre des Herrn 1191, in der 9. Indiktion, im 2. Jahre des Feldzugs nach Jeruſalem, im Jahre nach dem Tode des Kaiſers Friedrich, da ſein Sohn, König Heinrich, im Frieden regierte. Zeugen ſind Graf Erwin und ſein Sohn Ernſt.

[13] Landgraf Philipp von Heſſen war in Liebe entbrannt zu Margarethe von der Saal, welche Hoffräulein bei ſeiner Schweſter Eliſabeth, verwitweten Herzogin von Sachſen, zu Rochlitz war. Nachdem ſeine erſte Gemahlin ſich auf dem Schloß Spangenberg ſchriftlich erklärt hatte, gedachtes Fräulein als Mitgemahlin aufzunehmen, ertheilte M. Luther als Chef ſeiner Kirche die hierzu erforderliche Dispenſation.

[14] Vor der Beſchießung des Petersberges erwirkte Regierungsrath von Faber bei den franzöſiſchen Militär- und Civilbehörden von Erfurt die Erlaubniß, den Stein, ſowie die Gebeine in den Dom retten zu dürfen. Am 5. Auguſt 1813 wurde der Stein in Gegenwart des Regierungsrathes v. Faber, des Polizeikommiſſärs Edler, des Bauinſpektors Schmidt und des Stadtamtsſchreibers Papſt als Protokollführer gehoben. Bei drei Fuß Tiefe fand man ſechs Todtenköpfe mit einer Anzahl Knochen und zwei Fuß tiefer die Skelettreſte eines in dem Grabe liegenden Körpers. Es waren Knochen von außergewöhnlicher Größe; auch einige Stücke vom bretternen Sarg wurden gefunden. Medizinalrath Dr. Thilow unterzog ſich der Aufgabe, dieſe Gebeine anatomiſch zu unterſuchen, und gelangte dabei zu der Anſicht, daß ſich das Skelett auf Ernſt III. und unter den Schädeln zwei auf ſeine beiden Frauen bezögen, — eine Anſicht, die mit Recht bekämpft und als hinfällig bezeichnet worden iſt, weil ſie vollſtändig unberückſichtigt läßt, daß das Grabmal der Grafen von Gleichen ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, in welchem der Sage nach der comes bigamus geſtorben ſein ſoll, durch ſpätere Benutzung, zuletzt durch die Beiſetzung Siegmund I., ganz weſentliche Veränderung bezüglich ſeines Inhaltes erfahren haben muß.

[15] Die von dem Benediktiner Nicolaus v. Siegen geſchriebene, 1495 beendete Chronik des Peterskloſters, deren vermuthliches Original in der weimariſchen Bibliothek aufbewahrt wird, kann deshalb nicht als älteſte

ſelbſtändige Quelle der Gleichenſage betrachtet werden, weil die darin erwähnte Sage nicht von Siegen ſelbſt erzählt wird, ſondern allem Anſchein nach von fremder Hand auf einige von dem Chroniſten für event. Nachträge leer gelaſſene Blätter ſpäter niedergeſchrieben worden iſt.

[16] Quidam Comes de Gleichen, multis Erphordiae notus, cum uxore sua honeste vixit. Is cum in militia adversus Turcos prelio captus esset a soldano rege in Turciam transvectus est ... „Manlius Locorum communium collectanea. Basil 1563 pag. 175—177".

[17] Bericht des Vereins für Kunſt und Alterthum in Ulm und Oberſchwaben, ſowie Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit.

[18] Werneburg „Mittheilungen des Vereins für die Geſchichte und Alterthumskunde von Erfurt 1872".

[19] Die betreffende Stelle der Chronik des Peterskloſters zu Erfurt von 1188 lautet in der deutſchen faſt wörtlichen Wiedergabe des Joh. Rothe „Chronicon Thuringiae:"

„Unde ez wordin mit dem cruzce gezeichint Keyser Friedrich,
„Landgraf Lodwig von Doringin unde Hessin syner swester son, der
„Bischof Gotfried von Worzeborg, Bischof Hermann von Munstir,
„Bischof Martin von Myszin, Bischof Rudolff von Lütiche, Bischof
„Hermann von Straszeborg unde vele andir Bischofe und epte, dar-
„nach Grafe Poppo v. Henneberg, Grafe Albrecht von Grumbeche
„Grafe Albrecht von Hiltburg unde andir gar vel Grafin und herin.

Danach wird zwar unter den Edlen, welche ſich an dem Kreuzzuge unter Friedrich Barbaroſſa betheiligten, ein Graf von Gleichen nicht mitgenannt. Im Hinblick auf den Nachſatz: „unde andir gar vel Grafin und herin" kann aber ſein Ausſchluß vom Kreuzzuge auch nicht ohne weiteres als Thatſache angenommen werden, denn unmöglich iſt es nicht, daß ihn der Chroniſt zu den „anderen gar vielen Grafen" zählt, deren Namen er nicht beſonders aufführt.

[20] Archiv für Geſchichte, Genealogie und Heraldik. Jahrgang 1847.

Anm. d. Red. Ueberzeugt, daß die allſeitige Beleuchtung der weitverbreiteten, aber in ihren Einzelheiten und ihrer Grundlage doch wenig bekannten Sage willkommen ſein werde, glaube ich doch auch meine Anſicht nicht zurückhalten zu dürfen, daß nur aus dem Eindrucke des vielerwähnten Grabſteines eines Grafen, der zweimal vermählt war, auf den Beſchauer die Sage entſtanden iſt. W. W.

Falb und die Erdbeben.

Vortrag,

gehalten in der naturforschenden Gesellschaft Graubündens in Chur
am 29. Januar 1890

von

Dr. Chr. Tarnuzzer

Lehrer an der Kantonsschule in Chur.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1891.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

In der Stiliſtik wurde uns als warnendes Beiſpiel dafür daß verſchiedene Redetheile nicht zu einem Ganzen vereinigt werden dürfen, ohne daß ein innerer, logiſcher Grund für die Vereinigung vorhanden iſt, folgender merkwürdige Satz vorgehalten: „Alle Georgier ſind Chriſten und geneigt zur Trunkliebe, gute Jäger und den Erdbeben ausgeſetzt.“ Wenn geſagt worden wäre, daß die Georgier Gebirgsbewohner und den Erdbeben ausgeſetzt ſeien, ſo wäre alles richtig geweſen, denn in Wahrheit gehören Gebirge und Erdbeben zuſammen; der Boden, den, wie der Dichter ſagt, „Götter zum Getretenſein doch ſchufen“, wird meiſt nur da rebelliſch, wo die Erdrinde in ihrer Lagerung ſtark geſtört worden iſt, alſo in den Gebirgen.

Dies iſt jedoch eine erſt in neuerer Zeit zur Geltung gekommene Anſicht. Ueber die Frage nach der Urſache der Erdbeben iſt im Laufe der Zeit eine große Menge von Meinungen laut geworden, welche alle Verſchiedenheiten der Vorſtellungen zeigt. Pythagoras ſuchte den Grund der Erdbeben in einem Zentralfeuer, Ariſtoteles hinwiederum in der in Höhlen der Erde wirkenden Luft und Dämpfen; Andere ſahen die unterirdiſchen Waſſer als Urſache an.

Auch Lukrez wandte ſich der Einſturztheorie zu, indem er behauptete, daß es in der Erde Höhlungen gebe, welche durch Auswaſchungen des Waſſers entſtanden ſeien und, wenn die ſie

tragenden Stützen nicht mehr hinreichen, sie zu halten, einstürzen und dadurch Bodenerschütterungen erzeugen würden. Der arabische Kosmograph Kazwini erklärte die Erdbeben auf dieselbe Weise. Die Erklärungsart hat sich auch bis fast in die neueste Zeit zum Theil erhalten.

Andere ließen die Erdbeben durch das Wirken von Dämpfen entstehen. Man erblickte die Ursache der Erdbeben in Gasspannungen und fahndete lange unermüdlich nach den Quellen, wo diese Gase entwickelt würden. Im Anfange unseres Jahrhunderts erklärte Parrot, daß durch die Zersetzung von großen Quantitäten von Schwefeleisen so viele Gase entbunden werden könnten, daß diese endlich die über ihnen liegenden Schichten sprengen müßten. An „elastische Flüssigkeiten" dachten auch v. Hoff und A. v. Humboldt; der Letztere erklärte die Erdbeben allgemein als eine Reaktion des flüssigen Erdinnern gegen die Außenrinde unseres Planeten, als eine mißlungene Eruption, somit gleichwerthig mit einem echt vulkanischen Ausbruche. Kries (1820) redete davon, daß Knallluft-Explosionen die Erdbeben verursachten, und er fand mit seiner Theorie nicht wenig Anklang. Die Zahl der Erklärungsversuche mehrte sich noch mit der Verkündigung der Ansicht, daß die Erdbeben durch unterirdische Gewitter entständen, und weiter mit der durch Lambert (1821) aufgestellten Hypothese, wonach die Erdbeben mit oberirdischen Elektrizitätsspannungen direkt im Zusammenhang wären. Pöppig betonte zehn Jahre später den Zusammenhang zwischen den atmosphärischen Veränderungen und den Erdbeben. Karl in München berief sich auf das Phänomen des Leidenfrost'schen Tropfens und lehrte, daß im Erdinnern Wassermassen über heiße Flächen ziehen, welche Wasser dann im überhitzten Zustande verweilen und nach verminderter Temperatur der Unterlage durch plötzliche Verdampfung Erdbeben hervorrufen würden. Diese Annahme war nichts als eine Wiederholung der vom verdienten

Mallet 1850 aufgestellten Theorie. In neuerer Zeit hat Pfaff die Hypotheſe aufgeſtellt, daß die im Schmelzfluſſe befindlichen Maſſen aus dem Erdinnern in unterirdiſche, der Oberfläche nahe, mit Waſſer gefüllte Hohlräume emporgepreßt, daſelbſt raſch ſo viel Dämpfe entwickeln müßten, daß dadurch Erdbeben leicht erklärlich würden. Rudolf Falb, mit dem wir uns heute vorwiegend zu beſchäftigen gedenken, erklärte dann kurzweg alle Erdbeben als Folge unterirdiſcher Vulkanausbrüche, welche durch die Anziehung von Sonne und Mond befördert würden.

Man ſieht, daß an Erklärungsverſuchen der Erdbeben kein Mangel iſt, und weiter, daß die Löſung der Erdbebenfrage eine ungemein ſchwierige ſein muß. So wenig aber, als wir über das Weſen der Erdbeben wiſſen, ſo ſicher iſt es nach den Forſchungen der Neuzeit, daß die unſere Erdrinde durchzuckenden Beben verſchiedene Urſachen haben, und daß es durchaus unrichtig iſt, ihr Auftreten nur den Einſtürzen von Hohlräumen oder der vulkaniſchen Thätigkeit allein zuzuſchreiben. Eines ziemt ſich auch hier nicht für Alle. „Gerade ſo wie wir uns ein Erdbeben der Erde im Kleinen durch verſchiedene Urſachen erzeugen können," ſagt Toula, „ſei es durch das wuchtige Niederfallen eines Stampfhammers, ſei es durch einfaches Stampfen mit den Füßen auf dem Boden, ſei es durch das Hinrollen eines Wagens, oder durch das Losbrennen eines ſchweren Geſchützes oder durch das Auffliegen einer Mine oder das Abgeben eines Sprengſchuſſes im Steinbruch oder im Bergwerke — gerade ſo können nicht nur, nein, müſſen wir auch für die Erdbebenerſcheinungen, wie wie ſie ſich ohne unſer Zuthun im Rieſenbaue unſeres Planeten abſpielen, die Möglichkeit annehmen, daß ſie durch verſchiedene Urſachen veranlaßt werden können. Daß die Erſcheinungen ſchließlich im großen und ganzen dieſelben ſind, darf uns dabei nicht wundern, ſie werden ja — ſeien ſie nun hervorgerufen durch Berſtung, nach Art etwa, wie bei der Bildung von Spalten

im Gletschereise die Eismasse erzittert, oder durch Verwerfungsvorgänge, den Absturz einer Felsmasse, den Einsturz eines Felsengewölbes oder durch Explosionsvorgänge bei vulkanischen Prozessen — immer Wellenbewegungen in der Gesteins- oder der Felsmasse erzeugen, die sich schließlich nur durch ihre größere oder kleinere Intensität voneinander unterscheiden werden."

So unterscheiden wir denn heute, gestützt auf seit Jahrzehnten, zum Theil mit Instrumenten beobachteten Erdbeben drei nach ihrem Auftreten ganz deutlich unterschiedene Arten von Beben, nämlich:

Die Einsturzbeben, die vulkanischen Beben und die tektonischen oder Stauungsbeben.

1. **Die Einsturzbeben.** Die Theorie der Einsturz-Erdbeben ist, allgemein auf die Ursache der Erdbeben angewandt, wie wir bereits angedeutet, die älteste der über die elastischen Bewegungen unseres Erdbodens aufgestellten Lehren. Sie hat auch in der neueren Zeit durch den vielfach verdienstvollen Volger und den ausgezeichneten Chemiker, aber als Geologe fast überall gegen alle herrschenden Ansichten heftig polemisirenden Fr. Mohr ihre Vertreter gefunden.

Die Einsturzbeben treten auf in höhlenreichen Gegenden, überhaupt da, wo die Beschaffenheit des Schichtengebäudes der Erdrinde Einstürzen förderlich ist, d. h. wo reichliche Kalk-, Salz- und Gipsschichten vorhanden sind und durch Wasser ausgelaugt werden. In der Schweiz ereignen sich Einsturzbeben namentlich in den Gegenden des Jura, in Stein am Rhein, wo die Ursache wohl im Einsturze von Gipsschichten zu suchen ist, die in jener Gegend unter dem Muschelkalke in nicht bedeutender Tiefe sich hinziehen, in Mamried und Zweisimmen im Kanton Bern, an welch letzterem Orte die Wasser der Großen Simme über einer Gipszone eine Neigung zum unterirdischen Abflusse haben und dann die tiefern Gesteinspartien auswaschen;

im Kanton Wallis, wo nach Volger 20 Quellen unterirdiſche Gipslager auslaugen; in Deutſchland, z. B. im Gebiete der ſalzauflöſenden Quellen von Nauheim, Homburg, im Tirol in Hall und Umgebung u. ſ. w. Der Charakter dieſer Einſturzbeben iſt ein leicht erkenntlicher. Sie treten immer nur auf einer geringen Fläche auf, haben alſo durchaus lokale Bedeutung und geben nicht Grund, größere Gebiete in Mitleidenſchaft ziehende Erderſchütterungen auf ſie zurückzuführen. Bei einem ähnlichen Beben vom 4. Dezember 1881 im Wallis glaubte man in Sitten an das größte Erdbeben ſeit Jahren und war dann erſtaunt, zu vernehmen, daß der für die genannte Ortſchaft außerordentlich heftige Stoß nur im kleinſten Theile des Kantons empfunden wurde.

In neuerer Zeit haben bloß Volger und Mohr unterirdiſche Einſtürze allgemein als Grund der Erdbeben angenommen. Um Erſchütterungen von dem Charakter und der Ausdehnung unſerer größeren Beben, wie etwa des Liſſaboner von 1755 oder des liguriſchen vom 23. Februar 1887 zu erhalten, ſind die Geologen ſchon lange darüber einig, daß es ungleich größerer Maſſen, als ſie dort zur Verwendung gelangen, und einer ganz anderen Art der Bewegung derſelben braucht. Trotzdem wendet ſich Herr Falb gegen die Einſturztheorie, als würde dieſe allgemeine Anerkennung gefunden haben. Er läßt aber nicht einmal die thatſächlich in die Erſcheinung tretenden, ſtets lokaliſirten Einſturzbeben gelten, ſondern ſchließt vielmehr vom Vorkommen des Gipſes auf vulkaniſche Thätigkeit; Gipslager ſollen nicht ſelten die einſtige engere Verbindung ihrer Lagerſtätten mit dem heißen Erdinnern verrathen und dort auftretende Erdbeben vulkaniſche ſein, da es andere für Falb nicht giebt. Gewiß geht ſehr oft die Umwandlung des Kalkes in Gips u. a., wie Falb ſagt, durch Schwefelwaſſerſtoff vor ſich, daß aber darum, wie Falb meint, Gipslager in dieſer Allgemeinheit vulkaniſche

Herde voraussetzten, von denen aus der Schwefelwasserstoff aufstieg, und daß sie nicht eben so oft auf rein neptunistischem Wege abgesetzt wurden, kann man gewiß nicht behaupten. Was für Anhaltspunkte in aller Welt könnten die Gipslager und Einsturzbeben in Zweisimmen und im Wallis für eine vulkanische Thätigkeit geben?

2. Wieder einen anderen Charakter tragen die **vulkanischen Beben**, deren Erscheinungsweise durchaus verschieden ist von den in unseren Gebirgen auftretenden, auf der Faltung und Brechung den Felsschichten fußenden Beben. Die vulkanischen Beben gehen meist den Eruptionen voraus und haben den alten oder den erst in der Bildung begriffenen Vulkan im Zentrum. „Daß dabei," sagt Toula, „die aus der Lava freiwerdenden und entweichenden Dampfballen die Ursachen sind, daran kann gar nicht gezweifelt werden. Man hat ja häufig den Prozeß verfolgen können: Aus der brodelnden Lavamasse hebt sich eine Blase, sie platzt mit einem dumpfen Schalle, eine Wasserdampfwolke hebt sich und fast gleichzeitig erzittert der Boden unter den Füßen des Zuschauers." Diese Erschütterungen sind ausschließlich an vulkanische Gebiete gebunden und tragen im ganzen durchaus den Charakter lokaler Erscheinungen an sich. Sie zeigen immer ein deutliches Zentrum, weshalb man sie auch zentrale Beben genannt hat; sie weisen eine radiale Fortpflanzung der Wellen auf, pflegen immer explosionsartig aufzutreten und breiten sich nie über ein großes Gebiet aus. Dagegen ist die Zahl ihrer Stöße oft eine ungemein große; Hawai zeigte im März 1868 über 2000 Stöße, vom 16. bis zum 18. Januar allein 700. Ein solches vulkanisches Beben war die Erschütterung auf Ischia von 1883; wir wissen von ihr, daß sie nur auf einem verhältnißmäßig sehr beschränkten Gebiete aufgetreten ist.

Diese Beben am weitestgehenden zu verallgemeinern und ihre Ursache als die aller Erderschütterungen überhaupt zu erklären,

war Rudolf Falb vorbehalten. Folgendes ist seine Theorie in nuce: „Gas- und Lava-Emissionen in Spalten der mindestens zehn Meilen dicken Erdkruste, hervorgerufen durch die Abkühlung des Erdkernes, periodisch beeinflußt durch die Anziehung von Sonne und Mond und nach Maßgabe der nach innen und außen wachsenden Kruste tiefer rückend, erschüttern durch Explosionen und Durchbruch die überlagernden Schichten (Erdbeben) und werden, wo sich Wasser findet, derart verstärkt, daß sie bis an die Oberfläche der Erde gelangen (Vulkanausbrüche)."

Seine Theorie baute Falb in ihren Grundzügen in etwa sechs Monaten auf. „Ich hatte mich," sagt er in seinen „Gedanken und Studien über den Vulkanismus" — „ich hatte mich bis zum 7. Februar 1868 gar nicht mit dem Studium der Erdbeben, wie überhaupt nicht mit der Geologie befaßt, da die Astronomie vollständig meine Zeit in Anspruch nahm. Allein als mit den Hochfluthen des Meeres des 7. Februar 1868 auch viele Erdbeben eintraten, wurde meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt und der theoretische Zusammenhang beider sofort geahnt, was zu weiteren Forschungen in dieser Richtung Veranlassung gab. Bereits anfangs März hatte ich soweit einen Ueberblick über die Thatsachen aus mehreren vorausgehenden Jahren gewonnen, daß ich auf den 19. August 1868 hindeuten konnte." Falb hatte nämlich für diesen Tag ein bezügliches Ereigniß vorausgesagt.

Von dieser Zeit an datirt denn Falbs prophetische Thätigkeit in Bezug auf das Eintreffen von Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Stürmen in der Atmosphäre und Grubenexplosionen. Im Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Theorie unternahm er 1874, nachdem er gelesen, daß der Aetna seit dem Mai dieses Jahres in einer ungewohnten Phase der Thätigkeit stände, die Reise nach Sizilien und sagte dann, nach Vergleichung seiner Theorie mit Eruptionen und Erdbeben aus früheren Zeiten, einen Ausbruch des gewaltigen Vulkans auf Ende August voraus. Wie

Stanley für den „New York Herald“ nach Afrika, so reiſte Falb im Auftrage der „Neuen Freien Preſſe“. Im Vertrage mit dieſem Blatte verpflichtete er ſich zwar nicht eigentlich, eine Eruption auf die beſagte Zeit zu liefern, wohl aber, daß er, wie er ſelbſt ſagt, mit dem Kredite ſeiner Theorie des Vulkanismus für das Eintreten wiſſenſchaftlich intereſſanter Phänomene zu dem von ihm feſtgeſetzten Zeitpunkte hoffe. „Und hier,“ ruft Falb aus, „beſtand die Theorie in der That ihre Feuerprobe im eigentlichen Sinne des Wortes“; am 29. Auguſt 1874 nämlich brach der Aetna aus.

Falbs Theorie iſt in ſeinen Büchern „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche“ (1869); „Gedanken und Studien über den Vulkanismus“ (1875) und „Von den Umwälzungen im Weltall“ (1881) enthalten. Sie fanden viele Verbreitung; das letztgenannte Werk z. B. hat bis heute drei Auflagen erlebt, ein Beweis dafür, daß das Intereſſe, welches der Falbſchen Theorie entgegengebracht wird, ein ungemein großes und der Glaube an ſie in weiten Kreiſen ein unerſchütterlicher geworden iſt. Werfen wir nur einen Blick in die Tagesblätter und die populären illuſtrirten Zeitſchriften, ſo ſehen wir, daß Falb auf dem Gebiete des Vulkanismus und der Erdbeben die populäre Litteratur förmlich beherrſcht; die Wochenſchriften bringen ſein Bild und kündigen mit großem Selbſtbewußtſein Artikel von ihm an, und auf die „kritiſchen Tage“ jedes Jahres, die Falb jeweilen in einem beſondern Kalender bekannt giebt, wird in unzähligen Zeitungen Bezug genommen. Es muß zugegeben werden, daß Falbs Schriften in einer meiſterhaft populären Sprache abgefaßt ſind und eine Kraft und Gewandtheit der Darſtellung zeigen, um die ihn viele naturwiſſenſchaftlichen Schriftſteller beneiden dürfen. Dazu geſellt ſich ein ſtark pathetiſches Moment, welches der Lektüre ſeiner Schriften einen großen Reiz verleiht und den weniger ſtreng Prüfenden fort-

während zu beſtechen vermag. Zu ſeinen Gegnern redet er nicht ſelten in einer wahrhaft olympiſchen Sprache. „Mir hat die Natur," heißt es in ſeinen „Gedanken und Studien", „die Genugthuung gewährt, inmitten zahlreichen Widerſpruches ein Geſetz feſt begründet zu ſehen, das weder Geringſchätzung noch Mißgunſt aus den ſteinernen Tafeln des Kosmos zu tilgen vermögen." Seine Theorie ſoll nach ſeinem Ausdrucke für jeden denkenden Naturforſcher „feſtſtehend ſein", diejenigen Gelehrten, welche ſie abweiſen, ſind in einer zunftmäßigen Gelehrſamkeit „befangen"; es wird ihnen vorgeworfen, daß ſie ſeine Theorie gewaltſam zurückhielten und die Wahrheit unterdrückten. Dabei iſt Falb kaum eingetreten auf die Einwürfe, die ihm von wiſſenſchaftlicher Seite gemacht wurden. Wir dürfen hier aber ſagen, daß es gegenwärtig keinen namhaften Geologen oder Meteorologen giebt, der die Falbſche Hypotheſe adoptirt hätte, trotzdem Falb verſichern zu dürfen glaubt, „daß heutzutage nur Nichtmathematiker oder doch ſolche Mathematiker, welche ſcholaſtiſche Nörgeleien an die Stelle einer geſunden phyſikaliſchen Logik ſetzen", ſeine Gegner ſeien. Alle wichtigeren Geologen, die, wie geſagt, gegenüber der Falbſchen Theorie ſich ablehnend verhalten, gehören alſo in jene beiden Rubriken; weil ſie nun aber alleſamt „Nichtmathematiker" oder „ſcholaſtiſch-nörgelnde Mathematiker" ſind, ſo haben ſie in der Frage nach dem Urſprunge der Erdbeben gar nicht mitzuſprechen. Ueber die Berechtigung der wichtigeren Namen in der heutigen geologiſchen Wiſſenſchaft, ſpeziell auf dem Gebiete der Erdbebenkunde, dürfte aber ein Mann wie Falb am wenigſten einen Richterſpruch fällen, denn er weiß thatſächlich nicht einmal, was die heutigen Geologen lehren. Dies ſieht man z. B. aus einer Stelle ſeines Buches „Von den Umwälzungen im Weltall", wo er gewiſſermaßen thut, als ob unſere Geologen noch immer den Hebungstheorien Elie de Beaumonts und Leopold v. Buchs huldigten, denn er ſagt: „Es iſt eine wohlbegründete

Anſicht der Geologen, daß hohe Gebirgsketten durch Hebung der feſten Maſſen aus unterirdiſchen Spalten entſtanden ſind."

Doch wir kehren zu den Vulkanen und vulkaniſchen Beben zurück. Es iſt hier zwar nicht möglich, die Phyſik der Eruptionen nach dem heutigen Stande des Wiſſens genauer zu erörtern, hervorheben aber möchten wir immerhin, daß Falbs Erklärung der Eruptionen an einem großen Mangel leidet. Nach Falb ſcheidet ſich Dampf erſt nach der Eruption von der Lava aus, während alle bedeutenden Forſcher, die ſich mit der Unterſuchung des Vulkanismus beſchäftigten, ſagen, daß die ganze Eruption durch die Ausſcheidung der Liquida, durch das Aufdunſen der Lava und die Expanſions- und Exploſionskraft des Dampfes verurſacht wird. Prof. Hoernes hat u. A. mit den diesbezüglichen Erſcheinungen auf Hawaii die Falbſche Eruptionstheorie vollſtändig widerlegt. Seiner Theorie zuliebe läßt Falb dann ſtarke Erdbeben in der Nähe eines Vulkans nicht vor, ſondern nach der Eruption eintreten, während es Thatſache iſt, daß allen großen Eruptionen Erdbeben voranzugehen pflegen — poſitive Beweiſe dafür bilden der Veſuvausbruch vom Oktober 1822, die Bildung des Monte Nuovo bei Neapel im Jahre 1538, der Ausbruch des Vulkans Jorullo 1759 u. ſ. w.

Falbs Theorie des Vulkanismus und der Erdbeben beruht auf der Annahme eines heißflüſſigen Erdinnern. Er ſtellt hier folgende Sätze auf: 1. Die Erde war einſt flüſſig. 2. Die Erſtarrung iſt durch Abkühlung vor ſich gegangen. 3. Die Erdmaſſe iſt theilweiſe noch gegenwärtig flüſſig und heiß. 4. Die Vulkane verdanken ihren Urſprung zunächſt dieſem Zuſtande des Erdinnern. — Bei dieſem erſten Punkte entwickelt Falb die Kant-Laplaceſche Hypotheſe in einer Klarheit und Vollendung, wie ſie größer kaum gedacht werden kann. Mit dem erſten und dem zweiten Satze haben wir uns jedoch nicht weiter zu beſchäftigen, denn ſie betreffen Reſultate, welche längſt anerkannt

ſind. Anders iſt es mit der als Thatſache hingeſtellten Hypotheſe, daß das Innere der Erde noch heute flüſſig und heiß ſei. Die Beweiſe, welche Falb hier anführt, können nicht als ſtichhaltig angeſehen werden. Nach den, Hopkins und Thomſon folgenden Ausführungen Reyers, die ſeiner und unſerer Ueberzeugung nach den neuen vulkaniſchen Anſchauungen, denen zufolge den Vulkanen lokale Prozeſſe zu Grunde liegen, die Herrſchaft zu ſichern ſcheinen, iſt die Erde im großen Ganzen ſehr ſtarr. Die Berechnung der ozeaniſchen Fluthwelle durch Thomſon zeigt, daß die Fluthwelle der ſtarren Erdmaſſe nicht größer iſt, als wenn der ganze Körper Glas oder ſelbſt Stahl wäre. Die Phyſik beweiſt uns ferner, daß das Erdinnere nicht nothwendig flüſſig zu ſein braucht, indem mit dem zunehmenden Drucke in der Tiefe die Schmelztemperaturen der Geſteine erhöht werden. Daß die Abplattung der Erdkugel, welche immer noch als Beweis der Flüſſigkeit des Erdinnern angeführt wird, auch erfolgen würde, wenn der ganze Erdkörper ſtarr wäre, lehrt uns die neuere Geologie, die auf das Ueberzeugendſte den Nachweis geliefert hat, daß der Gebirgsdruck in großen Tiefen der Erde die volle Plaſtizität der Geſteinstheilchen erzeugt. Auch die Phyſik hat ſich gegen die Feuerflüſſigkeit des Erdinnern als Urſache der Abplattung unſeres Planeten gewendet, indem der kürzlich verſtorbene Prof. Cellerier in Genf durch Rechnung nachwies, daß die Erde, ſelbſt wenn ſie ein durchaus ſtarrer Körper wäre, infolge der Rotation die abgeplattete Form annehmen müßte. In Bezug auf den Vulkanismus hat Reyer es höchſt wahrſcheinlich gemacht, daß das Magma mit zunehmendem Drucke im Erdinnern an Beweglichkeit verliert und daß es ſich bis zu einer gewiſſen Tiefe immer mehr dem ſtarren Zuſtand nähert, oder allgemein geſagt, daß die Verfeſtigung tieferer Schichten durch den Druck der laſtenden Schichten herbeigeführt wird. „Die Wärme nimmt nämlich von Tiefenſtufe zu

Tiefenſtufe immer weniger zu, während der Druck umgekehrt immer mehr wächſt, weil jede tiefere Schicht unter dem Drucke der überlaſtenden leidet, alſo dichter iſt, als die hangende.“ Falb meint nun, daß ein ſolcher durch Druck verfeſtigter oder verdichteter Kern der Erde des Planeten ſich mit ſeiner Theorie ſehr gut vertrage, und er giebt ſich Mühe zu zeigen, wie dieſer Kern fort und fort Flüſſiges in die Kanäle der Erdrinde ſenden könne; eine Einwirkung der Sonne und des Mondes auf einen ſolchen Kern iſt aber im Sinne ſeiner Lehre nicht möglich. Die wechſelnden Anziehungskräfte der Geſtirne können nur einen verſchwindenden Einfluß auf das Innere der Erde ausüben. Vergeſſen wir nicht, daß Falbs Erklärung der Bildung der Meeresfluth durch die anziehende Wirkung von Sonne und Mond ſehr dazu geeignet iſt, falſche Vorſtellungen über die Größe der Fluthanziehung zu erzeugen, wodurch es kommt, daß er auch die Wirkung der Fluth und Ebbe des Erdinnern zu hoch anſchlägt. Die Größe der Verſchiedenheit in der Anziehungskraft des Mondes für verſchiedene Punkte der Erde iſt außerordentlich gering, ſie beträgt für den dem Monde zunächſt gelegenen, am Aequator befindlichen Oberflächenpunkt und den Mittelpunkt der Erde nur den neunmillionten Theil der irdiſchen Schwerkraft. Dementſprechend iſt auch der Effekt in der Fluthbewegung des offenen Meeres klein (2—3 Fuß im paziſiſchen Ozean). Dieſe Thatſache, in Verbindung mit der Erwägung, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach das Innere der Erde einen hohen Grad von Starrheit beſitzt, läßt die Falbſche Theorie allein ſchon als falſch erſcheinen. Wollte man aber immer noch der Annahme einer dünnen feſten Rinde und eines davon abgegrenzten flüſſigen Kernes unſeres Planeten folgen, ſo ergiebt die Rechnung einen viel zu geringen Niveauunterſchied von Fluth und Ebbe eines ſolchen Kernes; er beträgt nämlich nur etwa den dritten Theil eines Meters. Bedenkt

man noch mit Heim, daß die größeren Fluthhöhen des Ozeans durch die Einengungen der Fluthwelle zwiſchen konvergirenden Küſten und überſteigendem Meeresboden bedingt ſind, dergleichen aber beim flüſſigen Erdkern wegen ſeiner Kontinuität nach unten nicht in Frage kommt, ſo kann ſich Einem kaum eine andere Anſicht aufdrängen, als daß Falbs Theorie eines flüſſigen, durch die Anziehung von Sonne und Mond fluthenden, ober- und unterirdiſche Vulkanausbrüche und Erdbeben bedingenden Erdinnern weder Grund noch Boden hat.

Falbs mehr als hypothetiſches flüſſiges Erdinnere ſoll nun, wie wir ſchon einmal berührt, durch ſchon vorhandene Spalten und Kanäle aus einem unterirdiſchen, tiefer liegenden Lavaſee in andere „unterirdiſche vulkaniſche Hohlräume“ gelangen; die Lava wird durch den Druck, welchen die erkaltende Erdrinde auf den flüſſigen Kern ausübt, in die Kanäle gepreßt und gehoben und zeigt ſich infolge wechſelnden Druckes und der gleichfalls hebenden Thätigkeit der Gaſe in einem Schlote in beſtändiger, entweder ſteigender oder fallender Bewegung. Im Steigen trifft ſie auf eingeſickertes Waſſer, deſſen Dämpfe mithelfen, die Eruption zu ermöglichen. Ob dieſe nun oberirdiſch oder unterirdiſch ſei hänge nur von den Umſtänden ab. Woher dieſe, die Lava in den Schlot treibende und hebende Kraft kommen ſoll, iſt uns unerklärlich, da, wie wir geſehen, Falb ſelbſt zugiebt, daß infolge des Druckes der feſten Erdrinde eine eigentliche Fluthwelle im Innern der Erde ſich nicht bilden kann.

Dieſe unterirdiſchen Eruptionen müßten nun nach Falb maſſenhaft auf der Erde vorkommen, denn jedes fern von einem Vulkane auftretende Erdbeben hätte nach ihm eine ſolche Eruption als Urſache. Der Bau der Erdrinde beweiſt uns jedoch, daß ſolche Erſcheinungen ſeltene Ausnahmen bilden; die letzteren beziehen ſich auf die Batholiten und Laccolithen, in Form von halben Linſen oder großen Broden auftretenden Laven, die in die

Sedimente eingeſchaltet ſind. Man findet ſie in den Rocky Mountains, in den Henry Mountains und in den Baſin Ranges weſtlich vom Colorado-Plateau; ſie begleiten Stellen der Verſenkung von Gebirgsgliedern. Falbs unterirdiſche Eruptionen ſetzen nun große Hohlräume in großen Tiefen der Erde voraus; dieſe aber ſind nicht bloß hypothetiſch, es iſt von ihnen ſogar gezeigt worden, daß ſie nicht vorhanden ſein können. Die Schwerkraft läßt nämlich auf die Länge in größerer Tiefe keine bedeutenden Hohlräume mehr beſtehen. In den leeren Bauen des Steinkohlengebirges bei Newcaſtle ſteigen die Böden zwiſchen den ſtehengebliebenen Pfeilern quellend empor, und im Salzkammergut füllen ſich die verlaſſenen Stollen allmählich und ohne Bruch wieder an. Ein alter Stollen in Rammelsberg bei Goslar iſt ſeit Karls des Großen Zeit ſo zuſammengedrückt, daß kaum mehr eine Katze in das Loch kriechen kann. Beim Tunnel- und Bergbau hat man auf dieſe Erſcheinung Rückſicht zu nehmen; die Tunnels z. B. mauert man aus, damit die Wände nicht langſam in ſie hineinquellen. Wenn aber ſchon in ſolchen Tiefen größere Hohlräume auf die Länge nicht zu beſtehen vermögen, wie viel weniger noch in jener Region, in welcher Falbs Lava aus einem Lavaſee in andere unterirdiſche Hohlräume gelangen ſoll?

3. Wir kommen zu den **tektoniſchen** oder **Stauungsbeben**, auch **Dislokationsbeben** genannt. Sie bilden, wie wir heute mit Beſtimmtheit ſagen dürfen, die weitaus größte Zahl der Erdbeben und halten ſich an die in der Lagerung mehr oder weniger ſtark geſtörten Stellen der Erdrinde. Die tektoniſchen Beben haben nicht wie die vulkaniſchen Beben einen Punkt als Zentrum, ſondern die Erſchütterungen treten auf einer Linie oder Fläche auf; die Stoßpunkte wandern bald hierhin bald dorthin und können wieder an die Stelle zurückſpringen, von der die Bewegung ſcheinbar allein ausgegangen war. Die Tiefe, von welcher ein ſolches tektoniſches oder Dislokationsbeben ausgeht,

iſt eine verhältnißmäßig geringe; in Bergwerken werden viele Beben gar nicht oder viel ſchwächer verſpürt als an der Oberfläche. Man hat den Erſchütterungsherd oft bis zu 20 km Tiefe angegeben; daß dieſelbe aber keine ſo bedeutende ſein kann, zeigt die Betrachtung über den Zuſtand der Geſteinstheilchen in der Tiefe; derſelbe muß nämlich infolge allſeitigen Druckes ein plaſtiſcher werden, wodurch die Leitungsfähigkeit und Fortpflanzungsgeſchwindigkeit für Stöße, wie Heim hervorgehoben, ſich weſentlich vermindern. Im allgemeinen iſt die Geſchwindigkeit der Fortpflanzung von Erdbebenwellen nur wenig größer als die des Schalles in der Luft (330 m); ſie iſt kleiner oder größer je nach der Natur des Geſteins, der Lagerung desſelben und der Stärke der Erſchütterung. In unzähligen Fällen erweiſt es ſich, daß eine Erſchütterung auf einem beſtimmten Gebiete nicht von beſtimmten Punkten oder einer Linie ausging und ſich nicht mit der Geſchwindigkeit, wie ſie im Boden bei der elaſtiſchen Fortpflanzung vorkommt, fortbewegte, ſondern daß nahezu gleichzeitig alle Punkte eines Schüttergebietes erzitterten. Dies, ſowie die Betrachtung der Stoßrichtungen an den verſchiedenen Schütterpunkten eines Erdbebengebietes, der an weit entfernten Orten gleichzeitig mit dem Stoße erſchienene, daher überall primär erzeugte Schall und die Gleichförmigkeit im Auftreten der Intenſität und der Bewegungsart eines Bebens auf einer ganzen großen Fläche zeigt, daß die Bewegung bei den tektoniſchen Beben ſehr häufig von einer mächtigen Fläche ausgeht und daß ihre Urſache nichts anderes ſein kann, als eine plötzliche Verſchiebung von großen Gebirgstheilen auf dieſer Fläche. Die Einheit und Natur dieſer Beben zeigt ſich z. B. bei allen wichtigen Erdbeben, welche in der Schweiz ſeit zehn Jahren beobachtet worden ſind.

Dann ſind es wieder ganz beſtimmte Gebiete, in welchen die Erdbeben beſonders häufig aufzutreten pflegen. In der Schweiz wären hier z. B. zu nennen das Rheinthal, die Thal-

linie des Engadin, die durch das Alpen- und Molaſſegebiet der Nordoſtſchweiz von SO. nach NW. reichenden Achſe, das untere Rhonethal und die Linien, welche den Winkel zwiſchen Alpen und Jura bilden. Man nennt ſolche Gebiete, auf welchen die Erſchütterungen häufig wiederkehren, habituelle Stoßgebiete.

Alle dieſe Bewegungen dienen zur Auslöſung von in den mehr oberflächlichen Schichten der Erdrinde vorhandenen Spannungen und beſchränken ſich faſt ganz auf die Gebiete der Gebirge. In Gegenden mit wenig oder gar nicht geſtörtem Schichtenbau, z. B. in Norddeutſchland, in Rußland und Sibirien, ſind Erdbeben eine Seltenheit. Sie treten ferner ſpärlich auf in alten, in der Ausbildung abgeſtorbenen Gebirgen, wie den Alleghanies und den Berggebieten Englands und Skandinaviens. In den Alpen treten ſie meiſtens in den Regionen der ſedimentären Schichten, alſo dem Gebiete der jüngern Falten, auf, die Gegenden der Zentralmaſſive berühren ſie ſeltener. Fuchs unterſuchte 74 Erdbeben, welche ſich in den Jahren 1865—1873 in den Alpen ereigneten, und konnte alle den Regionen der jungen Falten zuzählen, während in dieſem Zeitraume die aus Gneiß, Granit und Glimmerſchiefer beſtehende Zentralkette von keinem Erdbeben erſchüttert wurde oder wenigſtens nur einigemale ſich die äußerſten und ſchwächſten Erſchütterungskreiſe der Beben in dieſes Gebiet ſich hinüberpflanzten. Da wir nun für alle dieſe Beben faltende oder ſchichtenſtörende Vorgänge im Innern der Gebirge annehmen müſſen, ſo erhellt aus der ſoeben erwähnten Beobachtung, daß in dem innern Theile der Alpen die Faltung jedenfalls aufgehört hat, während ſie, der Häufigkeit der Erdbeben in den ſedimentären äußern Ketten nach zu ſchließen, in den genannten Gebieten ſehr wahrſcheinlich noch fortdauert. Nach dem heutigen Stande der geologiſchen Forſchung iſt es in der That unzweifelhaft, daß die weitaus größte Zahl von Erdbeben Aeußerungen einer lagerungſtörenden, die fortſchreitende

Faltung der Schichten bewirkenden Kraft im Felsgerüſte der Erde iſt. Wir haben z. B. in der Schweiz direkte Beweiſe dafür, daß ſich Gebirgstheile gegeneinander zu verſtellen vermögen. Die Lägern iſt dem Rigi und Napf in der Zeit von etwas mehr als dreißig Jahren, welche zwiſchen der erſten genauen Meſſung dieſes Dreiecks und der ſpätern Reviſion der Triangulation lag, um zirka einen Meter näher gerückt. Die Verſchiebung der drei Punkte gegeneinander iſt da, ſie kann unmöglich ihre Erklärung in den Beobachtungs- und Rechnungsfehlern finden. Im Jura giebt es zwei Dörfer, welche durch eine Jurafalte getrennt ſind; gegen Ende des letzten Jahrhunderts ſah man von dem einem Orte aus die Hausdächer der anderen Ortſchaft, während ſie früher unſichtbar waren. Heute ſieht man von einem Dorfe aus die Häuſer des Nachbarortes bis hinab zu ihrer Baſis.

Die Erdbeben der Gebiete, die wir ſoeben näher berührt haben, pflanzen ſich hauptſächlich in der Richtung ungeheurer Sprünge oder Klüfte im Gebirge fort. Dieſe Brüche ſind entweder durch horizontale Stauung entſtanden und heißen dann Faltungsbrüche, oder ſie verdanken ihr Daſein einer vertikalen Verſchiebung zweier Gebirgsſchollen; dieſes ſind die Verwerfungsbrüche; die „Blätter" endlich ſind durch horizontal-transverſale Verſchiebung entſtanden. Eigentlich giebt es ſo viele Arten tektoniſcher Beben, als es Dislokationen giebt; ſie laſſen ſich jedoch unſchwer auf zwei einzige zurückführen, nämlich auf ſolche, die aus tangentialen Spannungen, und ſolche, die aus Senkung reſp. Hebung hervorgehen. Oft können dieſe beiden Arten von Beben nicht mehr ſcharf auseinandergehalten werden.

Ein Blattbeben war z. B. die Erſchütterung im St. Galliſchen Rheinthale, Feldkirch und Friedrichshafen vom 23. April 1887, ferner das Erdbeben von Belluno vom 29. Juli 1873, das Falb natürlich auch als ein vulkaniſches bezeichnete und von dem er behauptete, daß es eine glänzende Beſtätigung ſeiner Theorie

ſei. Beſonders häufig treten die Erdbeben auf in Senkungsgebieten, wie am Mittelmeere, wo man auf allen Seiten ein Abbrechen der Gebirge trifft. Das ungeheure liguriſche Beben vom 23. Februar 1887 z. B. hatte ſeinen Grund im plötzlichen Sinken einer unterſeeiſchen Scholle nahe der liguriſchen Küſte, wie in den Veröffentlichungen der ſchweizeriſchen Erdbebenkommiſſion des Näheren dargelegt wird. Die relative Bewegung der Gebirgsglieder bei ſolchen Vorgängen wird nur eine ſehr geringe, vielleicht nur wenige Millimeter betragende ſein; da die hierbei zu bewältigenden Maſſen aber koloſſale ſind, ſo kann auch bei jenem minimen Betrage die grandioſe Wirkung des Phänomens eines Erdbebens erreicht werden.

Spalten und verſchobene Schollenränder und durch den Stand des Waſſers an Küſten- und Binnenſeen dargethane Senkungen und Hebungen ſind häufige Folgen der Erdbeben. In vielen Fällen freilich laſſen ſich jene Brüche und Spalten, als deren ruckweiſe Weiterbildung ſich die meiſten unſerer Beben darſtellen, nicht erkennen, ſie müſſen aber nichtsdeſtoweniger vorhanden ſein.

Falbs Einwurf, daß Verſchiebungen von Gebirgsmaſſen viel häufiger auftreten müßten, wenn ſie als Urſache der Erdbeben anzuſehen wären, iſt wenig oder gar nicht ins Gewicht fallend, da wir gezeigt haben, daß ſolche Verſchiebungen da und dort wirklich erkannt wurden. Im Jahre 1848 entſtand während eines Erdbebens an der Südküſte der Cookſtraße in Neu-Seeland eine Kluft, welche parallel dem Laufe des Gebirges durch ſechzig engliſche Meilen weit landeinwärts reichte. Es iſt wohl anzunehmen, daß in häufig erſchütterten Gebieten wie am Mittelmeere ſich noch ein oder der andere Fall als eine in der hiſtoriſchen Zeit ausgebildete Dislokation herausſtellen kann, auch wenn wir heute ihre Spuren noch nicht zu erkennen vermögen.

Wir kommen nun zur Vertheilung der Erdbeben nach der Zeit und zu Falbs Erdbebenſtatiſtik. Aus den Zu-

ſammenſtellungen von Fuchs geht hervor, daß kein Tag, keine Stunde ohne Erdbeben verläuft und man ohne Uebertreibung behaupten kann, daß die Erdoberfläche ununterbrochen in jedem Augenblicke an irgend einer Stelle erſchüttert wird und in Bewegung begriffen iſt, von den zahlloſen, faſt beſtändigen Erſchütterungen, die bloß mit Hülfe feiner Inſtrumente wahrgenommen werden, nicht zu reden. Daß bei dieſer großen Häufigkeit der Beben ſich ſolche auch zu den Zeiten ereignen müſſen, wo durch eine beſtimmte Stellung von Mond und Erde und die vermehrte Anziehung durch Sonne und Mond nach Falb Hochfluthen des Erdinnern entſtehen, braucht Einen darum nicht zu wundern. Doch wir wollen auf ſeine Theorie einer doppelten Periodizität in der Vertheilung der Erdbeben näher eintreten.

Perrey fand zuerſt, daß die Erdbeben zur Zeit des Vollmondes und Neumondes häufiger ſeien, als zu andern Zeiten, was ihn vermuthen ließ, daß die Erdbeben Springfluthwirkungen des flüſſig gedachten Erdinnern darſtellten. Später vertheidigte Perrey dieſe ſeine Theorie nicht mehr, Falb aber machte ſich, obwohl ihm die erſte Idee eines Zuſammenhanges des Mondes und der Erdbeben unabhängig von Perrey gekommen war, an das Erbe und arbeitet nun in dieſer Richtung ſeit 1868 mit einem Fleiße, der eine Rieſenkraft vorausſetzt, mit einer Leidenſchaft, die in dieſem Maße ſonſt meiſt nur Religionsſtiftern eigen iſt.

Das Prüfungsmittel, welches Falb bei ſeiner Theorie anwendet, iſt die Statiſtik. Er verglich die vorzüglichſten Erſchütterungen, welche in der Geſchichte verzeichnet ſind, mit den Stellungen des Mondes und fand nun, daß die größte Häufigkeit der Erdbeben im Monat Januar eintritt, daß ſie dann abnimmt, im April wieder zu einem zweiten Maximum anſteigt und darauf im Juni ein abſolutes Minimum zeigt. Im Auguſt erreicht die Häufigkeit ein ſchwaches, im Oktober aber ein hervorragendes Maximum, worauf die Zahl im November fällt, um

ſich im Dezember wieder zu heben und zum erſten, dem Januarmaximum, anzuſteigen. Falb folgte hier dem Erdbebenkatalog Mallets, aus welchem er vom Jahre 800 bis 1842 n. Chr. 5500 Erdbebentage für die nördliche Halbkugel herauszählte. Auf ſeiner ſüdamerikaniſchen Reiſe beobachtete er die Vertheilung der Erdbeben auf der ſüdlichen Hemiſphäre; dieſelbe ſchien ihm vollſtändig mit der Vertheilung auf der nördlichen Halbkugel übereinzuſtimmen, alſo auch ein Maximum im Januar und ein Minimum in den Sommermonaten zu zeigen. Er nennt hier für die Jahre 1862—1877 die Zahl von 501 Erdbebentagen für Copiapo, vertheilt dieſe auf die einzelnen Monate und ſetzt die Prozentualwerthe feſt. Die letzteren ſtellt er den in ähnlicher Weiſe aus 5500 Erdbebentagen der nördlichen Hemiſphäre erhaltenen Prozentualwerthen gegenüber, trotzdem jene Beobachtungen über Erdbeben der Südhemiſphäre ſich bloß auf fünfzehn Jahre erſtrecken und ſich nur auf einen einzigen Ort Südamerikas beziehen. Dann ſagt er, daß die Kurve der 120 Erdbebentage, welche Mallets Katalog aus der ſüdlichen Hemiſphäre mittheilt, mit der Kurve von Copiapo übereinſtimme. Hoernes hat ſich nun die Mühe genommen, die drei genannten Prozentualkurven, alſo die der nördlichen Hemiſphäre nach den 5500 Erdbebentagen Mallets, die der 120 Erdbebentage Mallets auf der ſüdlichen Hemiſphäre, und die auf 501 Erdbebentage gegründete Prozentualkurve von Copiapo graphiſch darzuſtellen; das Ergebniß iſt, daß ſie gar nicht übereinſtimmen, trotzdem Falb das Gegentheil behauptet. Darum kann Falbs Anſicht nicht die richtige ſein. Noch ein Beiſpiel. Falb ſagt („Umwälzungen im Weltall"): „Als wir die Vertheilung der Erdbeben nach den verſchiedenen Monaten erforſchten und jene Kurve fanden, nach welcher die meiſten Erdbeben der nördlichen Halbkugel im Januar, April und Oktober eintreten, fragten wir uns, ob dieſe Vertheilung wirklich eine geſetzmäßige oder eine zufällige ſei, d. h. ob die

Erdbeben im allgemeinen ſich ſo vertheilen oder ob nicht etwa dieſe Vertheilungskurve nur gerade für die Zahl von 5500 Erdbebentagen gelte und eine andere Kurve ſich herausſtellen würde, wenn man 1000, und wieder eine andere, wenn man 10000 Erdbebentage unterſuchen würde. Dieſe Frage war ſehr wichtig, denn aus ihrer Bejahung oder Verneinung mußte hervorgehen, ob es in der Vertheilung der Erdbeben ein beſtimmtes Geſetz gebe, welches uns zur Auffindung ihrer Urſache verhelfen könnte. Es machte keine großen Schwierigkeiten, die Antwort darauf zu erhalten. Wir theilten zu dieſem Zwecke die 5500 Erdbebentage in zwei Hälften und erhielten ſo 2750 Erdbebentage der erſten und 2750 Erdbebentage der zweiten Periode." Auch hier glaubte Falb eine Uebereinſtimmung zu ſehen; er ſchloß daraus, daß eine hundertmal größere Zahl von Erdbebentagen gleichfalls keine andere Vertheilung ergeben würde. Von einem Parallelismus dieſer beiden Kurven iſt aber wieder, wie Hoernes gezeigt, keine Spur vorhanden; die eine hat ihr Maximum im Januar, die andere im Oktober, die eine ihr Minimum im Auguſt, die andere im Juni.

Ueberhaupt erſcheinen die Prozentanſätze der Erdbebentage, wie ſie Falb für die einzelnen Monate feſtgeſetzt hat, als wenig von der Durchſchnittsziffer abweichend. Berückſichtigt man zahlreichere Erdbebentage, ſo wird die Summe der Abweichungen von der monatlichen Durchſchnittsziffer, entgegen Falbs Behauptung, geringer; ſie müßte gewiß auf Null herabſinken, wenn genügendes Material der Unterſuchung zu Gebote ſtehen würde. Ferner zeigt ſich Falbs Angabe, daß im April (nach dem Frühlingsäquinoktium) ein Maximum der Erdbebenhäufigkeit ähnlich jenem im Januar und Oktober eintrete, vollſtändig unbegründet. Die Erdbeben bleiben, wie aus der Zuſammenſtellung der Prozentualreihe der Erdbebentage von 800—1842 erſichtlich iſt, im April und März unter der Durchſchnittszahl; es iſt ſomit

ein Einfluß des Frühlingsäquinoktiums vom 21. März auf die Erdbeben nicht vorhanden, während nach dem Herbſtäquinoktium (23. September) anſcheinend eine Steigerung der Häufigkeit eintritt. Von den ſieben Fluthfaktoren, welche nach Falb eine Verſtärkung der Hochfluthen im Innern der Erde erzeugen, nämlich 1. Nähe der Sonne (1. Januar), 2. Nähe des Mondes, 3. Syzygium, 4. Aequatorſtand der Sonne (21. März und 23. September), 5. Aequatorſtand des Mondes, 6. Quadratur (Revolutionsſchwung), 7. Stellung des Mondes in der Ekliptik — von dieſen Fluthfaktoren kann alſo der vierte, die Stellung der Sonne im Aequator, die an den Tag- und Nachtgleichen eintritt, von keinem Belang für die Häufigkeit der Erdbeben ſein. Nebenbei geſagt, iſt auch der ſechſte Hochfluthfaktor Falbs, nach welchem im erſten und letzten Mondviertel die Linie, welche von der Erde zum Mond geht, nahezu mit der Linie zuſammenfällt, welche die Richtung des Revolutionsſchwunges bezeichnet und wobei eine Verſtärkung der Fluth ſtattfinden ſoll, nicht ins Gewicht fallend — arbeitet doch zur Zeit der Viertel ein viel mächtigerer Faktor der vom Monde erzeugten Fluth entgegen, nämlich der Einfluß der Sonne. Es ſcheint hier übrigens, wie Hoernes treffend bemerkt, die Behauptung, daß auch die Quadraturen einen Hochfluthfaktor darſtellen, von Falb nur zu dem Zwecke aufgeſtellt worden zu ſein, „um auch jene Erdbeben, die ſo rückſichtslos ſind, zur Zeit der Quadraturen einzutreten, in den Rahmen der Erdbebentheorie einzwängen zu können“. Gegenwärtig können nach Falb freilich höchſtens fünf Faktoren zuſammentreffen; die Tage aber, an welchen eine der von ihm angeſetzten Kombinationen ſtattfindet, z. B. Nähe der Sonne, Nähe des Mondes, Syzygium, Aequatorſtand des Mondes, Stellung des Mondes in der Ekliptik — dieſe Tage ſind es, auf die Falb ſein Augenmerk richtet. Die Bedingungen, die Falb dieſen Kombinationen zu Grunde legt, treten bei zwei derſelben übrigens nicht einmal ein,

ſo z. B. in der ſoeben angeführten Kombination. Daß dieſe Fluthfaktoren, mit Ausnahme der Syzygien, nur eine unbedeutende Wirkung auszuüben vermögen, wollen wir hier nicht wiederholen.

Kehren wir zu Falbs Erdbebenſtatiſtik zurück, ſo müſſen wir betonen, daß ſeine drei Maxima zeigende Prozentualkurve der Erdbebentage in vielen einzelnen Fällen gar nicht ihre Beſtätigung findet. Nach Süß zeigt die Zuſammenſtellung der Erdbeben vom Jahre 1000—1873 in Niederöſterreich und den angrenzenden Gebieten eine große Zahl der Erdbebentage im Juni, was gar nicht mit Falbs Theorie übereinſtimmt, ferner ein gänzliches Fehlen der von Falb verlangten April- und Oktobermaxima. Hingegen fanden allerdings zahlreiche Beben im Januar und Februar ſtatt. Hoefer ſammelte die Erdbebentage vom Jahre 1000—1877 für Kärnten und fand z. B. ein abſolutes Minimum im April, das gar nicht mit Falbs Anſichten übereinſtimmt, ferner eine geringe Zahl der Beben im Oktober, die von denen des Januar, dann des Februar, März, Juni, September und Dezember übertroffen wird. Die größte Zahl der Erdbebentage fällt hier ebenfalls in den Januar. Gewiß ſcheint nur zu ſein, daß die Erdbeben in den Wintermonaten häufiger auftreten, als in den Sommermonaten, zur Zeit des Perihelium häufiger als im Aphelium. Ob dieſe größere Erdbebenzahl im Winter aber ihren wirklichen Grund im Perihelium hat oder bloß vom Temperaturminimum dieſer Periode abhängt, ſoll hier dahingeſtellt bleiben. Sollte jedoch erſteres der Fall ſein, die vermehrte Anziehung des Himmelskörpers in dieſer Zeit alſo häufigere Erdbeben hervorrufen, ſo wäre dies immer noch nur als Begünſtigung der Spannungsauslöſungen in unſerer Erdkruſte, nicht aber als Urſache der Erdbeben zu betrachten. Von den 64 Stößen, die im Jahre 1887 in der Schweiz verſpürt wurden, ſprechen nur 24, d. h. 37,5% für den Einfluß des Mondes, 10 Stöße ſprechen direkt gegen den Einfluß und

30 derſelben oder nahezu 50% verhalten ſich indifferent. Von den 44 Erdbebentagen des genannten Jahres ergeben ſich 25% als für, 13,6% als gegen den Einfluß der Mondphaſen ſprechend, 61,1% als indifferent. Auch für die Stoßreihe, welche in den Südalpen, in Iſtrien und Dalmatien vom Oktober 1869 bis Juli 1870 ſich darſtellte, findet man die Häufigkeit der Beben nicht mit Falbs drei Maxima zuſammenfallend, ſondern ſich auf den März und Mai beſchränkend. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich leicht zu Dutzenden anführen. Das Alles dürfte nicht ſein, wenn die Falbſche Erdbebentheorie richtig wäre.

So laſſen ſich in der Falbſchen Erdbebenſtatiſtik die auffallendſten Widerſprüche auffinden. Er ſteht auch nicht an, Beben, welche zu ſeiner Theorie nicht paſſen, gar nicht in die Statiſtik aufzunehmen, ſo z. B. das große Erdbeben von Villach vom Jahre 1348. Von den allerſtärkſten Beben ereignen ſich viele in einer Zeit, da ein Erdbebenminimum ſein ſollte, in den Quadraturen, ſo das ſpaniſche Erdbeben vom 25. Dezember 1884, das verheerende vom 21. Juni 1885 zu Kaſchmir in Aſien, das ſogar noch in die Zeit der Erdferne fällt. Vom Belluner Erdbeben von 1873 behauptete Falb, daß es die glänzendſte Beſtätigung ſeiner Theorie ſei, obwohl von den 29 Tagen mit ſtärkeren Stößen nur zwei mit Hochfluthtagen zuſammenfielen und überdies die Stöße an Stärke und Anzahl 7 Tage früher oder ſpäter als die Hochfluthtage gerade ſo bedeutend waren, wie an den Hochfluthtagen, ja daß drei Tage nach der Hochfluth das Stoßmaximum ſtattfand. In dieſer Bebengruppe hat Falb die ſehr ſtarken Stöße vom 1. Auguſt ſogar ganz unbeachtet gelaſſen — ſie mußten ihm ſicher zu unbequem ſein, da ſie gerade in die Mitte zwiſchen den Hochfluthtagen zu fallen beliebten.

Um es ſich bequem zu machen und möglichſt viele Eruptionen und Erbeben in der Zeit ſeiner Hochfluthtage zu erhalten, nimmt Falb ſeine Zuflucht zu einer Verfrühung reſp. Verſpätung

der Beben um drei bis fünf Tage. Falb ſagt, daß Verfrühungen und Verſpätungen eintreten müſſen: wenn es ſich um einen unterirdiſchen Durchbruch handle, könne häufig erſt einer ſpäter eintretenden geringen Fluth das gelingen, was die vorangehende ſtärkere nicht zu ſtande brachte. „Ueberall, wo in der Natur durch ſtufenweiſe Steigerung und Fall von Kräften, die dem frühern Gleichgewicht entgegenwirken, eine Summation der Materie erreicht wird," ſagt er, „trifft das Maximum des Effektes nicht auf die höchſte, ſondern auf eine ſpätere, etwas niedriger liegende Stufe der Kraft, weil die zur vorhandenen Summe durch die verringerte Kraft hinzutretende Vermehrung noch ausreicht, um den durch das Gleichgewichtsbeſtreben eintretenden Defekt zu maskiren" (Gedanken und Studien). Die aus den tiefſten unterirdiſchen Durchbrüchen entſtehenden Erdbeben müßten alſo nicht gerade am Syzygiumtage, wo die Fluth am größten iſt, auftreten, ſondern erſt 1—3 Tage ſpäter, oft gar erſt bei der nächſten Hochfluth, alſo 14 oder 29 Tage ſpäter ſich einſtellen. Je ſtärker aber das Maximum ſelbſt ſei, deſto geringer müſſe die Verſpätung des Durchbruches ausfallen, ja wenn die Fluthziffer eine beſondere Höhe erreicht, ſich ſogar in eine Verfrühung verwandeln. So Falb. Wäre aber ein glühend flüſſiges, dem Einfluſſe der Sonne und des Mondes unterworfenes, fluthendes und ebbendes Erdinnere vorhanden, dann müßte die Sache ſich mit viel größerer Genauigkeit abwickeln: ſobald die Kruſte der Erde nicht ſo dick und ſchwer iſt, daß ſie jede Ebbe und Fluth des Kernes dadurch hindert, müßten regelmäßige Oszillationen an der ſtarren Erdkruſte ſich bemerkbar machen, die Aequatorialgegenden würden zweimal täglich, wie Hoernes hervorgehoben, der Schauplatz lebhafter Bewegung der Erdoberfläche werden oder wenigſtens zur Zeit der großen Fluthkonſtellationen ſolche wahrnehmen laſſen. Wir ſpüren nichts davon, daß dieſes geſchieht. Den Grundlagen nach jedoch, auf denen Falb ſeine Theorie aufbaut,

dürften wir dies genaue Eintreffen der Vulkanausbrüche und Erdbeben ohne jede Verfrühung oder Verſpätung fordern. Doch es ſei noch einmal davon erinnert, daß ſeine Annahme eines Emporhebens des flüſſigen Erdinnern durch die unterirdiſche Fluth, welche Annahme bei der Theorie der Verfrühung und Verſpätung mitſpukt, durchaus unzuläſſig iſt.

Wenn Falb aber Verfrühungen und Verſpätungen der Erdbeben um 3—5 Tage zuläßt, ſo hat eine ſolche Statiſtik gar keinen Werth mehr. Vom Neumond oder Vollmond weg, zu deren Zeit Erdbeben häufiger auftreten ſollen, bis zu einem Mondviertel hin ſind es 7 Tage; ein Beben mit 5 Tagen Verſpätung iſt alſo nur 2 Tage von demjenigen Zeitpunkt entfernt, da die Beben am ſeltenſten auftreten ſollen (Heim). Dennoch regiſtrirt es Falb, als ob es mit ſeiner Theorie paſſe. So kann man ſchließlich faſt jedes Beben als ſeine Theorie beſtätigend anſehen. Geſtattet man, wie Heim bemerkt, auch den Erdbebenminima ſolche Verfrühungen und Verſpätungen, ſo enthüllt ſich dieſe Statiſtik als die reinſte Spiegelfechterei. Es kann bei dieſer Ausdehnung der Falbſchen Theorie ſchließlich Jeder Erdbeben vorausſagen und ihr Eintreffen beſtätigt ſehen, wie der große Meiſter in Leipzig. Jeden Tag ereignen ſich im Durchſchnitte auf der Erde zwei Erdbeben, die jedoch in ſehr unvollſtändiger Zahl zur Kenntniß gelangen.

Uebereinſtimmungen mit Falbs Prophezeiungen müſſen ſich daher oft nachweiſen laſſen. Prüft man die Vergleichung ſeiner kritiſchen Tage mit den wirklich ſtattfindenden Erdbeben jedoch ſtrenger, ſo ſieht man, daß nur ein Theil derſelben harmonirt, der andere ſpricht gegen die Theorie, die mit einem Worte eine durchaus haltloſe iſt.

Es iſt hier leider nicht mehr möglich, Beiſpiele aus der Geſchichte der ſeismiſch-prophetiſchen Thätigkeit Falbs herauszuheben und näher zu illuſtriren. Anführen möchten wir aber noch ein Stück einer Statiſtik der Grubenexploſionen, welch'

letztere Falb ebenfalls vorauszusagen pflegt. Die Bergbehörden wurden auf Falb's Theorie des Einflusses der Mondphasen auf die Ausströmung von Gasen aus dem Erdinnern aufmerksam und begannen, seine Schlagwetter-Voraussagungen näher zu prüfen. Die mit der Beobachtung dieser Verhältnisse betraute Zeche Shamrock bei Herne konstatirte nun nach einem in den Tagesblättern erschienenen Berliner Berichte vom 24. Juli 1889, daß die Falbschen diesbezüglichen Prophezeiungen während eines ganzen Jahres nicht eintrafen. Für die Zeit vom Oktober 1886 bis Oktober 1887 lagen sechs Prophezeiungen von Grubenexplosionen vor. Unter den von Falb für diese Zeit als „kritisch" bezeichneten Tagen hat sich kein einziger als irgendwie gefahrdrohend herausgestellt, was für die Falbsche Theorie gewiß ein sehr ungünstiges Zeugniß ist. Die während der genannten Zeit angestellten Wetterproben ergaben immer nur geringe Abweichungen vom Normalen.

In Bezug auf das Wetter sei folgendes über Falbs Theorie erwähnt. Er prophezeit für gewisse Tage, an welchen rechnungsmäßig die Fluthkraft des Mondes am stärksten ist, Stürme, Schneefälle, Wintergewitter 2c. Wie er bei seinen vorausgesagten Erdbeben nie angiebt, an welchem Punkte der Erde sie sich ereignen werden, so auch nicht beim Wetter; Falbs Prophezeiungen besagen immer nur, daß an den kritischen Tagen irgendwo auf unserm Planeten so etwas eintreten werde. Gewiß wird Niemand ein solches Verfahren exakt nennen. Wenn dann, was trotz dieser weiten Auffassung merkwürdigerweise noch immer geschieht, derartiges am sogenannten kritischen Tage eintritt, so wird dies schon als Beweis für den Einfluß des Mondes auf das Wetter gepriesen und gefeiert. Oberflächlicher, unwissenschaftlicher kann hier sicherlich nicht verfahren werden.

Falb hat sich trotz vielfacher Aufforderung von seiten der Fachgelehrten nie dazu herbeigelassen, den von ihm verfochtenen

Einfluß des Mondes auf das Wetter exakt zu begründen. Derweilen waren gerade die Letzteren so gutmüthig, auf Falbs unwiſſenſchaftliche Methode einzugehen und das Eintreffen ſeiner Prophezeiungen an den vorausgeſagten kritiſchen Tagen zu unterſuchen. Ueber die bezüglichen Reſultate folgen wir hier der Darſtellung Dr. Pernters („Die modernen Wetterpropheten" in „Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe in Wien" 1889).

Nach Falbs Mondtheorie waren die Tage vom 17.—20. September 1887 die „kritiſcheſten" ſeit Jahrzehnten, indem die Fluthfaktoren die größten waren. Der größte Sturm des Jahrhunderts war darum von Falb für dieſe Zeit vorausgeſagt. Die genannten Tage waren jedoch in Europa wie in Amerika ſo normal und ſchön, wie ſie nur ſelten ſein können in einer Zeit, die nicht in den Verdacht gekommen, kritiſch zu ſein. Die kritiſchen Tage für 1884—1887, die der kosmiſch geſinnte Falb übrigens vom Amerikaner Wiggins entlehnte, zeigten bei der Vergleichung mit dem thatſächlichen Wetter in jenen Perioden, daß keiner der als gefährlich verkündigten Tage ein der Mondtheorie günſtiges Ergebniß lieferte; Windſtärke und Windgeſchwindigkeit waren die normale, gewöhnliche. Von den für 1888 angegebenen kritiſchen Tagen waren nach Falb 8 erſter Ordnung, 7 zweiter und 9 dritter Ordnung. Will man einen ſehr gütigen Kritiker ſpielen, ſagt Pernter, ſo trafen von allen dieſen 8 ein und 15 ſchlugen fehl. Von den 8 Tagen erſter Ordnung trafen 4 ein und ebenſoviele ſchlugen fehl. Von einem nachweisbaren Einfluß des Mondes kann hier darum nicht geſprochen werden. Daß einzelne Fälle eintreffen, darf Einen nicht wundern, ebenſowenig als bei den Erdbeben. Und wie leicht iſt es außerdem für Jeden, in gewiſſen Monaten des Jahres Stürme vorauszuſagen!

Gerade aber darauf, daß einzelne Fälle eintreffen, ſtützt ſich der das Publikum freilich nicht abſichtlich, aber ungewollt

im Grunde wie ſich ſelber gröblich täuſchende Falb. „Man ſage nicht," erklärte er einmal in Wien, „das ſind einzelne Fälle! Hier beweiſen eben einzelne Fälle!" Die einzelnen Fälle aber, die nicht eintreffen?! Wir haben geſehen, daß ſolche ſelbſtverſtändlich ſind. — Aber auch hier weiß ſich der Autor aus der Schlinge zu ziehen, indem er in ſolchen Verhältniſſen anerkennt, daß außer ſeinen Fluthfaktoren noch andere ſehr ſtarke Einflüſſe vorhanden ſind. Iſt ein Fall nicht ſo gütig, einzutreten, ſo beweiſt dies nach Falb nur, daß die anderen Faktoren ſtärker waren, nicht aber, daß ſeine maßgebenden Fluthfaktoren keinen Einfluß hatten.

Es iſt klar, daß es auf dieſe Weiſe rein unmöglich iſt, jemals eine exakte Unterſuchung über den Mondeinfluß durchzuführen. Wollte das Publikum ſich genau alle Fälle der Falbſchen Wetterprophezeiungen anmerken, ſo fände es ſicherlich keine, welche die eintreffenden als beweiſend hinſtellen würden. Leider verſchweigt man gewöhnlich die nicht eintreffenden Fälle und verkündigt dann die zufällig eintreffenden mit der lärmendſten Trommel. Vergeſſe man nicht, daß irgendwo auf der Erde an jedem Tage etwas los iſt, was man dem Einfluſſe der Fluthfaktoren zuſchreiben kann, und daß ſich dann der nicht eintreffende Tag ſofort in einen eintreffenden verwandeln kann.

Beigefügt möge noch werden, daß Falb nicht der Erſte iſt, welcher ſich mit der Unterſuchung befaßte, ob die Mondfluth im Luftmeere aus den Thatſachen nachweisbar ſei, und der dieſe Forſchungen auf die Mondviertel und die Syzygien bezogen hat. Schon Laplace hat ſich mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt. Die heutige Meteorologie hat den Geſichtspunkt der kosmiſchen Einflüſſe bei der Vorherbeſtimmung des Wetters durchaus nicht außer acht gelaſſen; wenn ſie ihn aber endlich fallen ließ, ſo iſt dies nicht ohne genaue und vielfältige Prüfung geſchehen. Der diesbezügliche Einfluß des von altersgrauen Zeiten her als Wettermacher bekannten Mondes iſt wirklich eingehend und

gründlich unterſucht worden, das Reſultat war aber, daß dieſer Einfluß, dem z. B. allerdings ein ſehr geringer Unterſchied in der Stärke des Luftdruckes zur Zeit der Erdnähe und Erdferne zugeſchrieben werden kann, ſo minim iſt, daß man davon gar nicht Notiz zu nehmen braucht, wenn es ſich um die Urſachen unſeres Wetters handelt. Die auf die Zyklonentheorie ſich gründende Wetterprognoſe, wie ſie heute außer bei Zenger, Overzier, Falb und Frieſenhof überall üblich iſt, bleibt noch immer das Zuverläſſigſte, was in der Wetterprophezeiung geleiſtet werden kann. Ihre Grundlagen ſind reell, thatſächlich und vertrauenerweckend. Die auf den großen Zentralſtationen verſuchte Wetterprognoſe ſagt das Wetter freilich nur für vierundzwanzig Stunden voraus und giebt es einſtweilen bloß muthmaßlich an: will man mehr, ſo muß man ſich, wie Prenter ſagt, an den Kalender halten oder ein altes Bäuerlein oder Rudolph Falb fragen. Wendet ſich Jemand an Letztern, ſo möge er auch nachſehen, wie jämmerlich es um das Reſultat der wirklichen Beobachtungen im Hinblick auf Falbs Theorie ſteht.

Wir ſind am Ende der Beſprechung der Falbſchen Lehre angelangt. Wie ſehr wir auch die mathematiſchen und beſonders die aſtronomiſchen Kenntniſſe Falbs bewundern, wie rückhaltloſe Anerkennung wir ſeiner Darſtellungskraft und ſeinem Fleiße zollen müſſen, und wie hoch unſere Achtung iſt vor dem Manne, der auf Gipfeln der Anden unermüdlich Tage und Nächte lang wiſſenſchaftliche Beobachtungen anſtellte in Höhen, wohin ihm kaum der Fuß eines Führers folgen wollte — ſo müſſen wir doch das harte, aber wahre Wort unterſchreiben, das Hoernes über Falb geſprochen: daß nämlich ſeine Erdbebentheorie „eine haltloſe, faule und frivole Hypotheſe, ein wiſſenſchaftlicher Humbug iſt.“

Die
Brutpflege der Thiere.

Vortrag,

gehalten zu Hamburg am 19. November 1890

von

Prof. Dr. K. Kraepelin
in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Unſere moderne Naturauffaſſung enthält in ſich ein Element, welches verhältnißmäßig noch jungen Datums iſt, nichtsdeſtoweniger aber ſchon jetzt von den breiteſten Schichten des Volkes als unumſtößliche Wahrheit erfaßt und verfochten wird: die Darwinſche Lehre vom Kampfe ums Daſein.

Das Wort des Dichters: „Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual", hat für die heutige Generation ſeine Geltung verloren. Wohin wir auch blicken mögen, auf blumiger Wieſe, wie im ſchattigen Waldesdunkel, auf einſamer Bergeshöhe, wie in den unergründlichen Tiefen des Ozeans, allüberall ſehen wir feindliche Gewalten einander gegenüberſtehen, ſehen wir ſie ringen um das tägliche Brot, ums nackte Leben, ſehen wir rückſichtsloſeſten Egoismus ſich breitmachen in der Ausnutzung erworbener, in der Erwerbung neuer Vortheile fürs eigene Daſein.

Es war nur ein kleiner Schritt zu der alsbald mit immer größerer Klarheit in unſer Bewußtſein ſich eindrängenden Erkenntniß, daß auch in der menſchlichen Geſellſchaft der Einzelne nicht minder hart um ſeine Exiſtenz zu ringen hat, wie die Thiere des Waldes. Wohl mag in dem gewaltigen Gefüge des modernen Kulturſtaates die Liebe zum eigenen Ich in ihren brutalſten Aeußerungen bei Vielen gebändigt werden durch die

Macht und die Zuchtruthe der ſozialen Gemeinſchaft; der „Kampf ums Daſein“ drückt einem Jeden die Waffe in die Hand; es iſt zum Schlagwort geworden für die Erklärung unſerer geſamten geſellſchaftlichen Verhältniſſe, zum Schlachtruf für weite Schichten des Volkes, welche nicht fürderhin als die Enterbten der Menſchheit ſich fühlen wollen.

Doch nicht für ſich allein hat der Menſch im Zenith ſeines Daſeins zu kämpfen. Zur Sorge um die eigene Exiſtenz geſellt ſich alsbald die nicht minder ſchwere um das Wohl und Wehe der Familie. Speiſe und Trank, Wohnung und Kleidung, Schutz gegen Fährlichkeiten aller Art, das ſind die erſten und unabweisbaren Forderungen, welche das Kind an die Eltern ſtellt, und denen auch der Aermſte als ſeiner heiligſten Pflicht zu genügen beſtrebt iſt. Und damit nicht genug. Glücklicher ſollen unſere Kinder werden, als wir es ſelbſt geweſen, beſſer gerüſtet mit Kenntniſſen, Charakterfeſtigkeit und materiellen Mitteln im großen Wettbewerbe des Lebens; die Sorge um die Erziehung der Kinder, um die Wahl ihres Berufs tritt in den Vordergrund, und nicht früher glauben die pflichtgetreuen Eltern ihre Aufgabe erfüllt zu haben, als bis die heranwachſende Generation aus eigener Kraft ſiegreich den Fährlichkeiten des Lebens zu trotzen vermag.

Wir ſind nicht in der Lage, das redliche, auf Erziehung der Kinder gerichtete Streben des Vaters, die vielgeprieſene Liebe der Mutter als einen ſpezifiſchen Vorzug des Menſchengeſchlechts in Anſpruch nehmen zu können. Kaum minder mächtig, ja vielleicht oft elementarer noch und zwingender, zeigt ſich dieſer, auf Sicherung der kommenden Generation gerichtete Trieb im geſamten Reiche der Thierwelt, und indem ich verſuche, in ſkizzenhaften Zügen ein Bild zu entrollen der Sorgen und Mühen, welche das Thier in der Pflege ſeiner Nachkommen auf ſich zu nehmen hat, der Mittel, mit welchen dasſelbe

ſeiner ſchwierigen Aufgabe gerecht zu werden ſucht, wage ich zu hoffen, daß dieſe Fülle treuer Elternliebe und rückhaltloſeſte Aufopferung, von der ich berichten kann, auch in den Herzen der Großſtädter ein klein wenig Sympathie für das nur zu oft mit Geringſchätzung betrachtete Gethier des Waldes erwecken möge.

Nahrung und Schutz, das ſind die beiden elementarſten Forderungen, welche auch das junge, ins Leben tretende Thier an die Eltern zu ſtellen hat; denn es iſt ſchwach und klein und unerfahren und würde, ſich ſelbſt überlaſſen, gar bald zu Grunde gehen. Dennoch muß uns ein ſolches Eingreifen der Eltern in vielen Fällen zunächſt geradezu unmöglich erſcheinen, wenn wir erfahren, daß bei ausgedehnten Gruppen des Thierreiches die Eltern den Keim des Todes bereits in ſich tragen, wenn ſie zur Eiablage ſchreiten, daß es dieſen Thierarten alſo niemals vergönnt iſt, die dem Ei entſchlüpfende Brut auch nur von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, geſchweige denn, ihr helfend und ſchützend auf ihren erſten Lebenswegen zur Seite zu ſtehen. Unſere Schmetterlinge und Eintagsfliegen, unſere Libellen, Fliegen, Schlupfweſpen und viele andere Inſekten erblicken in der Regel als Waiſenkinder das Licht der Welt, und es liegt der Schluß nahe, daß ſie wohl nicht viel beſſer geſtellt ſein werden, als ihre Schickſalsgenoſſen in der menſchlichen Geſellſchaft. Dem iſt indeſſen nicht ſo. Gerade das Heer der Inſekten, ſo lehrt die tägliche Erfahrung, hat ſich, wie keine andere Thiergruppe, im Haushalte der Natur eine imponirende Machtſtellung erobert, und dies allein ſchon beweiſt, daß das Gedeihen der Nachkommen nicht durchaus an das Fortleben der Eltern gebunden iſt. Auch die ſterbende Thiermutter kann jenen beiden Forderungen der Brut nach Schutz und Nahrung gerecht werden, und ſie wird ihnen gerecht einmal dadurch, daß ſie ihre Eier in Verhältniſſe bringt, unter denen die ausſchlüpfende Brut ohne

weiteres gedeckten Tiſch findet, und daß ſie ferner, wo es noth thut, für ſchützende Hüllen ſorgt gegen ſpähende Feinde und die Unbilden der Witterung. Der beſchwingte Falter, welcher, von Blüthe zu Blüthe flatternd, ſein lebelang nichts als ſüßen Honig genaſcht hat, er legt ſeine Eier ab auf den Blättern der Kohlſtaude, weil ihm ein inneres Gefühl — Inſtinkt iſt es wohl zur näheren „Erklärung" genannt worden — zu offenbaren ſcheint, daß eben dieſes ſaftige Grünkraut den auskriechenden Räupchen als Nahrung willkommen ſein wird. Schwirrend und ſummend durchſtreifen zur Hochſommerzeit die geſchäftigen Schmeißfliegen ihr weites Gebiet; kein Aas ſo verſteckt, das ſie nicht alsbald mit unglaublichem Spürſinne ausfindig gemacht, um ihre Eierchen daran zu legen und dadurch in erſtaunlich kurzer Friſt jenes unheimliche Gewimmel von bohrenden und ſpringenden, von ſchlürfenden und knuſpernden „Mädchen" hervorzuzaubern, das den Hausfrauen von je als vollendeter Hochverrath am ſonntäglichen Braten erſchienen iſt. — Noch weniger äſthetiſch dünkt uns die Art, wie das Heer der Miſtkäfer ſeine Jungen verſorgt. Deshalb thue ich nur des edelſten und vornehmſten Geſchlechtes derſelben Erwähnung, des heiligen Miſtpillenkäfers der Mittelmeerländer, welcher bei den alten Aegyptern göttliche Verehrung genoß und als Sinnbild des Weltenſchöpfers betrachtet wurde. Dieſes ſeltſame Thier, deſſen bildliche Darſtellung an den Tempeln der Alten Ihnen unter dem Namen der Scarabaeen bekannt ſein dürfte, und von dem einige Exemplare hier ausgeſtellt ſind, formt aus dem Miſte wunderbar regelmäßige Kugeln, welche bei einigen die Größe von Billardbällen erreichen, bringt in die Mitte derſelben ein Ei und ſchleppt dann dieſen Rieſenball an einen ſicheren Ort, wo er vergraben wird. — Nicht mit Unrecht iſt dem deutſchen Vertreter dieſer Gruppe ob ſeiner Kraftleiſtung der Name Sisyphus zu theil geworden.

Soll ich die Beiſpiele noch weiter häufen, welche uns lehren, mit welcher Umſicht, ja mit welchem Raffinement die Thiere vielfach zu Werke gehen, wenn es gilt, den ausſchlüpfenden Jungen günſtige Lebensbedingungen zu ſichern, ſo würde ich des weiteren der Schlupfweſpen zu gedenken haben, welche nicht, wie die Fleiſchfliegen, den todten Kadaver erwählen, ſondern in grauſamer Luſt ihren Legebohrer tief hineinſenken in den Leib ihrer lebenden Opfer, der Raupen und Larven mannigfacher Art, ihre Eier hineinlegen und ſo ihren Kindern den originellen Genuß verſchaffen, gleich dem Adler des Prometheus am lebendigen Körper ſich ſatt eſſen zu können. Ich müßte ferner die Bremen oder Biesfliegen nennen, welche in ähnlicher Weiſe unſere armen Schafe und Pferde als Opfer ſich auserſehen. Die Schafbreme legt ihre Eier an die Naſenlöcher der Schafe; die ausſchlüpfenden Jungen kriechen tief hinein in die Naſenhöhle, haken ſich hier mit ihren gewaltigen Widerhaken feſt und trotzen ſo kühnlich in dieſem natürlich ſtark entzündeten und reichlich ſchleimigen Nahrungsſtoff abſondernden Schlupfwinkel allen Verſuchen, durch forcirtes Nieſen die unangenehmen Gäſte los zu werden. Ganz ähnlich iſt der Vorgang bei den Pferden, nur daß hier die Eier nicht an die Naſe, ſondern an die Vorderbeine gelegt werden, daß das Pferd in ſeinem Unverſtand die Eier erſt ablecken muß, und daß dann die Jungen nicht in der Naſenhöhle, ſondern im Magen ihres Wirthes ſich dauernd vor Anker legen.

In den vorbeſprochenen Fällen iſt, wie von vornherein klar, ein beſonderer Schutz der Eier gewiß nicht von nöthen, da dieſelben gleich anfangs in die denkbar geſchützteſten Verhältniſſe gebracht werden. Dem iſt jedoch nicht immer ſo, und es kann uns daher nicht wunder nehmen, wenn wir unter anderen Bedingungen eine reiche Fülle von Vorkehrungen antreffen, welche alle auf den Schutz der frei in der Natur

abgelegten Eier gegen Witterungsunbilden ſowohl wie gegen äußere Feinde gerichtet ſind.

Vorab und in erſter Linie iſt es die ſchützende Mutter Erde, welcher beiſpielsweiſe die Heuſchrecke, der Regenwurm, die Schnecke und viele, viele andere Thiere ihre Eier anvertrauen.

Die verborgenſten Ritzen der Bäume, der hohle Schilfſtengel, das zu zierlicher Düte gerollte Blatt, ſie alle werden zu köſtlichen Wiegen, in denen die jungen Prinzen ihre Auferſtehung feiern. Und damit nicht genug. Vom eigenen Leibe rupft ſich der Schwammſpinner ſeinen zarten Flaum, um damit ſeine Eierchen zuzudecken; ihre ganze, bewunderungswürdige Kunſtfertigkeit entfaltet die Spinne, wenn es gilt, ihr Liebſtes vor Kälte und Späherauge zu ſchützen. Was ſoll ich weiter ſprechen von den zierlichen Eikapſeln der Küchenſchaben und Fangheuſchrecken, was von dem ſeltſamen, rettigartigen Geſpinſt unſeres ſchwarzen Waſſerkäfers mit ſeinen in Reihen geſtellten Eipaketen und den ſinnreichen Gatterthüren, durch welche die Jungen das Freie gewinnen; unerreichbar für unſer menſchliches Gefühl bleibt doch immer die ſchlichte, an jedem Oleanderſtock zu beobachtende Thatſache, daß die Schar der jungen Schildläuſe für die erſte, ſchwerſte Zeit ihres Daſeins von dem hinſterbenden Leibe der eigenen Mutter gedeckt und geſchützt wird. Fürwahr, die Sage der Niobe, der ſchönſten und menſchlichſten eine, welche das Alterthum erdichtet, in der verachteten Schildlaus ſehen wir ſie verkörpert.

Die bisherigen Darlegungen haben uns gezeigt, daß thatſächlich in vielen Fällen die dem Ei entſchlüpfenden Jungen durch die Fürſorge der Eltern von vornherein ſo günſtig geſtellt ſind, daß ſie allein ihren Weg durchs Leben zu finden vermögen. Was Wunder daher, wenn dieſer Modus des „laisser aller“ nun auch häufig genug von ſolchen Thierarten befolgt wird, welche nach der Eiablage nicht ſterben, ſondern gemächlich

weiterleben, für ihre Kinder aber das Schickſal oder den lieben Herrgott ſorgen laſſen. Schon manche der früher erwähnten Thiere, wie die Spinnen, Schnecken und Würmer wären ſehr wohl in der Lage, ihre Brut noch ein Weilchen zu bemuttern; aber nur ſehr wenige thun es. Mehr noch könnten wir indes das Gros unſerer Fiſche, Fröſche, Schlangen, Eidechſen und Schildkröten der Liebloſigkeit anklagen, da ſie faſt alle nur bei der Unterbringung der Eier mit Sorgfalt zu Werke gehen, ſpäter aber ihre Elternpflichten in gröblicher Weiſe vernachläſſigen. Allein wir wollen nicht vorſchnell den Stab brechen. Das gewaltige, mit Millionen von Rädern und Rädchen arbeitende Getriebe der Natur iſt viel zu gut ineinander gepaßt, als daß wir ſo gewiſſermaßen im Vorübergehen eine ſchadhafte Stelle entdecken könnten. Als oberſtes Geſetz im Reiche des Organiſchen, welches alle anderen beherrſcht, erkennen wir das der Erhaltung der Art. Die Art aber erſcheint, von allem anderen abgeſehen, in erſter Linie dadurch am beſten geſichert, daß möglichſt viele junge Keime produzirt und der Entwickelung entgegengeführt werden. Dieſe Forderung involvirt aber ſonder Zweifel eine Arbeitsleiſtung von ſeiten des elterlichen Organismus, und dieſe Arbeitsleiſtung, dieſe Produktion von Keimen wird um ſo größer ſein, je weniger die dem Thiere innewohnende Kraftmenge durch andere, das iſt durch Nebenleiſtungen, in Anſpruch genommen wird. Wäre daher unſere geprieſene Mutter Erde jenes Eldorado des Friedens, in welchem jeder gewordene Keim ſonder Fährlichkeit und Kampf, ſonder Pflege und Schutz ſich entwickeln könnte, ſo wäre die Brutpflege der Eltern eine Kraftvergeudung, ein Verrath an der heiligen Sache der Arterhaltung. Die Sorge der Eltern um ihre Jungen wird daher in jedem einzelnen Falle gerade nur ſoweit zu gehen haben, als bis die letzteren aus eigener Kraft den Kampf ums Daſein zu beſtehen vermögen. — Will man

wiſſen, wie gewaltig einerſeits der nothwendige Kraftverbrauch für die Aufzucht der Kinder am Körper zehrt, wie rieſenhaft andererſeits die Zahl der Keime anwachſen muß, wenn deren Verbringung in günſtige Lebensbedingungen ausſchließlich dem Zufall anheimgeſtellt iſt, ſo lenke ich den Blick auf jene Thierformen, welche infolge der Exiſtenzbedingungen, unter denen ſie leben, nichts, aber auch rein gar nichts für die Pflege ihrer Brut zu thun in der Lage ſind, auf die Eingeweidewürmer. Rudolf Leuckart hat es unternommen, die Maſſe von Körperſubſtanz zu berechnen, welche etwa ein Spulwurm in einem gegebenen Zeitabſchnitt zur Produktion von Eikeimen verwendet, und er kommt zu dem Schluß, daß dieſe Daten, auf menſchliche Verhältniſſe übertragen, einem Kinderſegen von 70 kräftigen jungen Weltbürgern — pro Tag entſprechen würden.

Wenn unſere Fiſche und Eidechſen, unſere Fröſche und Schlangen nach dem Geſagten meiſt in der glücklichen Lage ſind, der weiteren Sorgen um die heranwachſende Nachkommenſchaft ſich entſchlagen zu können, ſo ſoll damit nicht behauptet werden, daß dieſes Verhalten im Thierreiche die Regel ſei. In Tauſenden und Abertauſenden von Fällen erweiſt ſich eben das einfache Ausſetzen der jungen Brut auf einen beſonders günſtigen Platz an der großen Speiſetafel der Natur als unzureichend, und es treten alsdann alle jene mannigfachen und wunderbaren Erſcheinungen erweiterter Brutpflege ein, welche von jeher das Intereſſe des Naturfreundes in beſonders hohem Maße erregt haben.

Schutz und Nahrung, ſo ſagten wir, ſind die beide Hauptbedürfniſſe der werdenden Generation. Wie nun, wenn ein paſſender Schutz von ſelbſt ſich nicht darbietet, wenn das junge Geſchöpf etwa nackt und wehrlos allen Unbilden der Witterung, allen Angriffen lüſterner Feinde preisgegeben, ja,

wenn es, vielleicht noch nicht einmal im Beſitze des göttlichen Augenlichtes, völlig außer ſtande iſt, das, was ihm dienlich, erkennen zu können?! Unter ſolchen Umſtänden wird es zur unabweisbaren Pflicht der Eltern, auch fürderhin helfend einzugreifen, und ſie entledigen ſich dieſer Pflicht mit einer Treue, die ſicher nicht zurückſteht hinter dem Wollen und Thun der Menſchen. Soll ich erzählen von den unterirdiſchen Burgen der Dachſe, Füchſe, Maulwürfe und Hamſter, von den luftigen Neſtern unſerer Vögel, den kunſtvollen Prachtbauten unſerer Bienen, Weſpen, Termiten und Ameiſen? Soll ich Sie einführen in dieſe Kinderſtuben und ſchildern, wie man dort wärmt und bettet, wie man nudelt und ſtopft mit den ſchönſten Leckerbiſſen, welche die allgütige Mutter Natur zu ſpenden vermag? Es würde den Rahmen eines kurzen Vortrages um das Vielfache überſchreiten, wollte ich auch nur einigermaßen eingehen auf das Detail aller dieſer Wunderdinge. Deshalb möchte ich nur kurz ſkizziren, was zur Gewinnung einer flüchtigen Ueberſicht über die Mannigfaltigkeit der beſtehenden Einrichtungen geeignet erſcheint.

Es iſt bei dem vagirenden Jäger- und Räuberleben, welches die Thiere des Waldes zu führen gezwungen ſind, für das Elternpaar ſelbſtverſtändlich meiſtens unmöglich, die lieben Kleinen auf ihren Streifzügen mitzunehmen. Ein paſſender Unterſchlupf muß gefunden oder geſchaffen werden, in welchem das junge Leben ſicher geborgen ruht, wenn Vater und Mutter auf den täglichen Broterwerb ausgehen. So entſtehen als das Nächſtliegendſte die unterirdiſchen Höhlen vieler Säugethiere, die langen Röhrengänge der Uferſchwalben, die ſenkrechten, baumförmig verzweigten Schachte der Grabbienen und anderer Inſekten, die Neſtbauten der Höhlenbrüter in Felsklüften und hohlen Baumſtämmen. Zierlich mit Moos, dürrem Laub und Gras, mit Haaren und Federn werden ſie ausgepolſtert, aber es iſt im übrigen nicht eben viel Kunſt dabei, wenn wir nicht etwa die Accurateſſe

bewundern wollen, mit welcher der Specht, unter Verſchmähung des natürlichen Aſtloches, ſeine kreisrunden Fluglöcher in den Stamm meißelt. Anders bei jenen Kinder-Aufbewahrungsanſtalten, welche im lichten Sonnenſchein aus eigens zuſammengetragenem Material von den Eltern erbaut werden müſſen. — Schon die Baumneſter unſerer heimiſchen Säugethiere, der Eichhörnchen, Siebenſchläfer, Zwergmäuſe ꝛc. bieten des Intereſſanten genug; zu vollkommenſter Kunſtleiſtung aber haben es, wie allbekannt, unter den höheren Thieren die Vögel gebracht. Von dem Horſte der Raubvögel, den Neſtern der Krähen, Elſtern, Wildtauben ꝛc. wiſſen wir, daß dieſelben faſt ausſchließlich aus dürrem Reiſig gefertigt ſind; berichtet uns doch die Thierfabel von der Taube, daß ſie im Neſtbau von dem Habicht Unterweiſung erhalten, wegen alsbald eingetretener Feindſchaft aber nur bis zu den erſten Anfangsgründen dieſer Kunſt gediehen ſei. Bei kleineren Vögeln pflegen trockene Grashalme, Pferdehaare, Flechten und Moos die Stelle des Reiſigs zu erſetzen. Da wird mit dem Schnabel genäht und geſchneidert, gewebt und gefilzt, daß es eine Luſt iſt. Große, unförmige Klumpen formt das eine, wie unſer kleinſter Wicht, der Zaunkönig; lange, retortenartige Röhren oder Beutel das andere, wie die Webervögel und Beutelmeiſen. Wo aber die zarten, nackten Leiber der Kinderchen ruhen ſollen, da kommt beſonders weiches Material zur Verwendung: der zarte, ſeidige Flaum der Weidenkätzchen, die am Dorn hängengebliebene Flocke der Schafwolle, die ausgerupften Federn des eigenen Leibes. Wo an ſenkrechter Felswand, am Geſimſe des Hauſes ein Reiſig oder Grashalmneſt nicht wohl anzubringen, da heißt es, zu noch anderen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen. Trotz dem geſchickteſten Maurer handhabt an ſolchen Stellen die Schwalbe ihren aus Rinnſteinkoth und Speichel gefertigten Mörtel, auf dicke, wagerechte Baumäſte klebt der Töpfervogel ſeine gewaltige

Lehmkugel; ja auch da, wo jegliche Niſtſtoffe zu fehlen ſcheinen, an den ſteilen Felsküſten Tonkins, weiß die Natur noch Rath, indem ſie die Salangane befähigt, einzig und allein aus dem zähen, erhärtenden Schleim ihrer gewaltig entwickelten Speicheldrüſen ihre luftigen Kinderwiegen, die indiſchen oder eßbaren Vogelneſter, herzurichten.

Man ſollte meinen, daß ſo hochentwickelte Kunſttriebe nur da ſich finden könnten, wo, wie beim Vogel, auch ein gewiſſes Maß von Kraft, eine hochſtehende Intelligenz zur Verfügung ſtehe. Dem iſt jedoch keineswegs ſo. Ein Blick in das Thun und Treiben der Inſektenwelt belehrt uns, daß die Bauinduſtrie dieſer Liliputaner unter den Thieren in ihrer Mannigfaltigkeit und Großartigkeit noch um vieles wunderbarer iſt, als diejenige der Vögel. — Was zunächſt das Baumaterial betrifft, ſo entſpricht es natürlich häufig genug dem, was wir bei jenen in Verwendung fanden. Aus zuſammengetragenem Moſe bauen die Hummeln ihr Neſt, aus zuſammengenähten Blättern z. B. gewiſſe tropiſche Ameiſen. Den Reiſighaufen des Adlerhorſtes finden wir wieder in dem aus winzigen Zweigbruchſtücken zuſammengetragenen Kegelbau unſerer heimiſchen Waldameiſe; die Maurerarbeit der Schwalbe und des braſilianiſchen Töpfervogels wird übertroffen von den prächtigen Häuschen, welche die Mörtel- oder Mauerbienen, die Lehm- und Töpferweſpen jede in ihrer Art aus Sand und Lehm und Mörtel für ihre Brut zu errichten wiſſen. Aber damit iſt die Findigkeit der Inſekten in Bezug auf das Baumaterial noch lange nicht erſchöpft. Schon von der Droſſel unter den Vögeln hätte ich erwähnen können, daß ſie aus dem Mulm vermorſchter Bäume mit Hülfe ihres Speichels eine Art Pappmaſſe zu fertigen weiß, mit welcher ſie die innere Höhlung des Neſtes auskleidet. Dieſe Papp- oder beſſer Papierfabrikation hat nun beiſpielsweiſe bei den Weſpen einen hohen Grad von

Vollkommenheit erreicht. Pflanzenstoffe aller Art werden zu feinem Brei zerkaut, mit Speichel gemischt und so zu jenen gewaltigen Bauten verwendet, welche in der Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Konstruktion schon allein einer eingehenden Betrachtung werth wären. Und wenn endlich die Salangane sich brüsten sollte, sie allein sei im stande, aus sich selbst heraus, ohne fremdes Baumaterial, die Brutstätte ihrer Kinder zu bereiten, so würde man ihr das Beispiel der unübertroffenen Biene entgegenhalten, welche aus winzigen Wachsplättchen, welche dem eigenen Leibe entquellen, ihre kunstreichen Waben zusammenschweißt.

Die bisher erwähnten Bauten gehörten sämtlich dem festen Lande an; man sollte es kaum für möglich halten, daß auch das Wasser für eine derartige Industrie sich eignen könnte. Und doch ist dies der Fall. Ich spreche hier nicht von den auf der Oberfläche schwimmenden Schilfnestern gewisser Wasservögel; ich spreche von Nestern, die tief unten im Gewirr der fluthenden Wasserpflanzen oder zwischen den Steinen am Grunde oder endlich nahe der Oberfläche frei schwimmend errichtet werden. Wenige Thiere freilich nur sind es, welche bis zu diesem Grade der Zärtlichkeit gegen die junge Brut sich verstiegen haben, denn das Wasser ist ein erhaltendes Element, seine Lebensbedingungen sind im allgemeinen so günstige, daß auch die hülfloseſten Organismen in ihm noch Hoffnung auf gedeihliche Entwickelung hegen dürfen; aber die wenigen, die so handeln, sind doch zu wichtig, als daß wir sie gänzlich mit Stillschweigen übergehen könnten. Da sind in erster Reihe die Stichlinge, welche aus Gras und Kraut ihr rundliches Nest am Grunde des Wassers aufbauen und jedes Gethier mit Tollkühnheit attackiren, das in dem Bereiche dieses friedlichen Stilllebens sich sehen läßt. Da sind ferner die hochinteressanten Schleierschwanzfische oder Makropoden aus China, deren Männchen aus Luftblasen ein an

der Oberfläche des Waſſers ſchwimmendes Schaumneſt zuſammenſpuckt und die ausgeſchlüpften Jungen durch eben dieſe Manipulation getreulich immer wieder in dasſelbe zurückexpedirt, wenn ſie zu kühn in die Weite ſich vorgewagt. Da iſt endlich die in unſeren Gräben und Sümpfen hauſende, den Aquariumliebhabern nicht genug zu empfehlende Waſſerſpinne, welche aus feinem Geſpinſt einen oben geſchloſſenen Glockenbau aufführt, in den ſie Luft hineinträgt, wie in eine Taucherglocke, und ſo ihren Spinnenkindern das eigenartige Vergnügen bereitet, tief unten in der weiten Waſſerwüſte behaglich im Trockenen ſitzen zu können.

Doch die junge Brut iſt, wie wir ſchon früher betonten, nicht zufrieden mit der ſchützenden Behauſung allein; ſie bedarf auch der Nahrung, die ihr von den Eltern herzugetragen werden muß. Fragen wir, welcher Art dieſe Nahrung ſei, ſo könnten wir uns kurz faſſen und einfach antworten: Gegeſſen wird eben alles, was verdaulich iſt. Aber die Sache iſt doch bei näherer Betrachtung nicht ganz ſo einfach und immerhin werth, etwas genauer beleuchtet zu werden. Zunächſt wäre hervorzuheben, daß es ſelbſtverſtändlich einen großen Unterſchied macht, ob eine Thierart vorwiegend von Pflanzen, oder aber von animaliſchen Stoffen ſich nährt. Vegetabiliſche Koſt iſt überall zu beſchaffen. Allenthalben ſproßt es und grünt es, und das junge Häschen im Lager müßte doch gar zu beſchränkt ſein, wenn es nicht alsbald allein ſeinen Appetit an dem Gras und Kraut ſeiner nächſten Umgebung zu ſtillen verſuchen ſollte. Die thieriſche Nahrung will erſt im weiteren Revier erſpäht, überliſtet und bewältigt ſein; ihre Gewinnung ſtellt bedeutende Anforderungen an die Findigkeit, die Liſt, die Kraft des Suchenden, Anforderungen, welche naturgemäß nur von den gewitzigten Alten erfüllt werden können. Es iſt daher von vornherein klar, daß die Herbeiſchaffung von Nahrungsmaterial

für die junge Brut vornehmlich nur bei *ſolchen Thieren* in Frage kommen wird, welche *lebender Thiere* zu ihrer Ernährung bedürfen. Dennoch iſt dieſe Regel nicht ohne Ausnahme. Namentlich in der Reihe der *bienenartigen* Inſekten giebt es ausgeſprochene *Vegetarianer*, welche auch ihren Kindern ganz ausſchließlich *Pflanzenſtoffe* vorlegen, allerdings die zarteſten und delikateſten, die man finden kann, und die auch nicht ſo ohne weiteres von jeder einfältigen Bienenmade geſammelt werden könnten, nämlich den Blüthenſtaub der Blüthen und deren Honig. Die Art und Weiſe, wie beiſpielsweiſe die *Hummeln* in dieſer Hinſicht vorgehen, iſt ſo originell und erinnert ſo ſehr an das Sehnſuchtsziel unſerer Kinderzeit, an das *Schlaraffenland*, daß ich mir nicht verſagen kann, ſie kurz zu ſchildern. In unterirdiſcher Höhle hat die Hummel ihr Neſt aus weichem Mooſe, wie früher berichtet, zuſammengetragen. Alsbald iſt ſie emſig beſchäftigt, in den Haaren ihres Pelzes und an den Körbchen ihrer Beine reichliche Mengen von Blüthenſtaub herbeizuſchleppen, der, mit Honig beſpieen, zum Klumpen geballt wird und ſo allmählich zu einem tüchtigen Kloß — dem Reisbrei des Schlaraffenlands — in der Mitte des Moosneſtes heranwächſt. Jetzt beginnt die Eiablage. Zierliche Niſchen werden in den Kloß genagt, in jede ein Ei gelegt, die Niſche verſchloſſen und nun das kleine ausſchlüpfende Mädchen ſeinem Schickſale überlaſſen. Dasſelbe hat dann keine weitere Aufgabe zu erfüllen, als ſich möglichſt tief in dieſen Reisbrei von Blüthenſtaub und Honigſeim hineinzufreſſen. — In ganz ähnlicher Weiſe verfahren die *Grabbienen*, nur daß ſie jedem Kleinen von vornherein ſeine Portion abmeſſen, damit keines zu kurz kommt, und dabei ein ſtrenges Kabinenſyſtem für nothwendig halten. Noch ausgeprägter iſt dieſes letztere endlich bei der *Honigbiene*, deren *Zellen* bekanntlich in erſter Linie dem Zwecke dienen, die junge Brut, die bei ihrer Maſſenhaftigkeit

gewiß nicht ganz leicht zu überſehen, wohl geordnet, ich möchte ſagen numerirt, vor Augen zu haben und ſo jedem Einzelnen ſeine tägliche Ration zuertheilen zu können. — Es wäre hier wohl der Ort, etwas näher auf die ungemein praktiſchen, wenn auch nicht immer äſthetiſchen Vorrichtungen einzugehen, mittelſt derer die Bienen das koſtbare Futter nach Hauſe tragen, ja wie ſie es für die allerzarteſten Jugendſtadien zu leicht verdaulichem, weil eben ſchon halb verdautem Bienenbrote zu verarbeiten wiſſen; ich muß es mir in gleicher Weiſe verſagen, wie eine zuſammenhängende Schilderung des ganzen Umfanges der wunderbaren und großartigen Brutpflege, welche von den Honigbienen ſowohl, wie von den verwandten Inſektenformen der Weſpen, Ameiſen und Termiten ausgeübt und durch die unermüdlichen Forſchungen eines Huber, Dzierzon, Forel, Lubbock und Anderer zu unſerer Kenntniß gelangt iſt. Nur den einen leitenden Gedanken, der uns das Verſtändniß dieſer beiſpielloſen Erſcheinungen näher rückt, möchte ich nicht unausgeſprochen laſſen. Bei allen den in Rede ſtehenden Inſektengruppen ſehen wir die beiden Grundprinzipien in Kraft, denen auch die menſchliche Geſellſchaft das Emporklimmen zu immer höheren Graden der Vollkommenheit, der Kultur verdankt: die Vereinigung zu Staaten und die dadurch ermöglichte Arbeitstheilung. „Viribus unitis“, mit vereinten Kräften, das iſt der Wahlſpruch der Weſpen, Termiten, Ameiſen, wenn es gilt, jene rieſenhaften Bauten auszuführen, gegen welche im Verhältniß die ägyptiſchen Königspyramiden als elende Maulwurfshügel ſich darſtellen; „Theilung der Arbeit“, ſo lautet die Loſung, wenn es gilt, zum Wohle des Ganzen die Kraft und das ſpezielle Können des Einzelnen in Dienſt zu ſtellen. Dabei iſt als ein noch beſonders glücklicher Umſtand hervorzuheben, daß in dem ununterbrochenen Lebenszuſtande dieſer Staaten die perſönlichen Erfahrungen des

Einzelnen direkt von Individuum zu Individuum übertragen und ſo zum Gemeingut Aller werden, während ſonſt im Reiche der Inſektenwelt der frühzeitige Tod der Eltern eine Unterweiſung der Kinder unmöglich macht. — So ungefähr lauten die Erklärungsverſuche für die einzig daſtehende Intelligenz der Bienen und Verwandten in der Pflege ihrer Brut. Es ſind, ich wiederhole es, dieſelben Faktoren, welche den Menſchen aus ſeinem Urzuſtande emporgebracht, und darum können wir ſie gelten laſſen, ſo lange nicht andere Propheten Weiſeres zu ſagen wiſſen.

Bei unſerem Exkurſe über die geſellig lebenden Inſekten haben wir ſtillſchweigend auch ſchon ſolche Thiere mit einbegriffen, welche keineswegs die heranwachſende Brut ausſchließlich mit Vegetabilien ernähren, ſondern vorwiegend animaliſche Stoffe als Futter verwenden. Wer hätte es noch nicht beobachtet, wenn im nadelbeſtreuten Tannenwalde auf eigens gebahnten Wegen die Karawanen der Ameiſen herankeuchen, beladen mit den dickleibigen Raupen der Kiefernenule; wie das ſchiebt und zieht und hebt und wuchtet, bis alle Hinderniſſe ſiegreich genommen ſind und das fette Beuteſtück verſinkt in die geheimnißvolle Tiefe, wo Tauſende von Mäulern ſeiner hoffend entgegenharren! Aehnliches ließe ſich von den Termiten berichten, nur daß ſie, das Tageslicht ſcheuend, ihre Raubzüge ſorglich durch gedeckte Gänge maskiren und in der Wahl ihrer Beute nicht gar ſo wähleriſch ſind, als ihre einheimiſchen Vettern. Sind ſie doch ſchon zufrieden, wenn etwa der ſchweinslederne Einband eines Buches oder eine alte Schuhſohle als Beuteſtück ihnen in die Hände fällt.

Die Larven der bienenartigen Thiere, die man wegen ihrer Beinloſigkeit beſſer als Maden bezeichnet, ſind in Bezug auf ihre Beißorgane höchſt mäßig geſtellt. Sehr begreiflich daher, daß unſere Weſpen und Ameiſen ihre Beute in der Regel erſt gehörig mit ihren Kiefern zerkleinern, ehe ſie dieſelbe als Futter

darbieten. Sehen wir doch darin nichts anderes, als wenn die ſorgliche Menſchenmutter dem zum erſten Male mit der Gabel hantirenden Kleinen das Fleiſch vorſchneidet oder die Kartoffeln in Mus zerdrückt. Abweichend hiervon ſind die Gewohnheiten der Grabweſpen. Sie leben nicht zu Staaten vereinigt, wie die Weſpen, ſondern einzeln. Es würde demnach das Wohl und Wehe der Brut bis zur vollſtändigen Reife einzig und allein auf die zwei Augen der Mutter geſtellt ſein, wenn dieſe die Methode der täglichen Rationen befolgte; ein unerwartetes Geſchick, das die Mutter ereilte, müßte auch den ſicheren Untergang ihrer geſamten, hülfloſen Sippe nach ſich ziehen. Die Grabweſpe muß daher rationeller verfahren, um auf alle Fälle wenigſtens einen Theil ihrer Nachkommen ſicher zu ſtellen. Zu dem Ende ſchafft ſie gleich anfangs für jedes Ei, welches ſie ablegt, das ganze Quantum von Nahrung in die unterirdiſche Höhle, deſſen die junge Larve bis zu ihrer vollſtändigen Entwickelung bedarf. Wochen müſſen darüber hingehen; der angehäufte Fleiſchvorrath wird, ſo ſollte man denken, während dieſer Zeit verweſen und ungenießbar werden. Doch die ſorgſame Mutter weiß Rath, wenn auch, wie wir bedauernd hinzufügen wollen, auf Koſten der Menſchlichkeit. In das große Centrum der Bewegungsnerven trifft ſie ihre Opfer mit haarſcharfem Dolch, raubt ihnen auf dieſe Weiſe jede Möglichkeit der Bewegung, ohne ſie zu tödten, und ſchleppt nun die armen, gelähmten, kraftlos weiter vegetirenden Geſchöpfe fort in ihre kannibaliſche Räuberhöhle.

Ich darf es als allgemein bekannt vorausſetzen, daß auch bei den höheren Wirbelthieren, den Vögeln und Säugern, die Herbeiſchaffung animaliſcher Nahrung für ihre Jungen weit verbreitet iſt. Mit Kerbthieren, Larven, Würmern aller Art verſorgt die Schwalbe, die Nachtigall ihre Brut; Tauben und Hühner trägt der Habicht zu Neſt, und mit dem erwürgten

Häschen, der gestohlenen Gans stillt Meister Reineke den Hunger seiner zahlreichen Familie. — Aber bei diesen höheren Thieren findet sich noch eine andere Einrichtung, die bei den tiefer stehenden Geschöpfen kaum andeutungsweise hie und da in die Erscheinung tritt; das ist die wunderbare Fähigkeit der Mutter, für die ersten, hülflosesten Tage der Kindheit im eigenen Körper einen unübertroffenen Nahrungsstoff bereiten zu können, die Milch. Schon von den Tauben ist es bekannt, daß sie in ihrem Kropfe aus besonderen Drüsen eine rahmartige Masse absondern, mit welcher sie ihre Jungen ätzen; für die Säugethiere aber ist diese innige Beziehung zwischen Mutter und Kind eine ganz allgemeine; sie knüpft nicht nur das Wohl und Wehe des Kindes rückhaltslos an das Geschick der Mutter; sie ist auch vor allem dazu angethan, die schlummernden Funken der Kindesliebe zu leuchtender, beseligender Flamme anzufachen.

Wenn wir die im bisherigen vorgeführte Mannigfaltigkeit der Mittel, mit welchen die Thiere ihre Pflichten gegen die kommende Generation zu erfüllen bestrebt sind, noch einmal im Geiste durchmustern, so sollte man fast meinen, daß diese Mannigfaltigkeit in der That ausreiche, um unter allen Lebensverhältnissen den gewünschten Erfolg zu sichern. Dennoch zeigt sich bei allen jenen vortrefflichen Einrichtungen ein schwacher Punkt, der entschieden noch zu weitergehenden Bestrebungen veranlassen mußte, das ist die völlige Hülf- und Schutzlosigkeit der Brut während der Zeit, wo die Eltern zur Herbeischaffung des täglichen Brotes vom Hause entfernt sind. Es ist ja richtig, daß in Hinblick auf diesen Uebelstand ein abwechselndes Hüten des Hauses seitens der beiden Eltern die einfachste Lösung wäre, und bei vielen Vögeln finden wir diese Arbeitstheilung in der That durchgeführt. Aber es ist nun einmal leider nicht wegzuleugnen, daß oft genug der Herr Papa von den ernsteren Pflichten des Familienvaters nur sehr unklare

Vorſtellungen hat, indem er entweder im kraſſen Egoismus nur auf ſein eigenes Wohl bedacht iſt oder, was ſchlimmer, ſein liebebedürftiges Herz alsbald einer anderen zuwendet. Unter dieſen Umſtänden ruht dann die eigentliche Sorge um das Gedeihen der Brut lediglich auf den Schultern der Mutter. Glücklich dieſelbe, wenn ihre Sprößlinge gleich anfangs mit wunderbar entwickelten Fähigkeiten ins Leben treten, die ſie befähigen, noch mit der Eiſchale auf dem Kopfe dem Lockrufe der Mutter zu folgen und der drohenden Gefahr unter dem Schutze ihrer ausgebreiteten Fittige zu trotzen. Wo aber dies nicht der Fall, nun, da bleibt der beſorgten Mutter gar oft nichts weiter übrig, als ihre hülfloſen Kleinen mit ſich herumzuſchleppen oder doch im Momente der Gefahr fliehend mit ſich davonzutragen.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß ein ſolches Tragen der Jungen, wie wir es beiſpielsweiſe von den Affen und Faulthieren kennen, eine gewaltige Behinderung der Mutter bedeutet, wenn nicht etwa das eigene Fell eine ſo vorzügliche Tragtaſche bildet, wie bei den Beutelthieren. Nicht nur ein beträchtliches Quantum von Kraft wird hierdurch verbraucht, ſondern es iſt auch die Sicherheit von Mutter und Kindern gefährdet, wenn jene nicht mit der ganzen Spannkraft ihrer Glieder den Feind bekämpfen oder ihm entfliehen kann. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, wenn dieſe beſondere Art der Brutpflege bei den Landthieren nur verhältnißmäßig ſelten zur Anwendung kommt und, abgeſehen von den ſchon erwähnten Fällen, nur bei den Spinnen eine weitere Verbreitung gefunden hat.

Ganz anders geſtalten ſich die Verhältniſſe bei den Waſſerthieren. Das naſſe Element, ſo konnten wir ſchon früher behaupten, iſt ein für die thieriſche Lebewelt ungleich günſtigeres, als die Luft und das Land. Reichliche Mengen von Salzen ſind in ihm aufgelöſt, organiſche Stofftheilchen mannigfachſter

Art, mikroſkopiſche Pflänzchen und winzige Partikelchen abgeſtorbener Organismen ſind in ihm ſuſpendirt und werden durch Strömung und Wellenbewegung allüberall hingeführt. So begreifen wir die für das Leben auf trockenem Lande ſchlechterdings unmögliche Thatſache, daß ein ungeheurer Bruchtheil der geſamten Waſſerbewohner immer, oder doch zeitweilig, der freien Ortsbewegung entbehrt, ſich vielmehr ruhig irgendwo feſtlegt, um nun von der ſtrömenden Fluth, faſt möchte ich ſagen die gebratenen Tauben ſich in den Mund treiben zu laſſen. So leben und ſo nähren ſich die Korallen und Schwämme, die Moosthierchen, Mantelthiere, Meerlilien, Auſtern und viele andere. Iſt aber in dieſen Fällen die Eigenbewegung ganz oder doch nahezu verloren gegangen, gleichen dieſe Thiere ſomit in der Ständigkeit ihres Wohnſitzes mehr den Blumen des Feldes, als deren beſchwingten Beſuchern, nun ſo iſt auch nicht einzuſehen, warum ſie nicht, gleich jenen, Knoſpen und Früchte tragen oder doch die heranwachſende Brut mit den mannigfachen Schutzmitteln ihres eigenen Körpers behüten ſollten. Kaum eine feſtere Burg kann man ſich ausdenken gegen die gefräßigen Räuber der Tiefe, als die ſteinharten Schalen der Auſter, die mit gewaltiger Muskelkraft aufeinander ſchießen, wenn Gefahren im Anzuge. Und zwiſchen dieſen Schalen, in dem zartmaſchigen Gitterwerk der Kiemen, da hauſt die junge Auſternbrut und läßt ſich's wohl ſein, bis auch ſie der allmächtige Wandertrieb, der alles thieriſche und pflanzliche Leben gleichmäßig beherrſcht, hinaustreibt ins feindliche Leben zur Gründung des eigenen Herdes.

Ich könnte die Beiſpiele häufen, bei welchen in ganz ähnlicher Weiſe die junge Nachkommenſchaft von den machtvollen Schutzmitteln bewegungsarmer Meeresthiere umſchloſſen wird; ich könnte erzählen von den ſtachelſtarrenden Bruttaſchen der Seeigel, der zum Brutraum umgewandelten Mundhöhle mancher

Seeſterne und anderem; allein, es gilt, noch eine zweite Thatſache ins Auge zu faſſen, welche die ſo weit verbreitete Erſcheinung der Brutpflege am eigenen Körper auch bei bewegungsreichen Thieren des Waſſers begreiflich macht.

Die Thatſache, um die es ſich handelt, iſt das bereits von Archimedes formulirte Geſetz, daß jeder Körper im Waſſer ſo viel an Eigengewicht verliert, als die Waſſermenge wiegt, die er verdrängt. Von der fundamentalen Bedeutung, welche dieſes Geſetz zunächſt im allgemeinen auf die Formenentwickelung der geſamten organiſchen Lebewelt ausübt, kann man ſich leicht eine Vorſtellung machen, wenn man bedenkt, daß auf dieſe Weiſe die gegebene Kraftmenge eines Thieres nicht für das Heben und Tragen des eigenen Körpergewichts zum erheblichen Theile verbraucht, ſondern nahezu ganz für andere Kraftleiſtungen freigemacht wird. Wie das Dampfroß unſerer modernen Verkehrswege an Gewicht und Maſſe weit zurückſteht hinter dem transatlantiſchen Dampfer, ſo auch verſchwindet der mächtige Elefant gegen die gewaltigen Rieſen des Ozeans, die Walthiere, und es läßt ſich mit Leichtigkeit zeigen, daß dieſe verſchiedene Entwickelung der Körpermaße durch die Verſchiedenheit der Medien bedingt iſt, in welchen jene Thiere leben, daß ſie ihre Erklärung findet in dem tief einſchneidenden Grundgeſetz des Archimedes.

Die Anwendung dieſer Betrachtungen auf die Brutpflege der frei beweglichen Waſſerthiere ergiebt ſich von ſelbſt. Nimmt mir, als organiſchem Körper, das Waſſer die Bürde des eigenen Gewichts, ja wird auch alles, was ich trage und an mir habe, in gleicher Weiſe der Schwere gewiſſermaßen entkleidet, nun ſo iſt es eben keine große Heldenthat, wenn ich das Liebſte, was ich beſitze, ſtets mit mir trage, um es in allen Lebenslagen durch die Kraft, die Erfahrung, die Intelligenz meines erwachſenen Ichs beſchützen zu können. So ungefähr müßte das

Raiſonnement einer waſſerbewohnenden Thiermutter ſein, wenn ſie eben nach menſchlicher Weiſe zu „raiſonniren“ im ſtande wäre. Aber auch ohne dieſes hat ſie die Praxis der Sache durchaus erfaßt, wie uns eine flüchtige Umſchau unter den Geſchöpfen des naſſen Elementes belehren mag.

Da iſt vor allem das gewaltige Heer der Krebſe, der Inſekten des Ozeans, welche faſt ausnahmslos ihre Eier, oft auch die junge Brut, auf lange Zeit mit ſich herumſchleppen. Ich brauche wohl kaum auf den gewöhnlichen Flußkrebs oder auf die den Küſtenbewohnern ſo gut bekannten Krabben hinzuweiſen, um hervorzuheben, daß wohl ſchon ein Jeder von Ihnen dieſen armen Geſchöpfen die ſorglich an den Beinchen des Schwanztheiles feſtgeleimten Eierchen erbarmungslos abgegeſſen; ich müßte aber andererſeits Ihre Geduld zu ſehr in Anſpruch nehmen, wollte ich auch nur ein flüchtiges Bild entrollen der mannigfachen Einrichtungen, welche für die zweckmäßigſte Art der Verpackung, der Befeſtigung und des Schutzes der Eier bei den Krebsthieren ſich entwickelt finden. Nur ſo viel ſei geſagt, daß alle dieſe Einrichtungen darauf hinauslaufen, den Eltern möglichſte Bewegungsfreiheit, den Jungen ausgiebigſten Schutz, ſowie ſtändigen Wechſel der Waſſerzufuhr und der Athmungsgaſe zu ſichern.

Und was von den Krebſen gilt, das läßt ſich in mehr oder minder hohem Grade auch von den übrigen frei lebenden Thieren des Waſſers behaupten. Bald ſind es Würmer, zwiſchen deren ſtarrendem Stachelbeſatz die jungen Sprößlinge fröhlich ſich tummeln, bald Schnecken oder Seewalzen, welche in Taſchen und Falten der Haut ihre Kinderchen mit ſich tragen. Einem unentwirrbaren gordiſchen Knoten gleich, haben ſich die jungen Aſſelſpinnen der nordiſchen Meere mit ihren langen, dünnen Beinchen um die Mutter geſchlungen; ein Kaviarbrötchen en miniature zeigt uns der tropiſche Waſſerſkorpion, wenn er

mit ſeinem breiten, in ganzer Fläche dicht mit Eiern belegten Rücken aus der Tiefe emporſteigt.

Doch auch die Fürſten des naſſen Elementes, die Fiſche und Amphibien, haben ſich den Vortheil des Waſſerauftriebs für ihre Brutpflege nicht ſelten zu nutze gemacht. Unerhört faſt iſt es, aber wahr, daß bei den zierlichen Seenadeln und Seepferdchen des Meeres nicht etwa die Frauen, ſondern die Männer in eigenen Bruttaſchen die Eier mit ſich herumſchleppen, welche das Weibchen freundlichſt hineingelegt hat. Eine heimiſche Kröte — Alytes iſt ihr Name — erregt dadurch unſer Intereſſe, daß der Gatte mit großer Sorgfalt die Eierſchnüre des Weibchens als Schwimmgürtel ſich um die Hüften legt und bis zum Ausſchlüpfen bewahrt, während das Männchen einer anderen Krötenart, eines wahren Ausbundes von Häßlichkeit im fernen Surinam, dem Weibchen die Eier auf den Rücken ſtreicht, wo ſie alsbald in bienen-wabenartigen Wucherungen der Hautoberfläche ſich entwickeln, ſo daß dann ſpäter aus dieſen Wabenzellen eine ganze Kolonie von allerliebſten kleinen Kröten ihre Aermchen und Beinchen hervorſtreckt.

Doch laſſen wir es genug ſein an dieſen wenigen herausgegriffenen Beiſpielen. Was der heranwachſenden Generation in erſter Linie noth thut, möglichſter Schutz gegen die feindlichen Mächte des irdiſchen Daſeins, treue und gewiſſenhafte Pflege in den Tagen der Hülfloſigkeit, das wird, ſo hoffe ich gezeigt zu haben, allüberall im Reiche der Thierwelt mit einer überraſchenden Mannigfaltigkeit von Mitteln und Einrichtungen erſtrebt und geleiſtet. Muß ich noch darauf hinweiſen, daß nun auch jene höheren Ziele menſchlicher Fürſorge, die wir in ihrer Geſamtheit als Erziehung bezeichnen, wenigſtens in ihren Anfängen bei den Thieren des Waldes ſich wiederfinden?! Es hieße den Thatſachen Gewalt anthun, hieße, durch die Brille des Vorurtheils die Natur betrachten, wollten wir es anders

deuten, wenn die Henne ihre Küchlein in Hof und Garten ſpazieren führt, ihnen zeigt, wie man Körnlein ſucht, und mit gellendem Warnruf die Nähe des Habichts verkündet; wenn die Schwalben, die Störche mit ſtaunenswerther Hingabe und Geduld ihren halbflüggen Jungen die ſchwere Kunſt des Fliegens lehren, oder wenn endlich der Fuchs ſeinen heranwachſenden Sprößlingen praktiſche Kurſe im Erhaſchen und Würgen der Beute ertheilt.

Nicht prinzipiell, ſo lehrt uns der Gang unſerer Betrachtung, ſondern nur dem Grade nach ſind die Gefühle, das Wollen, die Thaten der Thiere von denen der Menſchen verſchieden; und wenn wir die ſelige Luſt gewahren, die völlige Hingabe, mit welcher die blutdürſtige Tigerin ihre Kleinen hegt und liebkoſt, wenn wir ſehen, wie das ſchüchterne Reh, nicht achtend der tödtlichen Kugel des Jägers, klagend verweilt bei dem dahingemordeten Jungen und die Todeswunde leckt, dann erſt begreifen wir ganz die allverſöhnende, trotz Daſeinskampf und Lebensnoth auch heute noch unerſchütterte Wahrheit des herrlichen Bibelwortes: „Die Liebe, ſie höret nimmer auf!“

Prisenrecht und Flußschiffahrt.

Eine völkerrechtliche Studie

von

Dr. Heinrich Rettich
in Stuttgart.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Im Verlaufe der im Jahre 1889 stattgehabten englischen Flottenmanöver richtete der Kapitän J. M. Schiff „Collingwood" nachstehendes Schreiben[1] an den Bürgermeister der offenen Stadt Peterhead:

J. M. Schiff Collingwood
vor Peterhead, den 24. August 1889.

Sir, Auf Befehl des Vizeadmirals, Kommandirenden der II. Division der B. Flotte, bin ich angewiesen, eine Kontribution im Betrage von 150000 Pf. St. von ihrer Stadt zu erheben, für welche Summe Sie gefälligst die zur Gewährleistung ihrer prompten Bezahlung erforderliche Sicherheit dem Ueberbringer Dieses einhändigen wollen. Ich beklage die Nothwendigkeit, von Ihren friedlichen und fleißigen Einwohnern ein so schweres Lösegeld erheben zu müssen, aber die übertriebene Kontribution, welche Ihre Schiffe fast noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten von der blühenden Hafenstadt Belfast eingetrieben haben, läßt mir keine Wahl. Ich füge hinzu, daß ich, falls meine Offiziere nicht innerhalb zwei Stunden zurückkehren, Ihre Stadt einäschern, Ihre Schiffe zerstören, Ihre Fabriken und Werkstätten dem Erdboden gleichmachen werde. Ich habe die Ehre, Sir, zu zeichnen als gehorsamer Diener

R. H. Harris, Kapitän.

An den Lord Provost von Peterhead.

Mit auffallender Schnelligkeit und mit theilweiſer Anwendung geſperrter Schrift beeilten ſich die engliſchen Zeitungen, dieſe präſumtive Kriegspraxis der formidablen engliſchen Flotte aller Welt zur Kenntniß zu bringen. Die Ankündigung verfehlte denn auch nicht, in der Welt ohne England einiges Aufſehen zu erregen. Im Binnenländiſchen allerdings war man überall geneigt, unter Hinweis auf das moderne Völkerrecht über die ſchlechtſtiliſirten Bravaden der engliſchen Seeoffiziere ſich luſtig zu machen. Dagegen in den mehr intereſſirten Kreiſen des überſeeiſchen Handels nahm man die Sache ſehr viel ernſter, zumal da namhafte engliſche Zeitungen, wie „Standard“ u. a. zwar ihrem humanen Bedauern über derartige Eventualitäten eines zukünftigen Krieges in wohlgeſetzten Worten Ausdruck verliehen, aber nichts anderes, als den ſchwachen Troſt hinzuzufügen wußten, daß ein ſolcher Krieg für abſehbare Zeit wohl nicht zu gewärtigen ſei. Nur einige wenige Blätter, und unter dieſen insbeſondere „Daily News“, brandmarkten die angedrohten Brandſchatzungen kurzweg als Verletzungen des modernen Völkerrechts, während ein bekannter engliſcher Philanthrop, Sir George Campbell, von der gleichen Vorausſetzung ausgehend, die Sache zum Gegenſtand einer Interpellation im Unterhauſe machte. Leider bewegte ſich die hierdurch hervorgerufene Erklärung des erſten Lords der Admiralität in ſo wenig präziſer Ausdrucksweiſe, daß die Welt nach wie vor über die Einzelheiten des in einem zukünftigen Seekriege engliſcherſeits zu beobachtenden und für Recht gehaltenen Syſtems in ein düſteres Dunkel gehüllt iſt und das Schlimmſte befürchten mag.

Es iſt die Abſicht der folgenden Studie, das zu gewärtigende Verfahren der engliſchen Flotte, ſowie die nothwendigerweiſe ſich daran knüpfenden überaus bedeutſamen Eventualitäten im Lichte des gegenwärtigen poſitiven Völkerrechts zu betrachten. Man wird finden, wie wenig mit einer bloßen Berufung auf

dieſes gegenwärtige Völkerrecht die Sache juriſtiſch liquid und abgeurtheilt iſt.

Darüber zunächſt kann allerdings kein Zweifel herrſchen, daß das von der engliſchen Flotte in den Manövern des Jahres 1889 mit einer gewiſſen Befliſſenheit demonſtrirte Verfahren im völkerrechtlichen Ernſtfalle als Beuterei zu qualifiziren ſein würde — nämlich als Beuterei, bethätigt in der beſonderen Form der Brandſchatzung. Der völkerrechtliche Begriff der Brandſchatzung iſt bekanntlich von einem ähnlichen Akte in der Sphäre des Kriegsrechts, nämlich von der Kontributionirung, wohl zu unterſcheiden. Unter Kontributionirung verſteht man die Auflage von Werthſummen an irgend welche Selbſtverwaltungskörper — ländliche oder ſtädtiſche Gemeinden, Diſtrikte, Provinzen — des occupirten feindlichen Landes durch die occupirende Kriegsgewalt. Die Kontributionirung hat demnach mit der Brandſchatzung den Zwang durch militäriſche Gewalt gegen Nichtkombattanten behufs Perzeption von feindlichem Privateigenthum gemein, alſo ſowohl die Art des Verfahrens, wie den Inhalt des Aktes. Dagegen beruht der weſentliche Unterſchied der beiden Arten militäriſcher Zwangserhebungen aus feindlichem Privateigenthum in dem Zwecke, bezw. in der Abſicht, in welcher ſie erfolgen. Während die Kontributionirung lediglich als eine durch die beſonderen Umſtände bedingte Erſcheinungsform des Nothrechts, als eine Verwaltungsmaßregel des die Regierungsgewalt augenblicklich de facto ausübenden Feindes angeſehen werden muß und als Steueräquivalent, als Naturalleiſtung (Requiſition) oder endlich als Strafe zur Erhebung kommt, iſt die Brandſchatzung nichts anderes, als die Benutzung der phyſiſchen Uebermacht zur privatrechtlichen Schädigung der feindlichen Unterthanen, bezw. zur eigenen Bereicherung. Die Brandſchatzung iſt alſo nach Inhalt und Zweck Beuterei, und zwar iſt ſie, im Bereiche der modernen Völkerrechtsgemeinſchaft bethätigt, gewiſſermaßen

qualifizirte Beuterei. Denn sie ist nicht wie jene im gewöhnlichen Sinne eine unmittelbare und mehr oder minder zufällige Folge der aus anderen Gründen stattgehabten Gewaltanwendung, sondern sie droht diese Gewaltanwendung[2] erst an und droht sie in keiner anderen Absicht an, als in der, mittelst der augenblicklichen Uebermacht den feindlichen Privaten eine beliebige Summe von Werthen wegzunehmen. Im modernen Kriege ausgeübt, ist sie darum Raub während des Kriegszustandes und ein Ueberbleibsel aus der kriegerischen Bethätigung innerhalb jener historischen Völkerrechtsgemeinschaft, welche durch den gemeingültigen Rechtssatz: „quae ex hostibus capiuntur, jure gentium statim capientium fiunt“ geeint wurde.[3] Immer aber ist die Brandschatzung Beuterei, und diese Konstatirung ist die Grundlage aller weiteren Rechtsdeduktion.

Nach heutigem, zweifellos positivem, auf der gemeinsamen Rechtsüberzeugung aller gesitteten Nationen beruhenden Völkerrecht ist die Beuterei, d. h. die systematische Wegnahme des feindlichen Privateigenthums zum Zwecke der Bereicherung, verboten, und dieses internationale Verbot erfreut sich sogar, durch Vermittelung der nationalen Rechtsordnungen, welche den Thatbestand der Beuterei in ihre Strafakte aufgenommen haben, des physischen Schutzes. Aber es gilt bekanntlich nur für den Landkrieg, für den Seekrieg gilt es nicht. Im Seekrieg ist die Beuterei, ist die Wegnahme feindlichen Privateigenthums durch militärisch organisirte Streitkräfte gestattet und bislang geübt.

Wir setzen nun den Fall: Es findet zwischen einer befestigten Hafenstadt sowie den anschließenden Strandbatterien und einer Kriegsflotte ein Kampf statt: Ist dies nun Land- oder Seekrieg? Oder wir setzen geradenwegs den Ernstfall des Eingangs citirten Flottenmanövers: Ist hier Gewalt zu Land oder zur See?

Die Engländer, welche das Verbot der festländischen Beuterei gleichfalls ihrem nationalen Strafrecht einverleibt, welche gleichfalls der Brüsseler Deklaration beigetreten sind und dieselbe sogar eifrig gefördert haben, scheinen in der That der letzteren Meinung zu sein, andernfalls sie wohl kaum die Brandschatzung offener Städte in ihre Manöveridee aufgenommen haben würden. Und doch geschieht diese Gewalt einer Stadt, verwirklicht sich der Vollzug des Beuteaktes auf dem Festlande! Wer entscheidet nun hier und nach welchem Recht ist zu entscheiden?

Das völkerrechtliche Verbot der Landbeute erfreut sich gewissermaßen einer, in Gestalt eines Deklarations-Entwurfes zustande gekommenen, indes eben als bloßer Entwurf der formellen Sanktion noch entbehrenden Kodifizirung. Artikel 38 des Brüsseler Deklarations-Entwurfes lautet nämlich: „La propriété privée ne peut pas être confisquée“ und Artikel 39: „Le pillage est formellement interdit.“

Allein indem der lokale Geltungsbereich dieser Verbote lediglich durch die Worte gegeben ist: „lois de guerre sur terre“, ist eine unseren speziellen Fall klärende Interpretation des vorliegenden Textes nicht zu gewinnen, selbst wenn man seine internationalrechtlich verpflichtende Authentizität als feststehend annehmen wollte.

Ein Versuch der Ermittelung des Gewohnheitsrechtes würde sich gleichfalls als fruchtlos erweisen. Denn die historischen Fälle der Brandschatzung von Küstenstädten durch feindliche Flotten datiren aus einer Zeit, in welcher auch das Verbot der Landbeute noch keineswegs eine sichere Errungenschaft des internationalen Rechts war.

Es bliebe somit allein der Rekurs an die Theorie übrig. Aber sowohl die zahlreichen Systeme ebenso wie die vielen Spezialarbeiten über Kriegsrecht und Beuterecht insbesondere, bieten leider kaum mehr wie vage Andeutungen. Selbst

Perels in seinem internationalen öffentlichen Seerecht der Gegenwart, zweifelsohne weitaus der sorgfältigsten monographischen Bearbeitung des Seerechts in Kriegs- und Friedenszeiten, streift die Frage nur von weitem (S. 187), ohne jedoch auf sie einzugehen, oder auch nur sie aufzuwerfen. Am meisten bietet noch das Holtzendorffsche Handbuch, welches als neueste und eingehendste Gesamtdarstellung des modernen Völkerrechts ohnedies besondere Beachtung beansprucht. Dort heißt es nun zunächst in Band IV., S. 326 (Krieg und Kriegsrecht im allgemeinen von C. Lueder): „Unter Kriegsfeld oder Kriegsschauplatz, auch Kriegsbereich oder Kriegsraum oder auch Kriegsgebiet ist im gewöhnlichen Sinne derjenige Theil der Erdoberfläche zu verstehen, auf welchen faktisch gekriegt wird. Das ist in der Regel der Natur der Dinge nach — außer dem offenen Meere — das (Land- und See-) Gebiet der kriegführenden Mächte. Aber auch anderes neutrales Gebiet muß in jenem gewöhnlichen Sinne Kriegsfeld genannt werden, sobald faktisch Krieg auf ihm geführt wird."

„Im rechtlichen und engeren Sinne mit der Bedeutung, daß es zum Schauplatze des Krieges gemacht werden darf und der kriegsrechtlichen Behandlung untersteht, ist dagegen Kriegsfeld nur das Gebiet der Kriegführenden, dazu das offene Meer. Denn nur das Gebiet der Kriegführenden bildet rechtlich den Gegenstand des Angriffes und der kriegsrechtlichen Behandlung, d. i. der Duldung der durch den Krieg herbeigeführten Nachtheile, Lasten, Leiden und Gefahren. Das offene Meer gehört aber dazu, weil es für die beliebige Benutzung Aller frei ist, und deshalb soweit, als diese Freiheit nicht gewissen Beschränkungen im Interesse des Handels unterliegt, auch zur Benutzung als Kriegsfeld Allen offen steht."

Es liegt auf der Hand, daß diese Ausführung nur die allerweiteste Basis für die Erörterung unserer Spezialfrage

abzugeben geeignet ist. Schon näher zu unserem Ziele führt uns Geffcken im 29. Stück des Handbuchs, Das Seekriegsrecht, S. 547. Hier heißt es:

„Wenn der Seekrieg den allgemeinen Normen unterliegt, welche für den Krieg überhaupt gelten, so ergeben sich aus seiner Natur doch gewisse Unterschiede vom Landkrieg. Diese betreffen das Kriegsfeld, die Kriegsmittel und die Gegenstände, gegen welche der Angriff sich richtet. Der Schauplatz des Seekrieges ist nicht bloß das feindliche und das eigene Gebiet, also die beiderseitigen Küstengewässer, die als Theil des Staates gelten, sondern auch die gesamte hohe See, die nullius territorium ist; erst an der Grenze des neutralen Küstengewässers muß der Seekrieg Halt machen, innerhalb desselben darf kein Angriff, noch Vorbereitung dazu stattfinden, in dasselbe hinein darf keine Verfolgung sich erstrecken. Den neutralen Küstengewässern gleichgestellt sind neutrale Binnenmeere und gewisse vertragsmäßig neutralisirte Wassergebiete — Meere, Meerengen und Strommündungen, wovon näher bei der Neutralität."

Folgen wir nun dieser Verweisung in das dreißigste Stück des Handbuches: „Die Neutralität", so werden wir nach dem Studium langer und vortrefflicher Ausführungen doch zu unserem Bedauern konstatiren müssen, daß wir auch hier irgend etwas für unsere Zwecke relevantes nicht gefunden haben. Wohl aber in dem 29. Stück des Buches, „Das Seekriegsrecht" betitelt, einer höchst sorgfältigen Darstellung desselben Autors, heißt es in spezieller Beziehung auf die Beuterei (S. 588):

„Feindliche Schiffe und das auf denselben befindliche feindliche Privateigenthum werden weggenommen von den Kriegsschiffen des Gegners, und sofern einer der kriegführenden Theile nicht der Pariser Deklaration von 1856 beigetreten ist, wie die Vereinigten Staaten, auch von den autorisirten Kapern. Die Wegnahme kann überall erfolgen, wo der Seekrieg erlaubt ist,

alſo auf hoher See und in den Küſtengewäſſern der kriegführenden Theile."

Dies iſt nun aber auch alles, was der Autor, was das ganze Handbuch auf unſeren Zweck bezügliches darbietet. Die ſpezielle und leider plötzlich höchſt praktiſch gewordene Frage, ob die feindliche Flotte, wenn ſie die Stadt Peterhead brandſchatzt, im See- oder Landkriege beutet, iſt durch die angeführten Deduktionen nicht erledigt, ja nicht einmal geſtreift.

Nun aber ergiebt ſich für dieſe von der engliſchen Manöverflotte des Jahres 1889 eröffnete Kriegsperſpektive noch ein weiterer geradezu unabſehbarer Hintergrund, ſobald man ſie vom Standpunkte moderner militäriſcher Eventualitäten aus betrachtet: Wie nämlich, wenn dieſe engliſche Armada, oder irgend eine Kriegsflotte zu Berg eines ſchiffbaren Stromes, oder durch die Linie eines Kanals fährt, brandſchatzt ſie dann die Uferſtädte im Land- oder im Seekriege und nimmt ſie die feindlichen Handelsſchiffe auf dieſem Strome als Seeprise oder als Landbeute? Mit anderen Worten: Beutet ſie hier völkerrechtlich zuläſſig oder mit Verletzung des gegenwärtigen Völkerrechts? Unterliegt auf Strömen und Kanälen ſchwimmendes Privateigenthum dem Recht der guten Priſe oder nicht?[4]

Auch für dieſe theoretiſch bisher nicht zur Diskuſſion gekommene Frage wird die Ermittelung und Feſtſtellung der Staatenpraxis, ſoweit eine ſolche in der internationalen Kriegsgeſchichte, in Verträgen, Deklarationen ꝛc. in die Erſcheinung getreten iſt, den Ausgangspunkt aller dogmatiſchen Erörterungen bilden müſſen. Ich habe mich an dieſer Stelle mit einem ziemlich dürftigen Quellenmaterial zu beſcheiden. Aber auch aus dieſem werden ſich in hohem Grade bedeutungsvolle Schlüſſe ziehen laſſen.

Während etwaige völkerrechtliche Abmachungen über die fragliche Materie, ſoweit nationale, d. h. von ein und demſelben Staatsgebiete umſchloſſene Ströme in Betracht kommen könnten,

wohl überhaupt nicht zu vermuthen ſind, da derartige Objekte regelmäßig nicht Gegenſtand konventioneller Rechtsbildung zu werden pflegen, ſcheint in der Rechtsgeſchichte der ſogenannten internationalen Ströme, dieſer bedeutſamen Objekte des Völkerrechts und der konventionellen Rechtsſetzung, ganz beſonders Platz für die zu ermittelnden Rechtsemanationen gegeben zu ſein. Zunächſt die europäiſchen Stromſchiffahrtsintereſſen haben bekanntlich verhältnißmäßig ſchon früher einen überaus lebendigen Rechtsverkehr zwiſchen den Mächten provozirt, bis dann zu Anfang dieſes Jahrhunderts in den Artikeln des Wiener Kongreſſes wenn nicht ein formaler, ſo doch ein prinzipieller Abſchluß erreicht wurde. Während ſich bis dahin das einzelſtaatliche Hoheitsrecht, zumal auf dem Rhein und auf der Donau, zum wenigſten noch in der Form von Finanz-Schiffahrtsabgaben geltend machte, erhob der große Kongreß die Freiheit ſolcher Schiffahrt für Jedermann neben Beſeitigung aller dieſer Abgaben zum geltenden Rechte der mehrufrigen Ströme des Kontinents: In Hinſicht auf die Freiheit der Schiffahrt theilen ſie ſeither mit dem Meere dasſelbe Regime.

Allein die Wiener Fürſtenverſammlung vereinbarte keine Beſtimmung über die Fortdauer, bezw. über das Schickſal dieſes neuen Schiffahrtsrechtes dann, wenn die Uferſtaaten ſich im Kriegszuſtande befinden. Wohl erſcheint ſchon in der deutſch-franzöſiſchen Konvention über den Rhein-Schiffahrtsoctroi vom Jahre 1804 das bedeutende Wort „neutral", allein die hier ſtipulirte, in ſpätere Verträge übrigens nicht wieder aufgenommene Neutralität erſtreckt ſich nur auf die Kaſſen, die Fahrzeuge und die Beamten der Octroiverwaltung und zwar in demſelben prinzipiellen Umfang, wie dies in einem anderen ſpäteren Traktate, in Artikel 21 der Schiffahrtsakte von 1865, auch für die zu Zwecken der Donauſchiffahrt geſchaffenen internationalen Verwaltungsanſtalten vereinbart iſt und noch heute Geltung

beſitzt. Wenn nun aber hier wie dort den betreffenden, theils an, theils auf dem Strome ſich befindenden Objekten ausdrücklich eine militäriſche Sauve-garde für den Kriegsfall ſtipulirt wird — ähnlich etwa, wie eine ſolche auch den neutralen Objekten der Genfer Konvention zugeſtanden iſt —, ſo ſcheint hieraus jedenfalls das mit Sicherheit hervorzugehen, daß die vertragenden Mächte beim Abſchluß ihrer Konventionen die Möglichkeit militäriſcher Operationen auch auf dieſen mit dem Rechte der freien Schiffahrt begabten Strömen keineswegs für ausgeſchloſſen hielten.

Ganz von derſelben Vorausſetzung ging offenbar das Wiener Kabinet aus, als es 1878 auf dem Berliner Kongreß zu wiederholten Malen den Vorſchlag machte, das Donau-Delta, ſeine Inſeln und Ufer zu neutraliſiren — ein Vorſchlag, welchem bekanntlich keine Folge gegeben wurde.

Hinſichtlich der interozeaniſchen Kanäle — es handelt ſich zunächſt nur um den Kanal von Suez — nöthigt die Thatſache der ausdrücklichen und bekanntlich erſt nach überaus langwierigen Verhandlungen zu ſtande gekommenen Neutraliſirung[5] zu demſelben Schluß, daß dieſelben nämlich, auch wenn auf ihnen, wie auf dem Suezkanal, von Anfang an völlig freie Schiffahrt vertragsmäßig erwirkt iſt, ohne beſondere, die ewige Neutralität ſtipulirende Abmachung von den Mächten als völkerrechtlich zuläſſiger Kriegsſchauplatz präſumirt werden.

Nun iſt aber ſchon aus bloßen militäriſch-techniſchen Gründen nicht zu vermeiden, daß die ſolcherweiſe geſtatteten kriegeriſchen Operationen auf dem Strome mehr oder weniger empfindliche Hinderungen für alle Schiffahrt mit ſich bringen werden — zunächſt unabhängig davon, ob dieſe Schiffahrt eine neutrale, oder ob ſie die feindliche Flagge führt. Der Umfang moderner Kriegsoperationen und die Intenſität und Tragweite moderner Zerſtörungswerkzeuge ſchließen eine von vornherein

festgelegte Beschränkung der Operationen auf enge Grenzen völlig aus. Die eiserne Nothwendigkeit des Krieges wird hier immer selbst mit dem besten Willen in Konflikt kommen. So machte während des Krieges von 1866, in welchen vier Rheinuferstaaten verwickelt waren, die Koblenzer Behörde allerdings bekannt, daß der Kurs von Schiffen für den Handelsverkehr nicht gehindert sein sollte. Trotzdem kamen aber auf Seiten beider kriegführenden Theile Gewaltakte vor, über welche sich besonders die holländische Schiffahrt beklagen zu müssen glaubte. Und dazu war der Rhein in diesem Falle nichts weniger als ein Objekt von besonderer strategischer Bedeutung. Dagegen war dies in ganz eminenter Weise die Donau im letzten russisch-türkischen Kriege. Und hier wurde denn auch die Frage der neutralen Schiffahrt im höchsten Grade akut und führte zu lebhaften, völkerrechtlich überaus interessanten diplomatischen Erörterungen. Der türkische Kriegsminister hatte nämlich — „Le Danube étant considéré comme ligne de défense“ — jeglichen Verkehr auf der Donau überhaupt verboten, mit der Wirkung, daß „les bâtiments comme leur cargaisons seront saisis et confisqués“ (Proklamation des Serdars Ekrem vom 29. April 1877 Martens, N. R. S. II. S. Tom. III. S. 200). Gegen dieses Verbot erhob insbesondere Oesterreich energische Reklamationen. „Wir können,“ hieß es u. a. in einem Schreiben des Grafen Andrassy an den österreichischen Botschafter Grafen Zichy in Konstantinopel vom 22. Mai 1877 (Martens a. a. O. S. 202), „wir können vor allem nicht zugeben, daß die Donau von der Türkei einfach als ihre Vertheidigungslinie bezeichnet und angesehen werde. Die Donau ist in erster Reihe eine freie, dem Verkehre aller Handelsflaggen geöffnete Wasserstraße, und der freie Verkehr auf diesem Wege darf, mit Bezug auf den Handel, durch Niemanden und durch keinerlei Hindernisse eingeschränkt werden. Wir bestreiten nicht die territorialen

Hoheitsrechte, die von der Pforte als Ufermacht, innerhalb der durch die Verträge gezogenen Grenzen, über dieſes Flußgebiet ausgeübt werden können. Durch die Verträge iſt aber die Freiheit des Schiffahrtsverkehrs auf der Donau garantirt und die Prätenſion der Pforte, die Donau lediglich als ihre Vertheidigungslinie anzuſehen und auf derſelben beliebige Verfügungen zu treffen, ſtünde an und für ſich ſchon mit der unter den Schutz des öffentlichen europäiſchen Rechtes geſtellten Freiheit des Schiffahrtsverkehrs auf dieſem Strom in Widerſpruch oder könnte wenigſtens zu durchaus unzuläſſigen Interpretationen der auf dieſem Flußgebiete auszuübenden Hoheitsrechte führen."

Es kann nun aber im Gegenſatz zu dieſen Ausführungen gar keinem Zweifel unterliegen, daß wenn Rußland das Recht für ſich in Anſpruch nehmen durfte, die Donau mit militäriſchen Streitkräften zu überſchreiten, auch die Türkei ihrerſeits befugt war, dies mit militäriſchen Mitteln zu verhindern. Was dem Einen Recht iſt, muß dem Anderen billig ſein, und die Neutralität des Fluſſes — in dieſem Falle das Verbot jeglicher kriegeriſchen Aktion auf demſelben — war ja nirgends vereinbart. Schon aus dieſem einen praktiſchen Falle mag man erſehen, wie ſchwierig es iſt, die beiden aus ſo grundſätzlich verſchiedenen Zuſtänden, wie es nun einmal Krieg und Frieden ſind, entſtammten Rechtsanſprüche der kriegführenden Mächte und der neutralen Schiffe in einer allen Intereſſenten gerecht werdenden Weiſe zu verſöhnen! Eine andere Frage iſt freilich die, ob die Sperrung der Donau in dem Umfange, wie ſie der türkiſche Kriegsminiſter anzuordnen für gut fand, eine Nothwendigkeit war, welche nach manchen Theoretikern gewiſſe an ſich unzuläſſige Gewaltakte zu rechtfertigen vermag. Allein für den völkerrechtlichen Schutz der Schiffahrt iſt damit wenig gewonnen. Die militäriſche Nothwendigkeit iſt kein feſtſtehender Begriff, ſondern ein ſtrategiſcher Zufall, den ſelbſt die Herren vom

Generalstab im voraus kaum bestimmen können. War die türkische Maßregel im fraglichen Falle übertrieben, so würde sie in einem anderen es vielleicht nicht sein, während der Schaden für die Schiffahrt derselbe bliebe.

Indessen noch eine andere Ratio in dem österreichischen Exposé erweckt Bedenken. Es ist die Andeutung der Möglichkeit „unzulässiger Interpretationen der auf diesem Flußgebiete auszuübenden Hoheitsrechte". So vage diese Andeutung ist, so bedeutsam ist sie. Sie führt nämlich auf die praktisch und theoretisch gleich wichtige Frage: Auf welche Hoheitsrechte verzichten denn die Uferstaaten eines sogenannten internationalen Flusses, indem sie die Freiheit der Schiffahrt auf demselben vereinbaren?[6] Denn daß das internationale Rechtsgeschäft, welches sich in unserem Falle .vollzieht, als vertragsmäßige Selbstbeschränkung in der Ausübung von Hoheitsrechten und somit als Verzicht juridisch zu qualifiziren ist, unterliegt keinem Zweifel. Dann aber finden auch die allgemeinen Rechtsgrundsätze Anwendung, daß Verzichte auf das Strengste, d. h. einschränkend ausgelegt werden müssen, wobei Prinzip ist, daß nur sofern der Zweck jene Beschränkung als Mittel erfordert, die Beschränkung als gewollt anzunehmen ist, daß im übrigen die Beschränkung ausdrücklich ausgesprochen werden muß. Interpretirt man nun unter Zugrundelegung dieser allgemeinen Rechtssätze die fraglichen Verträge, so ergiebt sich sofort, daß die Uferstaaten eben nur auf jenes Recht verzichtet haben, resp. verzichten wollten, zufolge dessen sie vor dem Vertragsschlusse befugt waren, jede fremde Flagge von dem in ihren Hoheitsbereich gehörigen Flußtheile entweder gänzlich fern zu halten, oder doch nur unter willkürlichen Bedingungen zuzulassen. Es ist also das nationale Vorrecht zur Benutzung des Stromtheiles zu friedlicher Schiffahrt zu Gunsten eines internationalen gleichen Rechtes für Alle aufgegeben worden, nicht mehr und nicht weniger.

Und eben dieſes internationale Regime des gleichen Rechts für Alle war nicht nur Zweck, ſondern auch Vorausſetzung des geſchehenen Verzichts. Es kann und muß darum auch der türkiſch-öſterreichiſche Zwiſchenfall — ganz unabhängig von der Spezialfrage, welcher Einfluß dem Kriegszuſtand auf die Verwirklichung des konventionellen Schiffahrtsrechtes zugeſtanden werden dürfe — zunächſt unter dem Geſichtspunkte der vollſten Gegenſeitigkeit[7] betrachtet werden, und der öſterreichiſche Proteſt hatte ſich darum zuerſt an Rußland zu richten, deſſen ſtrategiſche Operationen jene beanſtandeten Gegenmaßregeln der türkiſchen Kriegsleitung zur ſelbſtverſtändlichen und nothwendigen Folge hatten. — Es iſt eben erſt und allein die Neutraliſirung des Stromes, welche, indem ſie wiederum gleiches Recht für Alle ſchafft, zugleich auch die Intereſſen der neutralen Schiffahrt wahrt und jede aus einem Kriegszuſtande zwiſchen den kontrahirenden Mächten etwa zu gewärtigende Behinderung der freien Stromſchiffahrt rechtlich unmöglich macht. Erſt der Neutraliſationsvertrag involvirt den Verzicht der Ufermächte, die ihrer Hoheit unterſtehenden Stromtheile zur Baſis kriegeriſcher Operationen zu machen.

Eine Neutraliſirung europäiſcher Ströme hat aber, wie wir geſehen, bislang nicht ſtattgefunden, und die für Friedenszeiten vereinbarte Freiheit der Schiffahrt iſt darum in Kriegszeiten allen jenen Beſchränkungen ausgeſetzt, welche ſich aus der Thatſache ergeben, daß die nationalen Theile des Stromes jederzeit in das Kriegsfeld einbezogen werden können. Das Kriegsrecht herrſcht dann auch auf dem betreffenden Flußtheile.

In dieſem Falle wird nun aber das Schiff unter *feindlicher* Flagge einem weſentlich anderen Schickſale entgegengehen, als das neutrale Fahrzeug. Für das letztere werden im allgemeinen die völkerrechtlichen Grundſätze über die Behandlung der Neutralen maßgebend ſein. Es wird insbeſondere im Belieben

der Militärbehörde ſtehen, der neutralen Flagge das Paſſiren des zum Kriegsfeld gewordenen nationalen Stromtheiles zu verbieten oder es im freundlichen Entgegenkommen zu geſtatten. Im letzteren Falle aber wird das neutrale Schiff, ſolange es ſich auf dem betreffenden Stromtheile befindet, zweifelsohne der Feldpolizei unterſtehen[8] und ſich alle jene Beläſtigungen gefallen laſſen und allen jenen Gefahren ſich ausſetzen müſſen, welche dieſe Kontrolle und das Paſſiren der Linien an ſich im Gefolge haben.

Was dagegen die Behandlung des unter feindlicher Flagge fahrenden Schiffes betrifft, ſo befinden wir uns hier ſchon mit einer einzigen, naheliegenden Reflexion bedeutſamerweiſe im Gebiete des Seerechts: Die feindliche Schiffahrt auf dem nationalen zum Kriegsſchauplatze gewordenen Stromtheile wird ſchon aus dem Grunde völlig unmöglich ſein, weil keine Kriegsmacht ein feindliches Hoheitszeichen, wie es die Schiffsflagge iſt, in ihrem Bezirke dulden, ſondern dasſelbe zu beſeitigen und zwar unter Umſtänden gewaltſamerweiſe zu beſeitigen ſuchen wird. Durch dieſe Gewaltanwendung iſt aber das feindliche Schiff ſamt Ladung — der Natur der Gewaltmittel entſprechend — der Beſchädigung und im ſchlimmſten Falle der völligen Zerſtörung ausgeſetzt — einer Zerſtörung, welche keineswegs durch ſtrategiſche Nothwendigkeit bedingt zu ſein braucht. Hieraus ergiebt ſich aber die bedeutſame Folgerung, daß das feindliche Schiff und ſeine Fracht, obgleich beides Privateigenthum iſt, in Bezug auf ſeine Unverletzlichkeit in einem ganz anderen kriegsrechtlichen Verhältniß zum Feinde ſteht, als dasſelbe Privateigenthum ſtehen würde, wenn es auf irgend eine Weiſe, zu Land verfrachtet, den feſtländiſchen Kriegsſchauplatz paſſirte, wo es im ſchlimmſten Falle dem feindlichen Requiſitionsrecht, der Zerſtörung aber nur im Falle ſtrategiſcher Nothwendigkeit ausgeſetzt wäre.

Nun aber sind es direkte zur Sache gehörige Kundgebungen der Mächte, welche uns zu der Annahme nöthigen, daß diese letzteren solches auf internationalen Strömen unter feindlicher Flagge schwimmende Privateigenthum als nicht bloß der Zerstörung, sondern auch der Occupation kriegsrechtmäßigerweise ausgesetzt erachten. Zunächst bestimmt nämlich Artikel 12 einer am 23. Mai 1840 zwischen Spanien und Portugal abgeschlossenen Konvention, daß die bis zum Augenblick der Kriegserklärung auf dem Duero transportirten oder lagernden feindlichen Waren, sowie die Fahrzeuge, weder von Embargo noch von Konfiskation betroffen werden sollten. Indem nun diese Stipulation das Verbot der Konfiskation des feindlichen Privateigenthums vertragsmäßig erwirkt, gehen die Paktanten offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Konfiskation ohne eine solche Klausel völkerrechtlich zulässig und zu gewärtigen gewesen sein würde; exceptio firmat regulam.

Bedeutsamer aber als diese Stipulation der beiden iberischen Mächte, weil aus einhelligem Willensschluß sämtlicher europäischen Mächte hervorgegangen, sind jene Bestimmungen der Berliner Kongokonferenz, welche die Schiffahrt auf den Strömen des Kongobeckens, insbesondere auf den gewaltigen Läufen des Kongo und des Niger regeln, in Verbindung mit dem ganzen System künstlicher Zufahrtstraßen, Kanäle ꝛc., welche in jenen natürlichen Wasserläufen ihren Ausgangspunkt finden. Zunächst bezüglich des Kongo bestimmt Artikel 25:

„Die Bestimmungen der gegenwärtigen Schiffahrtsakte sollen in Kriegszeiten in Kraft bleiben. Demgemäß soll auf dem Kongo, seinen Verzweigungen, Nebenflüssen, und Mündungen, sowie auf den, letzteren gegenüberliegenden Theilen des Küstenmeeres die Schiffahrt aller Nationen, neutraler wie kriegführender, zu jeder Zeit für den Gebrauch des Handels frei sein."

Der Handel soll gleichfalls, ungeachtet des Kriegszustandes,

freibleiben auf den in den Artikeln 15 und 16 erwähnten Straßen, Eisenbahnen, Seen und Kanälen.

Dieser Grundsatz erleidet eine Ausnahme nur bezüglich der Beförderung von Gegenständen, welche für einen Kriegführenden bestimmt und nach dem Völkerrecht als Kriegskontrabande anzusehen sind.

Alle in Ausführung der gegenwärtigen Akte geschaffenen Werke und Einrichtungen, namentlich die Hebestellen und ihre Kassen, sowie die bei diesen Einrichtungen dauernd angestellten Personen sollen den Gesetzen der Neutralität unterstellt sein und demgemäß von den Kriegführenden geachtet und geschützt werden.

Der fundamentale Unterschied zwischen diesen Bestimmungen der Kongoakte und den analogen des Rhein- und Donau-Schiffahrtsrechtes springt in die Augen. Zwar sind auch diese afrikanischen Wasserstraßen nicht unter das Regime ewiger Neutralität in dem Sinne gestellt, daß sie als neutrales Gebiet nicht in das Kriegsfeld einbezogen werden dürften; zwar wird demnach auch auf ihnen, gleichwie auf den europäischen Strömen, aller Handel jene Störungen zu Kriegszeiten sich gefallen lassen müssen, welche durch die strategische Benutzung der Wasserläufe bedingt sind, aber „kriegerische Hostilität" auf denselben gegen Handelsschiffe, Prisenrecht gegen schwimmendes Privateigenthum, soweit letzteres nicht etwa dem Kontrabande-Transport zuzuzählen, ist verboten."[9] Dieses Verbot aber, oder mit anderen Worten: Die Ausdehnung des den Landkrieg beherrschenden Beuterechts auch auf das schwimmende Eigenthum, wonach dasselbe ebenso wie das Privateigenthum auf dem Festlande vor Zerstörung und Besitzwechsel infolge kriegerischer Gewaltanwendung geschützt ist — dieses Verbot ist es, welches dem europäischen konventionellen Stromschiffahrtsrecht annoch fehlt und dasselbe in ebenso bedeutsamer wie bedauerlicher Weise von dem

Stromrechte des dunklen Kontinents, soweit er im Bereich der Kongoakte belegen, unterscheidet.

Denn auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel; auch die Kongoakte zwingt uns — in Erwägung der Thatsache, daß feststehende Prinzipien des Völkerrechts nicht vertragsmäßig proklamirt zu werden pflegen — die Schlußfolgerung ab, daß die Berliner Konferenz ein jus novum und ein Ausnahmerecht statuirte, indem sie die fraglichen Bestimmungen in die Kongoakte aufnahm.

Allein es sind noch weitere höchst bedeutsame, weil aktuelle Fälle betreffende Deklarationen an dieser Stelle zu produziren, welche sich direkt mit dem Schicksale des auf Stromgewässern schwimmenden feindlichen Privateigenthums beschäftigen. Während des letzten russisch-türkischen Krieges erhielt der Serdar Ekrem am 29. April 1877 folgende Instruktion von seiner Regierung: . . . pour les navires qui auront été retenus avant la proclamation régulière de ces mesures et qui, par conséquent, ne peuvent être censés avoir contrevenu aux ordres du commandant ottoman leurs cargaisons ne peuvent être confisquées, car si elles appartiennent à des sujets ottomans ou neutres, ceux-ci n'ont encouru aucune peine. Si elles appartiennent à des sujets russes, le Gouvernement n'ayant pas admis l'embargo ni la confiscation des biens des sujets russes en général, on ne saurait appliquer cette mesure exceptionnellement à ceux qui se trouvent sur le Danube." (Martens, N. R. S. II. Ser. Tom III., § 119).

Die Instruktion unterstellt also das auf der Donau schwimmende Eigenthum des russischen Feindes durchaus derselben kriegsrechtlichen Behandlung, wie das auf dem Meere befindliche, d. h. sie gewährt ihm in diesem Falle, da sie vom Prisenrecht überhaupt keinen Gebrauch machen will, den gleichen Schutz. Diese Motivirung aber ist es, welche der episodischen Maßregel der türkischen Regierung die besondere,

für die Klärung unſerer Frage hochwichtige völkerrechtliche Bedeutung verleiht.

Der türkiſche Kriegsminiſter verfügte hierauf die völlige Sperrung der Donau für alle Schiffahrt, neutrale ſowohl wie unter feindlicher Flagge dampfende, und provozirte dadurch jenes ſchon oben angezogene völkerrechtliche Exposé des Grafen Andraſſy. Und hier vollends wird geradezu die Gleichartigkeit des ſtromrechtlichen Syſtems mit dem Seeſchiffahrtsrechte behauptet, oder wenigſtens ein weſentlicher Unterſchied geleugnet. Denn es heißt daſelbſt weiter: „Außerdem müſſen wir aber darauf beſtehen, daß das Eigenthum unſerer Staatsangehörigen auf der Donau und in deren Häfen, ſeien es Schiffe oder deren Ladung, wenn es nicht möglich war, dieſelben vor Entfaltung der Kriegsoperationen und vor Verhängung der von den Kriegführenden angeordneten Maßregeln aus dem in Frage ſtehenden Flußgebiete zu entfernen, den allgemein angenommenen völkerrechtlichen Grundſätzen entſprechend reſpektirt werde. Der Schutz des Völkerrechts deckt das Eigenthum der Neutralen auf dem Lande und zur See, und es erſcheint uns an und für ſich vollkommen unzuläſſig, das Eigenthum unſerer Staatsangehörigen in den Donauhäfen dieſes Schutzes berauben zu wollen. Außerdem können wir aber auch nicht zugeben, daß zwiſchen der Schiffahrt auf einem internationalen Strome, wie die Donau, und dem Schiffahrtsverkehre auf dem Meere mit Bezug auf die Anwendbarkeit der durch die Pariſer Deklaration vom 16. April 1856 formulirten, ſeerechtlichen Regeln ein weſentlicher Unterſchied obwalte. Die Schiffe auf der Donau führen mit dem gleichen Rechte wie auf dem Meere ihre nationale Flagge. Vielfach ſind es Seeſchiffe ſelbſt, welche die untere Donau befahren. Im weſentlichen herrſcht eine volle Uebereinſtimmung in den geſetzlichen Normen,

welche den Schiffahrtsverkehr auf der See und auf der unteren Donau regeln.[10] Ebenso wie Niemand behaupten wird, daß auf ein neutrales Schiff und seine Ladung in dem Seehafen einer kriegführenden Macht die Regeln der Pariser Deklaration nicht Anwendung zu finden hätten, obwohl diese Macht kraft ihrer territorialen Hoheitsrechte über die Küstengewässer und Häfen die unbeschränkte Souveränetät in noch weiterem Umfange als die Türkei auszuüben berechtigt ist; ebenso erscheint die von der Pforte aufgestellte Behauptung nicht stichhaltig, daß diese Regeln auf die Donauhäfen keine Anwendung zu finden hätten. . . ."

Indem nun diese, auch durch den Hinweis auf die Thatsache des Einfahrens von Seeschiffen in den Stromlauf charakteristische Ausführung die Anwendung seerechtlicher Normen auch für die Schiffahrt auf internationalen Strömen als dem gegenwärtigen Völkerrecht entsprechend vindizirt, indem sie insbesondere das Verhältniß eines neutralen Handelsfahrzeuges auf Strom zu den kriegführenden Parteien jenem auf See völlig gleichstellt, zwingt sie zu der nothwendigen und logischen Schlußfolgerung, daß auch die Behandlung feindlicher Fahrzeuge den hierfür zu See geltenden Grundsätzen unterliege, daß also auch Oesterreich die in den oben citirten Konventionen offenbar gewordene Präsumtion einer mangels anderweitiger Abmachungen auf internationalen Strömen zulässigen Beuteübung theile.

Setzt man nun mit diesen Rechtsanschauungen jene englische Annahme von der Zulässigkeit der Brandschatzung offener Küstenstädte durch maritime Gewaltmittel, wie sie in dem eingangs berichteten Verfahren der englischen Manöverflotte des Jahres 1889 mit verblüffender Unzweideutigkeit kundgegeben worden ist, in logische Beziehung, so wird man nicht umhin können zu bemerken, daß die bisher üblichen Bezeichnungen Seekrieg und Seekriegsrecht keineswegs dem lokalen Bereich der

durch ſie zu begrenzenden Rechtsſphäre entſprechen, und daß es ſomit nicht das Meer, die See an ſich iſt, welche die Unterſcheidung zwiſchen See- und Landkriegsrecht räumlich bedingt, ſondern ein anderer Begriff. Dieſer Begriff aber, dieſe räumliche Unterlage des „See"kriegsrechts iſt nichts anderes als das der Marinebehörde unterſtellte Kriegsfahrzeug, gleichviel auf welchem nicht neutralen oder nicht neutraliſirten Gewäſſer dasſelbe ſchwimmt und in kriegeriſche Aktion tritt. Und die beutemäßige Wegnahme des privaten Eigenthums iſt darum nicht allein im Seekriege völkerrechtlich zuläſſig, ſondern überall da, wo dieſelbe vermittelſt Kriegsfahrzeugen bewerkſtelligt werden kann — alſo auf Flüſſen und Kanälen und an feſtländiſchen Plätzen, die im Bereiche der Schiffskanonen ſtehen.[11]

So auffallend nun auch dieſe Rechtsthatſache ſein mag, ſo wenig iſt dieſelbe mit dem bloßen Hinweis darauf zu negieren und gegenſtandslos zu machen, daß ſie bislang weder im Ernſtfalle durch die Praxis begründet noch durch die Wiſſenſchaft erkannt und formulirt worden ſei. Ob die Kriegspraxis dereinſt einmal von dem Strombeuterecht Gebrauch machen wird, mag dahin ſtehen; es wäre vielleicht nicht einmal das Schlimmſte, was peſſimiſtiſche Gemüther von dem zukünftigen europäiſchen Weltkriege befürchten können. Was aber die Wiſſenſchaft vom Völkerrecht betrifft, ſo iſt eben gerade ihr Syſtem ein eminent fortſchrittliches und jederzeit den umgeſtaltenden Einflüſſen hiſtoriſcher Begriffswandlungen ausgeſetzt Und dieſe Thatſache trifft auch in unſerem Falle zu. Auch die im ſogenannten Seekriege erſcheinende Art des Völkerkrieges iſt dem Zuge der, alle menſchliche Bethätigung ins Große und Intenſive treibenden Zeit gefolgt. Im Jahrhundert des Grotius, als die erſten Anfänge eines als wirthſchaftlich und ſittlich nothwendig empfundenen Völkerrechts ſich entwickelten, und noch in der Epoche eines Klüber, der zum erſten Male in dem mit

beſonderem Intereſſe von allen Nationen gepflegten neuen Rechtsſyſteme den Unterſchied des See- und Landkrieges ſtatuirte, war allerdings kaum ein anderer Schauplatz des Schiffskrieges gewöhnlich, ja möglich, als eben die See. Die Flußſchiffahrt an ſich ſchrumpfte vor der immenſen Größe des eben aufblühenden überozeaniſchen Welthandels zur völligen Bedeutungsloſigkeit zuſammen. Es war noch immer die Zeit, wo der große Strom nicht ſowohl zum Völkerverkehrsmittel, als zur Völkerſcheidegrenze geſchaffen geglaubt wurde. Alle die kleinen feudalen Staatengebilde, welche die Ufer der heutigen internationalen Ströme umſäumten, fochten ihre Händel regelmäßig zu Lande aus, weil ihr Intereſſe viel zu elementar war, als daß es ſich von der Gebundenheit an die Scholle hätte löſen können. Dagegen die handelsmächtigen, Meerufer umbordenden Völker, die Venetianer, die Genueſer, die Niederländer, die Engländer, fanden wenn nicht ihre Exiſtenz, ſo doch die Bedingungen ihrer Macht und ihres Reichthums weit mehr auf dem Meere und an den transatlantiſchen Ufern, als auf dem vaterländiſchen Feſtlande gegeben. Hier war dann lediglich Seekrieg und der Name erfüllte in der That den möglichen Schauplatz. Allmählich aber wuchs der Welthandel von den Küſten in die Kontinente hinein und ſeine Zweige folgten den dienſtwilligen Furchen des Waſſers. Unendliche Saumpfade fingen an, zum Zwecke der Bergfahrt die Ufer zu begleiten, und das Dampfſchiff vollends beſiegte die thalwärts reißende Kraft des Stromes mit Leichtigkeit und erhob ihn bald zur vollen Höhe ſeines ethniſchen Berufes, als natürliche Fortſetzung des Meeres gleich dieſem das bequemſte Transportmittel des Welthandels zu ſein. So entſtanden dem Völkerrechte neue Objekte von immenſer Bedeutung. Hatte man auf dem Meere die Freiheit der Schiffahrt längſt als ſelbſtverſtändlich geübt und ſpäter gegen die Prätenſionen Einzelner in ſiegreichem Kampfe behauptet, ſo

galt es nun auf dem gütlichen Wege humanerer Rechtsbildung, durch Vertrag, auch jene der Stromschiffahrt zu erreichen, und man erhielt bald, was vor Jahrhunderten unmöglich schien, die Befugniß unbehinderten Eindringens tief in die Adern der Kontinente von Land zu Land, als ob keine Grenzen existirten, wie auf dem Weltmeer.

Uebertrugen nun solcherweise die Staaten, mehr um die Einigung und Ausnützung der in der freien Stromschiffahrt begründeten Vortheile, als um die logische Vertiefung und Ausgestaltung des hierdurch entstandenen neuen Rechts bekümmert, das seerechtliche Friedensprinzip auf das Gebiet der Stromsysteme, so mochten sie wohl die Geltung auch der seerechtlichen Kriegssätze in dem neuen Bereich als eine selbstverständliche Folge des einmal zugelassenen Systems betrachten, ohne zu bedenken, daß eben hier dieses neue Recht mit älteren und bislang nicht derogirten Grundsätzen des Völkerrechts in Kollision gerathe.

Diese Kollision nachzuweisen und den Beweis anzutreten, daß die von den Mächten mehr oder minder unzweideutig acceptirte Generalisirung des Seeprisenrechts zum Schiffsprisenrecht ohne eine vollständige Verwirrung bislang als feststehend anerkannter Grundprinzipien des Völkerrechts nicht möglich ist, wird der Zweck der folgenden Erörterung sein.

Die Gegner der Seebeute — und zu ihnen zählt längst die Wissenschaft des weitaus größten Theiles der gesitteten Welt — pflegen insgemein die Thatsache der verschiedenen kriegsrechtlichen Behandlung des schwimmenden und des festländischen Privateigenthums als eine anomale Willkür zu bezeichnen. Man erklärt es als jeden vernünftigen Grundes bar, daß es verboten sein solle, die in Wohnungen und Magazinen aufgespeicherten Waren wegzunehmen, dagegen gestattet sein, sie zu rauben, sobald sie auf Schiffen verfrachtet seien. Zu einiger Erklärung

pflegt man — auch die ernſthafteſte Theorie — auf die bedeutende Schädigung hinzuweiſen, welche dem Feinde durch Schmälerung oder gar Vernichtung ſeines Handels zugefügt und wodurch ſeine Widerſtandskraft um ſo bälder gebrochen werde. Als ob die Landbeute nicht durch die nämliche Reflexion, nur in noch viel höherem Grade gerechtfertigt werden könnte! Nicht minder bedenklich iſt es, wenn zur Vertheidigung des Rechts der Gefangennahme der unbewaffneten Schiffsbeſatzung geltend gemacht wird, daß dieſe in jedem Augenblick dem Feinde tüchtige Soldaten, bezw. Matroſen abgeben könne und darum unſchädlich gemacht werden müſſe. Ebenſowohl ließe ſich die Gefangennahme der ganzen nicht gerade kranken oder imbecillen männlichen Bevölkerung im Landkriege rechtfertigen, aus der am Ende doch noch mancher kampffähiger Soldat zu rekrutiren wäre. Das Prinzip der möglichſten Schädigung des Feindes ſollte alſo von wiſſenſchaftlicher Seite nicht ins Gefecht geführt werden; man ſetzt ſich dabei Konſequenzen aus, für die man keine Verantwortung übernehmen möchte. Die Erklärung der vermeintlichen Anomalie iſt vielmehr tiefer zu ſuchen; ſie ſchwimmt nicht auf der ſeichten Oberfläche abſtrakter Spekulationen über das ſittliche Für und Wider moderner Kriegsräſon.

Wer der Geſchichte des Krieges in der Entwickelung der Menſchheit nachſpürt, wird bald finden, daß ſeine Funktion im Völkerleben urſprünglich eine rein wirthſchaftliche war, und in der Gegenwart wird er ihn dementſprechend bei allen denjenigen Völkern am meiſten geübt ſehen, bei denen ſchon die niedere Kultur und das geringe Geiſtesleben ein anderes Intereſſe als das elementare der leiblichen Bedürfnißbefriedigung völlig ausſchließt. Die ewigen Fehden der Bewohner des dunklen Kontinents ſind rein wirthſchaftliche und darum, vom Standpunkte ihrer Verhältniſſe aus betrachtet, allerdings hoch vernünftige Kriege. Das Rauben der Früchte und Herden, das Rauben

der Weiber, das Rauben der Arbeits- und Handelsſklaven, alle dieſe kriegeriſchen Unternehmungen ſind nichts anderes als wirthſchaftliche Verkehrsakte, vollzogen in der durch die herrſchende Kultur bedingten Form. Vaterland und Freiheit wären in Timbuktu unverſtändliche Schlachtrufe! Steigt aber die Kultur und mit ihr die inländiſche Selbſtproduktion, ſo tritt im gleichen Verhältniß das wirthſchaftliche Moment als Anreiz zum Kriege zurück und die Genüſſe, welche früher der Krieg verſchaffte, werden in friedlicher Bethätigung leichter, reichlicher und ſicherer erworben. Die ungeheuren, ihrer Form nach kriegsrechtlichen, ihrem Inhalte nach aber rein wirthſchaftlichen Transaktionen, welche zur Zeit der Griechen und Römer, ja tief bis in unſer Mittelalter hinein ganze Nationen zum Nutzungsobjekte der glücklichen Sieger an Leib und Leben ſtempelten, ſind ſolcherweiſe heute im ergiebigſten Falle auf eine Verrückung der politiſchen Grenzpfähle reduzirt, welche jeder eigenthumsrechtlichen Folge ermangelt. Galt darum zu römiſcher Zeit der Satz: „pigrum et iners videtur sudore adquirere quod possis sanguine parare!“ ſo haben die Epigonen im Gegentheil allmählich das Bewußtſein und Verſtändniß dafür erlangt, daß dem im Frieden durch regelmäßige, geordnete Selbſtproduktion erworbenen Eigenthumsrecht der wirthſchaftliche und ſittliche Vorzug gebühre vor jenem im Kriege erworbenen, und ſchließlich, daß ihm ein Schutz geſchafft werden müſſe gegen die Angriffe durch kriegeriſche Gewalt. Die Allgemeinheit dieſes Verſtändniſſes und dieſes Verlangens bei einer Anzahl von Nachbarvölkern erzeugte jene internationale Rechtsgemeinſchaft, welche im gegenſeitig zugeſicherten Schutz des privaten Eigenthums vor kriegeriſcher Gewalt ein integrirendes Merkmal ihrer Rechtsgemeinſchaft und eine ſtarke Kette ihrer Verbindung erblickt. Sehr natürlicherweiſe aber — und damit kommen wir endlich auf unſer Priſenrecht — trat das Schutzbedürfniß und die aus ihm

ſich erzeugende Pflicht zum Schutze des Eigenthums dort am früheſten und am intenſivſten zu Tage, wo der Genuß des ſicheren Beſitzes täglich am häufigſten und fröhlichſten in der reichen Mannigfaltigkeit ſeiner Formen ſich verwirklichte: am häuslichen Herd, in der gemeinſamen Stadt, auf dem vaterländiſchen Boden, und wo zugleich auch weitaus am häufigſten, wenn nicht allein, die Störung durch brutale Gewalt der Nachbarn zu gewärtigen war. Es war alſo im Krieg auf dem Lande, im Landkrieg, wo die gewaltthätige Verletzung des Eigenthums am häufigſten ſich ereignete, wo ſie am ſchwerſten empfunden wurde, wo ſie die große Mehrzahl der Völker und wo ſie die Ueberzahl des Volkes traf. Dem gegenüber war das ſchwimmende, regelmäßig nur in den Händen weniger reicher Kaufherren ſich befindliche Eigenthum von geringer Bedeutung, bei allen Binnenvölkern überhaupt von keiner. Seine Verletzung war für die Geſamtheit des Volkes, wenn überhaupt zu gewärtigen, ſo doch immerhin zu ertragen; es war kein nationaler Nerv, deſſen feindliche Berührung das Herz des Volkes erſchütterte. Der überſeeiſche Handel galt eher als ein Glücksſpiel, deſſen außerordentlicher Gewinn ein außerordentliches Riſiko ertragen mochte. So konnte, zumal gerade bei den kriegsmächtigen binnenländiſchen Staaten, kein nationales Bedürfniß entſtehen, auch die Sicherheit des Eigenthums auf dem Meere, die Sicherheit des waghalſigen, außerhalb der heimathlichen Grenzen erſtrebten Gewinns, gleichwie des in der Heimath konſolidirten, internationalrechtlich zu erwirken. Die Furcht vor dem Schaden, den man bei Belaſſung des alten Rechtes gewärtigte, war nicht groß genug, um jene vor den Anſtrengungen, welche ſeine Reform erforderte, aufzuwiegen. So werden denn auch nicht abſtrakte Humanitätsprinzipien, ſondern allein das genügend erſtarkte, nüchterne Intereſſe Europas dem meergewaltigen England dereinſt das Seebeuterecht entleiden, und insbeſondere das acker-

bauende Deutſchland wird auf dem Wege zum Induſtrie- und Handelsſtaate noch ſehr viel weiter voranſchreiten müſſen, ehe die Leiden eines unter dem Rechte der Seebeuterei wüthenden Krieges ſchwer genug ſein werden, um nicht nur eine moraliſche Verurtheilung, ſondern auch eine thatkräftige nationale Reaktion hervorzurufen. Inzwiſchen aber befinden wir uns nicht in einer Anomalie des Rechtes, ſondern in einem natürlich begründeten, nothwendigen Entwickelungsſtadium desſelben, wenn wir die Beuterei zu Lande, wo wir hauſen und herrſchen, wo wir erzeugen und verzehren, zum Verbrechen ſtempeln, dagegen zur See ſie annoch dulden.

Nun iſt aber der Begriff „Land" als Begriff und Objekt des völkerrechtlichen Syſtems alles dasjenige Gebiet, gleichviel in welcher Form es geologiſch erſcheint, in welchem wir im ſtande ſind, freie Herrſchaft auszuüben, welches wir mit den mannigfachen Bethätigungen unſerer Souveränetät erfüllen. Innerhalb dieſer Grenzen lebt auch unſere nationale, innerhalb der Geſamtheit dieſer Grenzen unſere internationale Pflicht zum Schutze alles privaten Eigenthums, auch des feindlichen. Und mit dieſer Reflexion ſind wir auf die feſte Baſis eines poſitiven Völkerrechtsſatzes gelangt, den wir der Prätenſion des Schiffsbeuterechts als ſcheinbar hiſtoriſch-nothwendiger Erweiterung des Seebeuterechts entgegenſtellen. Denn dieſe Grenzen ſind nicht auf feſtem Boden, ſind nicht auf Stein und Humus, auf Wald und Feld beſchränkt, ſondern ſie ſchließen auch Gewäſſer aller Art ein. Der See, der Strom und der Kanal, den unſere Grenzen umfangen, iſt unſer Macht- und Pflichtbereich ſo gut wie das Thal und die Höhen, die wir ohne Hülfe des Schiffes betreten. Aber auch der internationale Strom, deſſen Thalweg unſere Grenze verfolgt, oder den ſie in zweifachem Zuge thalwärts und bergwärts durchſchneidet, auf dem wir unſer ausſchließliches Hoheitsrecht zu Gunſten freier Schiffahrt für Alle

vertragsmäßig freiwillig beschränkt haben, ist in allen anderen Beziehungen — soweit ihn unsere Grenzen uns zutheilen —, nicht minder unserer Herrschaft, unseren Rechten und unseren Pflichten unterstellt.[12] Kein Schiffahrtsvertrag konnte und wollte jemals den freien Strom zum territorium nullius machen: herrenloses Land ist allein das Meer. Hiermit ist aber der eigentliche Gegensatz des See- und Landkrieges gegeben, dieses ist der wahre und volle Inhalt des internationalen Rechtswillens, welchem einstens die Brüsseler Deklaration formalen Ausdruck zu geben berufen war, den sie aber zu finden nicht vermocht hat und zwar deshalb nicht, weil sie ihre termini technici aus dem Arsenale des Krieges entnahm, statt sie aus dem Geiste des Friedens zu erkennen, weil sie in Wahrheit den Schiffskrieg dem Landkrieg gegenüberstellte, da es doch der Wille der einberufenden Rechtsgemeinschaft war, die Pflicht zum Schutze alles privaten Eigenthums überall da zu statuiren, wo Herrschaftsbereich gesitteter Staatsgewalten wäre, gleichviel, ob der bedrohliche Kampf mit Schwertern oder Kanonen, auf Schiffen oder auf Pferden ausgefochten werde.

Wir verharren nun natürlich — und damit eilen wir zum Schlusse unserer Studie — in der solchermaßen gewonnenen Phase der Entwickelung nicht. Indem wir vielmehr fortfahren, unsere Friedensinteressen wie bisher stetig zu erweitern und zu verfeinern, werden wir auch unser gemeinsames Recht immer mehr humanisiren und der Gewalt immer weniger Wirkung verstatten. In der That haben wir, als die große Mehrheit der gesitteten Völker, längst auch vor der Seebeuterei unseren wohlbegründeten Abscheu, und dies annoch allerdings bloß platonisch sich regende Gefühl wird früher oder später zum energischen Wollen erstarken. Das Meer wird ja allerdings niemals zum Untergrund partikularer Hoheitsäußerung werden,

wir werden nach wie vor kein nationales Imperium auf ihm gestatten, aber wir haben schon längst begonnen, es einem internationalen zu unterstellen. Die staunenswerthe Entwickelung der Schiffahrt hat die Ozeane verengert und sie heimischer gemacht für alle Welt. Das Schiff, welches früher monatelang einsam und verlassen die Wasserwüste durcheilte, trifft heute täglich Genossen der Fahrt, die ihm Ziel und Heimath naherücken, und die ihm Menschendasein und Menschenstreben auch auf dem Meere beweisen. Das Straßenrecht, das er kraft internationalen Gebotes auf dem Meere zu beobachten hat, legt dem Schiffer nahe, daß er keineswegs in vogelfreiem Raume weilt, sondern daß auch hier Gesetz und Rechte gelten. Gegen die Piraten auf dem Meere kämpfen wir nicht allein in der Nothwehr, sondern wir prozediren gegen sie als Sachwalter des gesitteten Völkerrechts, und indem wir vollends gegen den Sklavenhandel völkerrechtlich obligirt einschreiten, haben wir das dereinst staatenlose Meer, die terra nullius, zu einem internationalen Hoheitsbereich der gesitteten Welt erhoben, in welchem bald auch die kriegsrechtliche Wegnahme des schwimmenden privaten Eigenthums als unvereinbar mit der neuen Ordnung der Dinge beseitigt werden wird.

Anmerkungen.

[1] Nach „Daily News".

[2] Wörtlich: Das Brennen. Ob die Gewalt gerade in dieser Weise erfolgt, ist natürlich völlig gleichgültig. Es könnten z. B. auch Geiseln zu demselben Zwecke getödtet werden.

[3] Ueber die historische Entwickelung dieser Rechtsgemeinschaft vergl. meine Schrift: Zur Theorie und Geschichte des Rechts zum Kriege, völkerrechtliche Untersuchungen. Stuttgart 1888. S. 234 ff.

[4] Eine technische Bemerkung mag hier am Platze sein. Die Beschiffung großer Ströme durch Fahrzeuge der Kriegsmarine ist keineswegs aus Gründen des Tiefgangs ꝛc. ausgeschlossen, vielmehr lediglich eine Frage strategischer, nicht wohl von vornherein und ein für allemal zu bestimmender Zweckmäßigkeit. Amerikanische Korvetten befahren regelmäßig den Mississippi bis zur Mündung des Ohio; die allerdings wenig ruhmreiche Verwendung der türkischen Monitore auf der Donau im russisch-türkischen Feldzug ist noch in Aller Erinnerung; in jüngster Zeit besuchten unsere Panzer dasselbe Gewässer, und auf dem Rhein fahren neuerdings seegängige Fahrzeuge bis hinauf nach Köln. Endlich, und das scheint von nicht geringer Bedeutung, kann nach geltendem Recht jedes beliebige Fahrzeug, also jeder Handelsdampfer, durch bloße Adoption der Marinebehörde zum Kriegsfahrzeug qualifizirt werden — eine Möglichkeit, durch welche der lokale Bereich der Kriegsmarine vollends ins Unabsehbare ausgedehnt ist. Allerdings ist ja bei der Konstruktion und Armirung der modernen Kriegsfahrzeuge an eine Umwandlung von Flußdampfern in solche nicht zu denken. Demgegenüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß eine derartige Konstruktion und Armirung zur Vernichtung stromfahrender Schiffe auch durchaus nicht erforderlich ist. Auch die Kaper entbehren regelmäßig dieser Rüstung, erreichen aber trotzdem nur zu häufig ihren Zweck. In

Hinsicht auf den Rechtsstandpunkt aber liegt es auf der Hand, daß irgend welche technische Eigenschaft vollkommen irrelevant zur Entscheidung der Frage darüber ist, ob ein Schiff rechtlich zur Kriegsmarine gehören soll oder nicht. Nicht das Schiff als solches qualifizirt sich zum Kriegsschiff, sondern die ihm von der Militärgewalt übertragene und durch die Art seiner Bemannung erstrebte Funktion. Ob freilich ein zukünftiger europäischer Krieg, dem übrigens Viele eine ganz besondere Ausdehnung und Erbitterung voraussagen zu müssen glauben, von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wird, ist eine andere Frage. (Ueber Seebeuterei auf dem Bodensee zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vergl. meine Schrift: Die völker- und staatsrechtlichen Verhältnisse des Bodensees, historisch und juristisch untersucht. S. 68 f.)

[5] Auf Grund dieser Neutralisirung dürfen an keinem den Lauf und den Zutritt zum Kanal beherrschenden Punkte Befestigungen angelegt und Truppen aufgestellt werden (Art. 4). Ferner soll kein kriegerischer Akt in den Zufahrtshäfen und an den Ufern des Kanals innerhalb einer bestimmten, von einer internationalen Kommission festzustellenden Zone stattfinden dürfen (Art. 5). Näheres hierüber siehe meine Schrift: Zur Theorie ꝛc. S. 180—191.

[6] Vergl. die von Holtzendorff, Rumäniens Uferrechte an der Donau, S. 79, formulirte und von ihm in Berufung auf Art. 116 der Wiener Kongreßakte bejahte Frage: „Kommt die Ausführung des Schiffahrtsreglements und die Ausübung der Flußpolizei auf internationalen, mehrere Staaten durchströmenden Flüssen jedem Uferstaate kraft seiner Hoheitsrechte und seiner Verwaltungs- und Exekutivgewalt in seinen eigenen Gewässern zu?"

[7] Aus anderem Anlaß mit besonderem Nachdruck auch von Dahn, Eine Lanze für Rumänien, S. 43, hervorgehoben.

[8] Ebensowohl als dasselbe in Friedenszeiten der Strompolizei unterſteht. Vergl. Art. 6 der Donauschiffahrtsakte vom 7. Nov. 1857: „Les conducteurs de ces bâtiments (qui viennent de la pleine mer) seront tenus d'exhiber leurs papiers de bord à la demande des autorités fluviales chargées de la surveillance de la navigation danubienne.

[9] v. Martitz, Das internationale System zur Unterdrückung des Sklavenhandels, im Archiv für öffentl. Recht I, 81 ff. Vergl. auch meine oben citirte Schrift: Zur Theorie ꝛc. S. 207 ff.

[10] Vergl. dazu Art. 6 der Donauschiffahrtsakte vom 7. November 1857: „Pour les bâtiments qui viennent de la pleine mer ou y retournent, les papiers de bord dont ils doivent être munis pour la navigation maritime, leur serviront aussi d'actes de légitimation pendant leurs voyages sur le Danube."

[11] Auch der territoriale Bereich der Genfer Konvention von 1864 würde dadurch eine bedeutsame Verschiebung erfahren. Würde sie für den Fall eines Kampfes etwa zwischen einer russischen und einer türkischen Donauflottille Geltung behalten oder nicht? Im letzteren Falle könnte aber von einem Seekrieg doch wohl nicht die Rede sein. Es ist auffallend, daß keine der zahlreichen Interpretationen der Genfer Konvention solcher Möglichkeit gedacht hat. Das Vertragsinstrument ist bekanntlich betitelt: „Convention de Genève pour l'amélioration du sort des militaires blessés dans les armées en campagne.

[12] Ebenso v. Holtzendorff, Rumäniens Uferrechte an der Donau, S. 79: „Die Eigenschaft eines territorialen eigenen Gewässers wird in keiner Weise dadurch aufgehoben, daß in Hinsicht der Schiffahrt ein Strom gleichzeitig als internationale Verkehrsstraße gelten soll."

Ueber

den Antheil der mathematiſchen Wiſſenſchaften an der Kultur der Renaiſſance.

Vortrag,

gehalten im Rathhaus zu Zürich am 5. Februar 1891.

Von

Dr. F. Rudio,

Profeſſor am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Hochgeehrte Verſammlung!

Wer die Entwickelung der Mathematik und der ihr verwandten Disziplinen vom kulturhiſtoriſchen Standpunkte aus verfolgt, für den wird das Zeitalter der Renaiſſance immer von ganz beſonderem Intereſſe ſein: vollzog ſich doch in demſelben der Konſolidationsprozeß, aus dem unſere moderne mathematiſche Wiſſenſchaft als ein internationaler Kulturfaktor hervorgegangen iſt.

Renaiſſance! Wiedergeburt der Künſte und der Wiſſenſchaften! Welche Fülle von Vorſtellungen weckt dieſes Wort in unſerer Seele! Vor unſerem Auge erheben ſich die großen Meiſter der italieniſchen Kunſt, wir glauben die Werke eines Lionardo da Vinci, eines Raphael, eines Michelangelo zu ſchauen, welche nun ſchon ſeit Jahrhunderten für die Kulturvölker des ganzen Erdballes eine gemeinſame und unerſchöpfliche Quelle des reinſten und edelſten Genuſſes bilden. Wir fühlen uns im Geiſte verſetzt an die glänzenden Hofhaltungen der kunſtliebenden italieniſchen Fürſten, vor allen der Mediceer, und nehmen theil an den litterariſchen Beſtrebungen, welche ſich an die durch Dante, Petrarca, Boccaccio begründete italieniſche Nationallitteratur anknüpfen.

Und dann wiederum erinnern wir uns, daß die Zeit der Renaiſſance zugleich auch eine Zeit des Wiederaufblühens der Wiſſenſchaften, insbeſondere der klaſſiſchen Studien iſt, daß ſie zuſammenfällt mit der aufklärenden und befreienden Thätigkeit des Humanismus und der Reformation. Wir laſſen unſere Blicke von Italien weg nach Norden ſchweifen und begegnen neben den markigen Geſtalten eines Zwingli, eines Luther, den großen Humaniſten Melanchthon, Erasmus von Rotterdam, Reuchlin — und mit Vorliebe verweilt die Erinnerung bei der Erſcheinung des raſtloſen Kämpfers, der auf der nahen Ufenau ſein ruhm- und thatenreiches Leben beſchloß und der uns durch David Friedrich Strauß und nicht zum wenigſten auch durch Konrad Ferdinand Meyers tiefempfundene Dichtung ſo menſchlich nahe gerückt und ſo ſympathiſch geworden iſt. Und indem wir dieſen Vorſtellungen Raum geben, ſind wir plötzlich mitten in dem Kampfe, der die Völker von dem Banne des Mittelalters befreite, mitten in der großen, herrlichen humaniſtiſchen Bewegung. Allerorten regen ſich die Geiſter, erblüht friſches wiſſenſchaftliches Leben — es iſt uns, als gehe ein warmer Frühlingshauch durch die Lande, als töne an unſer Ohr der Jubelruf, mit welchem Ulrich von Hutten ſein ewig denkwürdiges Sendſchreiben an Wilibald Pirckheimer beſchloß: „O Jahrhundert! O Wiſſenſchaften! Es iſt eine Freude zu leben!“

Und an all dieſer Herrlichkeit — ſo höre ich fragen — ſoll auch diejenige Wiſſenſchaft Antheil haben, der man zwar, ſchon allein mit Rückſicht auf die weithin imponirenden Vortheile, welche ſie der modernen Technik gewährt, ſtets mit Achtung, aber doch nicht gerade immer mit Sympathie entgegentritt, die man ſo vielfach, und ſo ſehr mit Unrecht, als eine trockene, nüchterne bezeichnet, welche wohl den Verſtand, die Kritik, nicht aber das Gemüth, nicht die Phantaſie

anzuſprechen vermöge, und die man daher ſo gerne in einen gewiſſen Gegenſatz zu bringen ſucht zu künſtleriſchem Schaffen und Geſtalten, oder gar zu idealem Streben überhaupt!

Wer ſich die Mühe nehmen wollte, ſolche Vorurtheile zu zerſtreuen, der brauchte nur gerade auf einen der berufenſten — und zugleich phantaſievollſten — Vertreter des klaſſiſchen Alterthumes hinzuweiſen, auf Plato, der ſeine Vorträge in der Akademie mit den Worten eröffnete: „Kein der Geometrie Unkundiger trete unter mein Dach!“ — auf Plato, der die Mathematik nicht materieller Vortheile wegen, ſondern gerade darum ſo liebte und ſchätzte, weil ſie vermöge der ihr innewohnenden Kraft der Abſtraktion in beſonderem Maße geeignet ſei, den Geiſt von der Sinnenwelt abzuziehen und für das Ideale empfänglich zu machen. Und wer nicht aus dem Alterthume die Ueberzeugung entnehmen will, daß an den großen, idealen Aufgaben der Menſchheit auch die mathematiſche Wiſſenſchaft einen nicht zu unterſchätzenden Antheil hat, dem wird ſich dieſe Ueberzeugung aufdrängen bei einem ſorgfältigen und allſeitigen Studium der Kulturbeſtrebungen der Renaiſſance, von denen ich nur einige flüchtige Skizzen Ihnen heute entwerfen werde.

Es iſt nicht wohl möglich, verehrte Damen und Herren, den Antheil, den eine ſo abſtrakte Wiſſenſchaft, wie die Mathematik, an der Kultur irgend einer Zeit gehabt hat, anders als im Zuſammenhange mit der ganzen hiſtoriſchen Entwickelung dieſer Disziplin zu verſtehen. Denn die mathematiſche, wie überhaupt jede rein wiſſenſchaftliche Forſchung erblickt ihr Ziel weit mehr in der Befriedigung einer jeweilen ganz beſtimmten idealen Forderung des reinen Intellektes, als in der Anwendbarkeit ihrer Reſultate, von denen überdies nur ſelten mit Sicherheit vorausgeſagt werden kann, wann, in welcher Form und in welchem Maße ſie dereinſt in die Kulturentwickelung

eingreifen werden. Unter dieſen Umſtänden werden Sie es daher als ſelbſtverſtändlich erachten, wenn ich die uns hier ſpeziell intereſſirenden Kulturfaktoren des Zeitalters der Renaiſſance nicht iſolirt, ſondern als Produkte einer geſchichtlichen Entwickelung darſtelle. Und wenn ich dabei etwas weiter zurückgreife, als Ihnen vielleicht auf den erſten Blick erforderlich erſcheinen möchte, ſo wollen Sie die Erklärung hierfür nicht ſowohl in der Schwierigkeit erblicken, über mathematiſche Dinge zu reden ohne Vorausſetzung von Spezialkenntniſſen, als vielmehr in dem Umſtande, daß die zunächſt zu erörternden Fragen zeitlich zwar von der Renaiſſance weit abliegen, inhaltlich aber mit derſelben in dem direkteſten Zuſammenhange ſtehen und daher für das Verſtändniß unumgänglich nothwendig ſind.

Schon einmal waren in Italien die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu hoher Blüthe gelangt. Es war dies zur Zeit der griechiſchen Kolonien in Unteritalien und in Sizilien. Und der letzte griechiſche Mathematiker auf Italiens Boden, Archimedes von Syrakus, glänzt zugleich als hellſter Stern an dem Mathematikerhimmel des Alterthums. Als er bei der Eroberung ſeiner Vaterſtadt durch die Römer, im Jahre 212 v. Chr., den Todesſtoß empfing, in dem Momente, da er, ganz vertieft in ſeine Unterſuchungen, angeſichts des auf ihn einſtürmenden Kriegers keine andere Sorge kannte, als: „Zerſtöre mir meine Kreiſe nicht!“ da war auch das Schickſal der von ihm in ſo glänzender Weiſe vertretenen Wiſſenſchaft beſiegelt, da ward mit ihm die wiſſenſchaftliche mathematiſche Forſchung in Italien auf mehr als ein Jahrtauſend vernichtet! Denn das große Volk der Römer hat im Laufe der Jahrhunderte, wenigſtens mit griechiſchem Maße gemeſſen, auch nicht einen einzigen nennenswerthen Mathematiker hervorgebracht, und es iſt gewiß nicht als ein Zufall zu betrachten, daß das in

künſtleriſcher wie in litterariſcher Hinſicht ſo wenig eigenartige, von den Griechen durchweg abhängige Volk auch für wiſſenſchaftliche mathematiſche Spekulation ſo unglaublich ſchlecht beanlagt war.

Die Pflege der mathematiſchen Wiſſenſchaften in den letzten Jahrhunderten vor und den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt lag faſt ausſchließlich in den Händen der Gelehrten der Akademie von Alexandria. Hier hatte ſchon unter dem erſten Ptolemäer, ums Jahr 300 v. Chr., Euklid ſeine berühmten, Ihnen Allen bekannten „Elemente“ geſchrieben, die noch heute, ſeit der Renaiſſance, die Grundlage des geometriſchen Unterrichtes bilden. Hier lebten Eratoſthenes, der Geograph und Chronolog, deſſen Name jedem Mathematiker durch das ſogenannte „Sieb des Eratoſthenes“ bekannt iſt; Apollonius, der große Geometer, der die Theorie der Kegelſchnitte einer gründlichen Bearbeitung unterzog und die Namen Ellipſe, Hyperbel, Parabel einführte; hier ſtellte, ums Jahr 150 v. Chr., Hipparch, der eigentliche Begründer einer wiſſenſchaftlichen Aſtronomie, dem wir namentlich auch die Einführung der geographiſchen Länge und Breite zur Beſtimmung der Lage eines Punktes auf der Kugel verdanken, ſeine berühmten Mondbeobachtungen an und hier, in Alexandrien, ſchrieb, etwa 300 Jahre ſpäter, Klaudius Ptolemäus ſein unſterbliches Werk „μεγάλη σύνταξις“, die große Zuſammenſtellung.

Der Name des Ptolemäus, des Begründers der nach ihm benannten Weltanſchauung, iſt mit der Kultur eines Zeitraumes von faſt ein und einem halben Jahrtauſend und namentlich mit der Kultur der Renaiſſance ſo innig verwachſen, daß ich nicht umhin kann, einige Augenblicke bei dieſer hervorragenden Erſcheinung zu verweilen.

Sie Alle wiſſen, daß die ptolemäiſche Weltordnung, welche bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts allgemein wie ein Evangelium angeſehen und verehrt wurde, auf dem geocentriſchen

Prinzipe, d. h. auf der Grundanschauung beruht, daß die Erde bewegungslos im Mittelpunkte des Weltalles schwebe und daß die Gestirne mit Einschluß der Sonne sich um diesen Mittelpunkt drehen. Aber diese Anschauung, die sich ja schließlich jedem naiven Beobachter aufdrängt, wäre allein nicht ausreichend gewesen, um den unvergänglichen Ruhm des Ptolemäus zu begründen. Das hohe Verdienst dieses Mannes bestand vielmehr darin, daß er, auf Grund der von ihm zum größten Theile selbst geschaffenen und in ihrer Vollkommenheit jahrhundertelang nicht übertroffenen trigonometrischen Hülfsmittel, es unternahm, die Bewegungen der Gestirne mit größtmöglicher Vollständigkeit mathematisch zu beschreiben.

Schon Hipparch hatte, 300 Jahre vor Ptolemäus, die Beobachtung gemacht, daß die Jahreszeiten ungleiche Längen haben, und hatte diese Thatsache nur durch die Annahme zu erklären vermocht, daß zwar die Sonne sich gleichförmig in einem Kreise um die Erde bewege, daß die letztere aber nicht genau in dem Mittelpunkte dieses Kreises sich befinde. Konnte nun auch Hipparch mit Hülfe dieses sogenannten excentrischen Kreises die scheinbare Sonnenbewegung hinreichend erklären, so boten ihm doch die weit verwickelteren Bewegungen des Mondes und der Planeten unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Die scheinbare, d. h. von der Erde aus gesehene, jährliche Bewegung der Planeten ist nämlich durch die Bildung einer Schleife ausgezeichnet, in der Weise, daß zwar die Planeten im großen und ganzen sich in einer und derselben Hauptrichtung, nämlich von Westen nach Osten, bewegen, aber einmal ihren Lauf verlangsamen, Halt machen, sich kurze Zeit rückwärts bewegen, abermals Halt machen, um dann wieder die Bewegung in der ursprünglichen Richtung fortzusetzen. Wie sollte man nun diese verwickelte Bewegung erklären, ohne gegen die im ganzen Alterthume, zum Theil aus metaphysischen Gründen, festgehaltene

Grundanſchauung zu verſtoßen, der zufolge zur Erklärung der himmliſchen Bewegungen nur die gleichförmige Bewegung im Kreiſe herbeigezogen werden durfte? Ptolemäus löſte dieſe Aufgabe, indem er jede Planetenbewegung als aus zwei kreisförmigen Bewegungen zuſammengeſetzt annahm. Nach Ptolemäus bewegt ſich jeder Planet zunächſt gleichförmig auf einem Kreiſe, dem ſogenannten Epicykel, deſſen Mittelpunkt ſelbſt wieder auf einem zweiten, um die Erde excentriſch beſchriebenen Kreiſe, dem ſogenannten Deferenten, fortrückt. Indem alſo Ptolemäus die Planetenbahnen als ſogenannte Epicykloiden darſtellte, gelang es ihm, die namentlich durch die Rückläufigkeit ſo komplizirte Planetenbewegung zu erklären, ohne gegen das genannte Grundprinzip zu verſtoßen.

Dies ſind, in flüchtigen Umriſſen gezeichnet, die Grundlagen der berühmten, von bewunderungswürdigem Scharfſinne zeugenden Epicyklentheorie des Ptolemäus. Ich habe damit aber auch zugleich den mathematiſchen Inhalt derjenigen Weltanſchauung berührt, welche noch während des größten Theiles der Renaiſſance die allgemein herrſchende war und erſt gegen das Ende derſelben einer höheren Einſicht in die Weltordnung Platz zu machen begann. In welcher Weiſe ſich dieſer bedeutungsvolle Uebergang vollzog, davon wird ſpäter die Rede ſein.

Es iſt eine vielverbreitete Anſicht, daß nach der Eroberung Alexandriens durch die Araber, im Jahre 641, die griechiſche Kultur in Konſtantinopel, wohin ſich viele alexandriniſche Gelehrten begeben hatten, eine neue Heimath gefunden habe und daß hier, in der Hauptſtadt der oſtrömiſchen Kaiſer und unter den Schutze derſelben, die griechiſche Wiſſenſchaft während des ganzen Mittelalters gepflegt und gefördert worden ſei. Als dann, infolge des Vordringens der Türken und namentlich nach der Eroberung von Konſtantinopel im Jahre 1453, gelehrte griechiſche Flüchtlinge die klaſſiſchen Handſchriften nach Italien

retteten, sei durch die so vermittelte Bekanntschaft des Abendlandes mit dem kostbaren Schatze griechischer Kultur der Anstoß zu dem Wiederaufleben der Wissenschaften gegeben worden.

Soweit es sich um mathematische Verhältnisse handelt, ist diese Anschauung eine unrichtige. Nicht als sollte die Begeisterung und die mächtige Anregung in Abrede gestellt werden, welche durch jene unschätzbaren Handschriften hervorgerufen wurde. Mit welchem Enthusiasmus man dieselben begrüßte und wie groß das Verlangen der Gebildeten nach dem Besitze alter griechischer wie auch römischer Manuskripte damals war, geht aus der Erzählung hervor, nach welcher der bekannte italienische Humanist Pico della Mirandola einen einzigen Livius mit einem ganzen Landgute bezahlt habe! Aber die Kenntniß der griechischen Mathematik war den europäischen Kulturvölkern bereits auf einem anderen Wege vermittelt worden und überdies — um es gleich hier zu sagen: die Wissenschaft der Griechen bildete nur den einen Arm des gewaltigen mathematischen Gedankenstromes, der sich gegen das Ende des Mittelalters über das Abendland ergoß.

Das Erbe der Antike übernahmen zunächst die Araber. In unglaublich kurzer Zeit hatten dieselben bekanntlich ein Weltreich aufgerichtet, welches sich im Osten bis zum Indus, im Westen bis zum Ebro erstreckte. Was uns aber am meisten mit Bewunderung erfüllt, das ist die Elasticität des Geistes, welche diesem Volke innegewohnt haben mußte, um es zu befähigen, in einem Zeitraume von kaum 150 Jahren aus dem primitivsten Nomadenleben zu Kulturverhältnissen sich emporzuarbeiten, wie sie uns unter der glänzenden Regierung Hârûn Arraschîds entgegentreten. Unter diesem Herrscher, mit dessen Persönlichkeit wir schon als Kinder durch die farbenprächtigen Märchen von „Tausend und eine Nacht“ so vertraut sind, noch mehr aber unter dem Khalifen Almamûn begann jene fruchtbare

Ueberſetzungsthätigkeit, der wir die Kenntniß ſo mancher griechiſchen Werke verdanken, die ſonſt vielleicht verloren gegangen wären. Die erſten mathematiſchen Schriften, welche aus dem Griechiſchen ins Arabiſche überſetzt wurden, waren die σύνταξις des Ptolemäus, die Elemente des Euklid, die Kegelſchnitte des Apollonius und die Abhandlungen des Archimedes über die Kreismeſſung und über Kugel und Cylinder. Bei dieſer Uebertragung entſtand auch der noch heute für das ptolemäiſche Werk übliche Name „Almagest“, hervorgegangen aus dem arabiſchen Artikel al und dem griechiſchen Superlativ μεγίστη (die größte), in welche die μεγάλη (die große) σύνταξις allmählich übergangen war.

In eigenthümlichen Widerſprüchen, verehrte Anweſende, bewegt ſich oft die Geſchichte der Menſchheit! Als im Anfange des achten Jahrhunderts die Araber im Siegeslaufe ganz Spanien erobert hatten und ſogar über die Pyrenäen bis in das fränkiſche Reich vordrangen, da zitterte die Chriſtenheit und jubelte nach der ſiegreichen Schlacht zwiſchen Tours und Poitiers dem heldenmüthigen Karl Martell als ihrem Befreier von den Barbaren entgegen. Und unter denſelben Barbaren, insbeſondere unter der Dynaſtie der Omajjaden, gelangten in Spanien im Laufe der Jahrhunderte Wiſſenſchaften und Künſte zur höchſten Blüthe, erlebte dieſes Land ſein goldenes Zeitalter. Ja noch mehr, aus den Händen dieſes ſelben Volkes, in welchem ſie die Vernichtung aller Kultur erblickt hatte, empfing die Chriſtenheit die koſtbarſte Bereicherung ihrer eigenen geiſtigen Exiſtenz!

Nach den hohen Schulen von Toledo, Sevilla, Cordova und Granada ſtrömten im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Gelehrten von ganz Europa, um die griechiſchen Klaſſiker kennen zu lernen und ſie — was das Wichtigſte war — aus dem Arabiſchen in das Lateiniſche zu übertragen. Auf dieſem

Wege wurde, namentlich durch die unermüdliche Ueberſetzungsthätigkeit eines Gerhard von Cremona, eines Atelhart von Bath und Anderer, dem chriſtlichen Abendlande der allmähliche Einblick in die hohe mathematiſche Kultur des klaſſiſchen Alterthumes erſchloſſen.

Aber ich habe bereits darauf hingewieſen, daß die Mathematik der Griechen nur eine der Quellen bildete, aus deren Vereinigung unſere moderne mathematiſche Wiſſenſchaft hervorgegangen iſt. In der That war auch die weſentlich auf der Ideenvermittelung der Völker beruhende kulturgeſchichtliche Bedeutung der Araber eine weit univerſellere als ſie uns bisher erſchienen. Denn neben der Kenntniß des klaſſiſchen Alterthumes verdanken wir ihnen auch den erſten Einblick in das Geiſtesleben eines Volkes, deſſen mathematiſche Beanlagung zwar eine von derjenigen der Griechen völlig verſchiedene, aber darum nicht minder hohe war und jene in der glücklichſten Weiſe ergänzte: ich meine das Volk der Inder.

Wurden die Griechen durch ihren hoch entwickelten Formenſinn in der Mathematik faſt ausſchließlich auf ſolche Probleme hingewieſen, die im Bereiche direkter ſinnlicher Anſchauung lagen, d. h. auf Probleme der Geometrie, ſo führte im Gegenſatze hierzu ein in ungewöhnlichem Maße ausgebildeter Zahlenſinn, eine von alters her und durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete, ohne Beiſpiel daſtehende Vorliebe für das Rechnen die Inder in ihren mathematiſchen Unterſuchungen vorzugsweiſe auf das Gebiet der Arithmetik und der Algebra.

Iſt doch Indien die Heimath des arithmetiſchen Spieles par excellence, des Schachſpieles; gingen doch bei den Indern poetiſches Sinnen und Träumen mit mathematiſchem Spekuliren ſo ſehr Hand in Hand, daß ihre Dichter ſich mit Vorliebe anmuthigen arithmetiſchen Gedankenſpielen hingaben und umgekehrt

die Mathematiker gerne ihre Abhandlungen in poetiſches Gewand kleideten; gehörten doch arithmetiſche Räthſelſpiele und Turniere zu den geſellſchaftlichen Vergnügungen der Inder, ja, wird ſogar von Buddha berichtet, er habe ſich bei der Bewerbung um ein Mädchen einem arithmetiſchen Examen unterziehen müſſen, um ſeinen Nebenbuhler zu ſchlagen!

Dieſen unſeren Stammverwandten am Ganges, deren hohe mathematiſche Kultur uns gleichzeitig mit derjenigen der Griechen durch die Araber erſchloſſen wurde, verdanken wir eine Erfindung, welche zwar ſchon mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts im Beſitze der europäiſchen Gelehrten ſich befand, deren Früchte aber der ganzen Menſchheit doch nur ſehr allmählich und namentlich erſt ſeit dem gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgten allgemeinen geiſtigen Aufſchwunge zu Gute kamen, eine Erfindung, die wir trotz — oder vielleicht gerade wegen — ihrer klaſſiſchen Einfachheit den mächtigen Kulturfaktoren an die Seite ſtellen dürfen, welche dem Zeitalter der Renaiſſance ihren Stempel aufgedrückt haben: ich ſpreche von der Erfindung der indiſchen Zahlzeichen und der indiſchen Poſitionsarithmetik.

Das Weſen der indiſchen Zahlenlehre beruht nicht etwa, wie man wohl vielfach glaubt, auf dem Umſtande, daß die Zahl 10 die Baſis des Zahlenſyſtemes bildet, denn auch den Griechen und den Römern, wie überhaupt den Völkern des indogermaniſchen Sprachſtammes, war das dekatiſche Zahlenſyſtem eigenthümlich, und nach den Unterſuchungen von Alexander von Humboldt und anderen Gelehrten dürfen wir behaupten, daß, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, alle Völker der Erde mit Rückſicht auf die Gliederung des menſchlichen Körpers beim Zählen Normalgruppen zu 5, zu 10 oder zu 20 bilden. Das indiſche Ziffernſyſtem iſt vielmehr dadurch

ausgezeichnet, daß man jede beliebige, noch ſo große Zahl mit alleiniger Benutzung von zehn Zeichen, und zwar durch einfaches Nebeneinanderſetzen derſelben, darſtellen kann. Das eine dieſer Zeichen, die Null, iſt ein Symbol für das Nichtvorhandenſein, während die andern die Zahlen von 1 bis 9 bedeuten. Zur Darſtellung einer beliebigen Zahl genügt dann die einfache Feſtſetzung, daß jedem dieſer Zeichen außer ſeinem Zahlenwerth, noch ein durch ſeine Stelle bedingter Stellen- oder Poſitionswerth zukommt, in der Weiſe, daß, von rechts nach links geleſen, die erſte Ziffer immer die Einer, die zweite die Zehner, die dritte die Hunderter u. ſ. f. bedeutet.

Sie werden vielleicht finden, verehrte Damen und Herren, daß es ſich kaum verlohne, über ſo elementare Dinge zu reden, die Jedem von uns von der Schule her geläufig ſind. Aber ich will gar nichteinmal daran erinnern, daß die unſerem heutigen Rechnen zu Grunde liegende einfache Ueberlegung ſelbſt einem mathematiſch ſo hoch begabten Volke, wie dem griechiſchen, hat entgehen können — wir brauchen uns nur um einige Jahrhunderte zurückzubegeben, um in dieſer Beziehung völlig fremdartigen Verhältniſſen gegenüberzuſtehen, in denen wir uns kaum zurecht zu finden vermögen. In der That ſind wir heute nur noch an Hand der Geſchichte im ſtande, uns eine Vorſtellung von der unendlichen Wohlthat der in alle Verhältniſſe des wiſſenſchaftlichen wie des praktiſchen Lebens tief eingreifenden indiſchen Erfindung zu bilden.

Daß es beiſpielsweiſe den Römern unmöglich war, mit ihren ſchwerfälligen Zahlzeichen, die Sie ja Alle kennen, in ähnlicher Weiſe zu rechnen, wie wir heute mit unſeren Ziffern rechnen, davon können Sie ſich ſofort überzeugen, wenn Sie einmal den Verſuch machen wollen, zwei beliebige größere Zahlen, in römiſchen Zeichen geſchrieben, zu einander zu addiren oder gar miteinander zu multipliziren. Allerdings dürfte es

auch nicht leicht ſein, eine kritikloſere und ungeſchicktere Bezeichnung für die Zahlen zu erfinden, als die von den Römern benutzte. Von ganz anderem Range war da doch die Bezeichnungsweiſe der Griechen, welche für jeden Einer, für jeden Zehner und für jeden Hunderter ein beſonderes Zeichen hatten, nämlich die Buchſtaben ihres Alphabetes (mit Benutzung einzelner Buchſtaben eines veralteten Alphabetes) und welche bei der Zuſammenſtellung dieſer Zeichen bereits einen kleinen Anlauf zur Poſitionsarithmetik nahmen. Aber ein Rechnen in unſerem Sinne war auch mit dieſen Zeichen, namentlich wenn es ſich um größere Zahlen handelte, nicht wohl denkbar oder doch nur Geiſtesheroen wie Archimedes oder Apollonius möglich. So waren denn die Völker des Alterthumes entweder auf das Fingerrechnen angewieſen, welches übrigens bei komplizirteren Rechnungen eine Geſchicklichkeit und Fingerfertigkeit erforderte, wie ſie etwa heutzutage die Italiener bei dem bekannten Morraſpiele entwickeln, oder aber auf das Rechnen auf dem Rechenbrette, dem ſogenannten Abakus, einem Apparate, der im Prinzipe übereinſtimmte mit dem Ihnen Allen wohlbekannten Zählrahmen unſerer Elementarſchulen. Und dies waren, abgeſehen von einzelnen Modifikationen, die hier nicht weiter zu erörtern ſind, im weſentlichen auch die Rechnungsmethoden, deren ſich das Mittelalter bediente.

Drängt ſich angeſichts dieſer primitiven Hülfsmittel nicht die Frage auf: Wäre unſere ganze moderne Kultur, unſer wiſſenſchaftliches und geſellſchaftliches Leben, wären unſere vielgeſtaltigen Verkehrsverhältniſſe überhaupt denkbar ohne jene unſcheinbare Erfindung der indiſchen Ziffern?

Nach dieſen Bemerkungen, die Ihnen eine ungefähre Vorſtellung von der kulturgeſchichtlichen Bedeutung des Zifferrechnens geben mögen, geſtatten Sie mir vielleicht noch einige Notizen, die ſich auf die Herkunft unſerer Zahlzeichen beziehen.

Daß dieſelben mit Einſchluß der Null, ohne welche ein Zifferſyſtem mit Stellenwerth nicht denkbar wäre, aus Indien ſtammen, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Sie laſſen ſich mit Beſtimmtheit im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung nachweiſen und ſind höchſt wahrſcheinlich hervorgegangen aus den Anfangsbuchſtaben der betreffenden neun Zahlwörter im Sanskrit. Die Erfindung der Null dürfte etwas ſpäteren Datums ſein, immerhin kann man das Auftreten derſelben bis zum Jahre 400 zurückverfolgen. Von den Indern lernten dann die Araber das neue Rechnungsverfahren kennen, namentlich nachdem Muhammed ibn Mûſâ Alchwarizmî, ein im Anfange des neunten Jahrhunderts unter dem Khalifen Almamûn lebender Mathematiker, in mehreren Schriften ſeinen Landsleuten die indiſche Arithmetik zugänglich gemacht hatte. Der Beiname Alchwarizmî, welcher ſo viel bedeutet als „der aus Chwarizmî (im heutigen Chiwa) Stammende", hat ſich noch, wie durch Reinaud und Boncompagni hat nachgewieſen werden können, in dem Worte „Algorismus" oder „Algorithmus" erhalten, womit man in der Mathematik jedes regelmäßige Rechnungsſchema bezeichnet.

Auf welchem Wege endlich die indiſchen Zahlzeichen im zwölften Jahrhundert nach dem Abendlande gelangten, iſt uns zum Theil ſchon bekannt. Ganz beſonders aber müſſen an dieſer Stelle die hohen Verdienſte hervorgehoben werden, die ſich der unzweifelhaft bedeutendſte Mathematiker des ganzen chriſtlichen Mittelalters, Leonardo Piſano, genannt Fibonacci, namentlich durch ſein im Jahre 1202 geſchriebenes fundamentales Werk „Liber abaci" um die Einführung der indiſchen Ziffern erworben hat. Der Umſtand, daß wir die Kenntniß derſelben weſentlich der Vermittelung der Araber verdanken, hat ſpäter vielfach zu der irrthümlichen Bezeichnung „arabiſche Ziffern" geführt; die Araber ſelbſt, wie auch noch die Italiener der

Renaiſſance, waren ſich aber des indiſchen Urſprungs ihrer Arithmetik wohl bewußt.

So ſehen wir denn mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das chriſtliche Abendland im Beſitze der mathematiſchen Kultur zweier hoch begabter Völker, von denen das eine, das Volk der Griechen, die Mathematik des Alterthums, das andere, das Volk der Inder, diejenige des Mittelalters repräſentirt. Ich füge übrigens gerne noch hinzu, daß die mathematiſchen Verdienſte der Inder ſich keineswegs auf das elementare Rechnen beſchränkten, daß vielmehr ihre hervorragendſten Leiſtungen auf dem Gebiete der Algebra und der höheren Zahlentheorie (insbeſondere der unbeſtimmten Gleichungen des erſten und zweiten Grades) zu ſuchen ſind. Mit Recht werden Mathematiker, wie Âryabhaṭṭa, Brahmagupta und Bhâskara, den größten Zahlentheoretikern aller Zeiten an die Seite geſtellt.

Man ſollte nun glauben, daß auf ſo mächtige Anregungen, namentlich nach dem glänzenden Beiſpiele eines Fibonacci, ein gewaltiger geiſtiger Aufſchwung, eine Epoche größter mathematiſcher Produktivität hätte folgen müſſen. Davon war aber bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kaum die Rede. Man hat den Eindruck, als ob die Völker von der Maſſe des ihnen gebotenen geiſtigen Materiales faſt erdrückt worden ſeien und nur ganz allmählich dasſelbe hätten verarbeiten können.

Aber dieſe Verhältniſſe änderten ſich wie mit einem Schlage, als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu der von Konſtantinopel ausgegangenen, uns bereits bekannten folgenreichen Anregung noch die Erfindung der Buchdruckerkunſt hinzutrat und in dem geſamten geiſtigen Leben der Völker eine Umwälzung hervorrief, wie ſie in der Geſchichte ohne Beiſpiel daſteht. Jetzt erſt konnte von einem tieferen Eingreifen der mathematiſchen Wiſſenſchaften in die abendländiſche Kultur,

von einem Wiedererwachen des griechiſchen und des indiſchen Geiſtes die Rede ſein. Die Weisheit der Brahmanen beginnt nun ihre Früchte zu tragen. Die indiſche Poſitionsarithmetik bürgert ſich unter Verhältniſſen, die ich noch berühren werde, überall ein, um fortan einen integrirenden Beſtandtheil des geiſtigen Beſitzes aller Kulturvölker zu bilden. Und auf der anderen Seite bemerken wir, wie namentlich in Deutſchland und in Italien die griechiſche, in der ptolemäiſchen Lehre gipfelnde Aſtronomie einen gewaltigen Aufſchwung nimmt, und mit ſtaunender Bewunderung verfolgen wir den weltgeſchichtlichen wiſſenſchaftlichen Prozeß, der in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts mit dem Uebergange der ptolemäiſchen in unſere moderne Weltanſchauung ihren Abſchluß findet. In dieſen beiden Erſcheinungen, in der Einbürgerung und dauernden Einverleibung der indiſchen Poſitionsarithmetik in unſere moderne Bildung — und in dem Ausklingen der ptolemäiſchen Weltanſchauung und der daraus hervorgegangenen Begründung einer neuen Weltordnung dürfen wir wohl, inſofern wir nur das Große und Ganze ins Auge faſſen, die wichtigſten Beziehungen der mathematiſchen Wiſſenſchaften zu der Kultur der Renaiſſance erblicken.

Sehen wir aber einmal für einen Augenblick von dieſen beiden Hauptrichtungen mathematiſcher Bethätigung ab, ſo bietet ſich der Betrachtung noch eine Fülle von Erſcheinungen dar, welche Zeugniß davon ablegen, in welchem Maße die geſamte Kultur der Renaiſſance von dem wiedererwachten mathematiſchen Denken durchdrungen war. Es kann dies allerdings nicht Wunder nehmen bei einer Zeit, die, wie keine andere mehr, den Charakter der Univerſalität beſaß. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß die einzelnen Wiſſenſchaften ſich eifrigſter Pflege und Förderung erfreuten und überdies die Künſte zur herrlichſten Blüthe ſich entfalteten, ſondern auch, daß dieſe allſeitige,

harmoniſche Ausbildung der ſämtlichen in dem Menſchen ſchlummernden Kräfte ſich in einzelnen Individuen wiederholte, die uns dann, als vollendete Repräſentanten ihrer Zeit, in ihrer Erſcheinung ein in den kleinſten Theilen ähnliches Bild des Geiſtes der Renaiſſance darbieten.

Aber das Streben nach univerſeller Bildung allein war es nicht, was die großen Meiſter jener Zeit, wie Brunellesco, Lionardo da Vinci, Raphael, Michelangelo und namentlich auch Albrecht Dürer, mit unwiderſtehlicher Macht zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften hinzog. Sie waren ſich bewußt, daß, bei aller Freiheit individueller Phantaſie, auch die Kunſt ein Geſetz der Nothwendigkeit kennt und umgekehrt, bei aller Strenge des logiſchen Aufbaus auch die Mathematik dem Geſetze der Schönheit folgt. So fühlten ſie in der mathematiſchen Wiſſenſchaft etwas ihrer Kunſt Verwandtes und wußten den Gewinn zu ſchätzen, der ihnen für dieſe aus der Beſchäftigung mit jener erwuchs. Gerade das Jahr 1420, von dem man mit Recht die Renaiſſance der Architektur datirt, giebt ein Beiſpiel hierfür. Der Florentiner Dom war bis auf die Kuppel vollendet. Ein Kongreß von Architekten aller Nationen war zuſammengetreten, um die Frage des Kuppelbaues zu ſtudiren und zu löſen. Die abenteuerlichſten Vorſchläge wurden gemacht, unter denen der, die ganze Kuppel, der geringeren Belaſtung wegen, aus Bimsſtein aufzuführen, noch nicht der thörichtſte war. Da trat Brunellesco, der ſich ſeit früheſter Jugend den gründlichſten mathematiſchen Studien gewidmet hatte, mit dem unerhörten Projekte hervor, durch ein freies Gewölbe, ohne jegliches Gerüſte, die vorhandene ungeheure Oeffnung zu ſchließen. Der Vorſchlag wurde verlacht, aber Brunellesco ließ nicht nach, bis ihm der Bau übertragen wurde, den er dann genau nach dem vorgelegten Plane ausführte. So löſte er ein Problem, welches in architektoniſcher wie in mathematiſcher Hinſicht einen

ganzen Mann erforderte. In ſchöner elliptiſcher Linie ſteigt die ſchlanke Kuppel von Santa Maria del Fiore empor als ein unvergängliches Denkmal ihres genialen Erbauers.

So verlockend es für den Mathematiker iſt, den Spuren jener großen Meiſter der Renaiſſance zu folgen, ſo glaube ich doch, mit Rückſicht auf das von mir gewählte Thema, dieſer Zeit nur dadurch gerecht werden zu können, daß ich mich auf die Darlegung und die hiſtoriſche Entwickelung der großen leitenden Gedanken, an denen ſie keinen Mangel hatte, beſchränke. Leicht wird es mir allerdings nicht, an einem Manne vorüberzugehen, der durch den Zauber und die Macht ſeiner Perſönlichkeit unwillkürlich die Erinnerung an Goethe wachruft und deſſen mathematiſche Erfindungsgabe mit derjenigen eines Archimedes vergleichbar iſt. Aber wenn ich es mir verſagen muß, an dieſer Stelle auf eine eingehendere Würdigung des Mathematikers Lionardo da Vinci einzutreten, ſo geſchieht dies wahrlich nicht aus Mangel an Bewunderung für dieſen allumfaſſenden Geiſt, ſondern deshalb, weil ſeine großen wiſſenſchaftlichen Gedanken, verborgen in handſchriftlichen, nicht zur Veröffentlichung beſtimmten Aufzeichnungen, ſeiner Zeit ſo gut wie unbekannt und daher leider ohne jeglichen Einfluß auf dieſelbe geblieben ſind. Erſt unſerem Jahrhundert war es vorbehalten, in Lionardo einen der bedeutendſten Gelehrten ſeiner Zeit, ſicherlich aber den größten Mechaniker und Phyſiker derſelben zu entdecken. Lionardo kannte — ich will nur aufs Geradewohl und ganz zuſammenhangslos einiges Wenige herausgreifen — Lionardo kannte vor Galilei die Geſetze des Falles auf der ſchiefen Ebene und das Prinzip der virtuellen Geſchwindigkeiten; er war der Erſte, der, theoretiſch und experimentell, den Einfluß des Reibungswiderſtandes auf die Bewegung unterſuchte; er ſprach ſich klar und beſtimmt über die Unmöglichkeit eines Perpetuum Mobile und der Quadratur des Zirkels aus. Er iſt

der Entdecker der Kapillarität, der Erfinder der Camera obscura und damit zugleich der Begründer eines wichtigen Theiles der Optik; er ist der Erfinder eines Apparates zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft; er hat, ein volles Jahrhundert vor Francis Bacon, das wissenschaftliche Experiment als die eigentliche Quelle der Naturerkenntniß bezeichnet; er war — und dies dürfte vielleicht am bemerkenswertheſten sein — fast zwei Jahrhunderte vor Huygens im Besitze einer Wellentheorie, die er zur Erklärung der Erscheinungen des Schalles, ja sogar des Lichtes anwandte! Und alle diese wissenschaftlichen Leistungen sind nicht etwa in unbestimmten Andeutungen, sondern in klarer, schöner Sprache, unterstützt durch vortreffliche Zeichnungen, in seinen zu Mailand und Paris befindlichen Heften niedergelegt Wenn wir dann weiter erfahren, welche Thätigkeit Lionardo als Festungsingenieur, namentlich aber als Kulturingenieur und Wasserbaumeister entfaltete, wie er den großen Kanal von Martesana baute, der den Tessin mit der Adda verbindet und über 80 000 Morgen Landes bewässert, wie er Maschinen der verschiedensten Art und zu den verschiedensten Zwecken ersann und konstruirte, darunter Apparate der Luftschiffahrt, ja sogar ein durch Dampf getriebenes Schiff — und wenn wir dann plötzlich uns erinnern, daß dieser selbe Mann der Schöpfer des Abendmahles, der gottbegnadete Künstler gewesen ist, so werden wir unwillkürlich der Worte Jakob Burckhardts gedenken: „Die ungeheueren Umrisse von Lionardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können!“

Aber *eine* Errungenschaft, welche als Frucht der gegenseitigen Durchdringung künstlerischen und mathematischen Geistes so recht eigentlich ein Kind der Renaissance genannt werden darf, muß ich hier etwas ausführlicher besprechen, nämlich die Begründung und die Ausbildung der Lehre von der Perspektive. Um sich eine Vorstellung davon zu verschaffen, was man unter

einem perſpektiviſch richtigen Bilde irgend eines Gegenſtandes zu verſtehen habe, kann man folgendermaßen verfahren. Man bringe eine Glastafel zwiſchen das abzubildende Original und das eine Auge, welches ſich an einem beliebig gewählten, aber unveränderlichen Punkte des Raumes, dem ſogenannten Augenpunkte, befinden möge, während das andere Auge geſchloſſen iſt. Nimmt man dann an, daß die Lichtſtrahlen, welche von den Punkten des Originales durch die Glastafel hindurch nach dieſem Augenpunkte hingehen, auf der Tafel eine ſichtbare Spur zurücklaſſen, ſo werden ſich alle dieſe Spuren zu einem Bilde vereinigen, welches man ein perſpektiviſches nennt. Die Lehre von der Perſpektive iſt dann einfach die Summe der Vorſchriften, nach denen man ohne Benutzung einer ſolchen Glastafel ein perſpektiviſch richtiges Bild eines gegebenen Gegenſtandes entwerfen kann.

Es iſt eine viel beſprochene Frage, ob die alten griechiſchen und römiſchen Maler die Kunſt der Perſpektive gekannt haben. Schon Leſſing hat im „Laokoon" und in den „Briefen antiquariſchen Inhaltes" dieſe Frage einer gründlichen Unterſuchung unterworfen und mit den Worten: „Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen" zu Ungunſten derſelben entſchieden. Sein Zeitgenoſſe, Johann Heinrich Lambert, der berühmte Mathematiker und Architekt am Hofe Friedrichs des Großen, hat in ſeiner, hier in Zürich erſchienenen „freien Perſpektive" dieſe hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung fortgeſetzt und ſich dahin ausgeſprochen, daß als „der Erſte, der an die wahre Verfeinerung der Malerkunſt und an die Perſpektive gedacht" habe, Lionardo da Vinci bezeichnet werden müſſe. Und wenn wir auch heute die Begründung der Perſpektive und ihre bewußte Einführung in die Malerei nicht mehr ausſchließlich mit einem einzigen Namen in Verbindung bringen, ſondern gerne auch die Verdienſte anerkennen, welche ſich vor Lionardo

die Brüder Johann und Hubert van Eyck und in Italien namentlich der vielseitige Leon Battista Alberti in dieser Hinsicht erworben haben, so wird doch Jedem, der auch nur oberflächlich mit der Entwickelung der Malerei bekannt ist, klar vor Augen stehen, welchen Markstein in Bezug auf Handhabung der Linearperspektive, vor allem aber der sogenannten Luftperspektive der Name des großen Florentiners in der Geschichte der Kunst bedeutet.

Und was Lionardo und seine Vorgänger begonnen, das führte, mit gründlichem geometrischen Wissen ausgerüstet, sein großer Zeitgenosse Albrecht Dürer weiter, der gleich Jenem einen Ehrenplatz in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften einnimmt. Das im Jahre 1525 in Nürnberg erschienene, dem Freunde und Gönner Wilibald Pirckheimer gewidmete grundlegende Werk Dürers: „Underweysung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt" ist für die Entwickelung der Kunst, namentlich des Kunstgewerbes, von der größten Bedeutung gewesen.

Das Jahr 1525 darf noch nach einer anderen Richtung hin unser lebhaftes Interesse beanspruchen. Ich kehre damit zugleich zu einem früheren Thema zurück. Jenes Jahr bezeichnet nämlich die Einführung des mathematischen Unterrichtes in die deutsche Volksschule. Luther ist es namentlich gewesen, dem die Deutschen diese wichtige Reform des Volksunterrichtes zu verdanken haben. In der am Ende des Jahres 1524 veröffentlichten „Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", sagt er: „Ich rede für mich: Wenn ich Kinder hätte und vermöcht's, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen." Und Luthers Worte waren nicht in den Wind gesprochen. Noch im ganzen fünfzehnten Jahrhundert war die

Anſicht die herrſchende geweſen, daß die Mathematik nicht Sache des öffentlichen, ſondern des Privatunterrichtes ſei. Die öffentlichen Schulen vermochten daher den Kindern nicht einmal das einfache Zifferrechnen beizubringen. Das änderte ſich aber ſeit dem Auftreten Luthers von Grund auf.

Der reorganiſirten Volksſchule des ſechzehnten Jahrhunderts war es beſchieden, die Kulturaufgabe zu löſen, welche ich bereits früher angedeutet habe, die Aufgabe, die alten Rechnungsmethoden zu verdrängen und dafür das indiſche Zifferrechnen, in der Form, wie wir es heute kennen, zu einem integrirenden Beſtandtheile des geiſtigen Beſitzes eines Jeden zu geſtalten. Gerne werden wir dabei dankbar der Männer gedenken, welche ſich um die Löſung dieſer bedeutungsvollen Aufgabe verdient gemacht haben. Unter dieſen aber dürfte der dem Namen nach Ihnen Allen wohlbekannte, hochverdiente Adam Rieſe, der im Jahre 1559 ſein arbeitsreiches Leben beſchloß, das größte Anrecht darauf beſitzen, ein Lehrer des deutſchen Volkes genannt zu werden.

Aber nicht nur die Volksſchule, auch die Mittelſchulen und die Hochſchulen — und nicht nur in Deutſchland, ſondern dank der unermüdlichen Thätigkeit Zwinglis auch in der Schweiz — erfuhren in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts durchgreifende Reformen, in dem Sinne, daß überall die Mathematik als reguläres Unterrichtsfach aufgenommen und ſelbſtſtändige mathematiſche Fachprofeſſuren an jenen Anſtalten errichtet wurden. In Zürich ertheilte ſchon in den zwanziger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts an der Schule beim Fraumünſter der Humaniſt Mykonius, der Freund Glareans, neben dem Unterrichte in den klaſſiſchen Sprachen auch ſolchen in der Mathematik. Konrad Geßner, der nachmalige vielſeitige Gelehrte und berühmte Bibliograph, und Joachim Rhetikus, der ſpätere Wittenberger Profeſſor und Freund des Kopernikus, waren ſeine

Schüler. In Deutschland ist der Aufschwung, den der mathematische Unterricht an den Mittelschulen und Hochschulen nahm, wesentlich mit dem Namen Melanchthon verknüpft, der, selbst ein vortrefflicher Mathematiker, sich durch Wort und Schrift um die Verbreitung mathematischer Kenntnisse die allergrößten Verdienste erwarb. Seinem Einflusse war es beispielsweise zu verdanken, daß bei der Gründung des Nürnberger Gymnasiums, im Jahre 1525, sofort auch eine besondere Stelle für Mathematik geschaffen wurde, die erste dieser Art in ganz Deutschland. Daß gerade Nürnberg in dieser Beziehung voranging, wird man verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Stadt im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nicht nur der Mittelpunkt der deutschen Kunst war, sondern auch in Bezug auf Handel und Industrie, wissenschaftliches und litterarisches Leben allen übrigen deutschen Städten voranleuchtete. War doch allein das gastliche Haus des einen und einzigen Wilibald Pirckheimer, dem Hutten in jenem herrlichen Sendschreiben das schönste Denkmal gesetzt hat, einer Akademie der Künste und Wissenschaften vergleichbar, welche einen ausgedehnten internationalen Gelehrtenverkehr vermittelte und in welcher alle idealen Bestrebungen jener Zeit die thatkräftigste Förderung fanden!

Das rege mathematische Interesse, welches nicht nur den Pirckheimerschen Künstler- und Gelehrtenkreis, sondern geradezu auch die Bürgerschaft Nürnbergs auszeichnete, war in dieser Stadt ein durch Tradition vererbtes. Man vergleiche nur, um sich hiervon eine Vorstellung zu bilden, die von Gabriel Doppelmayr im Jahre 1730 zusammengestellte umfangreiche „Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, welche fast von dreyen seculis her durch ihre Schrifften und Kunst-Bemühungen die Mathematic und mehreste Künste in Nürnberg vor andern trefflich befördert und sich um solche sehr wohl verdient gemacht." Gleich auf der ersten Seite

dieſer intereſſanten Zuſammenſtellung ſtoßen wir auf den Namen des Mannes, der den mathematiſchen Ruf der Stadt Nürnberg begründet hat und der mit Recht als der thatkräftigſte Reformator der exakten Wiſſenſchaften des fünfzehnten Jahrhunderts bezeichnet worden iſt, auf den Namen Regiomontanus. Indem ich Ihre Aufmerkſamkeit, verehrte Anweſende, auf dieſe hervorragende Erſcheinung lenke, betrete ich zugleich das Gebiet, welches uns nun noch zum Schluſſe beſchäftigen ſoll und dem ich daher, nicht ohne Abſicht, ſchon am Anfange meines Vortrages einen großen Raum gewährt habe, das Gebiet der Aſtronomie.

Geboren im Jahre 1436 in dem fränkiſchen Städtchen Königsberg, war Johannes Müller, in der Wiſſenſchaft unter dem Namen Regiomontanus bekannt, ſchon als fünfzehnjähriger Knabe nach Wien gekommen, um ſich von Peurbach, dem damals berühmteſten Aſtronomen und ausgezeichneten Humaniſten, der namentlich auch als Verfaſſer eines vortrefflichen, natürlich im ptolemäiſchen Geiſte gehaltenen Lehrbuches der Planetentheorie in dem größten Anſehen ſtand, in die Mathematik und Aſtronomie einführen zu laſſen. Wie innig ſich bald bei gemeinſamer Arbeit das Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler geſtaltete, zeigte ſich deutlich, als im Jahre 1460, bei einem Aufenthalte in Wien, der gelehrte Kardinal Beſſarion, einer der griechiſchen Flüchtlinge, die von Konſtantinopel nach Italien gekommen waren, Peurbach zur Fortſetzung ſeiner aſtronomiſchen Arbeiten nach Rom einlud und dieſer die gerne zugeſtandene Bedingung ſtellte, ſeinen jungen Freund mitnehmen zu dürfen. Leider ſtarb Peurbach, noch nicht 38 Jahre alt, bevor die Reiſe angetreten werden konnte. Beſſarion aber hielt auch jetzt noch ſeine Zuſage aufrecht, und als er im Jahre 1461 nach Rom zurückkehrte, durfte Regiomontanus ihn begleiten. Sieben arbeitsreiche Jahre verlebte Regiomontanus in Italien, in regem wiſſenſchaftlichen Verkehre mit den dortigen Gelehrten, namentlich

auch mit dem Aſtronomen Bianchini, bei dem ehemals ſchon Peurbach ſtudirt hatte. Mit Begeiſterung verſenkte er ſich in das Studium der griechiſchen Mathematiker, die ja bisher, wie wir wiſſen, nur durch Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen in das Lateiniſche bekannt waren und die ihm jetzt im Originale zugänglich wurden. Als er dann im Jahre 1468 Italien verließ, war er im Beſitze einer ganzen Sammlung koſtbarer griechiſcher Handſchriften, darunter namentlich auch das von Beſſarion ihm überlaſſene Manuſkript der σύνταξις des Ptolemäus. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Wien und Ofen wählte Regiomontanus ſeinen bleibenden Wohnſitz in Nürnberg, wo ihm Bernhard Walter, ein nicht nur durch Reichthum, ſondern auch durch hohes wiſſenſchaftliches Intereſſe ausgezeichneter Mann, eine Sternwarte, eine mechaniſche Werkſtätte zur Anfertigung wiſſenſchaftlicher Inſtrumente und ſogar eine eigene Druckerei einrichtete. Hier in Nürnberg entfaltete nun Regiomontanus eine geradezu ſtaunenerregende wiſſenſchaftliche Thätigkeit. Großartige Pläne beſchäftigten ſeinen Geiſt. So war es z. B. ſeine Abſicht, alle die griechiſchen Schriften, die er aus Italien mitgebracht hatte, in ſorgfältigen Originalausgaben durch den Druck zu veröffentlichen. Da trat im Jahre 1475 eine ehrenvolle Einladung an ihn heran, indem ihn der Papſt, zugleich unter Verleihung des Titels eines Biſchofs von Regensburg, nach Rom berief, wo er die allgemein als nothwendig erkannte Kalenderreform in die Hand nehmen ſollte. Nur zögernd folgte Regiomontanus dieſer Aufforderung, die für ihn und die Wiſſenſchaft ſo verhängnißvoll werden ſollte. Kaum in Rom angelangt, erlag er einem Anfalle der Peſt im Alter von nur 40 Jahren.

Es iſt hier nicht der Ort, die wiſſenſchaftlichen Arbeiten von Regiomontanus zu beſprechen und etwa zu zeigen, wie er durch Verbeſſerung der trigonometriſchen Hülfsmittel und der

vorhandenen aſtronomiſchen Tafeln Kopernikus die Wege geebnet hat. Nur diejenigen Leiſtungen können hier erwähnt werden, denen wir einen direkten Antheil an der Kulturentwicklung jener Zeit zuſprechen müſſen. Unter dieſen aber erſcheint, neben den hohen Verdienſten, welche ſich Regiomontanus um die Verbreitung mathematiſcher Kenntniſſe erworben hat, am wichtigſten die Herausgabe des Kalenders und der ſogenannten Ephemeriden. Wohl gab es ſchon vor Regiomontanus handſchriftliche Verzeichniſſe, in denen die Tage des Jahres nach Wochen und Monaten abgetheilt waren und aus welchen das Publikum z. B. die Lage der beweglichen Feſte oder den Eintritt einer Finſterniß entnehmen konnte, aber die ganze Einrichtung des Kalenders in der vervollkommneten Form, in der wir ihn heute beſitzen und nicht mehr entbehren können, rührt von Regiomontanus her. Im Jahre 1474 gab er in Nürnberg den erſten gedruckten deutſchen Kalender heraus.

Noch bedeutungsvoller war die Veröffentlichung ſeiner Ephemeriden. Man kann dieſelben etwa eine Art Himmelschronik nennen, in welcher Regiomontanus für den Zeitraum von 1475 bis 1506 in fortlaufender Reihenfolge alle am Himmel zu beobachtenden Erſcheinungen, alſo namentlich den jeweiligen Ort der Geſtirne, nach ſorgfältiger Berechnung im voraus verzeichnet hatte. Dieſe Ephemeriden erregten ſofort in ganz Europa das größte Aufſehen. Geradezu epochemachend aber wurden dieſelben für die Schiffahrtskunde. Die Ephemeriden des Regiomontanus, im Vereine mit den ebenfalls von Regiomontanus konſtruirten aſtronomiſchen Beobachtungsinſtrumenten — den beſten ihrer Art vor der Erfindung des Fernrohrs — waren es, welche dem Seefahrer nunmehr die Möglichkeit boten, auf offenem Meere den Ort des Schiffes nach dem Stande der Geſtirne zu beſtimmen. Der Ruhm eines Bartholomäus Diaz, eines Vasco de Gama und vor allen eines Chriſtoph Kolumbus

wird durch die Thatsache nicht geschmälert, daß diese kühnen Männer die Ephemeriden des Regiomontanus, welche von Martin Behaim, dem berühmten Nürnberger Seefahrer und Kosmographen, in die portugiesische Marine eingeführt worden waren, an Bord hatten; aber die Berücksichtigung dieses Umstandes läßt die großen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr als isolirte Begebenheiten oder als Resultate verwegener Unternehmungen erscheinen, sondern als die Früchte einer kontinuirlichen, zielbewußten Gedankenarbeit, welche ihren Ursprung hatte in der Renaissance der exakten Wissenschaften.

Noch eine Arbeit von Regiomontanus, welche allerdings erst lange nach dem Tode ihres Verfassers veröffentlicht wurde, dürfte uns vielleicht hier interessiren, nämlich seine Schrift über die Kometen. Regiomontanus ist der Erste gewesen, der die Kometen in den Bereich wissenschaftlicher Untersuchung gezogen hat. Unbekümmert um den Aberglauben, der sich seit den ältesten Zeiten an die Kometen als gefürchtete Himmelserscheinungen knüpfte, verfiel Regiomontanus bei Gelegenheit des Kometen von 1472 auf den für jene Zeit völlig originellen Gedanken, diesen Schweifstern einmal wie jeden andern Himmelskörper zu behandeln und ihn astronomischen Messungen zu unterwerfen. Denn wer von Kometen sprechen wolle, so sagte er, sollte doch füglich zunächst einmal wissen, wo sich derselbe überhaupt befinde, welche Dimensionen er habe, wie weit er von der Erde entfernt sei u. dgl. Auch in Bezug auf die physikalische Beschaffenheit der Kometen äußerte Regiomontanus bereits Ansichten, die von der Folgezeit nur bestätigt wurden.

Wenn man sich eine vollständige und allseitig richtige Vorstellung von der mathematischen Kultur der Renaissance verschaffen will, wird man nicht umhin können, noch einer anderen, dem Kometenaberglauben verwandten Erscheinung zu gedenken, die vielfach als eine Krankheit jener Zeit bezeichnet worden ist.

Das Zeitalter der Renaiſſance bedeutet nämlich zugleich auch eine Blüthezeit der Aſtrologie, der angeblichen Kunſt, aus der Stellung der Geſtirne zukünftige Ereigniſſe vorauszuſagen. Der Glaube an geheimnißvolle Beziehungen zwiſchen den Sternen und den Schickſalen der Menſchen war noch bis in das ſiebzehnte Jahrhundert ein ſo allgemein verbreiteter, daß ſelbſt die Aſtronomen der Univerſitäten ſich dem Einfluſſe desſelben in ihrer Lehrthätigkeit nicht zu entziehen vermochten. Nur Wenige wagten es, freilich ohne jeden Erfolg, gegen die Aſtrologie zu Felde zu ziehen. Unter Dieſen aber darf, neben italieniſchen Gelehrten wie Paolo Toscanelli, Pico della Mirandola und Anderen, auch der viel verkannte ſchweizeriſche Arzt Theophraſtus Paracelſus, ganz mit Unrecht Bombaſtus genannt, erwähnt werden und wäre es nur im Hinblick auf den ſchönen Ausſpruch, der ſeiner edlen Einfachheit wegen wohl verdient, der Nachwelt überliefert zu werden: „Das Kind bedarf keines Geſtirns noch Planeten, ſeine Mutter iſt ſein Planet und ſein Stern.“

Aber wir wollen die Aſtrologie jenem Zeitalter überhaupt nicht zum Vorwurf machen. Denn ganz abgeſehen davon, daß ihr die aſtronomiſche Wiſſenſchaft manche werthvolle Anregung und Förderung verdankte, war doch die Aſtrologie vielfach nur eine Form des ungeſtümen Strebens nach Erkenntniß, des gewaltigen, wenn auch noch nicht immer richtig geleiteten Wiſſens- und Bildungsdranges jener Zeit, wie er ſich z. B. in der Fauſtſage verkörpert findet. So lange überdies die Erde den unbeweglichen Mittelpunkt des Weltalls in dem Bewußtſein der Menſchheit bildete, lag es ja auch, entſprechend der Bedeutung, die dieſer dadurch zukam, nahe genug, die himmliſchen Erſcheinungen auf die irdiſchen Vorgänge zu beziehen und mit denſelben in einen kauſalen Zuſammenhang zu bringen. Eine Aenderung dieſer Anſchauungen war nur möglich auf Grund einer völligen Umgeſtaltung der ganzen Weltauffaſſung.

Sie Alle kennen den unsterblichen Namen des Mannes, dem wir diese wahrhaft große That verdanken. Kaum wage ich es allerdings zu hoffen, in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, den Verdiensten eines Nikolaus Kopernikus gerecht werden zu können.

Kopernikus wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn in Westpreußen geboren. Nach genossenem Schulunterrichte bezog er die Universität Krakau, wo er sich durch humanistische, mathematische und medizinische Studien eine gediegene, vielseitige Bildung erwarb. Auch in den Künsten, im Zeichnen, Malen und in der Musik, war er wohlbewandert. Mit 23 Jahren ging er nach Italien, um sich zunächst in Bologna durch theologische und medizinische Studien auf die ihm von seinem Onkel, dem nachmaligen Bischof von Ermeland, zugedachte Stelle eines Domherrn in Frauenburg vorzubereiten. Zu den berühmtesten Lehrern der Universität Bologna gehörte damals der Astronom Domenico Maria di Novara. Kopernikus, dessen Lieblingsstudium von jeher die Astronomie gewesen war, wurde mit diesem hervorragenden Manne bekannt, und bald entwickelte sich zwischen Beiden dasselbe schöne Verhältniß, in welchem einst Regiomontanus zu Peurbach gestanden hatte. In dem anregenden wissenschaftlichen Verkehre, welchen Kopernikus in Bologna und später auch in Rom, Padua und Ferrara fand, dürfen wir wohl den Ursprung der kühnen Ideen suchen, denen wir unsere moderne Weltanschauung zu verdanken haben. Den ungewöhnlichen Formen- und Schönheitssinn aber, den Kopernikus bei der Begründung seines Systemes bekundete, werden wir dem Einflusse der italienischen Kunst zuschreiben, für welche der junge Astronom ein offenes Auge und ein feines Verständniß besaß.

Reich an wissenschaftlichen und künstlerischen Eindrücken, kehrte Kopernikus um das Jahr 1505 aus Italien zurück und übernahm bald darauf die Domherrnstelle in Frauenburg, welche

er bis zu ſeinem am 24. Mai 1543 erfolgten Tode bekleidete. Ruhig und heiter floß ſein Leben dahin, ausgefüllt allein durch die Pflichten ſeines prieſterlichen Amtes, die damit verbundene Armenpraxis und durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten, denen er alle ſeine Mußeſtunden widmete. Erſt am ſpäten Abend ſeines Lebens entſchloß er ſich, auf das Drängen ſeiner Freunde, die reife Frucht dieſer Arbeiten, ſein großes Werk „Ueber die Umwälzungen", welches er, um mit ſeinen eigenen Worten zu reden, nicht neun Jahre, ſondern vier mal neun Jahre bei ſich zurückgehalten hatte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Als die erſten Druckbogen in Frauenburg anlangten, rang Kopernikus bereits mit dem Tode. Seine Hand ſoll ſie noch berührt, ſein Auge noch auf ihnen geruht haben, bald darauf ſei er verſchieden.

„Der Gründer unſeres jetzigen Weltſyſtemes," ſagt Alexander von Humboldt, „war durch ſeinen Muth und die Zuverſicht, mit der er auftrat, faſt noch ausgezeichneter als durch ſein Wiſſen. Er verdiente in hohem Grade das ſchöne Lob, das ihm Kepler giebt, wenn er ihn den Mann freien Geiſtes nennt."

In der That, welch' einer Kraft der wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung bedurfte es, um der durch vierzehn Jahrhunderte geheiligten ptolemäiſchen Ueberlieferung entgegenzutreten! Die Erde bewegt ſich! Sie iſt ein Planet, wie die anderen, wie Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn! Alle Planeten, alſo auch die Erde, bewegen ſich um einen gemeinſamen, feſten Mittelpunkt, die Sonne! Die Erde beſitzt überdies außer dieſer jährlichen Bewegung um die Sonne noch eine tägliche Bewegung um ihre Achſe! Das ſind die Sätze, durch welche Kopernikus damals die ganze Welt in Aufregung brachte und die ſich heute ſo ſehr mit unſerem Denken verſchmolzen haben, daß wir ſie als einen Theil unſeres geiſtigen Ichs betrachten.

Wohl war das ptolemäiſche Syſtem ein geiſtreich ausgearbeitetes, ſobald man überhaupt das geocentriſche Prinzip zu Grunde legen, d. h. die Bewegungen der Himmelskörper auf die Erde als feſten Mittelpunkt beziehen wollte. Aber gerade die Vorausſetzung dieſes Prinzipes war es, welche bei der Erklärung der Planetenbewegungen zu den größten Verwickelungen und Unzuträglichkeiten geführt hatte. Ordnung, Einfachheit und Harmonie kehrten ein in dem Momente, da Kopernikus das geocentriſche Prinzip gegen das heliocentriſche vertauſchte. „Durch keine andere Anordnung," ſagt er begeiſtert, „habe ich eine ſo bewundernswürdige Symmetrie des Univerſums, eine ſo harmoniſche Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreiſender Geſtirne lenkend, wie in die Mitte des ſchönen Naturtempels auf einen königlichen Thron geſetzt!"

Hochgeehrte Verſammlung! Mit der Begründung des kopernikaniſchen Weltſyſtemes, welches in dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein der Menſchheit den Beginn einer neuen, geiſtig freieren Zeit bedeutete, wird unſere Betrachtung abzuſchließen haben. Auf Vollſtändigkeit kann dieſelbe natürlich keinen Anſpruch erheben; dafür iſt das Zeitalter der Renaiſſance, auch in mathematiſcher Hinſicht, ein viel zu reiches geweſen.

Europäiſche Anſiedler in Niederländiſch Oſt-Indien.

Von

Ingenieur Emil Metzger
in Stuttgart, früher in Indien.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)
1892.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Frage der europäiſchen Koloniſation in den niederländiſch-indiſchen Beſitzungen iſt eine ſehr alte; ehe noch Batavia der Sitz der holländiſchen Macht geworden war, hatte die Staatsgewalt in Europa ſowohl als in Indien den Gedanken gefaßt, den neuen Beſitz mit Hülfe einer angeſeſſenen europäiſchen Bevölkerung auszubreiten und zu befeſtigen. Das nächſte Ziel, welches man ſich hierbei ſtellte, war zu verſchiedenen Zeiten ein ſehr verſchiedenes: bald wollte man Gewerbetreibende und Kleinhändler, bald Landwirthe in Indien anſäſſig machen, welche den Boden mittelſt Sklaven oder ſonſtiger farbiger Arbeiter beſtellten, nie aber iſt, von ſeiten der Regierung wenigſtens, eine eigentliche Beſiedlungskolonie, bei der die Auswanderer mit eigener Hand den Acker zu bebauen beſtimmt geweſen wären, ins Auge gefaßt worden. Demnach werden wir im folgenden das Wort „Koloniſt“ im weiteſten Sinne zu nehmen haben.

Bei einer Verwaltung, wie die der holl.-ind. Beſitzungen, bei der ſeit dem erſten Anfang das Monopol der Regierung den hervorragendſten Zug bildete und man die Abgeſchloſſenheit, in welcher die Kolonien gehalten wurden, nur zögernd und Schritt für Schritt aufgab, kam es ja hauptſächlich auf die Regierung an; von ihr hing es überhaupt ab, ob von einer Einwanderung die Rede ſein konnte. Und hierbei muß wieder ein Unterſchied zwiſchen der Regierung im Mutterlande und der höchſten Staatsgewalt in den Kolonien gemacht werden; wie in

ſo vielen Fragen, herrſchte auch in der vorliegenden ſehr häufig Meinungsverſchiedenheit zwiſchen beiden Autoritäten.

Selbſtverſtändlich müſſen wir uns bei der Betrachtung der Thatſachen auf das Allernothwendigſte beſchränken; denn das Material, welches über die Koloniſation vorliegt, iſt ein ſehr reiches, wie eine flüchtige Betrachtung der über dieſelben handelnden Schriften zeigt.

Wir wollen im Folgenden drei Perioden unterſcheiden, nämlich die Zeit der Oſtindiſchen Compagnie, dann die Zeit nach dem Zuſammenbruch derſelben bis zur Einführung des Syſtems van den Boſch, und endlich die ſeither verfloſſene Zeit. Wir thun dies weniger, weil die einzelnen Perioden hinſichtlich der Koloniſationsfrage beſonders charakteriſtiſch geweſen, als vielmehr, weil die Grenze des zweiten und die des dritten Zeitraumes durch für die Kolonialpolitik überaus wichtige Ereigniſſe bezeichnet ſind.

In der erſten Periode ſehen wir, daß das Beſtreben, eine europäiſche Koloniſation in Indien ins Leben zu rufen, zu drei verſchiedenen Zeitpunkten ſtärker hervortritt, nämlich in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann noch einmal in der zweiten Hälfte desſelben Jahrhunderts, endlich nach 1740 unter dem trefflichen Generalgouverneur Baron G. W. von Imhoff, als in Folge des Chineſenmordes zu Batavia die fleißigen Arme der Opfer fehlten.

Den erſten Stamm zu einer „freien", d. h. nicht im Dienſt der Compagnie ſtehenden Bevölkerung ſuchte man aus ſolchen Leuten zu bilden, welche nach Erfüllung ihrer Dienſtpflicht geneigt waren, ſich in Indien niederzulaſſen; man war aber mit ihnen nicht ſehr zufrieden. Nachdem ſchon 1604, 1606 und 1609 durch die Herren XVII. die Ausſendung von Familien nach Mauritius ins Auge gefaßt worden war, wurden in dem zuletzt genannten Jahre wirklich 25 Haushaltungen nach Amboina

geſchickt, wo ſie 1611 von Pieter Both angeſiedelt wurden. Auch in der „Corte Remonstrantie“, welche Jacques l'Hermite am 20. Auguſt 1620 den Herren XVII. einreichte, finden wir den Plan einer europäiſchen Anſiedlung, für welche ſpeziell Banda ins Auge gefaßt war, eingehend auseinandergeſetzt.

Namentlich aber hat Jan Pietersz Coen, der Gründer von Batavia, wiederholt nachdrücklich darauf hingewieſen, wie nothwendig es ſei, europäiſche Familien nach Indien zu ſchicken.

Der Rath der XVII. kam dieſen Forderungen nur in unvollkommener Weiſe nach; namentlich die Ausſendung von Frauen ſtieß auf Schwierigkeiten. Als Coen nun die Bemerkung machte, „die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes ohne Frauen ſei eine Unmöglichkeit“, ſchenkte man dieſem, jedenfalls ſehr berechtigten Einwurf Gehör und ſchickte verſchiedene Frauen, die man auf der Straße aufgerafft hatte, die aber ſelbſtverſtändlich auch nicht den von dem General-Gouverneur geſtellten Anforderungen entſprachen, denn er meinte ſpäter: „von der Sorte haben wir ſchon genug hier.“ Wie ernſt es ihm mit der Sache war, ergiebt ſich daraus, daß, ſo ſtreng er auch ſonſt die Verirrungen des Fleiſches ſtrafte, er doch Frauen kaufen ließ (ſ. Brief vom 11. Mai 1620 an die XVII.), die aber auch hinter den Erwartungen zurückblieben. Immer und immer wieder drang Coen auf die Erfüllung ſeiner Forderungen; endlich ſchlug er vor, einige hundert Waiſenkinder, Knaben und Mädchen, im Alter von 10—12 Jahren nach Indien zu ſchicken, welche, dort zuſammen erzogen, die Kolonien als zweites Vaterland betrachten und den Kern einer europäiſchen Bevölkerung bilden würden; der Vorſchlag fand aber kein Gehör. Als dieſer merkwürdige Mann 1623 vorübergehend in das Vaterland zurückgekehrt war, berichtete er ausführlich über die Mittel, welche zur Entwickelung der indiſchen Beſitzungen beitragen könnten, natürlich wurde hierbei der Koloniſirung nicht vergeſſen. Er ſchlug vor, Auswanderer durch

günſtige Bedingungen, Konzeſſionen, Freiheiten und Privilegien anzulocken; die für die Bewirthſchaftung nöthigen Sklaven könnten ſeiner Anſicht nach in Indien beſchafft werden.

Coen beſaß einen, für ſeine Zeit ſehr weiten Geſichtskreis; ſein Plan war, eine blühende Handelskolonie in Indien zu ſtiften, welche gewiſſermaßen dem Monopolhandel der Compagnie zwiſchen Europa und Aſien als Vermittler diente; dieſe Thätigkeit ſollte durch Landbaukolonien ergänzt werden, in denen Niederländer und ſpeziell niederländiſche Familien die Erziehung der Eingeborenen zu nützlicher Arbeit übernehmen würden. Die XVII. vermochten ſich von dem beſchränkten Geiſt des Monopols nicht zu befreien; es ergiebt ſich dies ſchon aus den hinſichtlich der freien Leute gegebenen Vorſchriften, welche in der Inſtruktion des General-Gouverneurs vom 22. Auguſt 1617[1] enthalten ſind. Die Koloniſten ſollten nur „limitirten" Handel treiben dürfen, d. h. nur wenige Artikel waren ihnen überlaſſen, die ſie zum Theil von der Compagnie einkaufen mußten; auch mancherlei andere Beſtimmungen beſchränkten ſie in ihrem Thun und Treiben, und namentlich war es ihnen verboten, direkt mit Europa zu verkehren.

Wiewohl über die von Coen gemachten Vorſchläge im Rathe der XVII. lange Zeit berathen wurde, kam es zu keinen nachhaltigen Maßregeln; die Koloniſten wurden in ihren Handlungen beſchränkt und im Jahre 1630 ein Geſetz veröffentlicht, daß nur für jeden Spezialfall beſondere Licenzen ertheilt, im übrigen aber keine freien Händler mehr zugelaſſen werden ſollten. 1627 wurden allerdings Perkeniers auf Banda angeſiedelt, doch war das Ergebniß ein ſehr ungünſtiges.[2] Schon im Jahr 1631 zeigten ſich die Folgen der 1630 getroffenen beſchränkenden Maßregeln: viele Familien baten um die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, was unter dem 11. November 1631 bewilligt wurde.

Ob Coens Nachfolger der Einwanderung freier Koloniſten feindlich gegenüberſtanden, wie de Jonge behauptet,[3] was allerdings von anderer Seite beſtritten wird,[4] iſt ziemlich gleichgültig, denn die Verhältniſſe waren an ſich nicht angethan, die Koloniſation zu befördern. Die Herren XVII. blieben unentſchieden, und einander widerſprechende Maßregeln wurden genommen; man war nicht blind für die Vortheile einer gut geleiteten Koloniſation, nur konnte man ſich über den zu befolgenden Weg nicht klar werden, namentlich ſcheute man ſich, Leute, die im Beſitz einiger Kapitalien waren, in das Land zu ziehen, weil die XVII. glaubten, jedes Privatunternehmen werde die Intereſſen der Compagnie ſchädigen. Indeſſen konnten ſie den aus Indien gekommenen Klagen ihr Ohr nicht verſchließen und trafen eine, wie de Jonge nachzuweiſen ſucht,[5] ziemlich unüberlegte Entſcheidung,[6] da man nicht einmal die verſchiedenen aus Indien entbotenen Gutachten abgewartet hatte und die Frage der freien Schiffahrt und des freien Handels unentſchieden geblieben war. Leider fehlt uns der Raum, hier auf die aus Indien endlich empfangenen Berichte näher einzugehen; namentlich das Gutachten von Maetsuycker[7] zeigt einen ſolchen weiten Blick, daß man mit Verwunderung fragt, ob dasſelbe um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch einen Mann geſchrieben ſein kann, der inmitten der engherzigen Monopolpolitik der Compagnie lebte und ſpäter durch letztere zu noch höherer Stellung erhoben wurde. Es muß hier noch eines Punktes gedacht werden, der allerdings nicht aktenmäßig bewieſen werden kann, doch aller Wahrſcheinlichkeit nach[8] ſehr viel dazu beigetragen hat, daß die Herren XVII. und die indiſchen Autoritäten ſich über die Koloniſationsfragen nicht einigen konnten. Oben haben wir bereits darüber geſprochen, daß die XVII. fremdes Kapital fürchteten; ſie hatten daher auch verboten, daß in dem Handel der Freibürger Geld benutzt werde, welches ſolchen Perſonen, die nicht Freibürger waren, gehörte. Und doch ſteht

es feſt, daß auch viele Staatsdiener ihr Geld in ſolchen Unternehmungen anlegten; hieraus erklärt ſich vielleicht manche Meinungsverſchiedenheit zwiſchen den Autoritäten in Indien und denen in Holland. Um nicht zu weit abzuſchweifen, erinnern wir nur an den Aufſatz Salomon Sweers (1644) über den Rath von Indien.[9]

Endlich wurde durch den Beſchluß der XVII. vom 14. September 1662 verordnet, daß unter näher feſtzuſtellendem Vorbehalt der Handel in Indien für freie Leute und Bürger freigegeben werden ſolle, ferner ſollte Auswanderern gegen Bezahlung der Koſten mit den Schiffen der Compagnie Paſſage nach Indien bewilligt werden und ihnen erlaubt ſein, ihr Geld und ihre Juwelen, ſowie alle nicht voluminöſen Waaren, mit denen die Compagnie gewöhnlich keinen Handel trieb, gegen Bezahlung der Fracht nach Indien zu verſchiffen, ſowie auch Koſtbarkeiten nach dem Mutterlande zu ſchicken.

Weitere Anregung zur Auswanderung ging im Jahre 1668 von dem damaligen Gouverneur von Ceylon, van Goens, aus, und wir begegnen nun in dem Regiſter der Amtshandlungen der XVII. vielen auf dieſe Frage bezüglichen Beſchlüſſen. Das Kap, Mauritius, Ceylon werden vorzugsweiſe berückſichtigt, namentlich ſind es franzöſiſche und piemonteſiſche Flüchtlinge, die zwiſchen 1680 und 1690 nach der zuerſt genannten Beſitzung auswanderten. Wenn auch nicht ſtreng zur Sache gehörig, möge hier daran erinnert ſein, daß 1672, als die Franzoſen Holland überſchwemmt hatten, der Plan in der Republik beſtand, die Dämme zu durchſtechen und die Bevölkerung nach Batavia zu verſetzen. — Im Jahr 1679 begegnen wir wieder Klagen der Freibürger über die Handhabung der im Jahre 1676 erlaſſenen Beſtimmung durch die Beamten und finden Andeutungen, daß nur durch den Handel eine größere Anzahl von Koloniſten ihren Lebensunterhalt erwerben könne, da Handwerksleute ihre Kunden

nur unter Europäern ſuchen müßten und daher auf eine beſchränkte Zahl derſelben angewieſen ſeien; von ackerbauenden Freibürgern wird nicht geſprochen.

Um dieſe Zeit muß Batavia übrigens, wie Mercklein in ſeiner „Oſt-Indianiſchen Reiſebeſchreibung“ berichtet, ein bedeutender Ort geweſen ſein, in dem ein lebhaftes Leben pulſirte, doch der Zuſtand der Freibürger hatte gegen die Zeit Coens nur einen gewaltigen Rückſchritt zu verzeichnen. Schon im Jahre 1622 hatte eine Geſellſchaft Freibürger 3 Schiffe ausgerüſtet, um für eigene Rechnung Handel zu treiben, ja ſie hatte ſogar Kaperbriefe gegen Portugieſen und Spanier erhalten, und wenige Jahre ſpäter konnte ſich eine Kolonie von Freibürgern auf der Küſte von Coromandel bilden, die allerdings 1635 auf ausdrücklichen Befehl der XVII. wieder eingezogen wurde; im Jahre 1633 hatten ſie freiwillig mit einigen Schiffen an einer Expedition gegen Bantam theilgenommen. Alles das — gewiß ein Beweis dafür, daß die von Coen in Ausſicht genommene Koloniſation ſich zu einer trefflichen Stütze für die Regierung hätte entwickeln können — war wieder untergegangen, ohne bedeutende Spuren zurückzulaſſen, als G. W. von Imhoff vor ſeiner Abreiſe nach Indien, wo er als General-Gouverneur auftreten ſollte, den XVII. im November 1741 ſeine Pläne vorlegte. Am 3. April 1742 wurde von ihnen ein wichtiger Beſchluß in dieſer Sache gefaßt; um die Bataviſche Kolonie beſſer zu bebauen, wurde den Kammern erlaubt, einige Leute, welche die Koſt durch ihre Arbeit verdienen ſollen, mit den Schiffen der Compagnie nach Indien zu ſchicken, und die weiteren zu nehmenden Maßregeln der indiſchen Regierung überlaſſen. Außerdem wurde letztere ermächtigt, den Koloniſten während der erſten fünf Jahre Vorſchüſſe zu geben „ſelbſt bis zu 100 Reichsthaler“. von Imhoff hob zunächſt das Plakat vom 3. Juli 1641[10] auf, durch welches alle nach Europa zurückkehrenden Perſonen gezwungen waren,

ihren unbeweglichen Beſitz, Hypotheken und andere Forderungen zu Gelde zu machen und den Ertrag an die Kaſſe der Compagnie abzuliefern; derſelbe wurde dann in Holland wieder ausbezahlt; er glaubte auch in der Aufhebung dieſer beengenden Maßregel ein neues Mittel zur Förderung der Koloniſation, welche durch die damaligen Verhältniſſe, mehr als je vorher, dringend empfohlen wurde, gefunden zu haben.

Durch das ſchreckliche Morden unter den Chineſen, welches unter A. Valkenier ſtattgefunden hatte, waren dem Handel und dem Landbau Tauſende fleißiger Hände entzogen worden dazu kam ferner, daß die Compagnie, obwohl ſie noch an ihrem urſprünglichen Handelscharakter feſthielt, doch einen großen Grundbeſitz erworben hatte und ſich nach und nach als Souverain fühlte; ſeitdem ſie 1705 am 5. Oktober eine neue Gebietsvermehrung erlangt hatte, fing der Streit zwiſchen Kaufmann und Herrſcher an, der mit dem vollſtändigen Untergange der Handelsgeſellſchaft endete.

Gegen Ende des Jahres 1743 kam die erſte Auswandererfamilie auf Java an, ihr folgten bald mehrere; man hatte für die erwarteten Ackerbauer 20 in der Nähe von Batavia gelegene Looſe, jedes von 100—150 Morgen beſtimmt; 6 Monate lang ſollten ſie, ſoweit dies nöthig war, verpflegt werden. Imhoffs Nachfolger, Moſſel, ſetzte die Koloniſation fort; aus einem Aufſatz von 1751 ergiebt ſich, daß im ganzen 29 Parzellen für Auswanderer beſtimmt waren, und intereſſant iſt es, in verſchiedenen Mittheilungen aus jener Zeit Näheres über die Verhältniſſe der Koloniſten zu vernehmen.[11] Auch dieſe Verſuche ſind ſchließlich mißglückt, möglicherweiſe zum Theil wenigſtens dadurch, daß die Regierung die Koloniſten zu ſehr bevormundete, doch haben ſie ihre Spuren hier und da auf Java hinterlaſſen.

Nur während der nach 1740 unternommenen Koloniſationsverſuche hat man ausſchließlich den Landbau ins Auge gefaßt,

der aber ſowohl im 17. als im 18. Jahrhundert, was die eigentliche Handarbeit betrifft, unter der Leitung von Koloniſten nur durch Sklaven und durch chineſiſche Arbeiter betrieben wurde.

Wir wenden uns nun einer ſpäteren Zeit zu, müſſen aber zunächſt ein Wort über die europäiſche Bevölkerung im Allgemeinen folgen laſſen. Die Blüthezeit, welche die Stadt Batavia im Anfang ihres Beſtehens hatte, war nur von ſehr kurzer Dauer; ein eigenthümliches Geſchick iſt es gewiß, daß, je mehr die äußere Macht der Holländer zunahm, deſto mehr Batavia die Folgen des inneren Verfalls der Compagnie empfand. Die Pracht verſchwand, die Bevölkerung nahm ab, und dies in um ſo höherem Maße, je mehr man ihre Zunahme hätte erwarten ſollen[12]; unter der Zahl der Bewohner ſtehen die Europäer mit der geringſten, kaum einige Hunderte erreichenden Zahl weit zurück. Und von dieſen beſtand kaum die Hälfte aus Holländern. Wohl ein gewaltiger Unterſchied gegen die Zeit, wo die Freibürger drei bewaffnete Compagnien zur Vertheidigung der Stadt ſtellten! Die Compagnie hatte im Jahre 1771 in allen ihren Niederlaſſungen (d. h. nach damaligem Beſitzſtande) etwa 20000 Europäer im Dienſt. Dirk van Hagendorp ſchätzte 1801 die jährlich ausgeſendeten Mannſchaften auf 8—9000, während nur 22—2300 Mann zurückkehrten. Es muß auffallen, daß ein ſo ſtarker Erſatz keine zahlreichere Bevölkerung, ſei es auch von gemiſchtem Blute, erweckt hatte; die Ergründung der Urſachen iſt wichtig für die Frage der Koloniſation in tropiſchen Gegenden überhaupt.

Die äußeren Umſtände, die Folgen des Klimas ſind diejenigen Urſachen, die uns ſofort als wichtig erſcheinen. Daß namentlich in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Geſundheitszuſtand zu Batavia ungünſtiger, die Sterblichkeit größer geworden, als vorher der Fall war, ſteht feſt, und der Name „Grab der Europäer“ war nicht unverdient. Dabei kann man

allerdings hinzufügen, daß die Bewohner ſelbſt die Vorſchriften einer geſunden Lebensregel, Mäßigkeit und Einfachheit, nicht befolgten und recht viel dazu beitrugen, ihr „Grab“ ſelbſt zu ſchaufeln. Luxus, Unehrlichkeit, laxe Moral waren in alle Stände eingedrungen; durch zahlreiche Plakate hatte die Regierung vergeblich dem zu ſteuern geſucht. Die Geſellſchaft war untergraben bis in die höchſten Stände hinein. In einer zu Batavia ohne Angabe des Jahres, vermuthlich 1780, erſchienenen Schrift: Nederlandsch Indie in haren tegenwoordigen toestand beschouwd findet man p. 26 folgenden Satz: „Großer Gott! nie iſt ein Holländer unter dem ſpaniſchen Joch mehr unterdrückt und verachtet geweſen, als unter dieſer gemeinen Brut, welche in Indien die Gewalt in Händen hat. Abſchaum, den man in Holland zu der Canaille rechnet, kommt hier vorwärts und ſpielt den großen Herrn! Kein Troſt, keine Hülfe, keine Reflexion für einen unglücklichen, ordentlichen Mann, den ein grauſames Geſchick in dieſes Land geführt hat; ja, wie manchen braven Mann ſieht man hier untergehen und ein Leben voller Sorgen, welches an ſeinem Herzen nagt, in Verachtung und Armuth führen“. Mag hier vielleicht, wie zuweilen behauptet wird, das Bild zu dunkel gefärbt ſein, da die angeführte Gelegenheitsſchrift anonym iſt und von Bitterkeiten wimmelt, ſo möge hier eben noch, wenn auch ſtreng genommen nicht zu unſerem Thema gehörig, eine authentiſche Skizze aus dem Leben jener Tage berührt ſein. Es ſind Mittheilungen aus alten Familienbriefen, aus denen Prof. Naber im „Gids“ (1873, VIII.) ſehr intereſſante Auszüge giebt. Der Verfaſſer, Dr. P. Valckenaar, war um die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Indien gegangen, um ſein Glück zu machen. Familienverbindungen unterſtützten ſeine Bemühungen, eine reiche Heirath verbeſſerte ſeine Verhältniſſe niſſe. Von dem Luxus, der damals herrſchte, kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man hört, daß von dem Heirathsgut,

(75000 Gld.) 25000 Gld. auf die Einrichtung der Haushaltung verwendet wurden; man hatte allerdings 25 Sklaven, worunter zwei Violinſpieler. Dabei betrug das Jahreseinkommen 1600 Gld. und das zu Batavia, wo der Reichsthaler nicht mehr Werth beſaß, als in Holland der Gulden! Wir können an dieſer Stelle ſelbſtverſtändlich den Lebensgang unſeres Helden nicht Schritt für Schritt verfolgen und begnügen uns mit der Mittheilung, daß er endlich Gouverneur von Ternate wurde; das ihm dadurch zufallende Einkommen ſchlug er zu 18000 Gulden an. Aber als Antrittsgeſchenk mußte er dem Sekretär und dem erſten Schreiber der Regierung 550 Reichsthaler geben. Für ſeine Haushaltung brauchte er jährlich 8 Fäſſer Bier und mehr als 2000 Flaſchen rothen Wein. Ein einziges Feſt, bei der Geburt des Erbprinzen gegeben, koſtete ihn 3700 Gld.; — 1780 verunglückte er bei der Rückkehr nach Holland. Geiſtige Genüſſe gab es beinahe gar nicht; was in dieſer Richtung etwa beſtanden hatte, verſchwand in dem Materialismus, der alles beherrſchte, und Wunder muß es nehmen, wie von Wurmb ſchreibt (Briefe), daß überhaupt eine Geſellſchaft, wie die „Bataviasch Genootschap“, die ihren alten Ruhm auch jetzt nach hundert Jahren noch handhabt, ſich in einer ſolchen Umgebung hat bilden können. Dabei war das Leben nicht eigentlich luxuriös, ſondern im Gegentheil ziemlich wenig von der Kultur beleckt. Wir laſſen aus der oben angeführten Schrift: Nederlandsch Indie ꝛc. die Beſchreibung einer Abendgeſellſchaft bei dem General-Gouverneur folgen. Es heißt da:

„Tafel hält der General-Gouverneur nicht, wenigſtens nicht, was man Tafel nennen kann; alle Abende um 6 Uhr wird zur Abendgeſellſchaft zugelaſſen. Dieſelbe beſteht aus ſolchen Herren und Damen, welche zwei Tage vorher erſucht hatten, dabei Zutritt zu haben. An der Thür auf der Schwelle ſitzend, in eine ſchwarze Jacke gekleidet und mit einer ſteifen leinenen Mütze

auf dem Kopfe, wird die Gesellschaft (vom General-Gouverneur) empfangen, und wenn einmal alle gekommen sind, sagt er: Freunde, zieht die Röcke aus, worauf Jeder seinen Rock, Hut und Degen ablegt; dann nimmt man Platz auf Stühlen, die in einer Reihe auf dem Vorplatz stehen, Jeder aber nach seinem Rang, und kommt es einmal vor, daß Einer da ist, der dies nicht beachtet, so wird ihm dies durch den Gebieter gesagt: da ist Euer Wohlgeboren Platz nicht; ferner bekommt man ein Glas Bier, und der Trinkspruch ist: „Ich wünsche euch eine angenehme Abendstunde"; ferner erhält Jeder eine Pfeife Tabak, und das Gespräch nimmt seinen Anfang; doch in der Art, daß man nur mit seinem Nachbar spricht, ohne es zu wagen, so laut zu werden, daß es der hohe Gebieter hören könnte, der sich mit den neben ihm sitzenden Personen, also auch den höchsten im Rang, den ganzen Abend hindurch ausschließlich unterhält, und alles, was der General-Gouverneur laut spricht, besteht in den folgenden Trinksprüchen, die er ausbringt: „Die Gesundheit der Frauen", und sobald er das sagt, springt Jeder von seinem Stuhl mit dem Glase Wein, welches er dann schon in der Hand hat, und Alle bilden zusammen einen großen Halbkreis, und mit geneigtem Kopf rufen sie aus: „Der Frau General-Gouverneur ihre Gesundheit". Dann folgt die Gesundheit eines Jeden der Anwesenden, wobei jeder, wenn seine Gesundheit getrunken wird, aufsteht und sich tief verbeugt.

„Diese Trinksprüche zieht der General-Gouverneur so lange hin, bis es neun Uhr schlägt, worauf man aufsteht, seinen Rock und Degen wieder nimmt und sich beeilt, auf die Gesundheit des Gebieters zu trinken, der dies mit den Worten beantwortet: „Danke für meine Gesundheit"; nun nimmt die Gesellschaft Abschied, und in dieser Art bringt der ostindische General (Gouverneur) jeden Abend seine Zeit zu".

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu der Geſchichte der Koloniſten zurück.

Die Compagnie war gefallen, in Holland ſelbſt ſtritten ſich die Parteien; die Begebenheiten folgten einander ſo ſchnell, daß die wechſelnden Anſichten nicht die nöthige Zeit hatten, zu Thatſachen zu werden. Eine „Kommiſſion für die Oſtindiſchen Sachen", welche im November 1802 ernannt wurde, erſtattete am 31. Auguſt 1803 Rapport. Die in demſelben ausgeſprochene Anſicht, welche allerdings nie Geſetzeskraft erhielt, ſtand der europäiſchen Einwanderung durchaus nicht wohlwollend gegenüber; keine Privatperſon, kein aus dem Dienſt ausſcheidender Beamter oder Militär durfte länger in den Beſitzungen bleiben, als der General-Gouverneur es erlaubte; Jeder, der ſich niederlaſſen wollte, bedurfte dazu der Genehmigung der betreffenden Autoritäten, welche immer nur für einen beſtimmten Ort gegeben wurde; wie wir, dem Folgenden vorausgreifend, bemerken wollen, ſind ähnliche Beſtimmungen auch in die Reglements, welche nach 1815 gegeben ſind, aufgenommen. Uebrigens wurden auch Stimmen laut, welche die Heranziehung von Europäern befürworteten, und ſelbſt Daendels ſagt in ſeinem Staat der Oost-Indische Bezittingen, daß, ſobald man ſich von dem Gedanken losgemacht, die Bevölkerung Indiens ausſchließlich aus Staatsdienern zu bilden, es nicht zu überſehen iſt, welche ungeheure Ausdehnung an Landbau und Induſtrie dort beſchieden ſein wird. Thatſächlich beſtand übrigens hinſichtlich der Zulaſſung von Europäern in Indien dasſelbe Geſetz, wie früher ſchon unter der Compagnie; die engliſche Zwiſchenregierung legte ihnen die Verpflichtung auf, ſich in jedem einzelnen Falle die Erlaubniß zum Aufenthalt in den Kolonien zu verſchaffen. Dieſe Maßregel wurde aber erſt genommen', als die Rückgabe der Kolonien an Holland bereits beſchloſſene Sache war.

In das Regierungs-Reglement von 1815 wurden die oben

ſchon erwähnten, im Jahre 1803 in Vorſchlag gebrachten Beſchränkungen hinſichtlich der Zulaſſung von Europäern aufgenommen, dagegen im Reglement von 1818 beſtimmt, daß es der Regierung (in Indien) überlaſſen ſei, ſelbſt Mittel zu ſuchen oder ſolche dem Miniſterium der Kolonien in Vorſchlag zu bringen, um den Landbau durch Abtretung von Ländereien und Vermehrung der europäiſchen Bevölkerung einer höheren Entwickelung entgegenzuführen. Hierbei lag der Gedanke zu Grunde, Indien, ſpeziell Java, durch feſtere Bande als durch einige tauſend Staatsdiener mit den Niederlanden zu einem Ganzen zu verbinden.[13] Bald aber änderten ſich die Anſichten; bereits im Jahre 1822 erhielt der Beſitzer von ausgedehnten Ländereien auf Java, A. de Wilde, welcher einige Hundert Pfälzer Bauern, die auf dem Wege nach Amerika nach Amſterdam verſchlagen waren, als Koloniſten nach Java bringen wollte, auf ſein Geſuch eine abweiſende Verfügung. In demſelben Jahre hatte die indiſche Regierung ſich entſchieden gegen Niederlaſſung von Europäern erklärt, ja man wünſchte ſelbſt nicht, daß europäiſches Kapital vorübergehend nach Indien gebracht werden und zur Entwickelung der Induſtrie Verwendung finden ſollte; auch die Landverpachtung in den ſogenannten Fürſtenländern wurde 1823 eingeſchränkt, dagegen zeigte ſich der General-Gouverneur van der Capellen einer Koloniſirung in den Molukken nicht abgeneigt.

Bald aber machte ſich der in Indien ſo häufig tief empfundene Wechſel der Perſonen und Abſichten fühlbar. Elont, der Miniſter geworden war, hatte ſchon früher der Koloniſation Intereſſe bewieſen, jetzt, vielleicht auch unter dem Eindruck einiger in demſelben Sinne abgefaßten Publikationen, wurde dem nach Indien beſtimmten Königlichen Kommiſſar, Vicomte du Bus de Giſignies, durch ſeine Inſtruktion aufgetragen, zu unterſuchen, ob europäiſche Koloniſation (event. unter den nöthigen Beſchränkungen)

oder vollſtändiger Ausſchluß der Niederlaſſung von Europäern mehr zu empfehlen ſei. Ferner wurde ihm aufgetragen, die Verpachtung in den Fürſtenländern wieder einzuführen. Hinſichtlich des erſten Punktes befragte du Bus verſchiedene Autoritäten auf dem Gebiete der Wirthſchaftspolitik. Bei Behandlung dieſer Fragen wurden drei Arten der Koloniſation ſcharf unterſchieden: 1. Anſiedlung von Ackerbauern, die ſelbſt Hand anzulegen beſtimmt ſind; 2. unbegrenzte Zulaſſung einheimiſchen und fremden Kapitals; 3. Ausſchluß des fremden Kapitals, Zulaſſung von Niederländern oder ſolchen Fremden, welche durch perſönliche Verhältniſſe in engeren Beziehungen zu den Kolonien ſtehen. Im Allgemeinen war man, wie ſich aus den Antworten ergiebt, der Koloniſation nicht abgeneigt. Der unter 1. angeregte Gedanke wurde allgemein verworfen, die unbeſchränkte Zulaſſung von fremdem Kapital für nicht unbedenklich gehalten, und dem sub 3. erwähnten Verfahren durch die Mehrzahl der befragten Perſonen Anerkennung gezollt; nur wenige Stimmen ſprachen ſich gegen die Koloniſation im allgemeinen aus.

Der Königliche Kommiſſar empfahl die Sache ſehr warm und nahm ſelbſt in den von ihm verfaßten Entwurf eines Reglements für die Regierung die Beſtimmung auf, daß die Autoritäten verpflichtet ſein ſollten, die Ueberlaſſung von Ländereien an Europäer möglichſt zu befördern. Die Vorſchläge fanden anfangs in den Niederlanden ein geneigtes Gehör, doch ſpäter, als man der dringenden Geldnoth wegen Heil in dem Syſtem van den Boſch zu finden ſuchte, wurde der Gedanke an eine europäiſche Koloniſation in größerem Maßſtabe ausgeſchloſſen. In der Politik der Regierung lag es, jeden Betrieb ſo viel wie möglich in ihrer Hand zu behalten; die Europäer, welche ſie bei der Anwendung des Syſtems zu verwenden gezwungen war, nahm ſie in ihre Dienſte, oder ſie ſchoß ihnen

das nöthige Kapital vor, um dieſelben dadurch in einer gewiſſen Abhängigkeit zu halten. Gleichwohl beſtand europäiſche Koloniſation in gewiſſen Grenzen neben dem Kulturſyſtem der Regierung in verſchiedenen Formen, nämlich 1. als Verpachtung von Ländereien, namentlich in den Ländern der unabhängigen Fürſten, mit Anſpruch auf Dienſtleiſtungen der Bewohner; 2. als volles Eigenthum früher von der Regierung veräußerter Ländereien, mit zum Theil ſouveränen Rechten; 3. als Verpachtung von Ländereien durch die Regierung ohne weitere Rechte; hierzu war im Jahre 1831 die Befugniß ertheilt.

Das Syſtem van den Boſch, welches 1830 eingeführt wurde, beherrſchte die ganze Wirthſchaftspolitik, und durch dasſelbe war ſelbſtverſtändlich eine jede von der Regierung unabhängige Macht, alſo auch die Macht des europäiſchen Kapitals, ganz und gar ausgeſchloſſen. So ſehr das Syſtem übrigens im Auslande und in den Niederlanden bewundert wurde, ſo war man in Indien ſelbſt doch von Anfang an nicht ebenſoſehr für dasſelbe eingenommen, und es bedurfte des ganzen energiſchen Willes eines van den Boſch, der an ſeinem Souverän eine mächtige Stütze fand, um die gegen ſein Syſtem geäußerten Kundgebungen zu unterdrücken. Auch der Gedanke einer europäiſchen Koloniſation wurde immer wieder angeregt; den beſtehenden Geſetzen nach war ſie ja immer noch möglich, und 1838 erließ auch die Regierung Beſtimmungen über die Verpachtung von unbebauten Ländereien, um hierdurch der Königlichen Verordnung vom Jahre 1831 Ausführung zu geben. Thatſächlich aber waren die Bedingungen, unter denen das geſchehen ſollte, ſo engherzig abgefaßt, daß ſie, abgeſehen von allen anderen Hinderniſſen, welche das beſtehende Syſtem den Unternehmern in den Weg legen mußte, gewiß auf die Koloniſation nicht ermuthigend wirken konnten.

Im Jahr 1839 trat van den Boſch in Holland als Miniſter

ab, und mit dieſem Zeitpunkt ſehen wir eine Periode heftigen Streites über die Koloniſation eröffnet. In demſelben Jahre noch war dem König eine Denkſchrift vorgelegt worden, in welcher der Vorſchlag gemacht wurde, europäiſchen Koloniſten Ländereien auf Java zu verkaufen, und im nächſten Jahre erſchien eine anonyme Flugſchrift, als deren Verfaſſer van den Boſch allgemein betrachtet wurde, welche den Plan befürwortete, die Nutznießung derjenigen Diſtrikte auf Java, welche Landbauprodukte (für den europäiſchen Markt) erzeugten, europäiſchen Unternehmern zu überlaſſen. Wir wollen den Streit, der jetzt entſtand, nicht in ſeinen Einzelheiten verfolgen, ſondern denſelben nur in allgemeinen Zügen charakteriſiren.

Die Vertreter der Koloniſationspläne machten es vielfach ihren Gegnern durch ihre Unkenntniß der indiſchen Zuſtände leicht, Waffen gegen ſie zu finden; zudem ſchien der hohe Ertrag, welchen das Kulturſyſtem auf Java abwarf, zu befriedigend, als daß es nicht im Intereſſe der Staatskaſſe gelegen hätte, jeden Mitbewerb wenigſtens von dieſer Inſel fern zu halten. Umgekehrt aber wirkte gerade dieſes vielverſprechende Beiſpiel, und ſchon 1846 wurden in den Generalſtaaten Stimmen laut, welche die Ausnutzung der Beſitzungen außerhalb Java dringend empfahlen.

Auch die Regierung ſah ſich aus eigener Bewegung veranlaßt, die Koloniſationsfrage aufs neue zu unterſuchen; der Miniſter der Kolonien legte 1847 der indiſchen Regierung folgende Fragen vor:

1. Iſt der Gedanke, Ländereien auf Java zu verkaufen, um mit dem Ertrage die Staatsſchuld zu tilgen, ausführbar?

2. Können, unter Berückſichtigung des der eingeborenen Bevölkerung zu gewährenden Schutzes, welcher die erſte Pflicht der Regierung iſt, noch Inſeln im indiſchen Archipel angewieſen werden, wo eine europäiſche Koloniſation mit Ausſicht auf Erfolg verwirklicht werden kann?

Die erſte Frage wurde 1848 unbedingt verneint, die zweite ebenſo 1849, nachdem hinſichtlich einiger Inſeln eine nähere Unterſuchung vorgenommen worden war.

Indeſſen war 1848 das Grundgeſetz des Königreichs der Niederlande und damit auch das Verhältniß desſelben zu den Kolonien verändert worden. Die Partei des Fortſchrittes regte den Verkauf von Ländereien ſchon gegen Ende 1848 in den Generalſtaaten wieder an, und bei der Berathung des Budgets von 1850 wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht rathſam und möglich ſei, den Strom der Auswanderung, der auch in Holland immer wuchs, nach Indien zu lenken. Indeſſen waren auch von anderer Seite Koloniſationspläne angeregt worden, doch die Regierung verhielt ſich ablehnend. Sie glaubte, daß es nicht möglich ſein werde, den Strom der Auswanderung nach Indien zu lenken; ſie verſprach ſich jedenfalls kein den hohen Koſten eines Verſuches entſprechendes Reſultat; die vielbeſtrittene Frage, ob der Europäer in einem tropiſchen Klima zu Feldarbeit geſchickt iſt, wurde von verſchiedenen Seiten beſprochen, blieb jedoch ſelbſtverſtändlich unentſchieden.

1850 wurde (die 2.) Staatskommiſſion ernannt, welche noch in demſelben Jahre Bericht erſtattete; ſie wies darauf hin, daß die Urſache der in Indien beſtehenden, noch ſo geringen Entwickelung in dem Regierungsſyſtem zu ſuchen ſei, welches alle Induſtrie in den Händen des Staates vereinigen wollte. Wiewohl man erkannt hatte, daß die Mittel der Regierung nicht ausreichten, dies in den Beſitzungen außerhalb Java in derſelben Weiſe wie auf dieſer Inſel zu thun, wollte man in dieſer Richtung, wie es ſcheint, nicht zu weit gehen, und empfahl in erſter Linie, nur die Bergwerke der Privatinduſtrie zu überlaſſen. Demzufolge wurde noch in demſelben Jahre ein Reglement feſtgeſtellt, in welchem die bei der Verleihung von Konzeſſionen für Bergwerke, mit Ausnahme der

Inſeln Banka und Java, maßgebenden Bedingungen aufgenommen waren.

Hiermit gab man ſich nicht zufrieden; zahlreiche Schriften erſchienen für und gegen die Koloniſation. In den Generalſtaaten trat man der Sache wieder näher, als im Jahre 1853 ein Reglement für die Regierung der oſtindiſchen Beſitzungen zur Berathung kam; hierbei wurde, und zwar ausſchließlich im Hinblick auf Java, der Wunſch geäußert, das niederländiſche Element möge verſtärkt werden, wovon man ſich auch Nutzen für den Eingeborenen verſprach. Eine eigentliche europäiſche Koloniſation, d. h. Anſiedlung von Auswanderern, welche ſelbſt den Ackerbau betreiben ſollten, kam ebenfalls zur Sprache, wurde aber ſchon damals nicht nur wegen der Geſundheitsverhältniſſe, ſondern auch mit Rückſicht auf die vermuthlichen wirthſchaftlichen Ergebniſſe bekämpft. Die Regierung aber verwarf, als ſie den verbeſſerten Entwurf zu einem Regierungsreglement den Kammern vorlegte, jeden Vorſchlag einer Koloniſation auf Java, in welcher Form auch, namentlich auch mit Rückſicht auf die für das Verwaltungsſyſtem und für das Verhältniß zu den Eingeborenen zu erwartenden Schwierigkeiten. Die Kommiſſion der Generalſtaaten vermochte ſich den von der Regierung erhobenen Bedenken nicht in ihrer ganzen Ausdehnung anzuſchließen, namentlich glaubte ſie an die Möglichkeit einer Koloniſation auf einer der Beſitzungen außerhalb Java. Noch möge bemerkt ſein, daß bei der Behandlung im Plenum die Freunde der Koloniſation erklärten, daß ſie nicht eine ſolche im engeren Sinne — daß nämlich die Auswanderer ſelbſt die Arbeiten des Landbaues verrichteten — im Auge hatten.

Die Frage blieb vorläufig unerledigt (nur hinſichtlich der Verpachtung von unbebauten Ländereien wurde eine Beſtimmung getroffen), wurde aber in der Oeffentlichkeit immerfort lebhaft beſprochen, bis endlich im Jahre 1857 F. H. van Vliſſingen

mit 9 anderen Perſonen ſich an den König wendete, um eine europäiſche Koloniſation in den niederländiſch-indiſchen Beſitzungen außerhalb Java und Madura zu empfehlen. Infolge dieſer Bitte wurde eine Kommiſſion ernannt, um die Sache zu unterſuchen; nachdem Herrn van Vliſſingen Gelegenheit gegeben worden war, einige undeutlich gebliebene Punkte näher zu erläutern und verſchiedene Bedenken der Kommiſſion zu widerlegen, erſtattete die letztere am 24. Dezember 1857 einen ausführlichen Bericht.

Der ganze Vorgang hat für die Koloniſationsgeſchichte eine ſo große Bedeutung, daß wir denſelben etwas ausführlicher ins Auge faſſen müſſen. Die Kommiſſion machte einen ſcharfen Unterſchied zwiſchen Beſiedelungs- und Wirthſchaftskoloniſation; die Bittſteller wünſchten, erſtere in den Beſitzungen außerhalb Java und Madura ins Leben zu rufen, letztere auf den eben genannten Inſeln beizubehalten. Die Kommiſſion war der Anſicht, der Staat ſolle keinerlei Koloniſation unterſtützen, ſondern nur die Erlaubniß zu einem, auf eigene Koſten in Ausſicht zu nehmenden Verſuch geben, zu welchem Zweck Niederländern, welche auf eigene Koſten ſich auf beſtimmten, von der Regierung anzuweiſenden Inſeln anſiedeln wollten, dies erlaubt werden ſollte. Dadurch, daß die Kommiſſion ſich hier ſo abweiſend verhielt, war die Aufgabe an ſie herangetreten, ihre eigenen Anſichten über das mitzutheilen, was ſie für die Entwickelung der Beſitzungen außerhalb Java als zweckmäßig betrachtete. Sie entledigte ſich ihres Auftrages in einem ausführlichen Bericht, in welchem ſie die Aufgabe der Regierung umſchrieb als: „die Sorge für die Zunahme der Bevölkerung, die moraliſche und ſoziale Entwicklung, die Beförderung des Sinnes für Arbeit, Induſtrie und Handel". Im Intereſſe dieſer ziemlich allgemein gehaltenen frommen Wünſche wurde eine ganze Reihe, den Umſtänden der einzelnen Beſitzungen angepaßter Maßregeln angedeutet;

die wichtigſte aber, deren Nichtbefolgung von jeher der Krebsſchaden geweſen iſt, an welchem die indiſchen Beſitzungen gekrankt haben, welche am Schluß ihres Berichtes vorkommt: „man ſolle die einmal angenommenen Grundſätze als feſtſtehend betrachten und von denſelben nur aus ſehr wichtigen Gründen abweichen", iſt leider bisher ebenſowenig befolgt worden, als dies früher der Fall war.

Den Gedanken einer eigentlichen Koloniſation hat man ſeither beinahe ganz fallen laſſen; nur vereinzelt ſind von Zeit zu Zeit Vorſchläge dazu wieder aufgetaucht. Das unbekannte Innere von Neu-Guinea, die Hochlande um den Tobaſee wurden in Vorſchlag gebracht, die auf den letzteren anzuſiedelnden Koloniſten ſollten ſelbſt dem Kriege in Atjeh ein Ende machen! Nun, in einem Lande, wo das Intereſſe für die Tagesfragen ſo lebhaft iſt, und wo ſo viele Perſonen dasſelbe durch die Preſſe zum Ausdruck bringen, darf man ſich in dieſer Hinſicht über die ſeltſamſten Blüthen nicht wundern. Im Ganzen aber hat man, und wohl mit Recht, die Anſiedelungsfrage ganz fallen laſſen und ſich darauf beſchränkt, den Kampf um die Zulaſſung europäiſchen Kapitals und europäiſcher Energie im Innern der Beſitzungen auszukämpfen; die Entſcheidung blieb lange aus, der Streit war ſchwer; die Geſchichte desſelben iſt ſo bezeichnend für die Zuſtände, daß wir ſie in möglichſter Kürze hier folgen laſſen.

Nachdem ſchon 1848 der Sieg des Fortſchritts errungen war, dauerte es doch lange, bis letzterer denſelben ausnutzen konnte. Im Jahr 1862 übernahm der Führer der Partei das Miniſterium der Kolonien und entwarf ein umfaſſendes Geſetz, welches die ganze Frage regeln ſollte; den Eingeborenen wurde Beſitzrecht auf den von ihnen bebauten Boden eingeräumt und den Europäern in liberaler Weiſe die Gelegenheit zum Plantagenbau gegeben. An der zuerſt erwähnten Beſtimmung ſcheiterte

das Geſetz; die Kammer hatte ein Amendement angenommen, welches den Eingeborenen nur die erbliche individuelle Nutznießung ſicherte, worauf die Regierung den Entwurf zurückzog und abtrat. Die Sachen waren ſchon zu weit gediehen, als daß das nachfolgende konſervative Miniſterium ſich den Forderungen der Zeit hätte entziehen können. Noch in demſelben Jahre legte es den Generalſtaaten einen Geſetzentwurf vor, demzufolge Europäern geſtattet wurde, Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht zu nehmen. Die nunmehrige Oppoſition brachte jetzt einen Antrag durch, demzufolge Eingeborene das gleiche Recht erlangen konnten. Das Miniſterium trat ab und wurde durch ein noch mehr nach rechts ſtehendes erſetzt. Die Frage ganz ruhen zu laſſen, konnte man nicht wagen, und ſo ſuchte man ſie auf die lange Bank zu ſchieben; man erklärte, ſie ſei noch nicht genügend unterſucht, und verwies ſie nach Indien zurück, wo ein Heer von Beamten einige Jahre lang an Ort und Stelle unterſuchen mußte, welche Rechte eigentlich die eingeborene Bevölkerung auf die von ihr bebauten Ländereien beſitzt. Endlich kam 1870, ziemlich ſchnell, und ohne daß ſich über die einzelnen Beſtimmungen ein heftiger Streit entſponnen hatte, ein agrariſches Geſetz zu ſtande, welches den europäiſchen Pflanzern die Gelegenheit eröffnete, unter nicht gar zu ungünſtigen Umſtänden in der Kolonie thätig zu ſein.

Die jetzt beſtehenden Beſtimmungen über die Zulaſſung innerhalb des Gebietes der niederländiſch-indiſchen Beſitzungen ſind kurz zuſammengefaßt folgende: Mit Ausnahme der Perſonen welche durch die Regierung dorthin geſchickt werden, darf Niemand ſich auf Java und Madura ohne Erlaubniß des General-Gouverneurs, in den anderen Beſitzungen ohne die der höchſten Autorität, welche dort beſteht, niederlaſſen.

Jeder Fremde, der das Kolonialreich betritt, muß ſich innerhalb dreier Tage nach Ankunft bei der Ortsbehörde ausweiſen;

er bekommt dann eine für 6 Monate gültige Karte, welche ihn zu dem Aufenthalt in den dem allgemeinen Handel geöffneten Häfen oder in den von ihm angegebenen Gegenden berechtigt; ebenso kann Erlaubniß zu Reisen in einer oder mehreren Provinzen gegeben und die Zeit des Aufenthaltes verlängert werden. Wer sich dauernd niederlassen will, muß die nöthigen Existenzmittel nachweisen, worauf ihm die jederzeit widerrufliche Erlaubniß zur Niederlassung ertheilt wird.

Diese Bedingungen sind thatsächlich nicht schwer zu erfüllen und sind bei weitem milder, als die Bedingungen, welche bis 1872 bestanden haben.

Anmerkungen.

[1] Siehe den Wortlaut bei v. d. Chijs in Ned.-Ind. Plakkatboek I. p. 28.

[2] Valentijn III, 2 p. 13 und 96.

[3] Verslag der Staats-Commissie, ingesteld 16 VI, 1857 p. 136.

[4] van Deventer, Nederlanders op Java I, 166.

[5] Versl. p. 137.

[6] Brief der XVII. aan G. G. en Rade 26. IV. 1650, bei de Jonge „apkomst" VI, p. 13.

[7] So ſchreibt er ſelbſt, ſonſt gewöhnlich Maatsuicker; ſein Gutachten ſ. in „Verslag" p. 157.

[8] van Deventer l. c. p. 167.

[9] Bijdr. tot Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde III reeks VIII p. 35.

[10] Siehe van der Chijs, Ind. Plakkatboek I. S. 460.

[11] D. W. Schiff, Kolonisatie op Java; Tijds. Ind. Taal-, Land en Volkenkunde XVII.

[12] Die Bevölkerung von Batavia wird 1760 auf 16000, 1780 auf 12000, 1790 auf 8000 Seelen angegeben.

[13] P. J. Elout. Bijdragen tot de Kennis van het Koloniale Beheer etc. 1851.

Amos Komenius.

Von

Direktor **Dr. Zechlin**
in Stade.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Bekanntlich hat ſich im Herbſt 1891 eine Komeniusgeſellſchaft gebildet, um den dreihundertjährigen Geburtstag des Amos Komenius am 28. März 1892 durch eine Erinnerungsfeier auszuzeichnen. In dem Aufruf, den jene Geſellſchaft erlaſſen hat, wird hervorgehoben, daß er ſich durch ſein Denken wie durch ſein Leben eine univerſelle Bedeutung erworben habe. Als Philoſoph und Gottesgelehrter habe er im Bunde mit Männern wie Andreä, Milton und Anderen ſein Leben einem Friedenswerk gewidmet. Indem er das Heil der Menſchheit höher ſtellte als das Anſehen der Sprachen, Perſonen und Sekten, wäre ſein Bemühen dahin gerichtet geweſen, die ſtreitenden Kirchen auf dem Grunde altchriſtlicher Weltanſchauung zu Frieden und Verſöhnung zu leiten. Als Schulmann ſei er einer der Väter der Volksſchule geworden und habe, angeregt durch Bako, den Erfahrungswiſſenſchaften ihr Recht erkämpft, die Mutterſprache in den Kreis der Unterrichtsgegenſtände eingeführt und den Gedanken der Körperbildung in den Begriff der Schule aufgenommen. Die Geſellſchaft bezeichnet es als nächſten Zweck ihrer Aufgabe, die Schriften und Briefe des Komenius ſowie ſeiner Vorgänger, Lehrer und Geſinnungsgenoſſen herauszugeben, auch Dokumente zur Geſchichte der böhmiſchen Brüder zu ſammeln und zu veröffentlichen.

Wenn es ſich hierbei auch nicht ausſchließlich um Komenius handelt, ſo ſteht doch ſeine Perſon im Vordergrund, und es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, auf Grund der bereits vorliegenden Arbeiten ein Bild des Lebens und Wirkens dieſes merkwürdigen Mannes zu entwerfen, das ja allerdings nur unvollkommen ausfallen kann, da mancher Punkt in ſeinem Leben der Aufklärung bedarf.

Komenius war im ſiebzehnten Jahrhundert eine gefeierte Perſönlichkeit, wenn auch wegen ſeiner theologiſchen Richtung wiederholentlich angegriffen, z. B. von dem franzöſiſchen Gelehrten des Marets in deſſen Schrift Antirheticus sive defensio contra Comenium. Ebenſo ſchrieb Arnauld, Profeſſor in Franecker, in ſeinem Discursus theologicus gegen ihn. Im großen und ganzen war er nach ſeinem Tode bald vergeſſen und verkannt. Daniel Morhof erwähnt ihn in ſeinem Polyhiſtor (Lübeck 1688) nur kurz und weiß von ihm weiter nichts zu ſagen, als daß er eine gewiſſe Neuerungsſucht an den Tag lege und die geſamte Wiſſenſchaft und Philoſophie von Kopf bis zu Fuß reformiren wolle. Ungefähr um dieſelbe Zeit (1695) erkennt Bayle im Diktionär zwar an, daß ſeine Janua linguarum hinreiche, ihn unſterblich zu machen: quand Comenius n'auroit publié que ce livre là, il se seroit immortalisé, urtheilt aber ſonſt abſchätzig über ihn und beſpöttelt ſeine Vorliebe für Weiſſagungen. 43 Jahre nach Bayle erhebt Konrad Rieger in ſeinen „Böhmiſchen Brüdern" ſeine Stimme für den letzten Biſchof der Brüdergemeinde und nimmt ihn mit warmen Worten in Schutz gegen das Verdammungsurtheil Derer, die dazu durch ſeine chiliaſtiſchen und prophetiſchen Bemühungen veranlaßt wurden. Dieſe Verirrungen des Komenius entſchuldigt er mit der furchtbaren Noth der Zeit. Wer dieſe bedenke, der werde mit Komenius wegen dieſer Hoffnungen mehr Mitleid als Tadel haben.

Das ungünſtige Urtheil, welches lange Zeit über Komenius

herrſchte, hat hauptſächlich Adelung veranlaßt, der ihm in der Geſchichte der menſchlichen Narrheit 1785 einen Platz anwies. Er faßt ſein Urtheil über ihn folgendermaßen zuſammen: „Daß Komenius um den Schulunterricht Verdienſte hatte, iſt nicht zu leugnen, aber ebenſo wenig iſt zu leugnen, daß ſie von Vielen gar ſehr übertrieben ſind und in ein allzuvortheilhaftes Licht geſtellt worden. Er ſah, daß ſich die Erlernung der Worte ſehr bequem mit Sachkenntniſſen verbinden ließ, und das war ihm rühmlich. Aber daß er ſich nun ſeine ganze Lebenszeit um dieſen Punkt drehte, dieſe Methode in einer großen Menge von Schriften unaufhörlich widerkaute und ein Geſchrei davon machte, als wenn das zeitliche und ewige Wohl des ganzen menſchlichen Geſchlechts davon abhinge, zeigt nicht bloß einen ſchwachen, eingeſchränkten Kopf, ſondern einen Marktſchreier und Charlatan.“ Um ſo erfreulicher iſt es, wenn zehn Jahre ſpäter ein kongenialer Geiſt, nämlich Herder, in ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität für Komenius in die Schranken trat.

Erſt in unſerm Jahrhundert wurde Komenius eingehend gewürdigt. Sein Landsmann, der böhmiſche Hiſtoriker Palacky, widmete ihm 1829 im Jahrbuch des böhmiſchen Muſeums eine genaue Arbeit. Bahnbrechend wirkte der Aufſatz von Gindely: Ueber des Amos Komenius Leben und Wirkſamkeit in der Fremde (Sitzungsbericht der Wiener Akad. phil.-hiſt. Kl. 1853). Es folgt G. Bauer, Komenius, in Schmids Encyklopädie des geſamten Erziehungsweſens. Viel Material über ihn brachte Raumer in ſeiner Geſchichte der Pädagogik und lenkte die Aufmerkſamkeit weiter Kreiſe auf ihn. Seine Darſtellung iſt die Grundlage für alle folgenden Arbeiten. Da man glaubte, Komenius ſei 1671 geſtorben, erſchienen 1871, als dem vermeinten zweiten Säkulartodesjahr, zwei Biographien: E. Pappenheim: A. Komenius, der Begründer der neueren Pädagogik, Berlin, und Seiffarth: Joh. A. Komenius nach ſeinem Leben und ſeiner

pädagogiſchen Bedeutung. In den letzten zwanzig Jahren iſt das Intereſſe für unſern Helden recht rege geworden. Von theologiſcher Seite iſt Komenius von Kleinert in den Theolog. Studien und Kritiken 1878 und von Criegern in der Schrift: Komenius als Theologe, Leipzig 1881, behandelt worden. Von pädagogiſcher Seite enthält die dritte Auflage von Karl Schmidt, Geſchichte der Pädagogik, eine längere Abhandlung über Komenius. Außerdem haben die drei pädagogiſchen Bibliotheken von Richter, Lindner und Beier Ueberſetzungen der wichtigſten pädagogiſchen Schriften des Komenius gegeben. Einleitend iſt jedesmal ſeine Biographie gebracht, am vollſtändigſten iſt die von J. Berger und Fr. Zoubeck (A. Komenius nach ſeinem Leben und ſeinen Schriften 1883). Hier finden ſich auch auf S. 55 die Schriften des Komenius, welche hundert Nummern umfaſſen, zuſammengeſtellt. Mit ſeiner Pädagogik beſchäftigen ſich ferner noch: Gottſched: Die pädagogiſchen Grundgedanken des Komenius, Magdeburg 1879; R. Hiller: Die Lateinmethode des Komenius 1884, und W. Müller: Komenius ein Syſtematiker der Pädagogik, Dresden 1887. Ueber ſeine Philoſophie hat der Ungar Kvacſala (A. Komenius' Philoſophie, insbeſondere Phyſik, 1881) geſchrieben. Endlich iſt noch die Monographie des Engländers G. Laurie zu nennen: A. Comenius, Bishop of the Moravians, his life and educational works. II. Ed. Cambridge 1885.

Des A. Komenius Leben iſt reich an Wechſelfällen und Schickſalsſchlägen. Er wurde geboren zu Ungariſch Brod, einem Dorfe in Mähren, am 28. März 1592. Seine Eltern, welche ſich zu den böhmiſchen Brüdern bekannten, verlor er früh, und ſeine Vormünder bekümmerten ſich nur wenig um ſeine Erziehung. Daher entſchloß er ſich erſt im 16. Jahre zum Beſuch einer lateiniſchen Schule, ſpäter klagend: o mihi praeteritos Jupiter si referat annos. Da die böhmiſchen Brüder in ihrem Glauben

mehr zu den Reformirten als zu den Utraquiſten hinneigten, beſuchten ihre Anhänger lieber deutſche Univerſitäten als Prag. So ging Komenius zuerſt nach Herborn in Naſſau, wo der Theologe Alſtedt auf ihn beſonders einwirkte, deſſen Richtung durch die Schrift Triumphus bibliorum sacrorum charakteriſirt wird. Von hier ging er nach Heidelberg, der Metropole des reformirten Bekenntniſſes, wo er die Originalhandſchrift des Kopernikaniſchen Hauptwerks an ſich brachte.

22 Jahre alt, kehrte er 1614 in ſein Vaterland zurück und übernahm die Leitung der Schule in Prerau. Nachdem er einige Jahre ſpäter zum Prieſter geweiht war, übertrug ihm 1618 die Gemeinde Fulnek das dortige Pfarrer- und Lehreramt. Hier gründete er einen Hausſtand nnd verlebte drei glückliche Jahre, bis ſich das Unglück des Religionskrieges über ihn entlud. 1621 kam ein ſpaniſches Heer nach Fulnek, plünderte die Stadt und ſteckte ſie in Brand, wobei Komenius ſeine ganze Habe und ſeine Bücherſammlung verlor. Eine Seuche raubte ihm Weib und Kind. Perſönlich nicht mehr ſicher in jener Gegend, mußte er ſich bei mehreren böhmiſchen Edelleuten verſteckt halten, unter denen beſonders Karl von Zierotin ihm ſeinen Schutz angedeihen ließ. In dieſer Einſamkeit und Zeit der Verfolgung veröffentlichte er mehrere religiös erbauliche Schriften, ſo das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens. Erſteres iſt eine religiös-ſatyriſche Allegorie, in welcher die geſamte Zeitkultur, Wiſſenſchaft, Kirche und Staat in ihrer Entartung geſchildert wird. Rein religiöſe Erbauungsſchriften aus dieſer Zeit ſind: „Ueber das Waiſenthum und die Tiefe der Sicherheit.“ Ein katholiſcher Beurtheiler (Gindely) ſagt unter dem Eindruck dieſer Schriften, daß ſie auch ein Heiliger nicht anders geſchrieben haben könnte. Während dieſer Zeit der Verfolgungen trat Komenius mit mehreren falſchen Propheten und Viſionären ſeiner Zeit in Berührung,

die ſämtlich zur Brüderkirche gehörten, der ja ein Zug zur Myſtik eigenthümlich war. Dieſe Propheten, deren göttliche Sendung er nicht bezweifelte, ſchauten den Gang der Weltereigniſſe in Viſionen voraus. Die ſpätere Herausgabe dieſer Viſionen unter dem Titel Lux in tenebris hat ihm bei Mit- und Nachwelt viel Spott und Mißachtung eingetragen.

Doch auch ſeinen ſtillen Zufluchtsort in Böhmen mußte er aufgeben. 1627 erſchien ein kaiſerliches Patent, wonach Alle, die nicht zum Katholizismus übertreten wollten, Böhmen verlaſſen mußten. Im ganzen wurden aus Böhmen über 30 000 Familien vertrieben, darunter 500 edle Geſchlechter. Er wandte ſich mit vielen Anhängern nach Polniſch Liſſa. Am dortigen Gymnaſium ertheilte er Unterricht, bekleidete fünf Jahre das Rektorat und reorganiſirte dasſelbe. Hier arbeitete er diejenigen pädagogiſchen Werke aus, welche in der Folge ſeinen Ruf begründeten. Zuerſt die Didactica, in böhmiſcher Sprache geſchrieben, ſpäter ins Lateiniſche von ihm umgearbeitet und 1657 zu Amſterdam gedruckt. Damit ſeine Unterrichtsweiſe in den Schulen zur Einführung gelangen könne, verfaßte er eine Reihe von Schul- und Uebungsbüchern. Beſondere Anerkennung fand ſeine Janua linguarum reserata, die ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte. Dieſe Schrift erlebte unzählige Auflagen und wurde in die verſchiedenſten Sprachen überſetzt. Die Bibel ausgenommen, gab es nach zehn Jahren keine Schrift, die ſo verbreitet war als die Sprachenpforte des Komenius. Dieſer Schrift folgten andere Schulbücher, wie die „Vorhalle zur Sprachenpforte", der „Sprachenpalaſt" u. a. Zur ſelben Zeit veröffentlichte er eine philoſophiſche Schrift: Physicae synopsis. „Der ſachliche Univerſalismus ſeiner Pädagogik erhob ſich aus der Enge der Schulſtube zur Weite einer abſoluten Erkenntniß." Anregung empfing er durch das Studium der Schriften von Bako, Vives und Kampanella. Seine geſamten philoſophiſchen Studien

beſchloß er in einer Panſophie niederzulegen, in der alles Wiſſenswerthe nach feſten, klaren Grundbegriffen zuſammengeordnet werden ſollte. Es beweiſt das Intereſſe damaliger Zeit für dieſe Ideen, daß, als der Plan dieſer Panſophie in England bekannt wurde, Komenius allgemeine Bewunderung erregte. Ja als ſein Freund Hartlieb dieſen Plan unter dem Titel Pansophiae prodromus, London 1639, veröffentlichte, kannte die Begeiſterung keine Grenzen. Glückwunſchſchreiben von Gelehrten aller Länder gelangten an Komenius. Die Engländer beeilten ſich den Prodromus in ihre Sprache zu überſetzen, und ſogar das Parlament lud Komenius unter günſtigen Bedingungen nach England ein. Komenius folgte dem Ruf 1641 und wurde in England mit großen Ehren empfangen. Das Parlament beſtimmte ſogar, daß auf Koſten des Staates mehrere Gelehrte unter Leitung des Komenius zuſammentreten ſollten, um die angeregten Ideen zu verwirklichen. Während ſeines Aufenthalts in London verfaßte er mehrere panſophiſche Schriften, welche aber erſt bedeutend ſpäter veröffentlicht wurden.

Sein Bleiben in England wurde ihm bald durch die iriſchen Unruhen und den ausbrechenden Bürgerkrieg verleidet; er ſah ſich nach einem ruhigeren Wohnſitz um. Verſchiedene Anerbietungen ſchlug er aus und nahm dann eine Einladung eines in Schweden anſäſſigen unermeßlich reichen Holländers, Ludwig van Geer, an, den Komenius den großen Almoſenſpender Europas nannte. Durch Vermittelung van Geers hatte er eine Unterredung mit dem ſchwediſchen Kanzler Oxenſtierna, der ihn aus den ätheriſchen Gefilden der Panſophie in die nüchterne Wirklichkeit des praktiſchen Schullebens zurückzuführen verſuchte und ihn veranlaßte, mehrere Schulbücher für Schweden nach ſeiner Methode zu ſchreiben. Da jedoch den Schweden ſeine panſophiſche Geſinnung verdächtig wurde, wählte er zum Aufenthalt die Stadt Elbing, wohl auch, um den böhmiſchen Brüdern nahe zu

ſein. Van Geer beſtritt nun für eine Reihe von Jahren den Lebensunterhalt für Komenius und deſſen Mitarbeiter, verlangte aber bald eine fertige Panſophie, die Komenius wegen der eingegangenen Verpflichtungen mit Schweden und wegen anderer Schwierigkeiten nicht ſo raſch vollenden konnte. Doch wurden wenigſtens die verlangten Schulbücher, welche ſich auf die lateiniſche Sprache bezogen, fertig geſtellt.

Im Jahre 1648 wurde Komenius zum Biſchof der Brüdergemeinde gewählt; infolgedeſſen verlegte er ſeinen Wohnſitz wieder nach Liſſa. Er war der letzte Biſchof der Unität, denn zu ſeinem großen Schmerze war die Brüdergemeinde nicht in den Religionsfrieden miteingeſchloſſen, ſie mußte, um Duldung zu erlangen, ſich den Evangeliſchen anſchließen. Bitter beklagt er ſich bei Oxenſtierna, daß man ſeine Landsleute im Traktate von Osnabrück aufgeopfert habe, und ſeine Stimmung ſpiegelt ſich in der in dieſem Jahr erſchienenen Schrift: Das Teſtament der ſterbenden Mutter, „geweihte Worte einer bis zum Tode betrübten Seele", die noch heute niemand ohne Bewegung leſen wird.[1] Von der Zeit ab zerſtreuten ſich die böhmiſchen Brüder über das ganze proteſtantiſche Europa. Kaum ein Land wurde gefunden, wo ſie nicht als Erzieher, Lehrer, Künſtler, Geiſtliche wirkten.

Im Jahre 1650 fand ſich Gelegenheit für Komenius, ſeine Idee über Schulorganiſation praktiſch verwirklichen zu können. Er wurde von dem Fürſten Rakoczi nach Siebenbürgen eingeladen, um dort panſophiſche Schulen zu gründen. In Saros-Patak wurde der Anfang gemacht. Er theilte die panſophiſche Schule in ſieben Klaſſen, von denen zuerſt drei ins Leben traten, und errichtete dort eine Bibliothek und eine Buchdruckerei. Zum erſten Male wurden hier gymnaſtiſche Uebungen in den Lehrplan aufgenommen; doch es blieb bei jenen drei Klaſſen, der ungariſche Adel wollte nicht recht ſtudiren, die Lehrer gaben ſich

nicht Mühe, ſeinen methodiſchen Anleitungen zu folgen, dazu kam der Tod ſeines Gönners, und ſo kehrte er nach vierjähriger Wirkſamkeit nach Liſſa zurück. Die Frucht ſeines ungariſchen Aufenthalts war der Orbis pictus, ſein verbreitetſtes Werk, welches am meiſten dazu beigetragen hat, ſeinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen; er ſelbſt erlebte noch 4—5 Auflagen, ſeitdem iſt der Orbis pictus allerdings in anderen Gewändern bis auf unſere Tage in unzähligen Auflagen erſchienen.

In Liſſa brach die letzte und ſchwerſte Kataſtrophe über den vielgeprüften Mann aus. 1656 überzog Karl Guſtav von Schweden Polen mit Krieg. Von den Schweden wurde Liſſa verſchont, vielleicht aus Rückſicht[2] für Komenius, der den Schwedenkönig mit einem Panegyrikus begrüßte und dadurch den Zorn der Polen entflammte. Die eigenen Landsleute überfielen das Ketzerneſt und äſcherten es ein. Er verlor abermals ſein Habe, ſeine Bibliothek und Handſchriften. Die Frucht vierzigjährigen Fleißes und fünfundzwanzigjähriger panſophiſcher Studien ging zu Grunde. Beſonders beklagt er den Verluſt der Sylva pansophiae, noch mehr iſt jedenfalls zu bedauern daß auch ſein großes böhmiſch-lateiniſches Lexikon, für welches er ſchon ſeit ſeiner Studienzeit geſammelt hatte, vernichtet wurde.

Nackt, wie er ſelbſt ſchreibt, flüchtete er unter vielen Mühſalen nach Schleſien, von da durch Brandenburg weiter über Hamburg nach Amſterdam. Hier wurde er von einer Deputation des Rathes feierlich begrüßt, von dem Sohne ſeines früheren Gönners, Ludwig van Geer, aufs freundlichſte aufgenommen und aufs liberalſte unterſtützt. So verfloſſen ſeine letzten vierzehn Lebensjahre friedlich und ohne äußere Sorgen. Er gab auf Koſten ſeines Gönners ſeine Werke in vier Foliobänden heraus,[3] veröffentlichte noch mehrere Schriften gegen verſchiedene Gegner und ſorgte für ſeine zerſtreute Brüdergemeinde, die er auch am Abend ſeines Lebens nicht aus den Augen verlor. Seine letzte

Schrift war Unum necessarium (1668), in welcher er die Summe seines Lebens zieht. Er rechtfertigt seine Bestrebungen und dankt Gott, daß er, ein Mann der Sehnsucht, nun bald in den Hafen des ewigen Friedens gelangt sei. Still und ruhig schied er aus dem irdischen Leben am 15. November 1670 im 78. Jahre, fern vom Vaterlande wie Jakob, er, der zwanzigste und letzte Bischof der Brüdergemeinde; in der Kirche zu Naarden ist er begraben.

Komenius ist eine Gestalt von dem größten kulturhistorischen Interesse. Verfolgt und heimathlos während jener entsetzlichen dreißig Kriegsjahre, verzweifelte er nicht an dem Heil der Menschheit, sondern suchte die Keime für eine bessere Zukunft in die Gemüther der Jugend und der Erwachsenen zu pflanzen. Ueber den streitenden Parteien hinweg stand er, wenig verstanden, ein Priester der Humanität. Im Umgang mit Menschen, urtheilt Palacky, freundlich und bescheiden, zeigte sich auch in seinem Wandel rechtschaffene Gottesfurcht. Niemals vergalt er seinem Gegner mit gleichem Maß, niemals verurtheilte er Jemand, was für Unrecht auch immer er von ihm erduldete.

Er war ein gläubiger Christ und ein treuer Anhänger der böhmischen Brüder. Und wenn wir auch nicht in Komenius als Theologen den Kern seines Wesens und seine Bedeutung zu suchen haben, so müssen wir doch zunächst auf seine religiöse Ueberzeugung kurz eingehen, denn aus seiner religiösen Grund- und Herzensstimmung heraus stammt seine Pädagogik und seine Liebe zur Jugend. Ihm war die Religion vorzüglich Sache des Herzens. Er konnte nicht begreifen, wie gerade das, was die Menschen verbrüdern soll, die gemeinsame Liebe zu Gott, zu der heftigsten Entzweiung und grausamsten Verfolgungen führen könne. „Das Chaos der Streitigkeiten im Gebiet der Religion," klagt er in seiner Panegersis, kann niemand ohne Schrecken ansehen. Nicht einmal in der Anschauung Gottes findet sich hinlängliche Uebereinstimmung. Von den vier Hauptsekten der

Erde, der jüdiſchen, chriſtlichen, mohammedaniſchen und heidniſchen theilt ſich eine jede wiederum in mehrere Sekten. Und keine unter ihnen iſt mit ſich ſelbſt ſo uneinig als die, die ſich des meiſten Lichtes erfreut, die chriſtliche, auf daß ſie den übrigen zum Aergerniß, ſich ſelbſt aber zum ſtärkſten Hinderniß werde. Suchten nur die Menſchen die rechte Gottesverehrung, ſo würde die traurige Diſſonanz der Religionsparteien verſchwinden." Seine Geſinnung war eben eine eminent ireniſche, und jeder Hader war ihm ein Greuel. Dieſe religiöſe Verträglichkeit entging ſelbſt dem gelehrten Jeſuiten Balbin nicht, der ihm nachrühmte, daß er zwar viel herausgegeben hätte, aber nichts, was gegen den katholiſchen Glauben verſtieße, weshalb ihm auch die reformirten Profeſſoren Arnold und Mareſius ſeinen zu geringen Glaubenseifer gegen Rom vorwarfen. Seine Friedensliebe zeigte er auch darin, daß er an dem Religionsgeſpräch zu Thorn theilnahm, welches Wratislaw IX. zur Schlichtung der Streitigkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſtanten berufen hatte. Noch als Greis ermahnt er die Menſchen zum religiöſen Frieden; im Nothwendigen Einigkeit, im Nichtnothwendigen Freiheit, in allem Liebe.

Dabei entſprang ſeine friedliche Stimmung nicht etwa religiöſem Indifferentismus. Faſt jede Seite ſeiner Werke überzeugt uns von ſeinem innigen Gottvertrauen und läßt uns ſeine tiefe und innige Liebe zu ſeinem Heiland erkennen, der ihn mit ſeinem Blute erlöſt und ihn wiedergeboren hat zum ewigen Leben. Frömmigkeit iſt die Wurzel ſeines Charakters. Daher durfte er in ſeinem 77. Jahr frei von ſich bekennen: „Ich habe geſagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und ſeiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe; ein anderes iſt mir nicht bewußt, und verflucht ſei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt wurde." In ſeiner letzten Schrift Unum necessarium legt er ſein Glaubensbekenntniß ab:

„Fragt Jemand nach meiner Theologie, ſo will ich die Bibel nehmen und mit Herz und Mund ſagen: Ich glaube, was in dieſem Buch geſchrieben ſteht; fragt er genauer nach meinem Glaubensbekenntniß, ſo will ich ihm das apoſtoliſche nennen, da ich kein kürzeres und nachdrücklicheres weiß. Fragt er nach meiner Gebetsformel, ſo will ich ihm das Gebet des Herrn weiſen; fragt man nach meinen Lebensregeln, ſo ſind es die zehn Gebote.“ Mit einem Wort, ſein Standpunkt war das bibliſche, nicht das konfeſſionelle Chriſtenthum.

Nicht mit allen Lehren der damaligen Orthodoxie ſtimmte er überein. So iſt ihm die einſeitige Ueberſpannung des Schriftprinzips fremd, was ſich darin zeigt, daß er ſowohl die Apokryphen citirt als auch darin, daß er in dem Streit über die Authenticität des maſorethiſchen Textes keineswegs für die Buxtorfe Partei nimmt. Auch weiſt er der Vernunft in Glaubensſachen eine ziemlich hohe Stellung zu. Dagegen vertheidigt er die Grundwahrheiten des Chriſtenthums gegen den Socinianer Zwicker, der ihn für einen Geſinnungsgenoſſen zu halten ſchien, in der Schrift Speculum Socinisimi; er wirft hauptſächlich dem Sociniauismus vor, daß der Unterſchied von Geſetz und Evangelium, Gebot und Glaube nicht erkannt ſei und daher das perſönliche Verhältniß der Gläubigen zu Chriſto als Centralpunkt der Religion nicht zur Geltung komme, auch ſei die grundlegende Bedeutung des hohenprieſterlichen Amtes Jeſu Chriſti gänzlich verkannt.

Damit der Schatten dem Licht nicht fehle, müſſen wir noch einer Schwäche des Komenius gedenken, die wir ſchon bei dem biographiſchen Abriß erwähnten und die ihm viel Verdruß und Aerger bereitete, nämlich ſeiner Beziehungen zu den ſchwärmeriſchen Propheten jener Tage, deren Weiſſagungen er, wie erwähnt, in dem Buche Lux in tenebris herausgegeben hatte. Es waren dies beſonders die Prophezeihungen des Gerbers

Kotter zu Sprottau, der Chriſtiane Poniatowia, die in ſeinem Hauſe zu Liſſa lebte, und des Mähren Dravik.[4] Sie waren in ihrem Kern gegen den Papſt und das Haus Oeſterreich gerichtet und in ihren ſpeziellen Ausführungen ganz verfehlt, z. B. daß die Türken Wien und Rom erobern würden, daß 1672 der Anfang des tauſendjährigen Reiches eintreten werde u. ſ. w.; auch wurden ſie öfters nach den Zeitverhältniſſen umgeändert, ſo daß der ſpöttiſche Bayle bemerkte: Il étoit toujours alerte sur les événements de l'Europe, afin de les raporter au Système de ses Visions. C'est le propre de ces gens-là, comme on le sait par des exemples récens, de rajuster les pièces de leurs prédictions selon les nouvelles de la gazette. Dieſe Verirrung kann ihm jedoch nicht hoch angerechnet und muß mit dem entſetzlichen Noth der Zeit entſchuldigt werden. Je troſtloſer dieſelbe war, je mehr Schwert, Hunger und Peſt wütheten, deſto mehr ſehnten ſich die Gemüther nach einer beſſern Zukunft und verſenkten ſich in die prophetiſchen Bücher der heiligen Schrift, deren Bilder ſie der Gegenwart anpaßten. Solche viſionäreu Anwandlungen ſind, wie Kleinert treffend bemerkt, eine gemeinſame Erſcheinung aller Nothzeiten der Kirche. Komenius ſelbſt giebt in ſeinem Unum necessarium zu, daß er durch die Herausgabe dieſer Offenbarungen in ein ungewöhnliches Labyrinth gerathen ſei, was ihm viel Mühe und Arbeit, viel Furcht, Neid und Gefahr verurſacht hätte.

Noch einige Worte über ſeine Philoſophie. Schon früh beſchäftigte er ſich, durch Bako angeregt, mit derſelben. Wir erfahren von einer Silva pansophiae. Silva iſt hier die wörtliche Ueberſetzung des griechiſchen ὕλη im Sinn von Stoff. Von den früheren Philoſophen ſtellt Komenius Plato am höchſten; an den übrigen tadelt er, daß der Eine dies, der Andere jenes Prinzip hervorhebe, wodurch eine große Disharmonie entſtanden ſei, außerdem ſei die Darſtellungsweiſe zu gelehrt und ſchwer verſtändlich,

daher beabſichtige er eine Panſophie zu ſchaffen, welche die Weisheit zum Gemeingut Aller erhöbe. Von den naturphiloſophiſchen Schriften iſt ſeine Phyſik die wichtigſte. Was nun das Ganze ſeiner Philoſophie betrifft, ſo ſteht ſie wohl bedeutend hinter Bako zurück. Die Induktion erkennt er zwar im Prinzip als die richtige Methode der Naturforſchung an, erſetzt ſie aber thatſächlich durch Spekulationen. Er nimmt drei Erkenntnißquellen an: Sinne, Vernunft und Offenbarung, von dieſen genügt keine allein. Die Ordnung iſt die, daß man mit den Sinnen anfängt und mit der Offenbarung abſchließt. Während Bako ſtreng Philoſophie und Theologie ſchied, ſtrebte Komenius die Harmonie des Glaubens und Wiſſens an, und mit Scharfſinn und ausgedehnten philoſophiſchen Kenntniſſen ſucht er die Offenbarung mit den Naturwiſſenſchaften in Einklang zu bringen, immer jedoch ſo, daß der normative Charakter der Schrift unbedingt anerkannt wird, denn das Chriſtenthum, ſagt er in ſeiner Panſophie, iſt die wahre Philoſophie.

Etwas anders als mit ſeiner Naturphiloſophie ſteht es mit ſeinen praktiſchen Beſtrebungen, die auf das Heil der Menſchheit gerichtet waren. In dieſem Streben hat er bis auf unſere Tage viel Anerkennung gefunden, und noch heute leben ſeine Ideen in manchen Kreiſen fort. Das Hauptwerk, in welchem er ſeine Anſichten begründet, iſt die Panegerſis.[5] Sein Plan war, einen allgemeinen Menſchheitsbund zu gründen, der über die verſchiedenen Religionen und Konfeſſionen, Nationalitäten und Sprachen hinaus um die ganze Menſchheit ein allgemeines Band ſchlingen ſollte. Von welcher Geſinnung er dabei beſeelt war, mag folgende ſchöne Stelle zeigen: „Die Welt iſt natürlich (naturaliter) ein Ganzes, warum ſollte ſie es nicht moraliſch werden? Wohl iſt Europa von Aſien, Aſien von Afrika, Afrika von Amerika getrennt; wohl ſind Reiche und Provinzen durch Berg und Thal, durch Flüſſe

und Meere getheilt, daß wir nicht alle allen persönlich gegenwärtig sein können. Doch die Mutter Erde trägt und nährt uns Alle, derselbe Himmel deckt uns Alle, dieselbe Sonne mit allen Sternen umwandelt und erleuchtet uns abwechselnd Alle. Ein Lebenshauch durchglüht uns Alle. Wir sind Alle Mitbürger einer Welt; was will uns wehren, in ein Gemeinwesen unter denselben Gesetzen uns zu versammeln". In diesem idealen Bunde herrscht kein Parteigeist, kein Streit, kein Neid, treue Freundschaft wird von den Mitgliedern geübt, und alle streben nach Wahrheit, Friede und Frömmigkeit des Herzens.

Eine seiner vorzüglichsten Bemühungen bezog sich nach seinem eigenen Ausdruck auf die Schulverbesserungen, die er aus dem Verlangen, die Jugend aus dem beschwerlichen Labyrinthe, worin sie verwickelt worden war, herauszuführen, über sich nahm und viele Jahre fortsetzte. Indem wir nun dazu übergehen, die pädagogische Bedeutung des Komenius uns klar zu machen, können wir bei der reichen Fülle des Materials nur die wesentlichsten Gesichtspunkte hervorheben.

Komenius hat zuerst eine vollständige Theorie der Erziehung aufgestellt und den Unterricht den allgemeinen Prinzipien derselben untergeordnet. Wozu soll der Mensch erzogen werden, ist seine erste Frage, welche er dahin beantwortet, daß das Hauptziel des Menschen der Genuß der ewigen Seligkeit in und mit Gott ist. Er entspricht nur dann dem Begriff „Mensch", wenn er dies Ziel erreicht. Durch die Aufstellung dieses Zieles erhält seine Pädagogik ein ideales, christliches Prinzip. Dieser höchsten Zweckbestimmung sind diejenigen Erziehungszwecke, welche dem irdischen Durchgangsleben dienen, untergeordnet und dürfen daher nur als Vorbereitung für jenes himmlische gelten. Infolge seiner Bestimmung, selig zu werden, erwachsen dem Menschen drei Aufgaben für sein irdisches Leben, nämlich nach Bildung, Tugend und Sitte und nach Frömmigkeit zu streben. Die

Samenkörner hierzu, nämlich der Erkenntniß, Sittlichkeit und Religion, hat Gott in die menſchliche Bruſt gelegt; ſie bedürfen aber, weil der Menſch ein ſinnliches Weſen iſt und oft ſtrauchelt, der rechten Ausbildung. Daran hat es bis jetzt gefehlt. Es würde nicht ſo viel Elend, ſo viel Schäden in der Welt ſein, wenn die Menſchen durch Lehre und Beiſpiel ausgebildet worden wären. „Wenn wir wohl eingerichtete und blühende Kirchen, Staaten und Haushaltungen wünſchen, ſo müſſen wir vor allem Schulen wohl einrichten und erblühen laſſen, damit ſie wahre und lebendige Werkſtätten der Menſchen und Saatſchulen der Kirchen, Staaten und Haushaltungen ſeien. So werden wir endlich unſer Ziel erreichen, anders nimmermehr.“ Schulen müſſen angelegt werden, denn der Menſch iſt ein „ſchulbares Geſchöpf“. Die Zeit der Bildungsfähigkeit iſt die Jugend, wo der Menſch zu andern Dingen unfähig, zur Ausbildung allein geeignet iſt. „Denn wie alle organiſchen Geſchöpfe als zarte Weſen ſehr leicht können gebogen werden, in abgehärtetem Zuſtand die Willfährigkeit verweigern, ſo iſt auch der Menſch am beſten in der Jugend zu bilden“.[6]

So hatte Komenius die Nothwendigkeit des Jugendunterrichts — das war damals noch nöthig — erwieſen. Schulen müßten nun in jedem geordneten Zuſammenſein von Menſchen, heiße es Flecken, Dorf oder Stadt, errichtet werden. In dieſen Schulen ſeien Alle zu unterrichten, ſowohl die männliche als auch die weibliche Jugend. Für die letztere, mit deren Bildung es im 17. Jahrhundert traurig ausſah, tritt er im 9. Kapitel ſeiner Didactica ein. „Eben ſo wenig kann ein genügender Grund vorgebracht werden, warum das weibliche Geſchlecht von den Studien der Weisheit überhaupt ausgeſchloſſen werden ſolle. Denn ſie ſind gleichfalls Gottes Ebenbild, gleichfalls Theilhaber der Gnade und des zukünftigen Reiches, gleichfalls mit regſamem, für die Weisheit empfänglichem Geiſte (oft mehr als unſer Geſchlecht) ausgeſtattet.“

Wie in Bezug auf das Geſchlecht kein Unterſchied gemacht werden dürfe, ſo auch in Bezug auf den Stand. Reiche und Arme müßten unterrichtet werden, denn wer als Menſch geboren iſt, iſt zu demſelben Hauptzweck geboren, daß er Menſch ſein ſoll. Der Reiche ohne Weisheit gleiche einem mit Kleie gemäſteten Schweine; der Arme, dem das Verſtändniß der Dinge abgehe, einem mit Laſten bepackten Eſel. Alle müßten dahin gebracht werden, daß ſie, in Wiſſenſchaften, Tugend und Religion recht eingeweiht, das gegenwärtige Leben nützlich hinbrächten. Schwachbegabte dürften nicht ausgeſchloſſen werden. Damit iſt das Prinzip der allgemeinen Volksſchule begründet und aufgeſtellt. Auch in der Praxis wußte Komenius dieſen Grundſätzen Geltung zu verſchaffen. So betonen die Schulgeſetze von Patak die vollſtändige Gleichſtellung der Adligen und Nichtadligen mit der einzigen Ausnahme, daß die nach ungariſcher Sitte von den Adligen unterhaltenen Famuli das Schulzimmer reinigen ſollten. Treffend lautet der Schluß dieſer Geſetze: Einen verderbten Menſchen unter den Schülern zu dulden, etwa weil er reich und adlig iſt oder weil man ihn oder ſeine Eltern aus andern Rückſichten nicht erbittern will, iſt das untrügliche Kennzeichen einer zerrütteten Schulzucht und des Verfalles der Schule.

Für die geſamte Jugend nun plante Komenius eine großartige Schulorganiſation, welche einen einheitlichen Organismus bildet, deſſen verſchiedene Schulſyſteme aufeinander folgen und ineinander greifen. Vier Arten von Schulen ſind es: 1. die Mutterſchule, 2. die deutſche Schule, 3. die lateiniſche Schule und 4. die Univerſität. Eine Mutterſchule ſoll ſich in jedem Hauſe befinden, eine Volksſchule in jeder Gemeinde und jedem Dorf, ein Gymnaſium in jeder größeren Stadt.

Die Mutterſchule umfaßt die erſten 6 Lebensjahre, in denſelben wird der Grund für das ſpätere Glück des Kindes gelegt. Die Eltern, beſonders die Mütter, ſind die natürlichen

Lehrer des Kindes. Sie ſollen bei Zeiten Hand anlegen und die Erziehung ihrer Kinder nicht bis auf die Präceptoren und Prediger aufſchieben, denn einen krumm gemachten Baum gerade zu machen, iſt faſt unmögliche Arbeit. Begeiſtert ſchildert Komenius in der Schola infantiae, einer der am meiſten zu Herzen gehenden Schriften, welche Kleinodien und welche Gottesgaben Kinder ſind; er kann die Eltern nicht genug ermahnen, mit dieſen anvertrauten Pfändern ſorgſam umzugehen, und giebt genaue und beherzigenswerthe Vorſchriften für die leibliche und geiſtige Ausbildung der Kinder. Z. B. Kap. V. 16. „Darum, liebe Eltern, ſeid vernünftig, haltet die Arznei von euren Kindern fern wie Gift, wenn ſie nicht nöthig iſt, ebenſo auch hitzige und gepfefferte Speiſen und Getränke, als da ſind gewürzte und geſalzene Speiſen, Wein, Branntwein. Wer mit ſolchen Dingen ſeine Kinder ſpeiſet und tränket, der macht's ebenſo wie ein unvorſichtiger Gärtner, welcher aus Begierde, ſeinen Baum geſchwinde zum Wachſen und Blühen zu bringen, auf die Wurzel Kalk ſchüttet, daß ſie deſto eher erwärmt werde." Andererſeits eifert er auch gegen die Affenliebe und zu große Verzärtelung der Kinder von Seiten der Eltern. Durch die Idee dieſer Mutterſchule wurde ſpäter Fröbel direkt beeinflußt.

Haben die Kinder das ſechſte Lebensjahr vollendet, ſo werden ſie in die Volksſchule geſchickt, in welcher die geſamte Jugend weiter gebildet wird. Thöricht haben die Eltern gehandelt, welche die Kinder über die Strenge des Lehrers und über die Schulzucht ängſtlich gemacht haben: ich werde dich in die Schule ſchicken, da werden ſie dich bald kirr machen, dich mit Ruthen züchtigen, warte nur,[7] vielmehr ſoll man von der Schule wie von einem Jahrmarkt reden, ſoll den Kindern ſchöne Sachen verſprechen und ſagen: Mein liebes Kind, bete fleißig, daß die Zeit bald komme, daß du in die Schule wandern mögeſt.

Da der Unterrichtskurſus nur einmal zu Oſtern jährlich ſeinen Anfang nimmt, ſind auch die Kinder zu dieſem Termine in die Schule zu ſchicken,[8] eine Forderung, der wir erſt im letzten Jahrzehnt nachgekommen ſind.

Die Schule ſelbſt ſei ein angenehmer Ort, der von innen und außen den Augen Anlockendes darbietet. Im Innern ſei ſie ein helles, ſauberes, allenthalben mit Bildern geſchmücktes Gemach; mögen dieſe Bilder nun Porträts berühmter Männer enthalten oder geographiſche Darſtellungen ſein oder geſchichtliche Ereigniſſe vorführen, oder Ornamente darbieten. Außerhalb ſoll ſich bei der Schule ein freier Platz zum Spazierengehen und Spielen befinden, denn das iſt den Kindern durchaus nicht zu verſagen, und außerdem ein Garten, in den die Schüler bisweilen gelaſſen und wo ſie angehalten werden, ihre Augen an dem Anblick der Bäume, Blumen und Kräuter zu weiden. Wenn die Sache ſo eingerichtet iſt, ſo werden die Schüler wahrſcheinlich mit nicht geringerer Luſt zur Schule gehen, als ſonſt zu den Jahrmärkten, wo ſie immer etwas Neues zu ſehen und zu hören hoffen.[9] Erſt die gegenwärtige Zeit hat den Wünſchen des Komenius theilweiſe entſprochen.

Die Schule der Mutterſprache oder der Volksſchule behält die Kinder vom 6.—12. Lebensjahr und zerfällt in ſechs aufſteigende Klaſſen mit einjährigem Kurſus. Die Klaſſen ſollen womöglich räumlich getrennt ſein. So viel Klaſſen, ſo viel Lehrzimmer, heißt es in der Scholae pansophicae delineatio und ebendaſelbſt: So viel Zehntſchaften, ſo viel Subſellien. Komenius hat demnach Schulſyſteme im Auge, die ſich nur an größeren Orten verwirklichen laſſen. Wie viel Lehrer an ſolcher ſechsklaſſigen Schule unterrichten, darüber findet ſich nichts; allzuviel werden es nicht ſein brauchen, da in der Didactica geſagt wird, daß ein Lehrer bequem 100 Schüler gleichzeitig unterrichten kann. Vielleicht hat Komenius auch ſchon die Durchführung

der Klaſſen von unten nach oben, die neuerdings Propaganda macht, durch einzelne Lehrer im Auge, wenn er ſagt: Es kann der Knabe nicht von mehreren Lehrern gleichzeitig mit Erfolg unterrichtet werden.

Für jede Klaſſe iſt ein Buch in der Mutterſprache zu ſchreiben, das alles enthält, was in dieſer Klaſſe gelehrt wird, ſo daß die Schüler weiter keine Bücher brauchen. Dieſe ſechs Bücher unterſcheiden ſich alſo nicht dem Stoff, ſondern nur der Form nach. Wunderlich ſind die Namen dieſer Bücher. Das Buch für die 6. Klaſſe, welches die ABC-Schützen in die Hand bekommen, führt den Namen: violarium (Veilchenbeet), die folgenden: rosarium, viridarium, labyrinthus, balsamentum, paradisus animae. Alle Schüler derſelben Klaſſe müſſen dasſelbe Buch und dieſelben Schulutenſilien haben. Wenn Komenius noch dabei die Bemerkung macht: Gut wird auch ferner ſein, wenn die Bücher auch von derſelben Ausgabe ſind, ſo daß Seite, Zeile und alles übereinſtimmt, ſo ſind wir auch damit einverſtanden. Die Penſen aus den einzelnen Büchern müſſen genau vertheilt werden, ſo daß jedem Jahr, jedem Monat, jedem Tage, ſogar jeder Stunde ſein abgeſonderter Stoff zukommt. Er verwirft es, daß in den Schulen Verſchiedenes auf einmal zu gleicher Zeit gelehrt wird. „Es muß dahin kommen, daß die Schüler zu einer Zeit nur von einem Lehrfach in Anſpruch genommen werden, denn wer wüßte es nicht, daß in den Schulen beinahe in den einzelnen Stunden den Tag über der Stoff der Lektionen und Uebungen wechſelt. Aber was heißt noch Verwirrung, wenn das keine iſt?“ Den geſunden Kern dieſer Gedanken hat die neuere Herbart-Zillerſche Pädagogik ſich zu eigen gemacht, indem ſie einen ſogenannten Geſinnungsſtoff in das Centrum des Unterrichts jeder Klaſſe ſtellt, um den ſich die anderen Unterrichtsgegenſtände gruppiren. Beherzigenswerth iſt auch des Komenius Forderung, daß täglich nur vier Stunden Unterricht

ertheilt werden ſollen; erſt in neueſter Zeit werden ja einige Konzeſſionen der öffentlichen Meinung gegenüber in dieſer Beziehung gemacht. Es ſei eine Marter, meint unſer Prieſter der Humanität, täglich 6—8 Stunden bei Unterricht und Uebungen zu verweilen, wie er auch will, daß der erwachſene Menſch nicht mehr als 8 Stunden — alſo achtſtündiger Normalarbeitstag — ſeinen geſchäftlichen Verrichtungen zuwende. 8 Stunden ſeien für Pflege der Geſundheit, Mahlzeiten, Erholung, 8 Stunden für Schlaf. Man denke ſich dieſe Forderungen im ſiebzehnten Jahrhundert, die vielleicht im zwanzigſten erfüllt werden. In den beiden Morgenſtunden iſt der Verſtand und das Gedächtniß, in den beiden Nachmittagsſtunden Hand und Stimme zu üben.

Für die Kinder des Volkes iſt damit die Bildung abgeſchloſſen, während die lateiniſche Schule die Jünglinge, deren Streben höher als auf Handwerk gerichtet iſt, ausbildet. Sie umfaßt in 6 Klaſſen das 13.—18. Lebensjahr. Die Klaſſen erhalten den Namen nach den Wiſſenſchaften, die zuerſt auftreten. Sie heißen der Reihe nach die grammatiſche, phyſiſche, mathematiſche, ethiſche, dialektiſche und rhetoriſche Klaſſe. Für jede Klaſſe iſt ebenfalls ein beſonderes Buch beſtimmt. So z. B. in der grammatiſchen Klaſſe ein kurzer Auszug der bibliſchen Geſchichte, in der phyſiſchen die Geſchichte der natürlichen Dinge u. ſ. w. In der panſophiſchen Schule zu Patak erhöhte er die Zahl der täglichen Schulſtunden auf 6, zwiſchen zweien trat aber immer eine halbſtündliche Pauſe ein. In den Vormittagsſtunden ſollen vorzugsweiſe Geiſt, Urtheil, Scharfſinn, Gedächtniß, in den Nachmittagsſtunden Hand, Stimme, Stil und Geberdenſpiel geübt werden. Darnach ſtellt er folgenden Stundenplan auf:

6—7 Leſen und Wiederholung des Liedes und der Schrift und Gebet.

½8—½9 Hauptaufgabe der Klaſſe, mehr theoretiſch (die

Wiſſenſchaft, wovon die Klaſſe den Namen hat, alſo Geſinnungsſtoff).

9—10 Dasſelbe mehr praktiſch.

1—2 Muſik oder eine angenehme mathematiſche Uebung.

½3—¼4 Geſchichte.

4—5 Stilübungen.

Dagegen ſollen häusliche Arbeiten prinzipiell nicht aufgegeben werden, was er folgendermaßen motivirt: „1. Die Schule heißt eine wiſſenſchaftliche Werkſtatt; hier iſt alſo zu treiben, was einen wiſſenſchaftlichen Fortſchritt bewirkt, nicht außerhalb. 2. Befiehl, wie du willſt, daß ſie dies oder jenes außer der Schule machen ſollen, ſie werden es doch — die Jugend bringt es ſo mit ſich — nur oberflächlich, nachläſſig und fehlerhaft thun; es iſt aber beſſer, gar nichts zu thun, als es fehlerhaft machen.“ [10] Die Schulgeſetze von Patak fügen dann noch hinzu, daß der Unterricht am Sonntag und Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag ausfällt. Zu den 3 Hauptfeſten ſind je 14 Tage Ferien, zur Weinleſe 4 Wochen Ferien zu geben.

Nachdem die jungen Leute den ſechsjährigen Kurſus abſolvirt haben, beziehen ſie die Univerſität, auf welcher wirklich univerſale Studien betrieben werden.

So faßt Komenius das ganze öffentliche Schulweſen in einen einheitlichen Organismus zuſammen. Gehen wir nun näher darauf ein, was in ſeinen Schulen gelehrt werden ſoll. Wir ſahen, daß Komenius als Hauptziel der Erziehung die ewige Seligkeit mit Gott hinſtellte. Daher ſucht er in erſter Linie die Schulen zu Pflanzſtätten der Tugend und Frömmigkeit zu machen, wobei wir allerdings dahingeſtellt ſein laſſen wollen, ob ſich ſeine Trennung von Tugend und Frömmigkeit rechtfertigen läßt. „Für den Himmel geboren und wiedergeboren ſind unſere Kinder, für den Himmel ſind ſie als Bürger

zu bilden und beizubringen ist ihnen die Bekanntschaft mit dem Himmlischen, mit Gott und Christus.“[11] Diesem Zweck sind Wissenschaften und Künste untergeordnet. Ueberall sollen die Kinder klar durchschauen können, alles, was sich nicht auf Gott und das ewige Leben bezieht, sei leerer Schein. Von früher Jugend müssen sich die Kinder am meisten mit dem beschäftigen, was unmittelbar zu Gott führt, mit Lesen der heiligen Schrift, den Uebungen in der Gottesverehrung und äußeren guten Werken. Die heilige Schrift ist das A und das O. Bei jedem Lehrstoff ist gelegentlich kurz auf Höheres und Höchstes hinzuweisen und durch die ganze Lehrart das Ziel der göttlichen Berufung im Auge zu behalten. Auf den Verstand und die Konfession komme es dabei nicht an, sondern auf das Herz und das Handeln. Mit demselben Eifer müssen alle Tugenden der Jugend eingepflanzt werden. Vor allem die Kardinaltugenden: Klugheit, Mäßigung, Stärke und Gerechtigkeit. Ebenso wird die Frömmigkeit als Ziel des Jugendunterrichts in der obersten Klasse der Schule zu Patak hingestellt.[12] Hier werden die Schüler unterwiesen, Gottes Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit zu erkennen und zu verehren, so daß sie sich, von der Schule ins Leben entlassen, überall, wohin sie sich wenden, von göttlichem Lichte umflossen fühlen und unter dem Himmel bereits durch himmlischen Ruhm untereinander zu leuchten anfangen.

Während wir prinzipiell mit Komenius in dieser Beziehung einverstanden sein können, ist doch der Weg, der zu diesem Ziele führen soll, mit den pädagogischen Anschauungen unseres Jahrhunderts nicht vereinbar, und Komenius trägt entweder zu sehr den Anschauungen seiner Zeit Rechnung oder irrt, indem er gegen seine eignen Grundsätze verstößt. Zwar, daß die Kinder vom ersten Gebrauch der Augen, der Zunge, der Hände, der Füße nach dem Himmel blicken sollen, die Hände erheben, Gott und Christum nennen, vor der unsichtbaren Majestät Gottes die

Kniee beugen und ihn fürchten lernen, möchte noch hingehen. Ebenſo, daß Gott Speiſe und Trank ihnen giebt und die Gottloſen mit dem Tode beſtrafe.[13] Aber man leſe das 10. Kap. der Schule der Kindheit: Schon im dritten Jahre ſollen die Kinder außer einigen kleinen Gebeten das Vaterunſer lernen und morgens und abends beten. Vor Ablauf des Jahres den chriſtlichen Glauben (!) lernen und morgens und abends herſagen. Im 4. Jahre iſt der Dekalog zu lernen und in Gegenwart des Vaters oder der Mutter dreimal täglich aufmerkſam herzuſagen; ſind ſie dabei nicht andächtig, ſo ſind die Kinder zuerſt zu ermahnen. Hilft das nicht, zu züchtigeu oder bisweilen ihnen das Frühſtück zu entziehen. Im 5. und 6. Lebensjahr wurde der religiöſe Stoff entſprechend vermehrt. Heißt das nicht gegen ſeine eigenen Grundſätze: „Die Natur wartet bei ihren Werken auf die paſſende Zeit“ oder „die Natur überſtürzt ſich nicht, ſondern geht langſam vorwärts“ oder, „die Natur treibt nichts gewaltſam vorwärts als was, innerlich gereift, hervorzubrechen trachtet“ verſtoßen? Und wo bleibt ſein Wahlſpruch: omnia sponte fluant, absit violentia rebus?

Nicht minder übertrieben waren die Religionsübungen für erwachſene Knaben in der Schule zu Patak. Nur einiges davon.[14] Der Reihe nach beteten die Schüler die zahlreichen Gebete, welche aus den Pſalmen und anderen Seufzern der Heiligen zuſammengeſtellt waren, mit frommer Geberde ſprachen ſie dieſelben, wobei ſie an nichts anderes als an Gott denken ſollten,[15] während ein Luther von ſich geſtand, daß er kein ganzes Vaterunſer mit Andacht beten könnte. In den täglichen Religionsſtunden wurden ſelbſtverſtändlich eine große Anzahl von Gedichten, Sprüchen und Liedern hergeſagt. Keiner durfte ſich vom Geſange geiſtlicher Lieder in und außer der Schule ausſchließen, damit die Schüler es verſtänden, ſich ſelbſt zu lehren und zu ermahnen mit Pſalmen, Lobgeſängen und geiſtlichen Liedern. Hat Jemand

eine katechetiſche Uebung, Predigt oder Schriftvorleſung verſäumt, trifft ihn die ſtrengſte Züchtigung. Nachdem der Lehrer ſeine Klaſſe ſorgfältig auf den Sonntag vorbereitet hatte, führt er ſie zur Kirche, wo die Schüler die Predigt nachſchreiben, welche Montags in der erſten Stunde abgehört wird. Selbſt auf dem Spaziergange oder nach dem Abendeſſen ſollten die Schüler ihre Erholung und Freude darin finden, Gott in Liedern zu preiſen, ihn ſtets loben und um Hülfe anrufen. Zur Ueberwachung der Frömmigkeit der Schüler wurde denſelben noch ein Pädagoge zur Aufſicht beigegeben.

Auch für das irdiſche Leben braucht der Chriſt mancherlei Kenntniſſe, die ihm in der Schule beigebracht werden müſſen. Alle Bildung ſoll aber nicht blendend, ſondern wahr, nicht oberflächlich, ſondern gediegen ſein. Nicht ein Schatten wahrer Gelehrſamkeit, klagt er, werde in den damaligen Schulen gelehrt; auch ſein Frühling ſei mit Schulfuchſereien elendiglich verloren gegangen. Nach großen Geſichtspunkten theilt er den geſamten Unterrichtsſtoff für die verſchiedenen Schulen in konzentriſche Kreiſe ein, zwar nicht dem Ausdruck, aber der Sache nach.[16] In den niederen Schulen ſoll alles mehr allgemein und in Umriſſen, in den höhern ſpezieller und ausführlicher gelehrt werden.

Schon in der Mutterſchule lernen die Kinder die Elemente faſt aller Wiſſenſchaften kennen. Doch iſt auch hier manches nach unſern Begriffen verfrüht. Zum Beweiſe ſeien ſeine Anſprüche in der Arithmetik angeführt. „Die Anfänge dieſer Wiſſenſchaft lernen die Kinder im dritten Lebensjahr kennen, in dem ſie zuerſt bis 5, dann bis 10 zählen lernen. Vom 4.—6. Jahr, in denen ſie bis 20 der Reihe nach zählen, mögen ſie merken, daß 7 mehr als 5, 15 mehr als 13 ſind. Welche Zahlen grade und ungrade ſind, werden ſie leicht aus dem Spiel, das wir „gleich und ungleich“ (par impar) nennen, ohne Schwierigkeit einſehen können.“

Bei der Auswahl der Unterrichtsgegenſtände für die Volksſchule iſt es unſeres Komenius Hauptverdienſt, die Mutterſprache in ihre unvergänglichen Rechte eingeſetzt zu haben, damals wirklich eine hervorragende That. Jedes Kind ſoll ſie geſchrieben oder gedruckt fertig leſen, auch ſie entſprechend den Geſetzen der Grammatik ſchreiben können. Im Rechnen und in der Geometrie betont er die praktiſche Seite, in letzterer Wiſſenſchaft iſt hauptſächlich das Meſſen verſchiedener Ausdehnungen zu üben. Ferner führt er die Realien in der Volksſchule ein und macht die Schulen dadurch dem praktiſchen Leben dienſtbar. Die allgemeine Geſchichte der Welt nach ihrer Erſchaffung, Verderbniß und Wiederherſtellung muß getrieben werden, desgleichen das Wichtigſte aus der Weltkunde, insbeſondere die Rundung des Himmels, Kugelgeſtalt der Erde, was damals noch nicht allgemein anerkannt war, kurz mathematiſche und politiſche Geographie. Im Geſangunterricht die gebräuchlichſten Melodien und leichtere Geſangſtücke. Viel hinausgekommen ſind wir noch heute nicht über die Forderungen des Komenius, im Gegentheil zählt er noch zwei Unterrichtsgegenſtände auf, die erſt in unſeren Tagen Anklang und theilweiſe Aufnahme gefunden haben, nämlich erſtens Staats- und Wirthſchaftslehre, von der die Kinder ſo viel kennen lernen ſollen, um die täglichen Vorgänge im Hauſe und Staate zu verſtehen, und zweitens ſollen ſie von den Handwerken die allerwichtigſten kennen lernen — alſo moderner Handfertigkeitsunterricht.

Die Studien der Lateinſchule theilt er in primäre, ſekundäre und tertiäre ein. Zu den erſteren gehören Sprachen, Philoſophie und Theologie. Eine hervorragende Stelle nimmt die lateiniſche Sprache, „die maßlos geliebte Nymphe jener Tage“ ein. Wenn dieſelbe auch etwas in den Schulen des Komenius zurücktritt, ſo ſoll ſie doch allgemeine Umgangs- und Weltſprache werden. Darum fordert er täglich lateiniſche Stilübungen und ein ſtetes

Lateinſprechen in und außer der Schule. Selbſt beim Spiel ſollen die Knaben lateiniſch ſprechen, damit dasſelbe einen doppelten Nutzen habe, nämlich die Pflege des Körpers und den Fortſchritt der Wiſſenſchaften.[17] Damit verkennt er allerdings die pſychologiſche Bedeutung des Spiels, erinnert aber an neuzeitliche Beſtrebungen, die ja auch das Spiel unter Kommando ſtellen. Aus dieſer Bevorzugung des Lateiniſchen erklären ſich auch ſeine zahlreichen lateiniſchen Schulbücher, in denen die Methode des lateiniſchen Unterrichts bis ins einzelne ausgearbeitet und Sprach- und Sachunterricht verbunden iſt. Der größte Theil ſeiner pädagogiſchen Werke bezieht ſich auf dieſen Gegenſtand. Unſere Jungen können übrigens froh ſein, daß ſie das Lateiniſche nicht nach der Methode des Komenius zu lernen brauchen, obwohl er in ſeinem Vestibulum ſagt: „Komm her, du Knab, oder wer du auch ſeiſt, der du begehrſt zu lernen die lateiniſche Sprach, dieſelbe will ich dich lehren durch kurzen und luſtigen Weg". Wenn die Knaben auch eifrig die lateiniſchen Schriftſteller ſtudiren ſollen, ſo eifert er doch in der Didactica gegen das Leſen der heidniſchen Schriftſteller, denn es erlaubt des Chriſten Würde nicht, mit den profanen Heiden ſo enge Gemeinſchaft zu haben und an denſelben ſich zu ergötzen. „Wir erröthen nicht, den jungen Chriſten einen ſcherzhaften Plautus, einen ſchlüpfrigen Catull, einen unreinen Ovid, einen frevleriſchen Lucian in die Hand zu geben. Daher ſind unſere Schulen nur dem Namen nach chriſtliche." In ſeiner Methodus novissima urtheilt er allerdings nicht ſo rigoros und empfiehlt die heidniſchen Schriftſteller, ſelbſt Terenz und Plautus, welche zum Lateinſprechen die Beſten ſeien. „Er war," bemerkt Raumer,[18] „in Bezug auf das Leſen der Alten in derſelben Verlegenheit wie andere chriſtliche Pädagogen. Er fürchtete den Einfluß heidniſcher Bücher auf die chriſtliche Jugend — dieſelbe chriſtliche Jugend ſollte aber durchaus Latein ſchreiben und ſprechen lernen. Latein ſprechen

lernt ſie unſtreitig am beſten durch wiederholtes Leſen des Terenz und dieſer iſt ſo unzüchtig. Wie iſt dieſer Widerſpruch zu löſen?“

Von anderen Sprachen wird in der Lateinſchule noch die Mutterſprache, Griechiſch und Hebräiſch gelehrt. Jede Sprache muß aber für ſich allein gelernt werden und einen gewiſſen Zeitraum beanſpruchen. So ſetzt er für das Studium des Griechiſchen ein Jahr feſt. Aerzte ſollen ſogar Arabiſch lernen.

Außer den Sprachen wird in der Schule das übliche Trivium und Quadrivium, beſonders aber Geſchichte, welche er zu den ſekundären Studien rechnet, getrieben. Er vertheilte den Stoff auf die verſchiedenen Klaſſen und nahm auf die Faſſungsgabe der Schüler Rückſicht. Auch hier war er wieder über 100 Jahre ſeiner Zeit voraus, denn noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Geſchichte und Geographie in Privatſtunden gelehrt.[19] In einer Stunde wöchentlich ſollte eine Zeitung vorgeleſen werden und zwar der Mercurius-Gallo-Belgicus.

Es möchte nicht überflüſſig und der Anſchaulichkeit förderlich ſein, wenn der geſamte Lehrſtoff einer Klaſſe im Auszuge aufgeführt würde. Wir wählen dazu die zweitunterſte Klaſſe der panſophiſchen Schule zu Patak, die ja wirklich ins Leben trat. Sie heißt janualis und das Motto: *οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω.* 1. Zwei Wände der Klaſſe ſind mit Bildern der im Buch dieſer Klaſſe beſchriebenen Dinge geſchmückt. Die andern beiden Seiten nehmen grammatikaliſche Erinnerungen in Bezug auf die Mutterſprache ein. 2. Religion: Ein Wäldchen Frömmigkeitsübungen iſt hinzuzufügen nebſt den in dieſer Klaſſe zu erlernenden Katechismuslehren. 3. Als klaſſiſches Buch wird hier angewendet der zweite Theil des Schulunterrichts (die Janua nämlich), enthaltend die äußere Anordnung der Dinge und der Sprache in dreieiniger Zuſammenſtellung, nämlich das lateiniſch-mutterſprachliche Lexikon, die volle und deutliche Grammatik und den Januatext ſachgeſchichtlich. 4. Mathematik: Vom Rechnen

ſollen ſie Addition und Subtraktion lernen, aus der Geometrie die Flächenfiguren, aus der Muſik die Solmiſation[20] perfekt. 5. Als hiſtoriſches Buch dient auch hier nichts anderes als der Text der Janua. Wenn der Lehrer dieſen in einer für die Geſchichte beſtimmten Stunde wiederholt und aus irgend einem Stoffe, den ſie bereits in einer Frühſtunde ſo durchgegangen haben, daß Worte und Inhalt gefaßt worden ſind, bei paſſender Gelegenheit einige nützliche Sachen den Schülern in angenehmer Weiſe erzählt, ſo wird es ihm leicht gelingen, das Verlangen zu entzünden, öfter Geſchichtliches zu hören. 6. Die Stilübungen umfaſſen auf dieſer Stufe den mündlichen Ausdruck, den Bau der Sätze und Perioden. Sie ſollen bei jedem Worte (Hauptwort, Zeitwort u. ſ. w.) die von ihm abhängigen Worte und nach den Regeln aufzubauen verſtehen. Im letzten Vierteljahr mögen ſie ſich üben, Perioden aufzulöſen und zu bilden. 7. Nebenfächer ſollen auch hier nicht getrieben werden, damit die zarten Naturen nicht zerſplittert werden. 8. Die Arten der Spiele mag der Lehrer beſtimmen. 9. Theatraliſche Uebungen werden darin beſtehen, daß der Text der Janua in ſchlichten Fragen und Antworten aufgelöſt und dieſe Geſpräche dann auf der Bühne von Einigen aufgeführt werden.

Neben der religiöſen, ſittlichen und intellektuellen Bildung betont Komenius auch die phyſiſche Bildung — wiederum ein Novum —, welche er zu den tertiären Studien rechnet. In den Grundſätzen der Lebensverlängerung[21] verlangt er, daß der Körper in Lebensfriſche erhalten werde. Dies geſchieht durch eine mäßige und einfache Nahrung, durch die nothwendige Bewegung und Uebung, ernſte ſowohl wie kurzweilige. Mäßigung zu üben im Eſſen und Trinken, im Schlafen und Wachen, in Arbeit und Erholung, im Sprechen und Schweigen ſollen die Schüler während der ganzen Zeit ihrer Ausbildung gelehrt und gewöhnt werden. Turnen müſſe getrieben werden, wie Laufen,

Springen, Ringen, Ballſpiel, Kegel.[22] Wie lange hat es noch nach Komenius' Tode gedauert, ehe das Turnen in den Schulen heimiſch wurde? Daß die Jugend ſpielen ſollte, wurde oben erwähnt. Selbſt die modernen Ausflüge kennt er ſchon. „Auch Ausgänge mache man mit den Schülern, um Aecker, Wieſen und Weinberge und die Arbeiten zu betrachten, welche daſelbſt verrichtet werden. Auch können die Pläne und Stilarten der Bauwerke[23] erklärt und die Arbeiten der dabei beſchäftigten Gewerke in Augenſchein genommen werden." Hierhin mag auch die Aufführung von Schauſpielen gerechnet werden, die alle Vierteljahre eine Woche lang von den beſten Schülern jeder Klaſſe mit feſtlicher Muſik und nachfolgendem Mahle veranſtaltet werden ſollen. Doch verwirft er die unſauberen Stücke der Alten und verfaßt ſelbſt einige, welche aber nach dem Urtheil von Kennern mit unübertrefflicher Nüchternheit geſchrieben ſind, wie ihm denn überhaupt Poeſieloſigkeit zum Vorwurf gemacht wird.[24]

Nachdem wir nun die Organiſation der Schulen, ihre Unterrichtsziele- und Stoffe betrachtet haben, kommen wir zu ſeinen methodiſchen Grundſätzen, denen er ſeinen pädagogiſchen Ruhm vornehmlich verdankt. Und wirklich enthalten dieſelben ſo viel Wahres und Richtiges, daß wir in dieſer Beziehung kaum über Komenius hinausgekommen ſind und daß ſich wenig hinzuſetzen laſſen wird. Doch beſchränkt ſich dieſes Lob auf die allgemeinen Unterrichtsgrundſätze, nicht auf die ſpezielle Methodik. Erſtere ſind in allen Pädagogiken mehr oder weniger ausführlich behandelt worden, ſo daß wir dieſen Punkt kürzer faſſen und auf die Darſtellungen bei Raumer, Schmidt, Seiffarth verweiſen können. Der Menſch iſt von den Philoſophen Mikrokosmos genannt worden. Es kann alſo nichts in den Menſchen von außen hineingetragen werden, ſondern, was er in ſich ſelbſt zuſammengefaltet beſitzt, das allein muß entwickelt und entfaltet

werden. Daher ist seine Kardinalforderung, die Methode soll natürlich sein. Man erwartet aber nach obigem Grundsatz, daß er nun die Natur des Menschen erforschen würde. Statt dessen belauscht er das Leben der Vögel, das Wachsen der Bäume und das stille Wirken der Sonne und zieht aus diesen Prozessen Schlüsse für die richtige Unterrichtsmethode. Es liegt der Einwand nahe, daß nimmermehr das negative und animalische Leben der Natur ein Vorbild für das intellektuelle und geistige Leben des Menschen sein kann, mögen immerhin auch Analogien vorhanden sein, denn similia illustrant quidem, sed non probant. Auch abgesehen davon, ist die Deduktion aus der objektiven Natur mitunter eine gezwungene. Einige Beispiele mögen dies klar machen. Aus dem Vorgang, daß, wenn der Vogel die Eier zu brüten anfängt, er nicht eher davon abläßt, bis die Jungen ausgekrochen sind, wird gefolgert, daß der der Schule Uebergebene darin so lange erhalten werden muß, bis er als kenntnißreicher, gesitteter und religiöser Mensch daraus hervorgegangen ist. Und aus dem Vorgang, daß der Vogel das Ei nicht eher verläßt, bevor nicht die Gliedmaßen ordentlich geformt und gefestigt sind, folgert Komenius: Man lasse nichts gedächtnißmäßig lernen, außer was mit dem Verstande richtig erfaßt ist. Sehen wir aber von dieser augenscheinlichen Liebhaberei ab und entkleiden wir seine Theorie dieses aus der Natur herbeigeholten Schmuckes, so bleibt noch eine wahre Fundgrube pädagogischer Goldkörner übrig.

Trotz des oben gemachten Einwandes gewinnt er doch eine auf die Natur des kindlichen Geistes gegründete sichere Methode, denn die Sinne sind ihm das Fundament der Erkenntniß, daher müssen die Jüngsten in sinnlichen Dingen unterrichtet werden. Dann ist das Gedächtniß zu üben, welches die Aufgabe hat, einzuprägen, festzuhalten und zu erinnern. Es folgt der Verstand, zuletzt das Urtheil.

Der natürlichen Methode entſpricht es, wenn man ſtufenweiſe lehrt, wenn man vom Leichten zum Schweren, vom Wenigen zum Vielen, vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten, vom Näheren zum Entfernteren, vom Regelmäßigen zum Anomaliſchen geht. Alle Disziplinen ſind nach einer naturgemäßen Methode zu lehren und nach gleichförmigen Lehrbüchern. Verkehrt iſt es, Anfängern der lateiniſchen Sprache die Regeln lateiniſch mitzutheilen. Eine fremde Sprache lehren zu wollen, bevor man der eigenen mächtig iſt, heißt ſeinen Sohn im Reiten unterrichten, bevor er gehen kann. Die erſten Uebungen der Anfänger müſſen an bekannten Stoffen vorgenommen werden. Jede Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt muß zuerſt mit dem einfachſten Rudiment beginnen, damit die Idee des Ganzen entſtehe.

Die lückenloſe Stufenfolge des Unterrichts iſt eine von den drei Hauptſtücken ſeiner Methode. Als die beiden andern ſtellt er in ſeiner Methodus den Parallelismus der Dinge und der Worte hin und das leichte, angenehme, ſchnell fördernde Verfahren bei dem Unterricht. Die Menſchen müſſen gelehrt werden, ſo weit wie möglich nicht aus Büchern ihre Einſicht zu ſchöpfen, ſondern aus Himmel und Erde, aus Eichen und Buchen. Schon in der Janua reserata beklagt ſich Komenius, daß die Jugend mit weitläufigen grammatikaliſchen Regeln aufgehalten und mit Wörtern der Dinge ohne die Dinge ausgeſtopft würde. Die Hauptſache ſei, die Dinge zu begreifen, welche mit den Wörtern ſollten ausgeſprochen werden. Dieſem Mangel ſucht er namentlich im Orbis pictus abzuhelfen, ſo gut es ſich eben durch Bilder machen ließ. Nach der Vorrede dient dies Büchlein dazu, den Sachen nachzuhelfen, den Verſtand zu ſchärfen und die Knaben leichter leſen zu lehren. Unſere Fibeln ſind nach den darin enthaltenen Vorſchlägen gearbeitet, denn der Hauptgrundſatz alles elementaren Unterrichts, der der Anſchauung, iſt darin zur Geltung gebracht und konnte ſeitdem nicht verdrängt

werden. Dabei verſchlägt es nicht, wenn Komenius ab und zu gegen das Prinzip verſtößt, ſo z. B., wenn er den Kindern die Thätigkeiten der Künſte in bildlicher Redeform und die Konſtellationen und Umlaufszeiten der Planeten erklärt; auch finden ſich viele überflüſſige techniſche Ausdrücke darin. Mit dem Prinzip der Anſchauung hängen dann andere Grundſätze zuſammen. Alles unter ſich Verbundene muß auch beim Unterricht verbunden bleiben. Wort und Sache, Leſen und Schreiben, Uebung des Stils und Gedankens, Lernen und Lehren, Spiel und Ernſt müſſen ſtets verbunden bleiben. Leſen und Schreiben werde zu gleicher Zeit gelehrt. Hätte man letzteres eher beherzigt, würde man ſich manche falſche Leſemethode haben ſparen können. Die Sprache darf nicht aus der Grammatik, ſondern aus geeigneten Schriftſtellern gelehrt werden. Beiſpiele müſſen den abſtrakten Regeln, kurz überall muß die Materie der Form vorangehen. Jede Regel iſt mit den kürzeſten, aber klarſten Worten zu geben. Man treibe nicht vielerlei zu gleicher Zeit, ſondern eins nach dem andern. Das Unnöthige, das Fremde, das Beſondere iſt im Unterricht bei Seite zu laſſen. Sehr beachtenswerth iſt auch das Wort: „Man darf nicht Zweifel an einer Sache erheben, welche von dem Geiſte erſt erfaßt werden ſoll". Jede Kunſt wird durch Ueben gelernt, Schreibkunſt durch Schreiben, Singkunſt durch Singen u. ſ. w. Die vollkommenſte Kunſtlehre iſt ſynthetiſch und analytiſch. Die Syntheſis iſt die Hauptſache; jedes Ding und Kunſtwerk tritt uns in ſeiner Syntheſis entgegen, wir analyſiren es, ſuchen es in ſeinem Organismus zu erkennen und ſetzen es wieder zuſammen. Wiederholen iſt eine Hauptſache; man gehe nicht auf ein Zweites über, bevor man des Erſten mächtig iſt; beim Zweiten wiederhole man das Erſte. Dieſe wenigen ohne Begründung gegebenen Sätze zeigen uns die Höhe, auf welcher Komenius ſteht und welche bedeutende Stelle er in der Entwickelung der Pädagogik einnimmt.

Spezielle Anweiſungen, welche ſich auf die Lehrweiſe beziehen, ſind in ſeinen Schriften ſpärlich vertreten und entſprechen nicht dem Ideal eines guten Unterrichts. In der Didactica ſagt er darüber: Der Lehrer hat das Penſum der betreffenden Stunde, während Alle zuhören, vorzuleſen und wiederholt zu leſen und, wenn etwas der Erklärung bedarf, dieſe möglichſt leichtverſtändlich zu geben, daß nichts unverſtanden bleiben kann. Hierauf läßt er dies der Reihe nach wieder leſen, und während der Eine deutlich und verſtändlich vorlieſt, haben die Andern in ihr Buch zu ſehen und ſtillſchweigend nachzuleſen; hat man das eine halbe Stunde oder darüber fortgeſetzt, ſo wird es geſchehn, daß die Fähigeren das Geleſene ohne Buch zu wiederholen verſuchen werden, ſchließlich auch die langſamen Köpfe. An einer andern Stelle führt er aus: In jeder Stunde läßt der Lehrer, nachdem der Lernſtoff kurz vorgetragen und der Sinn der Worte klar erläutert, alsbald einen Schüler aufſtehen, der alles von dem Lehrer Geſagte in derſelben Ordnung (gleichſam ſelbſt als Lehrer der Andern) zu wiederholen, die Lehren mit denſelben Worten zu erläutern hat und der berichtigt wird, ſobald er abirrt. Dann wird ein Anderer aufgerufen, der dasſelbe zu leiſten hat, während die übrigen zuhören, hierauf ein Dritter u. ſ. w. Aus dieſer methodiſchen Anweiſung ergiebt ſich, daß dieſe Methode das erſetzen ſollte, was den Lehrern an Ausbildung fehlte; es treten gewiſſermaßen die Bücher an Stelle der Lehrer, woraus man bei der damaligen ſchlechten Vorbildung der Lehrer dem Komenius keinen Vorwurf machen kann. Allerdings läßt ſich nicht verkennen, daß alles zu ſehr nach der Schablone zugeſchnitten war. Nach einer Schablone waren die Lehrbücher abgefaßt, nach einer Schablone wurde das Penſum abſolvirt, gleichviel ob in der Klaſſe vestibularis oder atrialis, nach einer Schablone die verſchiedenſten Lehrgegenſtände behandelt, nach einer Schablone Glauben und Wiſſen eingeübt, nach einer

Schablone große und kleine Knaben unterrichtet und behandelt. „Wo bot," fragt Gottſched,[25] „unſerm feinfühligen Beobachter die Natur nur ein Beiſpiel eines trockenen Syſtems und einer langweiligen Schablone, ſie, die ſich nach Kraft und Vermögen ihrer Gebilde richtet, die auf allerlei Weiſe fördert und die kein Blatt und kein Haar dem andern gleich formt."

Wenn auch die Perſönlichkeit des Lehrers bei dieſem Ueberwiegen der Methode zurücktrat, ſo legt er doch auch Werth auf dieſelbe. Die Lehrer ſollen den Schülern ein gutes Beiſpiel geben, ſollen fromme, ehrenhafte und thätige Männer ſein. Faulheit des Schülers muß durch Fleiß des Lehrers erſetzt werden. Um den Beruf möglichſt zu heben, verlangt er, daß nicht, wie bisher, Kandidaten des Predigtamts vorübergehend die Stellung eines Lehrers bekleideten, ſondern daß von Gott mit beſonderen Gaben ausgeſtattete Didaktiker ſich dieſes Amt als Lebensaufgabe wählen möchten. Einſchränkend fügt er in der Methodus hinzu, daß der Lehrer ein nicht zu guter Kopf ſein möchte, iſt er's, ſo lerne er Geduld.[26] Auch führt er den Ausſpruch des Fortius an: Von ſeinen Lehrern habe er viel gelernt, mehr von ſeinen Mitſchülern, am meiſten von ſeinen Schülern.

In der Schule zu Patak wurde der Lehrer noch durch Gehülfen in ſeinem Amt unterſtützt. Aus der Mitte der Schüler wurden nach der Sitte der damaligen Zeit ſogenannte Zehntmänner ausgewählt, die die Ordnung aufrechthalten und das Leſen, Schreiben und gegenſeitige Abfragen beaufſichtigen ſollten. Sie erhielten die Ehre und das Anſehen eines Hypodidaskalos. Ebenſo waren aus der Mitte der Schüler ſogenannte Pädagogen beſtellt, die zugleich Philopaeden ſind, das heißt nicht bloß Führer ihrer Zöglinge, ſondern auch ihre Freunde. Ueber der ganzen Schule ſteht der Rektor, gleichſam ihr Licht und ihre Säule, und da er keine eigene Klaſſe hat, muß er täglich alle Klaſſen durchwandern und als eine Sonne ihren Himmel überall

erleuchten. Interessant ist, daß schon zu Komenius' Zeit der Rektor eine Chronik führen muß.[27]

Es erübrigt noch, auf die Behandlung der Schüler von Seiten der Lehrer einzugehen. Selbstverständlich ist, daß Komenius, der das Schulzimmer freundlich geschmückt wissen und den Unterricht so leicht als möglich gemacht haben wollte, kein Freund war von der rigorosen Behandlung in jenen rauhen Zeiten, welche die Schule zu Folter- und Marterkammern machte. Was er darüber im 26. Kapitel der Didactica sagt, zählt Zoubeck mit Recht zu dem Schönsten im ganzen Werke. Nicht als ob er keine Zucht wollte. Eine Schule ohne Zucht ist wie eine Mühle ohne Wasser. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie erfüllt sein müsse von Klagen, Streichen und Schwielen. Denn wie die himmlische Sonne beständig Licht und Wärme, oft Regen und Wind, selten Blitze und Donner darbietet, so ist es auch mit der Disziplin. Am besten sei es, durch ein gutes Beispiel zu wirken, durch freundliche Worte und durch ein allezeit aufrichtiges und offenes Wohlwollen — durch ein rauhes Blitzen und Donnern aber nur manchmal und ausnahmsweise und dann zugleich mit der Absicht, daß die Strenge immer in Liebe auslaufe. Aufmerksamkeit und Wachsamkeit des Lehrers würden viele Strafen überflüssig machen. Seien die Lehrer leutselig und gewinnend, dann würden sie nicht durch finsteres Wesen die Gemüther von sich abschrecken, sondern durch väterliche Gesinnung, Haltung und Worte an sich locken. Golden sind folgende Worte: „Wir Lehrer müssen wie geschickte Goldschmiede die Figürchen des lebendigen Gottes, das vernünftige Geschöpf, leise klopfen und behutsam heilen, aber nicht mit unvernünftigem Ungestüm darauf loshämmern, wir müssen genaue Stufen in der Zucht beobachten, einen Verstoß gegen die Grammatik anders bestrafen als ein Vergehen gegen die Mitschüler und dieses wieder anders als eine Sünde gegen Gott."

Ueberhaupt ſind um des Unterrichts und der Studien willen keine Schläge anzuwenden, ſagt er wiederholentlich in ſeinen pädagogiſchen Werken.[28] Nur wer in der Sittlichkeit auf Abwege geräth, gegen den muß eine ſtrenge und rückſichtsloſe Disziplin geübt werden. Denn wer ſich mit Andern zankt, ſchlägt, wer ſchwört oder flucht, muß mit ſtrengem Schelten und, wenn Worte nichts verfangen, mit der Ruthe und zwar immer auf friſcher That beſtraft werden. Ebenſo iſt Widerſpenſtigkeit mit Strenge zu brechen, Verleumdung, Läſterung und Unflätherei mit der ſchärfſten Züchtigung zu ſühnen.

So hätten wir das Syſtem unſeres großen Pädagogen, ſein Leben und Wirken uns in großen Zügen vorgeführt, indem wir uns nach Kräften bemüht haben, die Fortſchritte desſelben ins gehörige Licht zu ſetzen, ohne jedoch die Irrthümer zu verſchweigen. Auf dem Titelblatt ſeiner didaktiſchen Werke ſehen wir die ſtattliche und ernſte Geſtalt des ſinnigen Denkers ſitzen, angethan mit einem langen Talar, die rechte Hand liegt auf der Bibel, die linke zeigt nach dem Globus. Das Auge blickt milde und ſanft, die hohe Stirn verräth den Denker, und ein langer Bart wallt herab — fürwahr der alten Propheten einer. Wehmuth ergreift uns, wenn wir der Tragik ſeines Lebens gedenken: ein Vaterland, das ihn verſtieß; eine Kirche, die vor ſeinen Augen unterging; Lebensziele, welche erſt eine ferne Zukunft verwirklichte. Keine andere Genugthuung können wir ihm gewähren, als wenn wir denſelben Eifer, dieſelbe Treue, dieſelbe Liebe, welche er ein halbes Jahrhundert in Trübſal, Noth und Verfolgung gezeigt hat, der uns anvertrauten Jugend beweiſen.

Anmerkungen.

[1] Kleinert, a. a. O. S. 22.

[2] Anders urtheilt Seiffarth, a. a. O. S. 43.

[3] Dieſelben ſind ſchwer zu bekommen. Zoubeck und andere Autoren bedanken ſich bei der Univerſitäts-Bibliothek in Göttingen für die Ueberſendung derſelben, dem ſich Verfaſſer dieſer Skizze anſchließt.

[4] Näheres über dieſe drei Propheten bei Herzog, Realencyklopädie, Bd. III., S. 3.

[5] Abgedruckt bei Krauſe, Tageblatt des Menſchheitlebens, Dresden 1811, und Leonardi, Der Philoſophenkongreß als Verſöhnungsrath, Prag 1819.

[6] Didactica magna VII., 4.

[7] Schola infantiae XII.; mittam te in scholam, mittam, mitesces, virgis te caedent, expecta modo.

[8] Didactica magna XIX., 39.

[9] Didactica XVII., 17.

[10] Scholae pansophicae delineatio 57.

[11] Didactica XXIV., 3.

[12] Scholae pansophicae delineatio pars II.

[13] Monstrato iis coelo: dices deus ibi habitat, monstrato sole: ecce nobis deus lucet, cum tonat; ecce impiis minatur. Schola infantiae.

[14] Ausführlich geſchildert bei Gottſched a. a. O. S. 41.

[15] Precibus sacris attenta mente quisque adesto neque tum aliud quam deum cogitato. Si quis irreligiosae mentis indicium dederit, castigator. Leges scholae.

[16] Studia omnia sic disponantur, ut posteriora semper in prioribus fundentur, priora a posterioribus firmentur.

[17] Praecepta morum XXV.: Colloquia inter ludendum latine sint, ut lusus binam (!) habeat utilitatem, vegetationem (!) nempe corporis et animi et profectum in literis.

[18] A. a. O. Theil 2, 4. Aufl.

[19] Kehr, Geſchichte der Methodik I., S. 177.

[20] Nach Beeger (Richterſche Bibliothek Bd. XI. S. 343) verſteht man unter Solmiſation die Benennung der Töne in der Tonleiter nach den in Italien erfundenen Bezeichnungen ut, re, mi, fa, sol, la, unter Solmiſiren das Singen auf dieſe Silben.

[21] Didactica cap. XV.

[22] Scholae pansophicae delineatio.

[22] Alſo kunſtgeſchichtlicher Anſchauungsunterricht.

[24] Gottſched, a. a. O. S. 63.

[25] Gottſched, a. a. O. S. 63.

[26] 117. Docens aut ne sit nimis ingeniosus aut sit patientiam doctus.

[27] Leges scholae: historicum scholae agito, omnia praecipua acta in annales referto. Alſo Salomo hat auch hierin Recht.

[28] Wir müſſen ihn hier gegen Gottſched in Schutz nehmen, der ihn der Inkonſequenz zeiht und ihn auch bei Verſtößen gegen die Grammatik Schläge anwenden läßt. Gottſched wird nämlich durch den Ausdruck „Priscianpeitſche" verleitet, an eine wirkliche Peitſche zu denken, denn er ſagt auf S. 49. „Wer einen Fehler im Lateiniſchen zum zweiten oder gar zum dritten Male begeht, bekommt die Priscianpeitſche ſchärfer und ſehr viel ſchärfer zu fühlen als beim erſten Mal." Es iſt aber von einer Art Fehlerverzeichniß die Rede. Die betreffende Stelle befindet ſich in der Scholae pansophicae delineatio § 79 und lautet: diligentiae hic custodem, quem signum emendationis vocant, constituimus, libellum e charta pura compactum, Priscianomastix appelandum, ei qui in Priscianum peccaverit disciplinae gratia in manus dandum: eidem libello mox inscripto, quid contra Latinitatem peccavit. Alſo zu deutſch: Wir beſtimmen hier als Wächter des Fleißes, welchen man Verbeſſerungszeichen nennt, ein Büchlein aus weißem Papier angefertigt, Priscianspeitſche genannt, welches dem, der gegen den Priscian (Grammatik) verſtoßen hat, als Zuchtmittel in die Hand zu geben iſt. In dies Büchelchen hat er einzutragen, was er gegen die Latinität gefehlt hat.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

STORAGE
ANNEX.

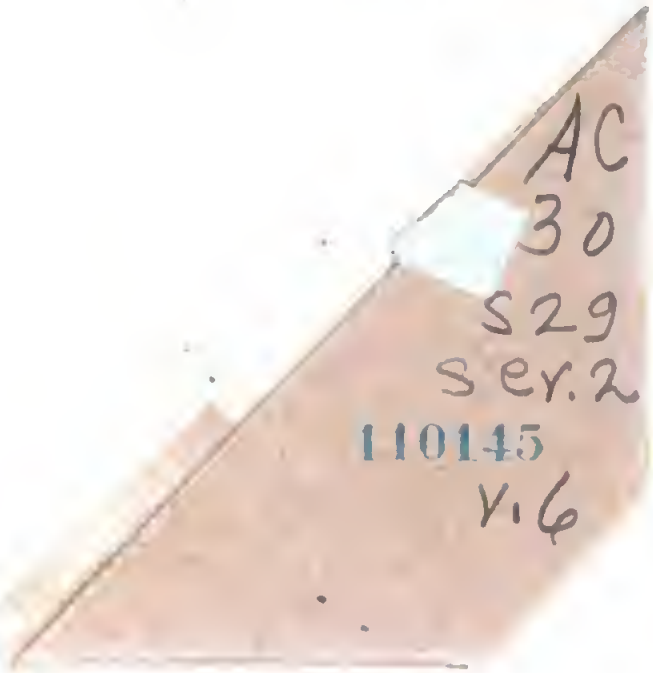
Univ. of
Sac Pacific

INTER-LIBRARY
LOAN
FEB 4 1970

LD 21–100m-7,'52(A2528s16)476

YC [illegible]

YC 0497



Digitized by Google

Digitized by Google